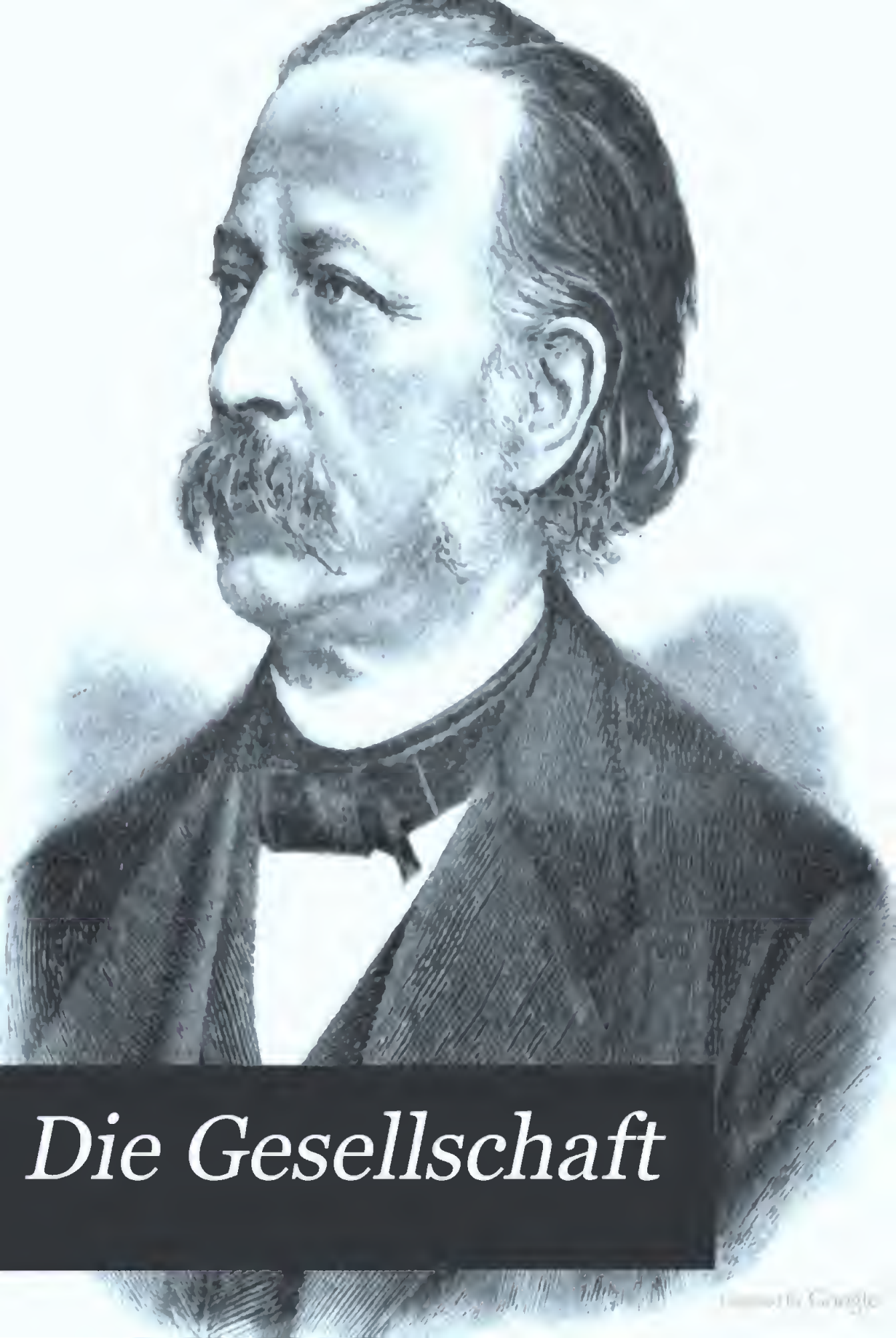
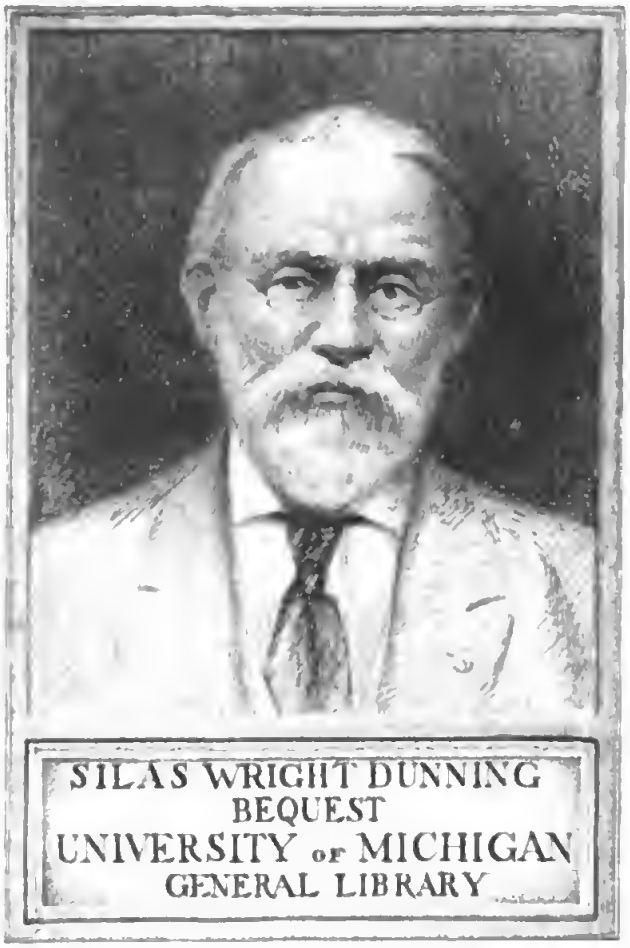
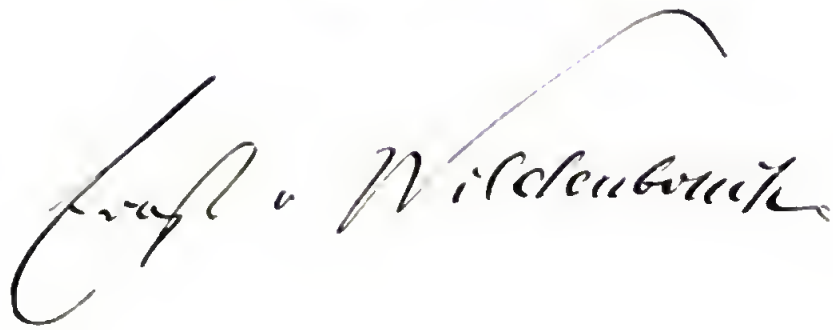


Die Gesellschaft



SILAS WRIGHT DUNNING
BEQUEST
UNIVERSITY OF MICHIGAN
GENERAL LIBRARY

AP
30
.G39



Digitized by Google

Die Gesellschaft

Monatsschrift

für

Litteratur und Kunst.

Begründet von Dr. M. G. Conrad.

Herausgegeben von

M. G. Conrad und **Karl Bleibtreu.**

Jahrgang 1889. Viertes Quartal.

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich
K. B. Hofbuchhändler.

Dunning
Hesser
12-9-35
31146

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Alberti, Conrad, Entwicklung und Ergebnisse der „großen Revolution" . 1379
Judentum und Antisemitismus 1718
Theodor Fontane 1753
B. J., Vorherrschaft des Militarismus 1760
Bahr, Hermann, Die treue Adele 1556
Bleibtreu, Karl, Noch einmal über das Modellwesen 1643
Emile Augier und der Realismus 1767
Brasch, Moritz, Julius von Kirchmann 1537
Christaller, G., Über Modellwesen 1465
Conrad, M. G., Die Franzosen in Deutschland 1377
Die Franzosenherrschaft im neuen Deutschen Reich 1531
Münchener Kunstleben 1647, 1771
Wie stellen wir uns zu den Franzosen? 1687
Schleicher und Genossen 1745
Mein erster publizistischer Prozeß. 1749
Der Realismus und der Lehrerstand 1770
Dichteralbum, Unser (mit Beiträgen von Fritz Böhl, A. Forstenheim, Alfr. Friedmann, Th. von Grienberger, Franz Held, J. H. Hillebrand, Herm. Hango, Steph. Milow, P. Michaelis, Theob. Nöthig, Heinz Osser, H. v. Reder, Ludw. Scharf, O. Sieben-list, Br. Tellheim, Trueba-Fiedler, A. v. Wallpach, Wilh. Walloth, E. v. Wildenbruch u. a. m.) 1448, 1554, 1711
Fontane, Theod., Der Karrenschieber von Grisselsbrunn 1691
Gutheil, Arthur, Briefe eines gebildeten dummen Jungen 1564
Gutzeit, Joh., Litterarische Krankheiten 1620
Hammer, Fritz, Die Schmutzforscher in der Kritik 1616
Heiberg, Hermann, Nacht und Tod 1419
Hinterkircher, Osw., Beim Einsiedler im Steinbruch. 1623
Jonas, Emil, Über die Nemesis-Idee 1477, 1587
Kalantarow, N. von, Ein Märchen. 1710
Kritik: 1492, 1653, 1774 (Amerikanische Litteratur 1817. — Böhmische Litteratur 1528. — Dichtungen 1496. — Die realistische

Seite

Litteratur und der Staat 1774. — Dramen 1499, 1657, 1793. — Engliſche Litteratur 1505, 1677, 1812. — Franzöſiſche Litteratur 1508, 1679, 1810. — Helleniſche Litteratur 1512, 1819. — Italieniſche Litteratur 1614, 1682. — Lyrik 1787. — Neue Lyrik 1660. — Polniſche Litteratur 1686. — Portugieſiſche Litteratur 1823. — Romane und Novellen 1493, 1654, 1776. — Ruſſiſche Litteratur 1516, 1686. — Skandinaviſche Litteratur 1525, 1814. — Spaniſche Litteratur 1524, 1816. — Ungariſche Litteratur 1527. — Vlämiſche Litteratur 1822. — Zeitſchriften 1674. — Zur realiſtiſchen Litteratur 1653.)

Müller-Guttenbrunnn, Adam, Ein Dichterbild 1457
Normann, Joh., Aus dem Tagebuch eines Realiſten 1580
Schwann, M., Conrad Albertis „Was erwartet die deutſche Kunſt von Kaiſer Wilhelm II.?“ 1633
Ein Abſchied 1705
Siebenliſt, Ottilie, Wirklichkeit 1700
Spanier, M., Eine Todesſtunde 1694
Wechsler, Ernſt, Berliner Autoren 1431, 1599
Ernſt von Wildenbruch 1486
Wildenbruch, Ernſt von, Mein Onkel aus Pommern 1406
Wolzogen, Ernſt von, Freie Bühne 1733

Porträts:

Ernſt von Wildenbruch.
Dr. Moritz Braſch.
Theodor Fontane.

Oktober 1889.

Die Franzosen in Deutschland.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Germaniens Hauptstadt an der Isar hat vor zwölf Monaten mit ungewöhnlichem Aufwand die Jahrhundertfeier der Geburt seines großen Kunstkönigs Ludwig des Ersten gefeiert. München erfüllte damit eine Pflicht der Dankbarkeit; denn daß es ist und wie es ist, verdankt es seinen wittelsbachischen Fürsten — und als der gewaltigste und unternehmendste ragt unter diesen der erste Ludwig hervor. Alles verdankt München seinen Fürsten, sein Bier, sein Hofbräuhaus, seine Kunst — es ist buchstäblich eine höfische Kreatur.

Diese höfische Kreatur, die natürlicherweise auch alle Laster und Schattenseiten einer solchen in seltener Vollkommenheit und Urwüchsigkeit vereinigt, hat sich den festlich berauschten Kopf zerbrochen, wie aus der vorjährigen königlichen Jahrhundertfeier etwas Dauerndes zu ziehen sei, eine Einrichtung, die nach verrauschtem Festesjubel Zeugnis ablege von der fortbildenden Schöpferkraft des heimischen Kunstgeistes, stark genug, München auch den Nichtmünchnern als die erste Kunststadt in deutschen Landen glaubhaft zu machen.

Und es wurde gefunden, daß die Abhaltung einer jährlichen Ausstellung von Kunstwerken aller Völker vorerst das einzig Erreichbare und Dauerverheißende sei. Man beschloß also die Einrichtung eines — französisch gesprochen — Münchener Salons. Zwar wurde von amtswegen der französische Ausdruck nicht gewählt, man begnügte sich mit der schlichten deutschen Bezeichnung „Jahresausstellung", allein die französische Sache blieb

in der Seele der Unternehmer doch als Urbild stehen. Mehr noch: die französische Kunst sollte in dieser Münchener Jahresausstellung die gastlichste Stätte auf deutschem Boden, die erreichbar umfassendste Vertretung und Berücksichtigung finden.

So ist es auch gekommen. Die Franzosen haben in diesem Jahre in München ihren Einzug gehalten, wie nie zuvor in irgend einer anderen deutschen Kunststadt; man hat ihnen die Hände unter die Füße gebreitet, hat ihnen in spaltenlangen Zeitungsartikeln und unzähligen Reklame-Notizen gehuldigt, hat ihnen die besten Plätze und die glänzendsten Auszeichnungen eingeräumt, kurz — man hat diesen Herrschaften das Geschäft besorgt, wie es niemals einem Deutschen im Auslande und noch weniger im Inlande besorgt worden ist.

Frankreich kann zufrieden sein. Es kann dem Buche seiner Siege ein neues goldenes Blatt einfügen. Es hat seiner geistigen, moralischen und wirtschaftlichen Macht eine neue Veste erobert: die deutsche Kunststadt München.

Die Franzosen herrschen in unsern Theatern, sie herrschen auf unserm Büchermarkte, sie herrschen in unsern Kunsthallen und Jahresausstellungen. Der moderne Deutsche könnte sein Deutschtum nicht verdauen, ohne diese Herrschaft der Franzosen in seinem Lande; der moderne Deutsche hat im Theater, in der Litteratur, in der Malerei und Plastik die Franzosen nötig, um seines reichsbürgerlichen Lebens froh zu werden!

So lange der alte eiserne Kanzler lebt, werden die Franzosen in der Politik noch mit Erfolg abgewehrt. Das ist ein Trost, wenn auch ein schwacher. Denn wie lange wird der politisch-militärische Damm vorhalten, wenn fortwährend neue Kanäle gegraben werden, um einstweilen das gesamte schöngeistige und künstlerische Leben der deutschen Völker von der französischen Produktion überfluten zu lassen?

Wir mögen uns mühen wie wir wollen, dem deutschen Volksgeiste in Litteratur und Kunst zu einem eigenartigen, charaktervollen Ausdrucke zu verhelfen — es ist alles vergeblich, so lange man in der Öffentlichkeit sich nicht von dem verhängnisvollen Irrtum befreit, daß es ein abgründiger Unterschied ist, ob man sich zu einem Nebenbuhler oder einem Nachfolger fremden Geisteslebens entwickelt, ob man sich zu einem Wettbewerber oder einem Nachahmer fremder Kunst hergiebt!

Die Norweger, die Engländer, die Niederländer, die Spanier sind heute in der Kunst die stolzesten Erscheinungen neben den Franzosen, weil sie sich, getragen von dem kraftvollen Vaterlandsgefühle ihrer Heimatsgenossen, als Wettbewerber und Nebenbuhler mit den ersten Franzosen messen können und dürfen. Die Deutschen hingegen scheinen heute weiter als je entfernt, von

ihren meinungmachenden und erfolgfördernden Volksgenossen den Franzosen als Ebenbürtige und Gleichwertige entgegengestellt zu werden.

Zumal den Vertretern der modernen realistischen Richtung in der deutschen Dichtung, die mit dem Trotz und der Wildheit neuer Pfadsucher die Rücksichtslosigkeit der Wahrheitsapostel verbinden, gönnen die Deutschen weder Licht noch Luft.

Wir sind — mit wenigen Ausnahmen — die Verfehmten und Heimatlosen im neuen Reiche deutscher Nation, und die Fremden, die Ausländer und Auslandsaffen spielen die Herren in unserem Vaterlande.

Das kann sich bitter rächen bei der nächsten politisch-militärischen Glückeswende . . .

Entwicklung und Ergebnisse der „grossen Revolution".

Von Conrad Alberti.

(Berlin.)

1.

Kein klar Denkender zweifelt heute mehr daran, daß Europa vor einer fürchterlichen Umwälzung steht. Die nationalen und sozialen Gegensätze haben sich in einer Weise verschärft, daß uns, den Freunden einer organischen friedlichen Entwicklung, von Tag zu Tag bänger wird. Wir greifen uns an die Stirn, wenn wir lesen, daß der Friede Europas von der Tischlaune eines einzigen nervös überreizten und geistigen Getränken im Übermaß zusprechenden Menschen abhängt, den zum Unglück der Welt der Zufall auf dem größten Thron geboren werden ließ. Entsetzen erfüllt uns, wenn wir lesen, daß in Preußen auf 25000 Menschen, welche im Lauf der letzten zehn Jahre aus einer niederen Steuerklasse in eine höhere gelangten, 320000 andere kommen, bei denen die Steuerstufe herabgesetzt werden mußte, das heißt, da die Steuerstufe der Gradmesser des Einkommens ist, daß wirtschaftlicher Fortschritt und Verarmung in Preußen sich im Verhältnis von 1:12,8 entwickeln. Man begreift, daß angesichts so grausiger Thatsachen politische und soziale Manöver wie die Tripelallianz und das Altersversorgungsgesetz den Wert von Papierscheiben haben, mit denen man eine Kanonenkugel im Lauf aufhalten will.

Es mag grauenhaft sein es eingestehen zu müssen, daß Europa vor

einer fürchterlichen Umwälzung steht, allein unendlich thöricht wäre es, die Politik des Vogels Strauß zu befolgen. Es ist zu befürchten, daß, noch bevor das Jahrhundert zur Neige geht, die Dinge sich so entwickelt haben, daß die Revolution zum Ausbruch kommt. Bei der fanatischen Zähigkeit, der ungeheuren Verblendung, mit der der Großkapitalismus an seiner brutalen Tyrannei und Korruption festhält, bei der Wut, die sich immer wilder in die Herzen der Proletarier hineinfrißt, ist kaum noch auf eine friedliche Lösung der Schwierigkeiten zu hoffen. Diese große Revolution, vor der wir stehen und deren Vorschatten wir bereits in den zahllosen Strikebewegungen am Himmelsrande auftauchen sahen, dürfte fürchterlicher, blutiger, gewaltsamer werden als je eine Revolution, welche die Geschichte kennt. Denn noch nie waren Haß und Habgier so erregt, noch nie war die Technik der Zerstörungsmittel und Tötungsinstrumente so ausgebildet, waren solche Massen umwälzender Elemente an einem Orte vereinigt wie in unserer Zeit. Die Aufständischen, das Arbeiterelement, werden meistens militärisch geschulte Leute sein, welche das Waffenhandwerk, den Maschinenbau, die Anwendung und Anfertigung der Explosivstoffe aus dem Grunde kennen und Disziplin zu wahren wissen. Ein paar Dynamitpatronen genügen, ein Stadtviertel dem Boden gleich zu machen, die Elektrizität vermag an einem Tage Tausende zum Tode zu bringen. Vermutlich wird die Bombe in Frankreich platzen, dem natürlichen Krater der modernen Zeit. In Frankreich sind die sozialen Gegensätze, die Korruption des öffentlichen Lebens noch viel schärfer entwickelt als bei uns. Die große Weltausstellung in diesem Sommer war der letzte Versuch, die augenblicklichen Schwierigkeiten zu vertagen und einen Goldstrom in das von Tag zu Tag mehr verarmende Land zu lenken. Sie ist aber auch nur ein Verzögerungsmittel; ist sie beendet, so muß der Rückschlag erfolgen und schon in diesem Winter ein fühlbarer Mangel an Arbeit und Verdienst eintreten. Frankreich wird den ersten Sturm auszuhalten haben, allein es ist leider sehr wahrscheinlich, daß auch unser Vaterland heftig in denselben hineingezogen werden wird. Wir sehen das Unwetter aufziehen — zurückhalten können wir es nicht, das liegt außerhalb der Macht eines Einzelnen.

Aber eines können wir: frühere, ähnliche Vorgänge gewissenhaft untersuchen, ihre Entwicklung, ihre Ergebnisse studieren und daraus Lehren, Schlüsse ziehen, uns auf das Kommende vorbereiten, so weite Kreise als möglich über das aufklären, was bei früheren Ereignissen der Art beobachtet worden ist, um daraus zu erkennen, wie wir uns zu verhalten haben, wenn das Gefürchtete eintritt, und unser Möglichstes zu thun, die Schrecken einer solchen Umwälzung zu mildern und sie in heilsame, gesunde, fördernde Bahnen zu leiten.

Natürlich denken wir da in erster Linie an die große französische Revolution, deren Jahrhundertfeier eben die Welt begeht, als an das gewaltigste und größte Ereignis dieser Art, welches die Geschichte kennt.

2.

Über wenige geschichtliche Ereignisse gehen die Urteile so weit aus einander wie über die große französische Revolution. Bewunderung und Verdammung bewegen sich hier stets im höchsten Steigerungsgrade, und das Urteil über dieselbe ist fast zu einer Frage des Glaubensbekenntnisses, des Gewissens geworden, daran man die Parteistellung des Einzelnen der Menschheit gegenüber mißt. In vielen Ländern feiert man die Revolution als die irdische Erlösung der Menschheit, als den Beginn einer neuen Kulturepoche — in anderen lehrt man die Weltgeschichte nur bis zum Ausbruch derselben, weil man sie als den Beginn des Verfalls betrachtet, die Auflösung der göttlichen und menschlichen Ordnung. Die Zeitgenossen schwankten in ihrem Urteil: für Klopstock und Schiller bedeutete sie im Anfang auch die Erlösung, im weiteren Verlauf dann die Auflösung, und mit dem „Wilhelm Tell" schleuderte ihr unser großer Dichter nach ihrer Bändigung und Beendigung den flammendsten Protest entgegen, zugleich mit der Ankündigung, wie er sich das Ideal einer Staatsumwälzung, einer Selbstbefreiung des Volkes denke. Der Sturm auf die Bastille und die Niederwerfung von Zwing-Uri . . . die rauhe Wirklichkeit und der holde Traum eines Poeten . . . wer hat Recht? —

Neuerdings hat Taine in einem berühmt gewordenen Buche ein vernichtendes Urteil gefällt, die Revolution als die Ausgeburt alles Wahnsinns, aller Schurkerei hingestellt. Anläßlich der Jahrhundertfeier sind zahllose Schriften über diesen Gegenstand in Deutschland erschienen: ich habe natürlich nicht alle gelesen, als die beste von denen, die mir vorkamen, erschien mir die von Mahrenholtz (Leipzig, Otto Wigand). Sie beruht auf gründlichem Studium der neuesten Forschungen, sie ist geistreich und beredt geschrieben. Aber höchst einseitig, so gut wie alle andern. In der Beurteilung der Revolution begegnen wir immer und überall demselben Fehler, von dem nur Taine eine Ausnahme macht: die Umwälzung wird als ein politisches Ereignis betrachtet, während sie vor Allem und in der Hauptsache ein soziales war: in ihren Gründen und Anfängen wenigstens.

Noch fehlt uns eines der wichtigsten und notwendigsten Bücher: eine vergleichende Geschichte aller bedeutenden Revolutionen. Erst eine solche wird uns Aufschlüsse geben über die wirklichen Ursachen des menschlichen Elends, wird uns die richtige Bahn weisen, Mittel zu seiner Beseitigung zu

finden. Soweit meine Studien gehen, bin ich zu dem Resultate gekommen, daß die Revolutionen sich in zwei streng geschiedene Hauptklassen einteilen lassen:

Palast- oder Kliquenrevolutionen und Volksrevolutionen.

Die ersteren gehen von einzelnen, ganz bestimmten Kreisen aus, von einer ganz beschränkten Zahl ehrgeiziger Menschen, Familien-Verwandten des Herrschers, Adligen, Offizieren, welche sich in ihren Standes- und Familieninteressen zurückgesetzt fühlen, durch besonders energische oder verrückte Herrscher, die nach größerer persönlicher Macht streben. Zu dieser Klasse rechne ich die Revolution des Brutus gegen Tarquin, des Harmodius und Aristogeiton in Athen, die Revolutionen in den italienischen Städterepubliken des Mittelalters (die bekannteste ist die des Fiesko), die Revolutionen am russischen und türkischen Hofe u. s. w. Diese Revolutionen berühren die Masse des Volkes gar nicht, die sich vielmehr unter der Herrschaft der zu stürzenden Tyrannen oft außerordentlich wohl fühlt, indem sie vollauf Arbeit und ein genügendes Auskommen besitzt.

Der Mangel daran, die Ausbeutung der natürlichen Einnahme- und Produktenquellen eines Landes durch eine geringe Anzahl Besitzender, der wirtschaftliche Druck von oben, das Bestreben, den Besitz der kleinen Leute unablässig zu verringern und zu schwächen, der Mangel an Arbeit, die Unmöglichkeit genügender Ernährung, das Herabsinken des Arbeitslohnes unter die Grenze, welche den Ersatz der aufgewendeten Arbeits- und Lebenskraft ermöglicht, mit einem Worte die Verletzung des Gesetzes der Erhaltung der Kraft als der äußersten möglichen Grenze der wirtschaftlichen Ordnung, sind die Ursachen der Massenrevolutionen, welche sich gegen die kleinen, aber durch ihren Besitz mächtigen Cliquen kehren, die sie unterdrücken. Die Frage der politischen Machtbefugnisse kommt bei diesen Revolutionen gar nicht, oder nur in allerletzter Linie in Betracht; es handelt sich lediglich um Regelung der Arbeits-, Besitz- und Lohnverhältnisse, um einen Ausgleich zwischen der wachsenden Bereicherung Weniger und der stetigen Verarmung der Massen, um eine Gegenwehr wider das akkumulatorische Bestreben des Kapitals. Solche Umwälzungen sind vor allem die gracchischen Revolutionen und die Bauernkriege.

Und auch die Revolution von 1789 ist in ihren Anfängen und Gründen rein sozialer Natur. Das Fehlen eines Parlaments wurde im damaligen Frankreich gar nicht bemerkt, der Masse fiel es nicht ein, Anteil an der Leitung der Staatsgeschäfte zu verlangen. Das Recht der Budgetbewilligung, der Mitentscheidung über Krieg und Frieden ward nicht besonders stark betont, die Forderung der Geschworenengerichte steht keinesfalls im Mittel-

punkt der Bewegung, und die Preßfreiheit war den Bauern der Provinz herzlich gleichgültig, da sie nicht lesen konnten; im übrigen wurden unter der Hand doch die wütendsten Schmähschriften gegen die Regierung verbreitet. Das Volk empörte sich einfach, weil es Hunger hatte, weil der Arbeitslohn in keinem Verhältnis zur aufgewendeten Kraft und zu den Preisen für Fleisch und Getreide stand, weil es mehr zahlen mußte, als es verdiente. Der Bauer verlangte die Aufhebung der Freiheit des Adels von der Grundsteuer nicht aus Begeisterung für die demokratischen Prinzipien der Gleichheit, sondern um eine Entlastung seiner Steuerpflicht zu erlangen, die ihn zu Boden drückte. Die Steuern waren so hoch, daß es sich kaum lohnte, überhaupt noch zu arbeiten. Die Wut des Volkes richtete sich vor allem gegen die Steuerpächter, welche das Geld mit beispielloser Härte eintrieben und den letzten Pfennig, das letzte Stück Vieh oder Möbel wegnahmen. Die Salzsteuer erschien nicht als ungerecht, sondern als fürchterlich drückend. Die Empörung richtete sich gegen die Getreideringe, zu denen der Adel und der königliche Hof selbst gehörten, die alles Getreide aufkauften und die Preise bis ins Unerhörte steigerten. Ließen sie doch Messen lesen, daß Gott eine Teuerung schicken möge, damit sie hundert Prozent mehr gewännen. Der Bauer verlangte Schutz für seine Arbeit, er verlangte, daß der Huf des gräflichen Jagdrosses, der Zahn des herzoglichen Ebers nicht ohne Wildschadenersatz seine Saaten zerstören dürfe. Die große Hungersnot von 88 auf 89 war die letzte Ursache der Empörung. Die Reichen hielten das Getreide in ihren Scheunen zurück und der Kleinbauer war um der Steuern und der allgemeinen Teuerung willen gezwungen, sein Korn unter dem Selbstkostenpreise zu verkaufen. Was schrieen die abgerissenen Weiber, die am 5. Oktober hinaus nach Versailles zogen? Riefen sie „Freiheit! Freiheit!“? Es fiel ihnen nicht im Traume ein. „Brot!“ heulten sie, „Brot!“ Welche Forderung stellte das Volk, die Masse (abgesehen von den paar Schreiern des Palais Royal) auf? Amtliche Taxen und Preise, Ordnung der Arbeit auf zünftlerischer Grundlage, Verbot des einen Handwerks, dem andern Mitbewerb zu machen, bei schweren Strafen. Kein Schuhflicker z. B. sollte das Recht haben, neue Stiefel zu arbeiten und dem Schuster ins Gehege zu kommen. Diese Forderungen waren thöricht, weil die volkswirtschaftlichen Kenntnisse jener Zeit und zumal der unteren, ohne Schulbildung aufwachsenden Massen gleich Null waren; aber sie beweisen, wo das Leiden saß, welches das Volk drückte. Es war nur sozialer Natur, nicht politischer. Die Wut der Masse kehrte sich vor allem gegen die großen Aktien- und Kommanditgesellschaften (Kompagnien), die in ihren Minen, Fabriken, Werkstätten die Löhne drückten, die Preise der Erzeugnisse schraubten,

ohne Erbarmen. Wie sich heut Kupfer-, Zucker-, Spiritusringe bilden, so damals Getreideringe. Alles war wie heut. Große fruchtbare Landstrecken, im Besitze lüderlicher Adliger, die in Paris ihr Lodderleben führten, lagen brach, wüst, als Jagdgründe. Der Bauer, der Arme, der Besitzlose, der daran vorüberging, hätte nicht denken sollen: „Dieser Hund von einem Herzog läßt Tausende von Morgen liegen, weil er zu faul ist, sich darum zu kümmern — und mir wäre damit geholfen? Denn wie fleißig, wie sorgsam würde ich sie bearbeiten . . . Warum schlagen wir den faulen, üppigen Besitzer nicht tod, jagen ihn nicht fort, und bemächtigen uns einer Sache, deren Raub wir durch Fleiß in Besitz verwandeln würden? Wir berauben höchstens den Menschen — jener aber beraubt eigentlich Gott!“ Die Masse hatte keine Arbeit, keinen Verdienst, kein Brot, kein Geld und keine Hoffnung, je welches zu erlangen. Darum empörte sie sich. Die liberalen Phrasen waren ihr gleichgültig. Die Revolution von 89 war das Werk des Hungers, nicht der Begeisterung.

Die französische Revolution ist also vor allem eine Empörung gegen die Uebermacht des Großkapitals, des Besitzes. Daß die Inhaber desselben Marquis' und Kardinäle waren, thut nichts zur Sache. Es ist ganz gleichgültig, ob der Aussauger „Hoheit!“, „Eminenz!“ angesprochen wird, oder „Herr Kommerzienrath!“: Das Prinzip des Kapitalismus berührt das nicht, es ist heut das gleiche wie im alten Rom, die stufenweise Aussaugung des kleinen Besitzes durch den größeren, die Knechtung des wirtschaftlich Schwächeren bis aufs Blut, die Herabdrückung der Löhne und Verteuerung der notwendigen Lebensmittel, die Ringbildung, die Schaffung fiktiver Werte ohne reale Grundlage: diese thörichte Übertretung des Gesetzes der Erhaltung der Kraft, die nach kurzem mit einem Krach enden muß, weil keine Kraft, das heißt kein Wert sich aus dem Nichts schaffen läßt und es in der ganzen Welt wenig Wert ohne Materie giebt, wie Kraft.

Soziale Revolutionen sind unvermeidliche Übel, die bestehen werden, so lange das geheiligte Institut des persönlichen Eigentums besteht, sie sind die Kehrseite der Medaille, wir müssen sie mit in den Kauf nehmen. Das Kapital kann von seinem Aussaugungs- und Unterdrückungsgrundsatz so wenig lassen, wie die Katze vom Mausen; Entsagung seines Besitzes oder eines Teiles und Allgemeingefühl vom Besitzenden zu verlangen, wie Christus gethan, heißt alle Psychologie auf den Kopf stellen. Soziale Revolutionen müssen mit natürlicher Notwendigkeit eintreten, so wie der Kapitalismus der Masse des Volks den natürlichen Besitz, ihre dingliche Kraftquelle so weit entzogen hat, daß dieselbe für ihre Existenz nur noch auf ihre persönliche Kraft angewiesen ist, und sowie er stark genug ist, den Preis der Arbeit so zu verringern, und

den der Lebensmittel so zu steigern, daß das Gesetz der Erhaltung der Kraft verletzt wird, das heißt, daß der Mensch durch Arbeit nicht mehr so viel verdienen kann, wie er für seine Erhaltung und die der Seinen braucht. Das verletzte Naturgesetz sucht sich selbst Sühne zu verschaffen. Aus der Sprache der Theorie in die der Praxis übersetzt: eine Revolution bricht aus, sobald der größte Teil der Staatsbürger zu gunsten eines kleinen verarmt ist, sobald es keine Arbeit mehr giebt oder die Arbeit den Lohn nicht mehr wert ist.

Dies war der Fall zur Zeit der Graechen und Thomas Münzers, es war auch der Fall im Jahre 1789.

3.

Oder vielmehr, schon vorher. Aber der furchtbare Militarismus, die despotische Soldatenherrschaft, die Strenge der Regierung Ludwig XIV. und XV. hatten den Ausbruch niedergehalten. Er ward erst möglich, als das Militär durch fortwährenden Verkehr mit den Massen, besonders im Palais Royal, soweit angesteckt und aufgeregt war, daß es den Befehlshabern den Gehorsam versagte und zum Volke überging.

Wie kann man sich wundern, wie einige kindische Geschichtsschreiber thun, daß die Empörung gerade unter Ludwig XVI. ausbrach, der bei weitem nicht so streng und despotisch war als seine Vorgänger, ja bisweilen sogar vorübergehende Wallungen eines Mitgefühls für das Elend der Massen hatte?

Die Revolution brach eben aus, weil die Lage nicht besser wurde, die Regierung aber schwächer. Erhitze das Wasser in einem eisernen Kessel, bis es dampft, steigere die Spannung immer mehr, sodaß der Druck gegen die Wände allmählich deren Festigkeit übersteigt. Sichere nun die Wände durch Umlegung starker eiserner Stäbe. Der Kessel wird jetzt widerstehen. Nun tausche aber schnell einen Stab gegen einen schwächeren, dünneren aus. Sofort wird die Explosion erfolgen, und zwar genau an der Stelle dieses schwächeren Schutzstabes. Ludwig XVI. Schwäche ermöglichte eben den Ausbruch, der seit Jahrzehnten schon grollend drohte. Es kam hinzu, daß man gerade seinen Regierungsantritt mit Hoffnungen auf eine wirkliche Linderung der Not begrüßt, daß man soziale Reformen von ihm erwartet hatte, weil man ihn als gutmütig kannte. Als dies nicht in Erfüllung ging, als er sich zu schwach zeigte, dem Adel und Klerus entgegenzutreten, war der Rückschlag, die Erbitterung nur umso größer; denn nichts erzeugt mehr den menschlichen Haß, als getäuschte Erwartung.

Im übrigen, wenn auch Ludwig XVI. nicht der Hurenbold war wie

seine Vorgänger, so muß man doch ganz energisch dagegen protestieren, ihn, wie neuerdings beliebt wird, als einen Heiligen, einen Märtyrer anzusehen, der unschuldig hingemordet wurde. Dieser „gute König", der angeblich immer das Glück seiner Unterthanen wollte, war bei Licht besehen ein ganz gemeiner Schuft und Lump, dessen Gutmütigkeit wie bei Franz von Österreich nichts war als Maske und Heuchelei. Ludwig war ein Frömmler, ein Pantoffelheld ersten Ranges. Wenn er nicht einfach ein Idiot war, so mußte er das Staatsverräterische der Pläne und Handlungen seiner sauberen Gemahlin durchschauen; aus bloßer Indolenz und Schwäche überließ er ihr die Zügel. Er war so borniert, daß er sich von jedem ersten besten Windmacher übertölpeln ließ. Durch und durch träg und bequem, hatte er nicht die Kraft, sich in der schwierigsten Lage des Staates auf ernsthafte Auseinandersetzungen und Prüfungen einzulassen. Wer gerade sein Ohr hatte, hatte auch seinen Willen, er sagte zu allem „Ja", was man gerade von ihm verlangte, in fünf Audienzen bewilligte er fünf entgegengesetzte Dinge. Ein Worthalten kannte er nicht. Was heute zugesagt, war morgen vergessen. Das Wort eines Königs muß sein wie der Eid eines gewöhnlichen Mannes: Ludwig brach alle fünf Minuten einen Eid. Man denke, in welch schuftiger Weise er sich der Nationalversammlung gegenüber benahm! Das Volk sollte einfach beschwindelt werden. Man beruft seine Vertreter mit tausend Versprechungen, hält eine pomphafte Versammlung ab, aber nur in der Absicht, von dem hungernden Volke neue Steuern herauszupressen und jene dann wieder nach Hause zu senden. Keine Idee von sozialen Reformen. Nur an der Festigkeit des dritten Standes scheiterte der hundsföttische Plan. Wenn das nicht Betrug an der Nation ist, was nennt man dann so? Nachdem der Befehl erteilt ist, die aufsässigen bürgerlichen Abgeordneten aus dem Saale zu jagen und Mirabeau seine schöne Phrase zum besten gegeben, sagt der König: „Na, wenn sie nicht wollen, mögen sie meinetwegen bleiben." Das ist das Wort eines dummen Jungen, nicht eines Königs. Und ein solcher Schwachkopf soll das Recht haben, allein über Wohl und Wehe von 26 Millionen zu entscheiden, nur weil er der Sohn seines Vaters ist? Wo bliebe da die Gerechtigkeit? Ich habe nichts gegen den Absolutismus. Ich lasse mir eine Despotie gefallen. Doch dann muß sie auch stark sein, dann muß der Despot eben auch mit eiserner Hand, mit nimmer müder Energie alle wichtigen Geschäfte erledigen und ganz aufgehen in der Sorge für sein Land. Ich verehre das Recht des Despotismus in einem Peter, einem Friedrich, einem Napoleon. Ist aber der Herrscher eine Puppe, fühlt er sich unfähig zur unausgesetzten politischen Arbeit, sieht er, daß er der äußeren und inneren Schwierigkeiten nicht Herr werden kann, so muß er

dem Volke das Recht des Rats und der Mitentscheidung überlassen, denn dieses Volk erhält ihn, Leben und Eigentum dieses Volkes wird sonst durch ihn gefährdet. Klammert er sich trotz seiner unbezweifelbaren Schwäche an seine ererbte, zufällige Alleinmacht fest und will nicht von ihr lassen, so hat das Volk das unbedingte Recht, sich seinen Anteil an der Entscheidung über sein eignes Wohlergehen zu erzwingen.

Ludwig war nicht nur ein Schwächling, er war auch ein erbärmlicher Feigling. Ludwig durfte keinen Fluchtversuch ins Ausland machen. Er mußte mit aller Gewalt seine Würde und Stellung zu behaupten suchen, und mißlang es, mit dem Degen in der Hand sterben. Hätte er die Gegner niederkartätschen lassen, hätte er Paris in ein Blutmeer verwandelt, so würde ihn die Geschichte rechtfertigen können: er that das in Verteidigung seiner Ehre. War er zu schwach dazu, oder war keine Rettung mehr, so mußte er abdanken, wie Napoleon. Flucht war Erbärmlichkeit und rechtfertigte seine Absetzung.

Der Schwächling und Feigling wurde aber auch zum Hochverräter. Daß Ludwig Hochverrat geübt hat, als er mit auswärtigen Mächten auch nur in Verhandlung trat, feindliche Heere auf französischen Boden zu führen, davon kann keine Geschichtsschreibung der Welt ihn freisprechen. Zwischen einen König und sein Volk darf nichts treten, keine fremde Macht. Bei einem solchen Konflikt hat kein dritter etwas zu suchen, so wenig wie unter Gatten. Jeder Teil eines Volkes handelt hochverräterisch, der in einem Streit mit dem andern, sei es auch nur zu seinem Schutze, fremde Truppen ins Land ruft, mit fremden Mächten konspiriert. Ludwig hatte das Recht, sich in die Provinz, die Normandie zu werfen und dort seine Getreuen zusammenzuziehen, den Bürgerkrieg zu entfesseln, seine Gegner abzuschlachten: aber außer Landes fliehen, fremde Mächte zu Hilfe rufen, war Verrat. Als er nach Varennes aufgebrochen, ließ er eine Ordre zurück, in der er alle ihm abgezwungenen Akte für nichtig erklärte. Welch feige Niederträchtigkeit. Ein König muß sterben, ehe er sich etwas abzwingen läßt. Auf Hochverrat steht überall der Tod. Es ist eine grobe Fälschung, zu sagen, Ludwig sei ungerecht getötet worden. Von ihm gilt Suetons Wort: jure caesus est. War er kein Verräter, so waren es auch Coriolan und Wallenstein nicht. Nur daß diese ihr Genie mit dem Zauberhauch der Poesie verklärt.

Noch weniger ungerecht kann man die Hinrichtung Marie Antoinettes nennen. Ob sie eine Dirne war, kümmert uns nicht, das ist ihre Privatsache. Aber jeder Gedanke in ihr war Lüge, Falschheit und Verrat. Ihr ganzes Treiben hatte nur den Zweck, Volk, Adel und König immer heftiger gegen einander zu verhetzen. Wie viele gute Regungen des Königs hat sie

unterdrückt! Das Leiden des hungernden, gequälten Volkes war ihr Spott. Sie trieb den König zur Wortbrüchigkeit, zur Flucht, sie war sein böser Geist, sie war die Seele aller hochverräterischen Pläne, sie wühlte und schürte gegen die feierlich beschworene Verfassung. Jede Spur von Ehrlichkeit, Größe, Vaterlandsliebe fehlte diesem durch und durch verächtlichen, niederträchtigen Geschöpfe.

Ich sehe in der Hinrichtung Ludwigs das wertvollste Ergebnis der Revolution. Die ganze Bedeutung begreift man erst, wenn man die Anschauung des Jahres 1792 mit der des Jahres 1772 vergleicht. In letzterem schrieb Lessing die „Emilia Galotti". Der Vater mußte seine eigene Tochter erstechen, um sie der Gier seines Fürsten zu entziehen!! Lessing, noch der echte Sohn des Rokoko, konnte sich bei aller Geistesfreiheit eben nicht denken, daß auch der Spieß 'mal umgekehrt werden und der Fürst für seine Schandthaten zur Rechenschaft gezogen werden könne. Er war ja ein Geweihter, also tabu! Das ist eine Hauptbedeutung der französischen Revolution: die Fürsten gelehrt zu haben, daß es auch für sie ein Gericht noch auf Erden giebt. Sie stehen unter dem Gesetz, aber nur weil man voraussetzt, daß sie es achten werden. Verletzen sie es, so bleibt nichts übrig, als ihnen den Kopf vor die Füße zu legen. Die Unverantwortlichkeit des Fürsten ist die natürliche Rechtfertigung der Revolution, als des Kriegsgerichts des Volkes.

Die einzige geschichtliche Entschuldigung für dieses würdige Paar, welches den Thron des größten Landes schändete, war, daß die ganze Gesellschaft, deren Spitze sie bildeten, noch viel verlumpter, niederträchtiger und charakterloser war, als sie selbst, die natürlichen Kinder der vorangegangenen Generationen und ihres Systems, das durch und durch faul, jetzt als Krebsbeule aufbrach — eine Beule, die nicht zu heilen war, gegen die nur eins half, um wenigstens den Rest des Landeskörpers zu retten: völlige Ausschneidung.

Wo findet sich noch solch ein verlogenes und versumpftes Lumpengesindel vereinigt, wie der französische Adel von damals? Durch Ludwig XI. und nachmals durch Richelieu jedes Einflusses auf die Staatsleitung beraubt, blieb dem Adel nichts als noble Passionen, vor allem die Jagd, geschäftliche Spekulationen, Bigotterie, Soldatenspielerei, Kunstdilettantismus. So war er jetzt völlig heruntergekommen; die Schuld des politischen Systems, nicht seine eigene. Wie überall, war auch der Adel in Frankreich der natürliche Feind des Königtums, das seine Macht einengte. Mit Recht warnte Kaiser Leopold die Königin mehr vor ihm als dem Pöbel. Der Herzog von Orleans, der eigene Verwandte, trieb Konspiration gegen Ludwig, hetzte das

Volk auf und wollte sich zum König machen. Hätte sein sträflicher Ehrgeiz nicht die demagogischen Zusammenkünfte in seinem Hause, dem Palais Royal, so anwachsen lassen, so setzte die Revolution viel schwächer ein. Die Emigranten waren eine einzige Bande von Hochverrätern; überall in Deutschland und am Rhein erklärte man sie für tausendmal schlimmer, lüderlicher und verworfener als die Jakobiner: kein Geringerer als Goethe bezeugt das. (Campagne in Frankreich). Dem Adel war es nur um seine Privilegien zu thun. Welche erbärmliche Verlogenheit! Am 6. Mai weigert er sich, mit der Bürgerkanaille in einem Zimmer zu tagen — am 4. August verzichtet er freiwillig auf seine Privilegien! Das heißt, die Bewegung war inzwischen so angewachsen, daß er sich überzeugen mußte, Widerstand sei nutzlos, und mit französischer Geschicklichkeit inszeniert er einen Theatereffekt, indem er auf das verzichtet, was seit drei Wochen schon verloren ist. Die berühmte Nacht des 4. August ist die schändlichste Heuchelei, die dümmste Hanswurstkomödie, welche die neuere Geschichte kennt.

Wohl noch verlogener und korrumpierter war die Geistlichkeit. Es giebt keine Schandthat, zu der die Kirche nicht ihren Segen gegeben hätte, wenn sie dadurch ihre bedrohte Macht stärken oder herstellen konnte. Man vergesse ja nicht, daß der Antrag vom 7. November 1792: die Abschaffung Gottes und der christlichen Religion, nicht von einem Jakobiner, sondern vom — Bischof von Paris gestellt wurde, daß der Großmeister der Lüge, diplomatischen Heuchelei und Völkerverhetzung, Talleyrand, ein Geistlicher war. Solche Thatsachen sprechen Bände. Mit welcher Verachtung nahmen die Vertreter der höheren Geistlichkeit die Beschwerden derer des dritten Standes auf! Aber hier zeigt sich die Erscheinung, die ganz ebenso gegenwärtig in der irischen Bewegung und in den westphälischen Bergmannsstreiken zu Tage tritt*): ein tiefer Zwiespalt zwischen dem hohen und dem niederen Klerus. Dieser ist nicht nur ganz auf Seiten des Volkes, nein, er treibt offene Demagogie, und geht erst zur Gegenrevolution über, als man seine kirchlichen Gefühle verletzt, ihm Eide zumutet, die wider seinen ersten Eid streiten, und sein Christentum angreift. Wir sehen also: der höhere Klerus verleugnet seinen Glauben und Eid, der niedere läßt sich dafür erschießen. Der höhere Klerus sorgt nur für sein Wohlleben, seine Sicherheit, der niedere nur für die Kirche und den Glauben.

Es ist interessant zu beobachten, daß bei jenem „Kulturkampf“ (der Vereidigung der Priester auf die Verfassung) genau dieselben Fehler be-

*) Auch in Sachsen treibt die katholische Geistlichkeit fast ausnahmslos sozialistische Propaganda.

gangen wurden, wie bei dem in unseren Tagen, daß die Regierung sich genau von demselben Fehler hinreißen ließ, der einst Diocletian verhängnisvoll wurde, den man heute wieder im Kampf gegen den Sozialismus begeht: der Irrtum, mit administrativen Zwangsmaßregeln und Gewalt Bewegungen unterdrücken zu können, die aus Überzeugungen hervorgingen, die auf geistiger Grundlage beruhen. Den Geist bekämpfen kann nur der Geist, jeder bureaukratische oder militärische Kampf dagegen weckt nur Erbitterung, welche die Macht des Angegriffenen stärkt. In einem Kampfe der Überzeugungen kehren sich Gewaltmittel immer gegen den, der sie anwendet (man denke auch an die Vertreibung der Ketzer aus Spanien!); Gewaltmittel haben nur Wert im Kampf der Interessen, so wie aber der Geist auch nur mit ins Spiel kommt, versagen sie. Nicht Maigesetze können die Macht der Kirche erschüttern — das kann nur die wissenschaftliche Forschung, und diese ist es allein, welche die Kirche fürchtet. Fürst Bismarck war immer ein großer Diplomat, ob aber auch ein großer Historiker und Psycholog? Er wird das auch im Kampf gegen den Sozialismus erfahren.

4.

Von König, Adel und Geistlichkeit war für eine wirkliche und gründliche soziale Reform, die allein im Jahre 1789 Frankreich hätte retten können, nichts zu hoffen. Die großen politischen Persönlichkeiten jener Zeit aber gingen aus dem dritten Stande hervor, oder stellten sich, anderen Ständen entstammend, an seine Spitze. Leider aber waren alle diese Menschen entweder eigensüchtige Schwindler oder verrückte Ideologen und Doktrinäre. Wie in der heutigen Verwirrung Frankreichs großsprecherische Schwindler auftreten, um unter dem Vorwand der Staatsrettung sich die Taschen zu füllen, indem sie ihre Stellung ausnutzen, so auch damals. Da war Mirabeau, ein durch und durch verlumptes Subjekt, zum Unglück mit einer kolossalen Rednergabe ausgestattet: bekanntlich eine Fähigkeit rein für sich, die ähnlich der schauspielerischen weder etwas mit dem Charakter noch dem Verstande zu thun hat. Th. Fontane bemerkt sehr richtig: „in keinem Lande der Welt ist das Wort eine solche Macht wie in Frankreich —" weil die Rednergabe eine keltische Rassenfähigkeit ist. Mirabeau nutzte seine Gabe aus, sich eine Stellung zu machen und Geld vom Hofe zu erpressen, indem er zwischen dem Hof und der Masse unablässig lavierte. Im übrigen hat er nicht einen wirklich praktischen sozialen Reformgedanken ausgesprochen oder durchgebracht. Ja, es ist bekannt, daß er nicht einmal seine Reden selbst ausarbeitete, sondern ein Bureau von jungen Gelehrten hatte, die das für ihn besorgen mußten. Er gab nichts als die rhetorische Form.

Ein frecher Dummkopf, ohne alle genialen Züge, war Necker, der Boulanger jener Zeit, ein Prahlhans, der erklärte, die Lösung der sozialen Schwierigkeiten in seiner Rocktasche zu tragen, und nur durch sein dreistes Selbstbewußtsein imponierte.

Einen kläglichen Anblick gewährt auch Lafayette; er war eine seltsame Mischung von Schwärmer und Schwindler, halb Phantast, halb Egoist. Er weiß nie: ist er für den Absolutismus oder für die Revolution? Bald bekämpft er sie, bald stellt er sich an ihre Spitze: ein Ritter von der traurigsten Gestalt.

Von solchen Dummköpfen wie Bailly mag ich überhaupt nicht sprechen, sie stellen die hohlköpfigste Mittelmäßigkeit vor, die hilflos zwischen den Extremen schwankt. Furchtbar gefährlich aber wurden die bürgerlichen Streber, denen es um nichts anderes zu thun war, als eine politische Rolle zu spielen, sich Stellungen zu erobern, und die zu diesem Zwecke die unwissende Masse durch Phrasen, Schlagworte, hochklingende aber innerlich hohle Abstraktionen blendeten, Leute wie Camille Desmoulins. Am gefährlichsten wurden sie durch ihre Verbindung mit den Doktrinären und Ideologen. Neben der Leichtfertigkeit, dem Sinn für die Realität liegt nämlich im französischen Volkscharakter ein starker doktrinärer Zug. Wenn der Franzose doktrinär wird, so wird er es in seiner gleich bis ins Extreme gehenden Art, er wird es noch viel schlimmer als der Deutsche, er begnügt sich nicht mit der Aufstellung von abstraktiven Theorieen, sondern will seine Abstraktion gleich in die Praxis übertragen. Dieser Zug ist sehr häufig in Frankreich (man denke nur an Fourier, Cabet u. s. w.). Um es kurz zu sagen: die Verbindung von Doktrinarismus und fanatischer Schwärmerei, und nichts anderes hat die französische Revolution zu grunde gerichtet.*)

Die Revolution war wie oben nachgewiesen, im Anfang eine rein soziale Bewegung. In den cahiers, welche den bürgerlichen Deputierten der Generalstände mitgegeben wurden, finden sich fast nur Beschwerden wirtschaftlicher Art. Wie denselben abhelfen, wußte das Volk natürlich nicht, das sollten eben die Deputierten ergründen. Das Volk wußte nichts, als daß es keine Arbeit und kein Brot habe. Von 26 Millionen Einwohnern konnten 25 nicht lesen noch schreiben, das heißt, sie waren Tiere, einfache Tiere. Jedes Mittel fehlte ihnen, sich zu unterrichten — selbst die Bibel war ja ein verbotenes Buch. Man komme nicht mit dem albernen Märchen, Voltaires und Rousseaus Schriften hätten die Massen aufgewühlt: $^{25}/_{26}$

*) Man denke z. B. nur an den thörichten, ganz doktrinären Beschluß vom 21. Mai 91, welcher die Wiederwahl der Mitglieder der Konstituante verbot, und so jede organische Fortentwickelung der Gesetzgebung unmöglich machte.

aller Franzosen vermochten sie nicht zu lesen. Die Schriften Rousseaus hatten nur im Kopf einiger hundert überspannter und ehrgeiziger Menschen abstrakte, wesenlose Ideale wachgerufen: unbeschäftigter Advokaten, welche danach brannten, eine politische Rolle zu spielen, zu herrschen, und zu dem Zwecke strebten, neue, abstrakte, unerprobte Lehren in die Wirklichkeit zu übersetzen. Nun denke man sich den größten Teil aller Franzosen hungernd und darbend, dabei ohne Bildung, ohne jede Mittel sich zu unterrichten: also ganz dem anheimgegeben, was durch ihr Ohr in ihr Gehirn drang. Man denke sich eine Anzahl ehrgeiziger, unbeschäftigter Advokaten — also Leute, deren Geschäft das Reden ist, die Phrasen, das Verdrehen der natürlichen Begriffe und Wahrheiten. Diese Leute liegen der Masse fortwährend in den Ohren: schmeicheln ihr hündisch, sagen ihr, daß sie der eigentliche Herr von Frankreich sei, versprechen Beseitigung aller Not, wenn man ihnen den Befehl übertrage, versichern, die Rezepte für die Beseitigung des Elends in der Tasche zu tragen: nämlich die drei großen Worte „Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit!“ . . . natürlich ist ihnen die Masse des Volkes willenlos überliefert, sie besteht eben aus kritiklosen Tieren.

Ich bin weit entfernt, die Häupter der Revolution, vor allem Robespierre, für Schwindler zu halten, wie z. B. noch Mahrenholtz thut. Viele glaubten noch ehrlich an ihre Sache, an die allein seligmachende politische Freiheit. Jene Zeit hatte noch keine Ahnung von den großen geistigen Ergebnissen unseres Jahrhunderts: vom Gesetz der organischen Fortentwickelung, vom Prinzip der Anpassung, vom Gesetz der Erhaltung der Kraft. Das Prinzip der Deduktion, das Abstrakte, das Absolute waren noch mächtig in der Welt. Man glaubte in der That, es sei möglich, die politische und soziale Entwickelungsgeschichte eines Landes einfach auszulöschen und mit einem Schlage eine ganz neue Ordnung des Staates und der Gesellschaft auf Grund abstrakter Prinzipien zu begründen. Man hatte keine Ahnung davon, daß das Gesetz der organischen, der stufenweisen Fortentwickelung das natürliche Ergebnis der scheinbar widerstreitenden Gesetze der Bewegung und der Trägheit ist. Rousseau war das Unglück Frankreichs und der Gesellschaft, wie Hegel später das Unglück Deutschlands wurde. Man glaubte damals noch, eine Staats- und Gesellschaftsordnung könne ein einzelner Mensch aus einem abstrakten, philosophisch deduzierten Prinzip herausschaffen, und diese Ordnung lasse sich verwirklichen, ohne den Widerstand der Trägheit wie der Leidenschaften der Menschen. Zum Unglück trug Rousseau seine Lehren in einer so blendenden Dialektik und Rhetorik vor, daß er die Gemüter der „Gebildeten“ jener Zeit — das heißt der von deduktiver Bildung erfüllten — vollständig verwirrte. Er verlangte einfach den Ver-

zicht auf alle Ergebnisse einer fünftausendjährigen Kulturentwickelung, er verlangte, daß Menschen Engel sein sollten; ohne Geschichtskenntnisse begründete er eine hirnverbrannte Auffassung der allmählich entstandenen Gesellschaft als eines einmaligen Vertrages, er legte den Grund zu jener verhängnisvollen Auffassung von der Omnipotenz des Staates; seiner Herrschaft über die Kirche, die noch heute in den Köpfen unserer Nationalliberalen spukt. Ein paar hundert junger Streber, die unter dem alten Régime nicht recht vorwärts kamen, hofften, das Ruder in die Hand zu bekommen, wenn auf einmal eine ganz neue Ordnung begründet würde und trieben nun das Volk an, alles Alte zu stürzen, zu vernichten, damit der neue Staat, das tausendjährige Reich der Natur, bald begründet werde. Es ist kein Unterschied zwischen den Revolutionären von 1793 und den Wiedertäufern von Münster. Der contrat social und die Offenbarung Johannis stehen auf einer und derselben Stufe. Die Ergebnisse der jahrzehnte langen Studien Montesquieus waren mit einem Schlage vernichtet durch die improvisierte Dialektik des Phantasten von Genf,*) die Bahn der organischen Entwickelung, die einzige, die zum Heile führen konnte, die Bahn der Induktion, durch welche England groß geworden, und die Montesquieu vorgeschlagen, ward verschmäht, die Revolution triumphierte. Abbé Sieyes bespöttelte die englische Verfassung und verpflichtete sich, zu jeder Stunde eine bessere aus dem Ärmel zu schütteln. Die Deduktion besiegte die Induktion, und an diesem ihren Pyrrhussiege — dem letzten, der ihr noch in der Welt blühen konnte — ging Frankreich zu grunde. Dazu kam eine andere Krankheit, welche auch dem Doktrinarismus, der Abstraktion ihre Entstehung verdankt: neben dem Rousseau-Wahnsinn trat epidemisch der Römerwahnsinn auf. Eine mißverständliche Auffassung der Antike lag in der Zeit, als verhängnisvolle Erbschaft des Verfalls der Renaissance. In Deutschland, bei dem ästhetischen Volke, infizierte sie durch Winkelmann die Kunst und schuf eine kalte, seelenlose, rein formale Plastik und Poesie — in Frankreich, bei dem politischen Volke, ward sie ins reale Leben übertragen und schuf verhängnisvolle Staatseinrichtungen. Alles sollte „römisch" sein — bis auf die Vornamen. Aber nichts von der praktischen, schneidigen Art der alten Römer, sondern alles nur Phrasen und Pose. Die Gironde ging an dem Römerwahnsinn zu grunde. Einrichtungen, welche dort organisch aus dem natürlichen Boden, dem Milieu herausgewachsen waren, wurden — als hätte Montesquieu nie gelebt und geschrieben — einfach auf

*) Rousseau gab übrigens selbst seine Lehre nur für eine Phantasie aus und sträubte sich aufs heftigste gegen eine praktische Anwendung. Hätte er die Revolution noch erlebt, er würde ohne Zweifel auf der Guillotine geendet haben.

eine ganz andere Zeit, ein ganz anderes Volk übertragen, und erlitten natürlich jammervollen Schiffbruch. Man redete sich in ein Heldentum hinein, ein Republikanertum, einen Tyrannenhaß, der nichts war als Schauspielerei. Man köpfte wie in Rom tüchtige Feldherrn, weil sie Unglück hatten, und beraubte sich selbst der besten Kräfte. Wenn man all das Unheil aufzählen wollte, was die mißverstandene Auffassung der Antike in der Welt hervorgerufen, das sie noch heute in der geistigen Verkrüppelung unserer Jugend auf den Gymnasien bewirkt, man müßte dicke Bücher schreiben und der Renaissance fluchen, die unwissentlich so viel Elend in die Welt gebracht.

Es zeigte sich bald, daß die Nation sich gegen die neue exabrupto-Ordnung sträubte, daß sie den Volksbeglückern hartnäckigen Widerstand entgegensetzte. Daran aber war natürlich nicht die neue Ordnung schuld, nicht die Verletzung des Gesetzes der organischen Entwickelung, sondern nur die Gemeinheit der Feinde des Vaterlandes! Die Nation war noch nicht reif für die neue Zeit, die neue Wahrheit, eine ganz neue Generation mußte erst heraufkommen, die in den Anschauungen Rousseaus erzogen war, und um der Natur zu Hilfe zu kommen, wollte man die alte möglichst rasch beseitigen! Das pflegt so zu geschehen. Moses führte in gleicher Lage die Juden vierzig Jahre lang durch die Wüste, bis die in neuen Anschauungen aufgewachsene, *seine* Generation reif war — Robespierre schickte die alte auf die Guillotine. Moses hatte Glück, Robespierre Pech: das ist der ganze Unterschied.

Die kommende Generation ist immer der geistige Antipode der herrschenden, der Herrschaftswechsel der Generationen erzeugt Stürme, ähnlich wie jener der Jahreszeiten, nirgends läßt sich dieses Prinzip, das Lorenz entdeckte, so klar erkennen, wie in der Geschichte der französischen Revolution. Sie ist einfach ein notwendiger Vorgang beim Wechsel zweier Generationen, der Sturz der älteren durch die jüngere. In der Champagne standen sie sich 1792 gegenüber, wie vierzehn Jahre später bei Jena, die junge zügellose Kraft besiegte schon damals die vermorschte, eingerostete alte, wie sie sie 1806 endgiltig vernichtete, durch ihren stärksten und genialsten Vertreter Napoleon, den natürlichen Höhepunkt der Revolution.*)

Dieser hatte ihre Entwickelung mit angesehen. Zornbebend hatte er die Abstraktion, die Ideologie, die hohle Theorie Herrin sehen werden über die natürliche Praxis, über den Geist der Realität — er, der größte Realist

*) Darum sagte Goethe mit seinem wunderbar feinen Gefühl für die Realität schon bei Valmy zu den Offizieren: „Heut' hat eine *neue* Epoche der Geschichte begonnen, und ihr könnt später sagen, ihr seid mit dabei gewesen."

aller Zeiten. Er hatte gesehen, wie die junge Generation gerade in dem Bestreben, sich der alten entgegen zu setzen, doch an dem Leiden der alten zu grunde ging, das sie von ihr ererbt hatte, ohne es zu wissen: der hohlen Deduktion. Man begreift daher seine spätere Wut gegen die Ideologen — die er sein Wahlvaterland hatte zerfleischen sehen. Aber man begreift auch, daß dieser Haß ihn blendete, daß er nun jeden Geist für Ideologie hielt, welcher sich über die gemeine Realität erhob: nicht weil er sie verleugnete und verachtete, sondern weil er ihr Wesen, ihren Geist aus ihr herauszog, weil er nicht ein Hirngespinnst verwirklichen wollte, sondern die Alltäglichkeit vergeistigte. Die Erinnerungen seiner Jugend verblendeten Napoleon, so daß er nicht unterscheiden konnte zwischen einem Fichte und einem Robespierre, und dasselbe, was ihn erhoben, die Verachtung der Spekulation stürzte ihn wieder, weil er das Wesen der Realität nur äußerlich zu fassen imstande war.

Welche überraschenden Blicke in die Entwickelung des Weltgeistes in der Geschichte gewährt uns das Studium der Revolutionsepoche! Welche Zusammenhänge zwischen Ursachen und Wirkungen!

5.

Aber die eigentliche, letzte Ursache des Scheiterns der Revolution war noch eine andere.

Wir müssen immer wieder darauf zurückkommen: die Ursachen der Revolution waren wirtschaftlicher Natur, nicht politischer, das Volk bedurfte zweierlei: wirtschaftliche Reformen, und Bildung, Unterricht, um sich über seine eigene Lage ein Urteil bilden zu können, es bedurfte einer neuen Verteilung der Steuern, einer Änderung der Arbeits-, Bodenbewirtschaftungs- und Marktverhältnisse, aber es bedurfte nicht neuer Regierungs- und Verwaltungsformen. Wie seine Lage zu verbessern sei, wußte das Volk nicht: Geistlichkeit, Königtum, Adel hatte es absichtlich in Unwissenheit und Frömmelei niedergehalten, ihm unmöglich gemacht, sich Kenntnisse anzueignen, in der Meinung, es so am leichtesten regieren zu können.*) Nun rächte sich dieses System in der grauenvollsten Weise, indem die Masse, unfähig zwischen denen zu unterscheiden, die es gut mit ihr meinten, die praktische Vorschläge brachten, und denen, die sie nur für ihren persönlichen Ehrgeiz ausnutzten, den lautesten Schreiern nachrief, und tot schlug, wen ihr die Demagogen tot zu schlagen befohlen, in der thörichten Meinung, sich dadurch

*) Von den 6000 Unterschriften, welche die Adresse vom 17. VI. 91 trug, waren neun Zehntel Kreuze!!

zu verbeſſern. Der einzige Schutz gegen die Revolution, gegen die Brutalität der Maſſe iſt Erziehung derſelben, Bildung, ihre Fähigkeit, zwiſchen vernünftig und unvernünftig zu entſcheiden. Nur ein unwiſſendes Volk iſt wahrhaft gefährlich, ein unterrichtetes läßt ſich nicht verführen. Und nun bedenke man die modernen Beſtrebungen gewiſſer Kreiſe, das Volk in die alte Unwiſſenheit und Frömmelei zurückzuführen! Die Herren Hammerſtein und Genoſſen ſind es, welche die Revolution der Zukunft heraufbeſchwören. Daß ſo manche Leute auch gar nichts aus der Geſchichte lernen wollen!

So wenig das Volk die Mittel kennen konnte, ihm zu helfen, ſo ſehr fühlte es doch in ſeinem dunklen Drange wenigſtens den einzig richtigen Weg. Es verlangte amtliche Getreidepreiſe, Ausweiſungen fremder Arbeiter (der Savoyarden), ſtaatliche Zuſchüſſe an die Bäcker zur Herabſetzung des Getreidepreiſes u. ſ. w.: kurz, Forderungen, welche denen der modernen Agrarier und Zünftler auf ein Haar ähnlich ſehen. Man gab ſich damals denſelben Illuſionen hin wie heute. Man verbot die Getreideausfuhr, ja verbot, das Getreide aus einem Departement ins andere zu verkaufen. Aber man vergaß ganz, daß ſo wie heute, die Intereſſen der verſchiedenen Klaſſen ja eben gegen einander ſtritten: indes die Städter Hunger litten und billiges Korn forderten, amtliche Herabſetzung der Taxe, verlangten die Bauern höhere Preiſe, amtliche Steigerung — und die Urſache zum Bürgerkriege war gegeben. Sobald der Getreidepreis von den Munizipalbeamten ſo niedrig feſtgeſetzt war, daß der Bauer nicht mehr auf die Produktionskoſten kam — d. h. ſobald das Geſetz der Erhaltung der Kraft verletzt war — verſteckte er aber lieber ſein Getreide, als daß er es hergab, oder wagte den Tod, es heimlich nach der Stadt zu ſchaffen, wo ihm die Reichen, die Hunger litten, unter der Hand hohe Preiſe zahlten, oder ließ das Feld einfach brach liegen, und ſtreikte. Natürlich trat Elend und Not ein, aller Handel ſtockte, alle Gewerbetreibenden, die auf den Luxus angewieſen ſind, Perrückenmacher, Schneider u. ſ. w. gerieten in bitterſte Not, kurz die ſozialen Verhältniſſe wurden von Jahr zu Jahr verworrener, troſtloſer. Der Adel verarmte immer mehr. Eine Anzahl geſchickter Spekulanten aus dem dritten Stande fand glänzenden Boden für wucheriſche Operationen, die Getreideſpekulation wütete, man kaufte die Beſitztümer vertriebener oder verarmter Adliger für ein Spottgeld; mit einem Wort: der bürgerliche Kapitalismus ward in den ſozialen Wirren der Revolution geboren, deſſen Herrſchaft noch tauſendmal rückſichtsloſer, brutaler, niederträchtiger, ausſaugender wurde als die des Adels. Bis zur Revolution war das franzöſiſche Volk mit Ruten gezüchtigt worden, jetzt ward es mit Skorpionen geſchlagen, mit den Skorpionen der Bourgeoiſie.

Was thaten nun die Parlamente — die Konstituante, die gesetzgebende Versammlung, der Konvent — um dem Hauptübel, den sozialen Wirren zu steuern? Im Anfang schien man wenigstens zu versuchen, sich dieser Aufgabe zu widmen. Noch am 17. Juni 89 hatte man sich mit solchen Dingen wie Steuern und Staatsschulden beschäftigt. Aber jetzt kam die hohe Politik, der politische Ehrgeiz, der Kampf gegen das Königtum: und nun war keine Vernunft mehr. Am 23. Juni war das Schicksal der Revolution entschieden. Der Kampf galt nicht mehr dem Hunger, sondern dem Despotismus, und die blödsinnige Phrase von der heiligen Dreieinigkeit der „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit", das hohle, pathetische Wort sollte die Wunden des Landes heilen. Von der Ordnung der Landesbewirtschaftung, der Beseitigung der Ungerechtigkeiten im allgemeinen Verhältnis von Besitz und Steuerpflicht, von der staatlichen Ordnung der Arbeit und des Handels: von all dem war keine Rede mehr. Das waren ja Dinge, für deren Neuorganisation thatsächliche Kenntnisse erforderlich waren, eine unablässige, angestrengte Arbeit! Dazu aber hatten die ehrgeizigen Advokaten und Litteraten nicht die mindeste Lust, deren ganze Kenntnisse in Phrasen bestanden, sie wollten einfach herrschen, Einfluß ausüben, Minister, Diktatoren werden; das Volk mochte zusehen, wie es sich die Mägen vollschlug. Ihr Völker, hütet euch vor nichts so sehr als vor den Advokaten,*) welche Demagogie treiben, sie sind der gefährlichste Feind ihrer Länder! Begegnet jedem Advokaten mit Mißtrauen, der regierungsfeindliche Volksreden hält — prüft erst ganz genau, ob er auch Interesse, Verständnisse, Kenntnisse für die wirtschaftlichen Fragen mitbringt! Weil jeder Advokat viel mit den Gesetzen zu thun hat, weil er bisweilen in die Lage kommt, die Schwächen einzelner Gesetze in der Praxis kennen zu lernen, hält jeder sich für einen Solon. Advokaten und Professoren sollten von jedem Einfluß auf das politische Leben gesetzlich ausgeschlossen, und auch nicht in die Parlamente wählbar sein.

Die ganze Thätigkeit der revolutionären Parlamente war auf eine Änderung der Regierungs- und Verwaltungsverhältnisse gerichtet: Beschränkung der königlichen Macht, Allgewalt des Parlaments, Vernichtung der Kirche, Einfluß der Gemeindebehörden als den Untergebener des Parlaments: darüber kam man nicht hinaus. „Freiheit und Gleichheit!" Diese hohlen, inhaltslosen Worte mußten alles decken. Zu einer Regelung der Arbeits- und Besitzverhältnisse, zu einer Vorbeugung gegen künftige Hungers-

*) Von den 745 Deputierten der unheilvollen gesetzgebenden Versammlung waren 400 Advokaten.

not und Arbeitslosigkeit nicht einmal ein Versuch. Immer wieder nur „Freiheit!“*) — jenes Wort, das darum die Herzen der Menschen so unwiderstehlich ergreift, weil es nichts sagt, weil jeder sich etwas anderes darunter denken kann, was ihm in den Wunsch paßt, gerade wie die anderen thörichten, nichtssagenden Schlagworte: Liebe, Glück, bei denen sich jeder etwas anderes denkt. In diesem Umstande liegt nämlich das Geheimnis des Erfolgs aller Parteien, welche mit Schlagworten operieren.

Sobald dann diese Worte in Thaten umgesetzt werden sollen, schlagen sie immer in ihr Gegenteil um. Die Freiheit wurde zum fürchterlichsten Zwang, so wie es an wirtschaftliche Verhältnisse ging. Todesstrafe auf Ausfuhr oder Verhehlung von Getreide, Zwangskurs der schwindelhaften Assignaten, Todesstrafe bei Verweigerung ihrer Annahme, Todesstrafe für Versuch der Auswanderung, Todesstrafe für jede aristokratische Lebensgewohnheit, kurz Todesstrafe für jeden, der wagt, auch nur im geringsten anderer Meinung zu sein als die augenblicklichen Machthaber. Freiheit und Tyrannei sind Zwillingsbrüder wie Schlaf und Tod und einander zum Verwechseln ähnlich. Noch einmal: jedes allgemeine Schlagwort muß in die Praxis übersetzt notwendig in das Gegenteil dessen ausarten, was es darstellen will. Es giebt nichts gefährlicheres für das Glück der Völker als allgemeine Schlagworte.

Um es kurz zu sagen: die französische Revolution scheiterte daran, daß sie aus einer sozialen sich rasch in eine politische verwandelte. Sie scheiterte daran, daß man damals glaubte, das Wohlbefinden der Völker hinge ab von den politischen Einrichtungen, während in Wirklichkeit diese erst in zweiter Linie in betracht kommen und vor Allem die wirtschaftlichen Einrichtungen für das Wohlbefinden der Völker entscheidend sind: das heißt eine gerechte und naturgemäße Ordnung der Besitz-, Arbeits- und Warentauschverhältnisse. Diese grundlegende Wahrheit, das oberste aller sozialen und geschichtlichen Gesetze, ist bekanntlich die große Entdeckung Lassalles und Marx's. Es wird seine Geltung haben, wenn von den ausführenden Theorien der beiden, vom Sozialismus in seiner heutigen Form mit keinem Worte mehr gesprochen werden wird, denn es ist eines jener allgültigen Naturgesetze, und eben so wahr wie die Gesetze eines Galilei, Newton, Kepler, Darwin, Helmholtz. An seiner Unkenntnis ist die französische Revolution gescheitert so gut wie die von 1848, und jede Revolution

*) Am 14. VI. 91. wurde die Koalitionsfreiheit aufgehoben, als Attentat auf die allgemeine Freiheit!!

wird scheitern, welche es mißachtet oder verleugnet und meint durch Änderungen der Regierungsform oder des Verwaltungsmechanismus allein einem Volke zu helfen. Republik oder Königtum: Kein Mensch wird sich künftig darum auch nur von seinem Stuhle erheben. Die Frage der Zukunft lautet lediglich: privates oder gemeinsames Eigentum? freie Konkurrenz oder Betrieb aller Gewerbe auf gemeinschaftliche Kosten und zum gemeinschaftlichen Vorteil? Nur darum wird sich der Kampf der Zukunft bewegen. Auch dies verdanken wir, wenn auch indirekt, der französischen Revolution — und noch mehr vielleicht: dem modernen Frankreich.

6.

Wer die Entwickelung der französischen Revolution aufmerksam verfolgt, wird bemerken, daß sie sich wie eine Schachpartie zwischen zwei gleich starken Gegnern abwickelt, welche hier Naturmächte zu sein scheinen. Mit unvergleichlicher Genauigkeit löst ein Schlag immer den Gegenschlag aus. Der Versuch des Königs, die Generalstände zu beschwindeln, erzwingt den Schwur im Ballhause. Die Gegenpartei antwortet mit der Entlassung Neckers — das Volk stürmt die Bastille. Der König, eingeschüchtert, reist nach Paris, der Adel verzichtet zum Schein auf seine Privilegien: die Wirkung jenes unerwarteten Ereignisses. Das Volk antwortet durch seinen Zug nach Versailles, es nutzt die Blöße aus, die der Gegner sich giebt. Der König giebt wieder nach, er siedelt in die Tuilerien über, in den Herd des Aufruhrs, giebt seine bessere Position preis. Der Gegner nutzt die Situation weiter aus: der Adel wird aufgehoben, der Kampf wendet sich gegen die Kirche, als den einzigen noch nicht angegriffenen Gegner. Natürlich geht der niedere Klerus vom dritten Stand zu dessen Gegnern über, verbindet sich mit Adel und König, und die in ihrem Besitz bedrohten Adeligen schüren im Auslande den Krieg, um ihre Interessen zu retten. Die königliche Macht wird immer mehr beschränkt — der König verliert ganz den Kopf, flieht, und protestiert gegen alle Beschlüsse. Seine Suspension und Verhaftung sind die natürliche Antwort, worauf Lafayette auf dem Marsfeld einen — vergeblichen — Reaktionsstoß versucht. So geht es immer weiter, jede Aktion löst sogleich die natürliche Reaktion aus. Die Antwort auf das Manifest des Herzogs von Braunschweig und die Invasion sind die Septembermorde, nach einfachen psychologischen Gesetzen löst die Drohung die Wut aus. Die ganze Geschichte der Revolution bietet auch nicht eine überraschende, befremdende Wendung, alles geht mit fast mathematischer Richtigkeit vor sich, es giebt kein zweites Ereignis, an dem man die Gesetze der Geschichte, und zumal die der Revolution so klar studieren kann:

es ist ein schöner, durchaus normal verlaufender Fall wie der Arzt sagt, ein höchst instruktives volkspathologisches Bild.

Nachdem die Macht der Gegner niedergeworfen ist, entstehen natürlich unter den aufgeregten Gemütern der Sieger selbst Zwistigkeiten. Die Frage, ob den Gegner vernichten, zertreten oder schonen, wird zum natürlichen Ausgangspunkt des Kampfes der persönlichen Gegensätze der Führer, ihrer Herrschsucht, ihres Willens zur Macht. Berg und Gironde, bisher brüderlich einig in der Bekämpfung des Königtums, entzweien sich, sobald es sich um die Frage handelt: Wer soll nun herrschen? ... Hie Brissot! — hie Robespierre! ist die Losung. Naturgesetzmäßig siegt in erregten Zeiten für den Augenblick immer die stärkere Kraftanspannung, die stärkere Willensäußerung, die extremere, radikalere, konsequentere Partei, — einfache Folge des Trägheitsgesetzes und des Gesetzes der schiefen Ebene, und am schnellsten und heftigsten werden die zerrieben, welche unsicher zwischen den Parteien hin und herschwanken, wie Lafayette: sie werden von beiden Gegnern bekämpft. Die Halbheit ist in der Revolution immer zuerst verloren: Mirabeau, Lafayette, Ludwig XVI. Die Extreme vermag sich länger zu halten wenn sie vor den äußersten Konsequenzen nicht zurückschreckt, und wird erst vernichtet, wenn die Reaktion langsam eine Kräftemenge gesammelt hat, die größer ist als die von der extremen Partei angewendete, und wenn es ihr gelingt, sie in einem Moment zur Geltung zu bringen, in dem die Gegenpartei von ihren Kraftanstrengungen erschöpft ist und ausruht, neue Kraft zu sammeln. In diesem Moment ist ein Reaktionsstoß von Wirkung. Wir sehen das am Auftreten des Direktoriums und der Muscadins, als der Gegenrevolution gegen Robespierres Schreckensregiment. (Dasselbe wiederholt sich u. a. 1815 Napoleon gegenüber). Nun schlägt mit natürlicher Notwendigkeit die allgemeine Stimmung in ihr entgegengesetztes und darum verwandtes Extrem um: die Grausamkeit geht in Wollust über, auf das Blutbad folgt die Orgie des Direktoriums, die lang entbehrte Genußsucht verlangt ihr Recht und will das Entzogene mit einem Schlage einholen. Genau so erging es stets im Mittelalter während der Pestepidemien (z. B. in Florenz), genau so 1870 in Deutschland nach dem schweren Kriege. Alles dies sind geschichtsgesetzmäßige Erscheinungen, die zu allen Zeiten in allen Ländern gelten: die Psychologie der Revolution.

Neben diesen gesetzmäßigen, allemein giltigen Erscheinungen sehen wir nun einzelne andere, die ganz besonderen französischen Charakter tragen und ihr das individuelle Gepräge geben, welches weder die Hinrichtung Ludwigs noch der Kampf zwischen Danton, Marat und Robespierre, noch der Übergang zur napoleonischen Tyrannei zeigen: Dinge, welche in den Revolutionen

aller Zeiten und Länder ihre Ähnlichkeiten finden (die Hinrichtung Karls von England, die römischen Bürgerkriege u. s. w.).

Französisch ist dagegen der ausgesprochen theatralische Zug, der durch die ganze Revolution geht, die glänzenden und feierlichen Inszenierungen, die pomphaften Festakte, die pathetischen Sentimentalitäten. Man denke an die Posse der Klootzschen Menschenverbrüderung der in Masken gesteckten Dienstmänner, die nichts war als ein Karnevalsulk zur Befriedigung der maßlosen französischen Eitelkeit — eine Huldigung der Menschheit für Frankreich. Man denke an das komödiantische Fest auf dem Marsfelde, an das Fest des höchsten Wesens, den Triumphzug der Göttin der Vernunft, an den Apparat des Konvents bei Ludwigs Aburteilung! Man denke sich Ludwig die phrygische Mütze auf dem Kopfe, man denke Maria Antoniette durch ihre Kinder vor den Pöbelhaufen beschützt: Kann man sich effektvollere Szenen für das Rührdrama einer Vorstadtbühne denken? Wo sich eine Gelegenheit zur Entfaltung von Theatereffekten bietet, wird sie von den Franzosen aufs äußerste ausgenutzt.

Französisch ist auch die Sucht zur Parodie; neben dem Streben, alles ins Pomphafte zu erheben zugleich das Bemühen, sich über dieses Pomphafte, ja über das Schreckliche selbst lustig zu machen, es zu parodieren. Das Gefährlichste, Erschütterndste ist für den allzeit wachen Witz des Franzosen gerade gut genug. Er macht sich über alles lustig, über das Erhabenste und über das Grausigste. Der Schar, welche die blutigen Häupter de Launays und Flesselles auf Piken durch die Straßen trägt, folgt eine Kinderschar, die um sich jenen würdig anzuschließen, Katzen geschlachtet hat und ihre Köpfe auf Stöcken jenen nachträgt. So veranstaltete man 1870 in Paris während der Belagerung aus hellem Übermut Ratten- und Katzenfleischdiners, indes noch keine Not vorhanden war. Wie glücklich kann ein wenig Frivolität ein Volk machen! wie sehr ihm das Ertragen großer Katastrophen erleichtern!

7.

Was verdankt nun unsere Zeit, was verdankt das Deutschland von heute der Revolution von 1789?

Die Meinungen gehen darüber sehr aus einander.

Die Begeisterten rufen: „Alles! Unsere ganze moderne Kultur, unser öffentliches Leben, die modernen Staatseinrichtungen — alles verdanken wir diesem unsterblichen Ereignis. Sie bedeutet die Befreiung der Menschheit aus den Fesseln der Despotie!“

Die Gegner sagen: „Sie bedeutet die Auflösung jeglicher Ordnung,

die Untergrabung der Autorität, sie ist das Werk des Teufels, sie hat nur Unheil in die Welt gebracht."

Das eine ist so unwahr wie das andere.

Von unseren gegenwärtigen großen Einrichtungen, welche das Glück und die Ordnung unseres Staates aufrecht erhalten, sind nur zwei in gerader Linie auf die Revolution zurückzuführen: das Civilstandsregister und das Dezimalsystem der Maße und Gewichte — zwei sehr wichtige, einflußreiche, segensvolle Einrichtungen, ohne Zweifel, aber keineswegs die eigentlichen und unerläßlichen Grundlagen unserer modernen Größe und Wohlfahrt.

Welche Einrichtungen haben diese Größe und Wohlfahrt begründet? Ich meine, Preußens Emporsteigen beruht auf der

1. Allgemeinen Wehrpflicht,
2. der kommunalen Selbstverwaltung,
3. dem mustergiltigen Schulunterricht (mustergiltig bis in die jüngste Zeit, heute aber den Anforderungen nicht mehr entsprechend),
4. der Unbestechlichkeit und Unabhängigkeit des Richterstandes.

Das sind die Wurzeln unserer Kraft, die Ursachen unserer Erfolge: Parlamentarismus u. dergl. kommen erst in zweiter Linie. Es wird aber schwer fallen, diese Dinge aus der französischen Revolution abzuleiten.

Daß Carnots System, daß die levée en masse etwas ganz anderes, weit beschränkteres ist als Scharnhorsts großartige Heeresreform, ist längst nachgewiesen, und daß die Municipalorganisation von 1781 und 82 so gut wie nichts mit der Steinschen Gesetzgebung gemein hat, ist zweifellos. Die Gemeinden waren nach der Verfassung der „gesetzgebenden Versammlung" nicht viel mehr als die Büttel des allherrschenden Konvents, von jener freiwilligen pflichteifrigen Durchführung der besoldeten Ehrenämter, dem wundervollen System der letzteren, der kräftigen Mitarbeit der Einzelnen am Wohl des Ganzen war keine Rede — die „Gesetzgebende", und später der Konvent war der Tyrann, und die Municipien waren ihre Knechte. Man kann jene beiden Einrichtungen in der Revolution höchstens angedeutet finden, aber nicht begründet.

Für eine Volksbildung, einen allgemeinen und methodischen Volksunterricht geschah während der ganzen Revolution nichts: diese mächtigste aller staatserhaltenden Säulen erhebt sich ganz auf deutschem oder besser gesagt germanischem Boden. Für die Verbesserung des Verwaltungsmechanismus hat die Gesetzgebung der Revolution manches gethan, in der Justizpflege stiftete die Aufhebung der Parlamente mehr Unsegen als Förderung. Der code Napoléon ist zum Teil das Werk der Revolution, allein er ist

ohne wesentlichen Einfluß auf die deutsche Rechtspflege geblieben, die, was sie nicht aus eigenem hat, den Römern und Italienern verdankt.

Was von preußischen Einrichtungen nicht auf einheimischem Boden gewachsen ist, verdanken wir fast ausschließlich England, Amerika oder Italien: Frankreich hat uns so gut wie nichts gegeben. Es ist notwendig, dies gegenüber der kolossalen Überschätzung zu betonen, welche der französische Einfluß in Deutschland erfährt, und welche nur eine Folge der wahnwitzigen französischen Anmaßung und Selbstüberhebung ist, die es fertig gebracht hat, der Welt wirklich einzureden, daß alle moderne Kultur von Frankreich ausgehe. Die geistreichste Auslegung der englischen Staatseinrichtungen, die allerdings auf Deutschland von großem Einfluß waren, verdanken wir wohl einem Franzosen, aber die Revolution hat Montesquieus grandioses Werk in die Ecke gestellt.

Ein bedeutenderer indirekter, mittelbarer Einfluß der Ideen der Revolution auf die moderne Zeit läßt sich nicht bestreiten. Die Idee der Verantwortlichkeit des Königs vor seinem Volke ist, obwohl Cromwells Haupt entsprungen, doch erst durch Robespierre Gemeingut der Welt geworden. Wir wissen jetzt, daß es nur darum keine Instanz über dem Könige giebt, weil man als selbstverständlich annimmt, daß ein König nicht die Gesetze verletzen, sein eigenes Land nicht schädigen werde. Eine Instanz aber giebt es doch beim Eintreten dieses für unmöglich gehaltenen Falles — und das ist die Erhebung des ganzen Volkes. Ihr ist der König verantwortlich, und sie kann nur auf zwei Strafen erkennen: Vertreibung oder Tod. Man hat seitdem in Braunschweig, in Frankreich und anderen Ländern von diesem höchsten Gesetze guten Gebrauch gemacht.

Dann hat uns die Revolution gelehrt, wie schon oben bemerkt, daß nicht Volksverdummung und Frömmelei ein Volk gehorsam und gefügig machen, sondern im Gegenteil nur Aufklärung und Unterricht, daß ein ungebildetes Volk gefährlicher ist als ein gebildetes, weil jenes immer das unvernünftige wollen und am leichtesten ehrgeizigen Demagogen und Rabulisten in die Hände fallen wird, während dieses fähig ist, seine wahren Freunde von seinen falschen zu unterscheiden. Das beste Mittel zum Frieden und zur Ordnung ist also die beste Schule.

Die französische Revolution gewährt wie kein anderer Teil der Weltgeschichte den Beweis für die Geltung des Gesetzes der organischen Fortentwickelung im politischen Leben, für die Verderblichkeit des Doktrinarismus, für die Unmöglichkeit, philosophische Systeme oder Einrichtungen anderer Länder und Zeiten ohne eine Anpassung an die besonderen Landes- und Zeitverhältnisse einfach schematisch in andere, reale Staatskörper mit

selbständiger Geschichte und eigener Rasse zu übertragen, sie beweist uns die große Wahrheit, daß das Wohl der Völker in erster Linie von den wirtschaftlichen Einrichtungen abhängt und in zweiter von den politischen, daß geistige Mächte, wie die katholische Kirche, nur mit geistigen Mitteln zu besiegen sind und nicht mit Gewalt.

Mich dünkt, daß der exakte Beweis für diese Sätze von unermeßlichem Wert für die Zukunft wohl eine Revolution wert war, einen unablässigen Kampf von zehn Jahren.

Das, was wir die moderne Zeit, den modernen Geist nennen, ist nicht durch die Revolution hervorgerufen worden, die Revolution ist groß durch das was sie lehrt, nicht durch das, was sie ist. Die Ideen der Revolution sind verwaschenes, albernes Zeug, die Erklärung der Menschenrechte ist ein bombastischer Schwulst mit nichtssagenden oder unmöglichen Forderungen. Freiheit und Gleichheit sind Worte, bei denen sich niemand etwas bestimmtes denken kann, und die in die Praxis übersetzt zu Tyrannei und Totschlag führen müssen. Die Leistung, die Bedeutung, der soziale Wert des Menschen sind gebunden an die Konstruktion seines Gehirns und an seine physische Organisation. Sind diese etwa bei allen Menschen gleichwesig? Was soll also die Phrase der Gleichheit?

Was sollte uns jene Schar von Schuften, Trunkenbolden, kalten Fanatikern, Doktrinären, Strebern, Egoisten geben, welche die französische Revolution machten? Die moderne Zeit wurde in die Taufe gehoben durch eine Anzahl Männer und Werke, welche mit der Revolution in keinem Zusammenhange stehen, ja zum Teil viel früher da waren.

Montesquieus „Esprit des lois“ erschien	1748.
Beccarias „Verbrechen und Strafe“ erschien	1764.
Nathan der Weise entstand	1772.
Die Kritik der reinen Vernunft erschien	1781.
Kabale und Liebe, Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit erschien	1784.
Goethe reiste nach Italien	1786.
Die Kritik der praktischen Vernunft erschien	1788.

Diese Bücher und Thatsachen führten die „moderne Zeit“ herauf, sie bilden die Grundlagen jener Weltanschauung, welche heute noch in Kraft ist.*)

*) Ich sehe dabei ganz ab, von den technischen und naturwissenschaftlichen Entdeckungen (Watts Erfindung der Dampfmaschine, Galvanis Entdeckung der Elektricität u. s. w.), die umgestaltend auf unser ganzes Denken und Empfinden, auf alle Verhältnisse gewirkt haben, und nicht das mindeste mit der Revolution zu thun haben.

Die Revolution hat einige ihrer Ideen durchgeführt, andern hat sie zum Siege verholfen, indem durch sie, ohne daß sie an jene Ideen dachte, die äußere Macht des alten Regimes zusammenbrach, das sich jenen Ideen feindlich entgegenstellte. Die Revolution hat den Ideen der modernen Zeit Hebeammendienste verrichtet, aber nicht mehr. Als das Volk von Paris die Bastille stürmte, ahnte es nicht, daß die wirkliche Revolution, die Revolution der Geister, schon längst vollzogen sei. Sie konnte nur noch dazu beitragen, diese Revolution so schnell als möglich in Praxis umzusetzen. Dies Verdienst sei ihr unbestritten. Von ihr aber als der Mutter der modernen Zeit zu sprechen, das heißt den Arbeiter unsterblich machen, der die Zündschnur zur Sprengung der letzten dünnen Scheidewand zwischen Göschenen und Airolo ansteckte, und den Ingenieur vergessen, der den Plan und die Einzelheiten für das großartigste Wunderwerk der Welt entworfen hat.

Noch lächerlicher freilich als diese Bewunderer der Revolution sind jene Hasser, welche wie Klopstock und Schiller sie zuerst mit Begeisterung begrüßten und sich dann von ihren Gräueln schaudernd abwandten. Für sie ist St. Justs Wort vernichtend, daß Revolutionen eben nicht mit Lavendelwasser gemacht werden. Nur ein Stubenhocker wie der gute Schiller war imstande zu glauben, Revolutionen könnten sich in der Wirklichkeit so schön, effektvoll und harmlos vollziehen wie auf dem Theater. Mit dem „Tell" bewies Schiller, was man jetzt Gottlob allgemein einzusehen anfängt: daß er ein großer Sprachmeister, ein großer Bühnenkenner, ein großer Künstler war, aber ein schlechter Psycholog und Historiker. In der Welt geschieht eben kein großer Kulturfortschritt ohne Blut. Was sind die Tausende der Opfer der Revolution gegen die Millionen, welche das Christentum zu verantworten hat? Welche Blutströme sind um der Aufhebung der Sklaverei willen geflossen? Ist das Deutsche Reich bei Gesang und Wurstessen eingerenkt worden?

Und wird die Revolution der Zukunft, die soziale Revolution daran etwas ändern?

Wenn die Blindheit, die Verstocktheit, die Habgier des Kapitalismus sie erzwingen (und das müssen sie, wenn der Kapitalismus sich nicht ändert, was er seinem ganzen Wesen nach kaum kann), so wird diese Revolution keine Ausnahme machen von den Gesetzen ihrer Gattung.

Ich fürchte, sie wird uns alle verschlingen, alle. —

Mein Onkel aus Pommern.

Von Ernst von Wildenbruch.

(Berlin.)

An einem Abende des vergangenen Sommers fand ich, als ich nach Hause kam, nachstehenden Brief auf meinem Tisch:

„Da mir, der ich Karlsbader getrunken habe, und in der Nachkur begriffen bin, der Arzt Zerstreuung verordnet hat, bin ich entschlossen, 14 Tage in Berlin dem Vergnügen zu widmen, und werde am 20. d. Mts. mittags auf dem Stettiner Bahnhof eintreffen.

Dein Onkel."

Ich hatte meinen Onkel nur wenig, in letzter Zeit gar nicht gesehen; denn er saß in Hinterpommern als Junggeselle auf seinem Gute und kam wenig von da fort, weil er, wie er sagte, das Wasser nirgends anders vertragen konnte. Man sagte ihm nach, daß er ein wenig reizbar und Hypochonder sei — indessen — Karlsbader — 14 Tage sind etwas viel — indessen — das große Berlin — also — am 20. d. Mts. pünktlich um dreiviertel Zwölf auf dem Stettiner Bahnhofe.

Ich war vor dem Zuge an Ort und Stelle. Es war heiß, sehr heiß; für Leute mit reizbaren Unterleibsnerven kein empfehlenswertes Reisewetter — aber — wir werden schon liebenswürdig sein. — Drei Minuten nach Zwölf lief der Zug ein; ich ging ihm entgegen und musterte die Fenster.

An einem Koupéfenster zweiter Klasse stand ein ältlicher Herr mit grauem Schnurr- und Backenbart. Er war klein, untersetzt und breitschultrig und füllte die ganze Fensteröffnung; auf dem Kopfe trug er eine Reisemütze, deren Schirm wagerecht über den Augen stand — es war mein Onkel. — Während ich auf ihn zuging, prüfte ich sein Gesicht; er sah unwillig aus, und musterte mit verächtlichen Blicken die Menschen, die sich auf dem Perron drängten.

Mit geschwungenem Hute eilte ich auf ihn zu — „Willkommen in Berlin" — er war aber zu sehr mit dem Öffnen der Koupéthür beschäftigt, um meinen Gruß erwidern zu können. Als ihm sein Vorhaben nicht sogleich gelang, schien er sehr ungehalten zu werden. — „Die verfluchte Thür geht ja nicht auf," rief er dem Schaffner zu, der eilfertig hinzusprang — er schien den Schaffner mit weiteren tadelnden Bemerkungen bedenken zu wollen, doch dieser war schon unterwegs. Mein Onkel trat auf mich zu: „Habt Ihr denn hier zu Lande keine Ahnung von Ventilation?" sagte er mit vorwurfsvollem Tone zu mir. „Es ist ja eine Schande, was in diesen Koupés für

eine Hitze ist." Er schien zu glauben, daß ich zum Eisenbahndepartement gehörte; eben wollte ich ihm seinen Irrtum mitteilen, als meine Aufmerksamkeit abgelenkt wurde: Hinter meinem Onkel tauchte eine ältliche sehr erhitzt aussehende Dame aus dem Innern des Koupés und strebte mit Schachteln und Reisetaschen dem Ausgange zu. Sie wurde von einer jungen Dame und einem Herrn, vielleicht dem Gatten der letzteren, erwartet und empfangen. Erschöpft warf sie sich in die Arme der jungen Dame. „Wie war die Reise, Tantchen?" hörte ich diese fragen: „Schlecht, entsetzlich schlecht," war die klagende Antwort, „ich bin mit einem Herrn gefahren, welcher fast die ganze Zeit am Fenster gestanden hat; ich habe fast gar keine Luft bekommen." Vorwurfsvoll blickte sie auf meinen Onkel — offenbar war er jener „Herr" gewesen; ich berechnete im Stillen, daß er das Koupéfenster allerdings hermetisch verschlossen haben mußte. — Tadelnde Blicke richteten sich auf meinen Onkel, mißbillig... Laute wurden vernehmbar — ich befürchtete einen Auftritt — ich hatte mich geirrt. Ein ingrimmig befriedigtes Lächeln umspielte seinen Schnurrbart, den er nach Husarenart in zwei stechende Spitzen gedreht trug; das Leiden der ältlichen Mitmenschin schien ihm alles Andere als Mitleiden zu erwecken; ich stellte Betrachtungen über die moralische Wirkung des Karlsbaders an. — Der kurze Augenblick innerer Glückseligkeit ward für meinen armen Onkel jedoch schnell und rauh durch den Stoß eines Koffers unterbrochen, mit welchem ein eilfertiger Handlungsreisender seine Hüfte streifte. Er stieß einen grunzenden Laut des Unwillens aus und durchbohrte den Rücken des Davoneilenden mit tötlichen Blicken. Von den Worten, die er hinter dem Handlungsreisenden hersandte, verstand ich nur einzelne abgerissene Laute, wie: „lümmelhafte Schlingelei — Berliner Industriebengel" und andere; er schien durch den Karlsbader noch nicht viel an Reizbarkeit verloren zu haben. „Droschke mit Gepäck gefällig?" rief jetzt der Schutzmann, der die Marken verteilt, meinen Onkel an. Mit der Miene eines beleidigten Großveziers wandte sich dieser an mich: „Was will dieser Mann, und warum schreit er mich so an?" Ich setzte ihm die Zwecke des Schutzmanns auseinander. „Geben Sie mir," sagte mein Onkel würdevoll, „eine Gepäckdroschke, aber eine offene." „Gepäckdroschken sind nicht offen," sagte der Schutzmann, seine Marken weiter verteilend. Mein Oheim, mit dem Ausdrucke eines Mannes, der sich nicht ärgern will, sagte noch einmal, aber mit lauterer Stimme: „Ich wünsche von Ihnen eine Gepäckdroschke, aber eine offene." „Bedaure," versetzte der Schutzmann, „sie sind nicht offen." „Verlangen Sie etwa, daß ich bei dieser Hitze in einer geschlossenen Droschke fahren soll?" rief jetzt mein Onkel mit einer Stimme, die durch den ganzen Bahnhof donnerte. Der Schutzmann zuckte schweigend

die Achseln. Eine solche Nichtachtung seiner berechtigten Wünsche war für meinen armen Onkel zu viel. Er rollte in stummem Protest die Augen gen Himmel, seine Barthaare zitterten — ich bemerkte, daß seine Augen ganz rot waren, und konnte mich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß er eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Stachelschwein hatte.

Durch unsere Zögerung waren wir unterdessen die Letzten auf dem Perron geworden, und es blieb nur noch eine Droschke zweiter Klasse für uns übrig. Mit dem Lächeln eines Märtyrers steckte mein Onkel die Fahrmarke ein, und wandte sich zum Ausgange des Bahnhofs. „Berlin ist ein Dorf," sagte er mir so laut, daß es der Schutzmann hören mußte, den er dadurch wahrscheinlich tötlich zu kränken hoffte. —

Durch diesen Racheakt ein wenig für die erlittene Mißhandlung getröstet, suchte er mit mir die Droschke, worauf ich mich daran machte, sein Gepäck zu besorgen. Als ich ihn verließ, sah ich, daß er das Taschentuch gezogen hatte, und die Polster des Droschkensitzes emsig abzuklopfen begann.

Der Koffer meines Onkels war ein schwarzes Ungetüm, welches etwa einen Kubikmeter fassen mußte und dessen Bewältigung zwei Gepäckträger in Anspruch nahm. — Als ich mit demselben zur Droschke zurückkam, stand mein Onkel noch immer darin und klopfte auf den Polstern herum. „Alles ganz schmutzig," rief er mir von oben zu, „ganz staubig und schmutzig." Ich wagte zu bemerken, daß es in den Straßen sehr staubig sei. — „Warum sprengt Ihr nicht," entgegnete er — mir schien, daß er jetzt annahm, ich gehöre zur städtischen Verwaltung. „Habt Ihr kein Wasser in Eurer Stadt? Dieser Stadt fehlen die natürlichen Hülfsmittel." Ich wagte, eine Gegenbemerkung zu machen, er schnitt sie jedoch mit der kategorischen Bemerkung ab, daß Berlin eine Spelunke sei. — Ich überlegte im Stillen die Eigentümlichkeit seines Entschlusses, sich eine Spelunke zum Zwecke vierzehntägiger Vergnügung auszusuchen.

Wir fuhren die Invalidenstraße entlang, dem Oranienburgerthor zu. Die an sich nicht gerade beträchtliche Schnelligkeit unserer Rosinante wurde durch das Koffergebirge, welches sich auf dem Bocke neben dem Kutscher erhob, noch beeinträchtigt; die Sonne brannte heiß auf unsere Köpfe herab; ich sah meinen Onkel von der Seite an und hatte ein Gefühl, als wenn er in seinem Ärger schmorte. Sein Gesicht verriet nichts Gutes; mit einem Ausdrucke, als ob hinter jedem Fenster ein Todfeind lauerte, musterte er die Häuser rechts und links. Mir war zumute, als säße ich neben einem Gefäß voll Dynamit, der, wenn man ihn in die Sonne setzt, explodiert. Schüchtern versuchte ich ein Gespräch zu eröffnen: „Deine Karlsbader Kur bekommt Dir gut? Du befindest Dich hoffentlich wohl?" „Ganz schlecht be-

finde ich mich," erwiderte er, und sein Ton enthielt eine ernste Mißbilligung, daß man annehmen könnte, es ginge ihm nicht schlecht. Ich schwieg.

Wir rollten nun, indem wir von Pflasterstein zu Pflasterstein etwa eine halbe Minute brauchten, die Friedrichstraße hinunter. Aus dem Thore der dort belegenen Kaserne marschierte im Augenblick, da wir dasselbe erreichten, eine Kompagnie, welche uns quer die Straße versperrte. „Vorwärts," brüllte mein Onkel dem Kutscher zu, „vorwärts doch." Wir mußten halten, es war zu spät. Meinem Onkel blieb nichts übrig, als die Haltung der marschierenden Soldaten mit kritischem Blick zu mustern. „Sie marschieren schlecht, sie marschieren bummelig," sagte er, und da er die Gepflogenheit hatte, alle seine Äußerungen mit erhobendster Stimme vorzubringen, mußten seine kritischen Bemerkungen der Truppe vernehmbar werden. Alles wandte die Köpfe nach uns, Einige lachten, andere riefen unschmeichelhafte Bezeichnungen herüber. „Keine Disziplin in der Bande," sagte mein Onkel, indem er mit dem Stocke auf den Droschkenboden stampfte.

Die Straße war frei, wir kamen endlich wieder vom Fleck. In tiefem, feierlichem Schweigen saßen wir neben einander, so daß unsere Fahrt den Eindruck machen mußte, als führen wir als Leidtragende in einem Leichenzuge. Von Zeit zu Zeit unterbrach mein Onkel „die heilige" Stille durch abgerissene Ausrufe, und es hieße lügen, wenn man sagen wollte, daß dieselben besonderes Wohlwollen für Berlin bekundeten. „Ekelhaft groß wird dieses Berlin, ekelhaft," rief er; „wie die Pilze wachsen die Häuser — lauter scheußliche Baracken — so etwas sollte man in Paris zu bauen wagen!" — Ich wußte mich nicht zu erinnern, daß er jemals in Paris gewesen, begrub indessen meine Zweifel unter respektvollem Schweigen.

Endlich langten wir bei dem am Gensdarmenmarkt belegenen Gasthofe an, den mein Onkel zu seiner vierzehntägigen Löwenhöhle ausersehen hatte. Kellner und Hausknecht stürzten hervor und begannen, das Koffergebirge abzuladen, mein Onkel sah von der Droschke herab mit dem Blicke eines Imperators zu. Er trat darauf in ein kurzes, aber energisches Scharmützel mit dem Droschkenkutscher ein, dem er kategorisch das Recht absprach, für die Fahrmarke 25 Pfennig extra zu beanspruchen. Endlich war das Gefecht beendet, und wir waren glücklich im Hafen angelangt.

Aber auch im Hafen giebt es Klippen, an denen die gute Laune des Menschen Schiffbruch leiden kann, und eine solche stand vor uns in Gestalt des Kellners mit schwarzem Frack und weißer Serviette. Eine der Eigenheiten meines Onkels war, daß er Kellner überhaupt nicht leiden konnte, doppelt dann nicht, wenn sie schwarzen Frack und weiße Serviette trugen, und da dies fast immer der Fall, konnte er sie fast nie ausstehen. —

„Geben Sie mir," ſagte er mit einem Tone, der von der Höhe einer egyptiſchen Pyramide herabzukommen ſchien, „ein Zimmer im erſten Stock, nach vorn heraus." „Bedaure!" und der ſchwarze Frack machte ſeinen höflichſten Diener, „der ganze erſte Stock iſt von einer amerikaniſchen Familie beſetzt." — „Ach ſo" — und ein unheilverkündendes Lächeln umzuckte den Huſarenbart — „Amerikaner — ich verſtehe. Rufen Sie mir den Wirt, Herrn —" und er nannte den Namen des Wirtes, der vor zwanzig Jahren den Gaſthof gehabt hatte. — „Wen?" fragte der Schwarzbefrackte. „Wenn Sie Ihren eigenen Wirt nicht kennen, ſo iſt das ſchlimm," erwiderte mein Onkel, „wenn Sie mich dabei anſehen, wie ein wildes Tier, ſo iſt das unnötig." Der Kellner lächelte und verſuchte den zornigen alten Herrn von der ſpaßhaften Seite zu nehmen. Ich ſah die fürchterliche Wirkung dieſer verfehlten Taktik voraus. „Vielleicht," miſchte ich mich ein, „ziehen die Amerikaner bald aus." „Noch heute Abend," erwiderte der Kellner, „und wenn es dem gnädigen Herrn dann beliebt, ſteht ihm der erſte Stock zu Dienſten." Der „gnädige Herr" wirkte lindernd auf die entrüſteten Nerven meines armen Onkels. „Bringen Sie meinen Koffer ſogleich in den erſten Stock," gebot er, „und geben Sie uns etwas zu eſſen."

Im Speiſeſaal, den wir nun betraten, ſaßen einige Gäſte, in die Zeitungen vertieft. Mein Oheim nahm die Speiſekarte, las ſie aufmerkſam von oben bis unten durch, und nachdem er ſich überzeugt hatte, daß es keinen Stangenſpargel gab, forderte er zweimal Stangenſpargel mit Schnitzel. Der Kellner ſah ihn verblüfft an. „Stangenſpargel? Den haben wir nicht." Mein Onkel ließ ein höhniſches Meckern hören. „Den haben Sie nicht, — was haben Sie denn dann?" — „Vielleicht ein Engliſches Beefſteak?" Hierauf ſchien aber der verſchmitzte alte Mann bloß gewartet zu haben. „Ein Engliſches Beefſteak? Sie wollen mir in Berlin ein Engliſches Beefſteak vorſetzen? Haben Sie denn eine Ahnung, was ein Engliſches Beefſteak iſt? Haben Sie denn dazu Fleiſch; was wiſſen Sie denn von Fleiſch?" — Die Gäſte blickten von ihren Zeitungen auf — der Kellner ſah ihn mit einem Geſichte an, als wenn er dem Prediger aus der Wüſte gegenüberſtände. Mein Onkel, der die Wirkung ſeiner Worte mit innerer Genugthuung konſtatierte, fuhr fort: „Spaßes halber mag es darum ſein; bringen Sie zweimal Engliſch Beefſteak — aber daß es richtig gebraten wird!" rief er dem verſchwindenden Kellner nach, und dieſes Wort „richtig" enthielt Fallſtricke und Fußangeln. Mein Onkel, dem ich von dieſem Augenblicke an im Innern meines Herzens den Beinamen des „Schrecklichen" zulegte, ging ſeinen Kellnervernichtungsgang weiter. „Die Weinkarte," herrſchte er einen derſelben an. Lang und eingehend war die Prüfung, welcher er die Wein-

karte unterzog. Endlich hatte er die Schwäche des Gegners herausgefunden. Alle Weinsorten waren vertreten, nur zwei fehlten: Pontak und Scharlachberger. Mit scheinbar gleichgültiger Miene legte er die Karte aus der Hand. „Geben Sie mir eine Flasche Pontak," sagte er. Der Kellner errötete: „Den gerade bedauere ich —" „Ach so, den haben Sie wieder nicht — na — eine Flasche Scharlachberger wird man doch bekommen können?" „Scharlachberger?" und der Kellner erglühte unter dem Großinquisitorblicke, mit dem ihn mein Onkel unter buschigen Brauen hervor musterte. „Aber mein Gott," rief mein Onkel, „Sie werden doch Scharlachberger haben? Den bekommt man ja doch überall?" und er griff noch einmal zur Weinkarte und that, als läse er noch einmal, weil er seinen Augen nicht trauen könnte — ich mußte im Innern seine grausame Verstellungskunst bewundern. Scheinbar überrascht legte er die Karte nieder. „Sie haben wirklich nicht einmal Scharlachberger," sagte er zu mir gewandt. „Das hätte ich doch nicht geglaubt."

Sein Sieg war vollkommen, der Kellner befand sich in offenbarer Verlegenheit, Hinterpommern hatte Berlin geschlagen.

„Also eine Flasche St. Julien," sagte er mit dem Tone der Resignation. — Der Weinkellner verschwand, der Speisekellner erschien wieder und legte zwei Kouverts vor uns auf. „Das Beefsteak kommt gleich," sagte er mit verbindlichem Lächeln, denn der Unglückliche hatte wieder seine unselige Taktik aufgenommen, meinen Onkel durch Liebenswürdigkeit zu gewinnen. Verfehltes Unternehmen. Je zierlicher die Bewegungen wurden, mit denen er uns umtänzelte, um so drohender reckten sich die borstigen Bartspitzen — die weiße Serviette unter seinem Arme wirkte auf meinen Onkel, wie das rote Tuch auf den Stier; das ewig gleichmäßige Lächeln auf seinem Antlitz erschien dem strengen Manne aus Pommern wie eitel Unverschämtheit und Hohn. „Impertinente Physiognomie — naseweiser Schlingel" — solches und ähnliches waren die Bemerkungen, die mein Oheim mir in seinem bekannten Flüstertone zum Besten gab.

„Eine odiöse Menschenart, diese Kellner," wandte er sich dann, sobald uns der Speisekellner verlassen, zu mir. „Menschen, die zu allen Nichtswürdigkeiten fähig sind." Da seine Bemerkungen, wie gewöhnlich, fortissimo gehalten waren, richteten sich zürnende Kellneraugen mit giftigen Blicken auf uns, und ich berechnete im Stillen, daß ich mich nach Ablauf der vierzehn Tage in keinem Lokal mehr würde sehen lassen können.

Endlich erschien das Beefsteak. Eilig wollte ich mich darüber hermachen, als mein Onkel, der mit einem Gesichte, als ob man eine gebackne Stiefelsohle auf seinen Teller gelegt hätte, vorsichtig in sein Beefsteak hinein-

gepickt hatte, mir mit Entſetzen in den Arm fiel. „Du wirſt doch das nicht eſſen!“ rief er. „Es iſt ja total verbrannt.“ Schwer war der Kampf, den ich zwiſchen Hunger und Reſpekt kämpfte, aber der unbarmherzige Onkel erleichterte mir denſelben, indem er ſeinen und meinen Teller in beide Hände nahm und dem Kellner mit den Worten überreichte: „Nehmen Sie dieſe Beefſteaks wieder zurück, die können wir nicht eſſen.“ Er betonte das „nicht“, und verlieh ſeinen Worten dadurch Feierlichkeit und Überlegenheit. Nach endloſem Warten erſchien endlich die zweite Beefſteak-Auflage, jetzt natürlich beinah roh. Mit Qual würgte ich, der ich rohes Fleiſch nicht eſſen kann, mein Beefſteak hinunter und ich war überzeugt, daß es auch ihm abſcheulich ſchmeckte. Trotzdem behauptete er, daß es jetzt erſt annähernd einem Londoner Beefſteak gleichkäme. Ich glaubte mich zu erinnern, daß er in London ſo wenig als je in Paris geweſen war.

Wir hatten unterdeſſen unſeren Plan für den Nachmittag entworfen; als erſte Nummer ſtand der Zoologiſche Garten auf dem Programm. Wir machten uns auf den Weg.

Gleich in der Mohrenſtraße erregte das „blödſinnige Asphaltpflaſter“, wie er ſich auszudrücken beliebte, die lebhafte Mißbilligung meines Oheims. Er blieb alle fünf Schritte ſtehen, um, wie er ſagte, die Pferde zu zählen, die ſich auf demſelben Hals und Beine brechen würden. Zugleich prophezeite er ſämtlichen Pferden Berlins ein baldiges klägliches Ende. Da ſich zufällig kein Pferd bereit fand, ihm vor Augen zu ſterben, gelangten wir endlich nach Ablauf etwa einer halben Stunde an das Brandenburger Thor.

Mein Herz ſchlug höher, denn ich hoffte, ihm mit einer Einrichtung, die er noch nicht kannte, der Pferdeeiſenbahn, zu imponieren. „Da ſoll ich mich hineinſetzen?“ ſagte er mit einem halb mitleidigen Lächeln — „na, meinetwegen!“ Mit dieſen Worten trat er auf den hinteren Perron eines Pferdebahnwagens und gleichzeitig auf die Füße eines ſchmächtigen jungen Mannes, der ſein geringes Volumen trotz aller Anſtrengung nicht ſoweit einzuziehen vermocht hatte, daß er nicht doch mit dem umfangreichen Mann aus Hinterpommern in Kolliſion geraten wäre. Der Getretene krümmte ſich, mit kaltem Lächeln ſchritt mein Onkel an ihm vorüber in den Wagen hinein. Sobald er hier Platz genommen, zog er eine ungeheure ſteifledерne Zigarrentaſche und aus dieſer eine Zigarre hervor, welche die Geſtalt eines gezogenen Kanonenrohres hatte. Ich ſah das Schreckliche ſich vorbereiten, bevor ich aber noch Zeit gehabt, ihm zuzuflüſtern, daß das Rauchen hier nicht geſtattet ſei, hatte er ſich bereits in eine Wolke von Dampf gehüllt und begann wie ein Kachelofen zu qualmen. Unwilliges Ziſchen, Flüſtern und Murren wurde laut, und der Schaffner, der eben, da der Wagen ſich

in Bewegung ſetzte, hereintrat, glaubte ſeinen Augen nicht trauen zu ſollen. „Mein Herr," ſagte der Schaffner, „Sie dürfen hier nicht rauchen." Mein Onkel ſah an ihm vorbei. „Werden Sie mir das verbieten?" antwortete er. „Allerdings, es iſt nicht erlaubt, im Innern zu rauchen." „So etwas ſagt man den Menſchea, bevor ſie einſteigen," verſetzte der ſtarre Mann aus Hinterpommern. „Es ſteht im Wagen angeſchrieben," und der Schaffner zeigte auf das Rauchverbot. „So werde ich meine Zigarre draußen zu Ende rauchen" — und mein Onkel erhob ſich. „Draußen iſt alles beſetzt; ich muß Sie bitten, Ihre Zigarre ausgehen zu laſſen." Jetzt war es mit der Engelsgeduld meines armen Onkels zu Ende. Wie ein Teufel in der Schnupftabakdoſe ſchnellte er von ſeinem Sitze auf. „Ich werde ausſteigen!" rief er mit einem Tone, als wüßte er, daß ein ſolcher Entſchluß den Schaffner zur Verzweiflung treiben würde — „ich werde ausſteigen, laſſen Sie anhalten." „Hier iſt nicht Halteſtelle," verſetzte der Schaffner — der Wagen rollte weiter. Mein Onkel ging wieder zum Stachelſchwein über. „Ich mache Sie darauf aufmerkſam, daß Sie meine perſönliche Freiheit beſchränken," ſagte er zu dem Schaffner, „ich werde mich über Sie beſchweren, wo wohnt der Direktor der Pferdeeiſenbahngeſellſchaft?" Allgemeines erſtauntes Schweigen, nebſt mühſam unterdrücktem Kichern. „Ich werde zum Herrn Polizeipräſidenten von Madai gehen, ich kenne ihn perſönlich, ich werde mich beſchweren!" Ich überlegte im Innern, daß ich nie etwas von ſeiner Bekanntſchaft mit dem Polizeipräſidenten gehört hatte. Die Halteſtelle war erreicht, der ſchmächtige Jüngling zog diesmal die Füße beinah bis unter das Kinn, und an ihm vorüber ſprang mein Onkel mit einem vom Zorn geſtählten Satze hinunter; ich Unglücklicher, gebeugten Hauptes, hinter ihm drein. — Der Wagen entfernte ſich, beinah berſtend vom Gelächter ſeiner Inſaſſen, während wir einſam im Tiergarten ſtehen blieben.

Der Zoologiſche Garten war vom Programm abgeſetzt, zum Polizeipräſidenten zu gehen, fiel ihm natürlich nicht ein, es wurde daher beſchloſſen, das Aquarium aufzuſuchen.

Den Weg dahin füllte mir mein Onkel durch Vorträge über die zunehmende Verrohung und Vertierung der Berliner aus, denen er in nicht ferner Zeit ein trauriges Ende vorherſagte.

Im Aquarium waren damals die berühmten Tintenfiſche eine Neuigkeit, und wir kamen gerade zur Fütterungsſtunde. Der Behälter war von Schauluſtigen dicht umlagert, wir ſtanden ganz hinten und ſahen gar nichts. Feierliches Schweigen herrſchte, welches plötzlich aus dem Hintergrunde durch eine ärgerliche Stimme unterbrochen wurde: „Wäre es nicht zweckmäßig,

wenn die Herren da vorn einmal mit denen hier hinten tauschten?" Die Köpfe wandten sich erstaunt nach dem Sprecher um — es war mein Onkel. — Niemand schien jedoch auf seinen praktischen Vorschlag eingehen zu wollen. — Abermalige Stille, ein Jeder suchte etwas von den Tintenfischen zu erhaschen, plötzlich wieder aus dem Hintergrunde die vor Ärger ganz weinerlich gewordene Stimme meines Onkels: „Die Herren da vorne stehen jetzt eine Viertelstunde am Glase; es ist doch eine bodenlose Rücksichtslosigkeit." Alle Köpfe wandten sich um, mein Onkel begann die Aufmerksamkeit in höherem Maße zu erwecken, als die Tintenfische — trotzdem rückten die Herren da vorne nicht von ihren Plätzen. Mein Onkel spuckte vor Ärger auf die Erde — und wir gingen weiter.

Einer der nächsten Behälter, bei dem wir stehen bleiben, trug die Aufschrift „Der Dornhai". Ein Blick auf das Innere belehrte jedoch, daß gegenwärtig Aale, nicht Haie, die Insassen bildeten.

Breit trat mein Onkel vor den Behälter, und sagte mit einem Tone, als hoffte er, daß ihm jemand widersprechen würde: „Das ist der Dornhai!" Ich schwieg wohlweislich still; neben uns stand jedoch ein Herr mit goldener Brille auf der Nase und einer Dame am Arme. Auf die Bemerkung meines Onkels hin blickte die Dame ihren Begleiter fragend an, worauf dieser mit dem Tone wohlwollender Belehrung, und offenbar in der Meinung, einen guten Provinzbewohner vor sich zu haben, der nach Belehrung verlange, mit lauter Stimme zu seiner Begleiterin sagte: „Es sind See-Aale." Mein Onkel drehte sich zu mir, als habe ihn von jener Seite eine Wespe gestochen. Lauter und eindringlicher als vorher, und mit einer Stimme, die vor Ärger zitterte, schrie er mir zu, was ich noch gar nicht bestritten hatte: „Es sind Dornhaie." Der andere sah meinen Onkel mit wohlwollendem Lächeln durch seine Brillengläser an — er kannte die Wirkung solchen Lächelns auf meinen Onkel nicht, der Unglückliche, — dann wandte er sich wieder zu der Dame an seiner Seite: „Die Dornhaie sind im vorigen Jahre eingegangen, man hat See-Aale eingesetzt." „Es wäre im höchsten Maße unrecht," donnerte mein Onkel mir zu, der mich in derselben Art belehren zu wollen schien, wie sein Gegner seine Dame, „und würde schon an absichtliche Täuschung streifen, wenn man an einen Behälter, in dem See-Aale sind, Dornhaie schreiben wollte. Solange man mir nicht beweist, daß die Direktion des Aquariums von Betrügern geleitet wird, glaube ich ein Recht zu haben, anzunehmen, daß in diesem Behälter Dornhaie sind."

Ich fürchtete das Schlimmste, denn ich sah den Augenblick kommen, wo mein Onkel aus seiner diplomatischen Reserve heraustreten und, statt

seine Liebenswürdigkeiten auf mich abzulagern, dem Gegner direkt zu Leibe gehen würde. Mit einer plötzlichen Eingebung stürzte ich daher auf einen anstoßenden Behälter zu, und heuchelte eine enthusiastische Bewunderung für einige Seerosen, welche darin enthalten waren. „Das mußt Du sehen, lieber Onkel," rief ich, „komm' rasch, das mußt Du sehen." Er ging in die Falle und die Dame, welche bereits ängstlich den Arm ihres Begleiters ergriffen hatte, war von dem wilden Manne befreit. In einzelnen zürnenden Ausdrücken, von denen ich einige wie „dünkelhafter Brillenaffe, Berliner Weisheitspächter, arroganter Schulmeister" verstand, verdampfte der Zorn meines vielgeplagten Onkels.

Das Aquarium war absolviert, und wir schlenderten die Linden hinunter. Beim Anblick des wohlbesetzten Schaufensters von Hillers Restauration erwachten im Innern meines Onkels menschliche Regungen, und wir schwenkten ein, um, wie er sich ausdrückte, zu probieren, ob man in Berlin Hummersalat zu machen wisse.

Die vorzüglich bereitete Speise wirkte so besänftigend auf ihn, daß er den Vorschlag machte, den Abend ins Residenztheater zu gehen, damit er später, wie er mit bösartigem Lächeln bemerkte, seinen Landpastor durch die Erzählung französischer Schweinigeleien ärgern könne. Zur Erreichung dieses menschenfreundlichen Zweckes setzten wir uns in eine Droschke und fuhren dem genannten Theater zu.

Im Theater war eine drückende Hitze, die Parquetplätze, mitten in der Reihe belegen, waren eng, und zu diesen Übelständen gesellte sich ein neuer unvermuteter Feind: der Hummersalat begann bei meinem Onkel eine eigenmächtige, verhängnisvolle Rolle zu spielen. — Der Vorhang war noch herabgelassen; mein Onkel besorgte die Ouvertüre, indem er sich in Monologen erging: „Es ist gräßlich eng hier — keine Spur von Ventilation — keine Luft!" — plötzlich wandte er sich zu mir und flüsterte in mein ängstlich lauschendes Ohr: „Der verdammte Hummersalat — ich bin vergiftet." Mir wurde unbehaglich, der Vorhang hob sich und ließ jede Möglichkeit eines Rückzuges vorläufig ausgeschlossen erscheinen. — Es kam eine komische Stelle — das Publikum lachte. — „Wer kann bei solchem Blödsinn lachen," sagte mein Onkel mit lauter Stimme; „ein dummes Stück, schlecht gespielt." „Pst, pst," ging es rings um uns her. Im Zuschauerraum herrschte eine feierliche Stille; auf der Bühne war gerade die berühmteste Szene des berühmten Stückes, in welcher eine gefeierte Schauspielerin durch ihr stummes Spiel glänzte, im Gange; alles lauschte andächtig, als sich plötzlich aus der Mitte des Parquets in einem Tone, der aus einem Grabe hervor zu

flüstern schien, die Worte erhoben: „Ich bin ernstlich krank, ich habe starke Blähungen.“ Die Stelle, wo wir saßen, war im Augenblick der Brennpunkt von hundert Augen; mir war zumute, als ob ich mit glühenden Nägeln an den Platz genagelt würde. — Mein Oheim saß mit der Ruhe eines egyptischen Kolosses — das Stück ging weiter. — Jetzt drehte er sich mit einem energischen Ruck nach links — mit halbem Auge folgte ich der gefahrdrohenden Bewegung — am linken Ausgang unserer Sitzreihe stand ein junger Mann, der offenbar zu spät gekommen war, und nicht mehr hinein gekonnt hatte. Er trug einen schwarzen Frack und weiße Kravatte, rechnete daher nach der Taxe meines Onkels zur dienenden Menschenhälfte, vielleicht zu den Logenschließern. „Pst, Sie da!“ flüsterte ihm mein Onkel über die Köpfe von zwanzig Dazwischensitzenden zu — der junge Mann hörte nicht. — Mein Oheim legte die Hand an den Mund: „Sie da!“ flüsterte er noch einmal mit einem Tone, welcher dem einer Seepfeife glich — der junge Mann drehte sich nach ihm herum. — „Besorgen Sie mir eine Droschke, aber schnell!“ rasaunte mein Oheim. — Der junge Mann faltete die Stirn, drehte sich wieder um, und that, als ob er nichts gehört hätte. Mein Oheim gab einen Laut von sich, wie eine zischende Theemaschine. — „Solch' ein Kerl!“ murmelte er, „wozu solch' ein Kerl nur da ist?“ Seine Stimme hatte wieder den Ton aus dem Aquarium angenommen — er erhob sich mit halbem Oberleibe in der Richtung des Übelthäters. — „Bleiben Sie sitzen!“ schallte hinter uns eine vor Entrüstung vibrierende Stimme — mein Onkel sank zurück, der Sitz knackte unter ihm. — „O — Ruhe — pst,“ so regnete es von allen Seiten auf uns ein — mein Onkel saß wie der Moses von Michelangelo, jede Sekunde zum Aufsprung bereit, und fixierte den Unglücklichen im Frack mit schrecklichen Blicken.

Endlich sank der Vorhang — mit totaler Nichtachtung fremder Hühneraugen stampfte mein Oheim durch die Sitzreihe hindurch, wie eine wild gewordene Lokomotive — ich als Tender hinterdrein — direkt auf den jungen Mann im ominösen Kleide los. Nichts Böses ahnend stand der Letztere und klatschte eifrig Bravo, als der furchtbare Mann aus Hinterpommern ihn von der Flanke wie ein Widderschiff annahm. „Ach was bravo,“ donnerte er, „was haben Sie hier bravo zu schreien? Warum thun Sie nicht, was man Ihnen sagt?“ Der kunstliebende Jüngling fuhr herum und ward ganz blaß, als er meinen Onkel sah. „Wozu sind Sie Logenschließer?“ fuhr er fort, indem er sich mitten in den Gang stellte, so daß niemand vor- und zurückkonnte, „um Droschken zu holen, wenn Gäste es Ihnen bestellen, oder um hier zu stehen und Claque zu machen?“

Der so plötzlich zum Logenschließer avancierte junge Mann konnte noch immer gar nicht zu sich kommen: „Ich, ein Logenschließer?" stammelte er. — „Mein Herr, Sie machen zu viel Lärm hier und außerdem versperren Sie den Weg!" ertönte eine Stimme hinter uns, und ein eleganter Herr legte meinem Onkel die Hand auf die Schulter. Wie von einer Bremse gestochen, drehte Letzterer sich nach dem neuen Feinde um. „Was wollen Sie denn?" schnauzte er. — „Ich bin der Theaterdirektor," erwiderte der Herr, „und ersuche Sie, den Gang frei zu machen." — „Sauberes Theater, das muß ich sagen," brauste mein Oheim auf, der nach Art des erbitterten Stieres nach allen Seiten auszuschlagen begann, „sauberes Theater, in dem man keine Luft bekommt, und wo die Logenschließer als Claqueurs dienen!" Der Direktor wurde ganz rot vor Zorn: „Besorgen Sie dem Herrn seine Garderobe," wandte er sich an einen der Garderobiers, „auf der Stelle, und verlassen Sie, bitte, sofort mein Theater," sagte er zu meinem Onkel. Die Energie des Direktors schien meinem Oheim zu imponieren, er brummte nur mäßig laut von „schuftiger Übervorteilung, skandalöser Behandlung anständiger Menschen" vor sich hin und bestrafte den Garderobier für die Thatkraft seines Direktors, indem er ihm das Trinkgeld verweigerte. Wir wurden also regelrecht hinausgeworfen, wie ein begossener Pudel nahm auch ich meine Garderobe in Empfang, und ging gesenkten Hauptes hinter dem Schrecklichen her — dem Ausgange zu. Soviel Menschen als das Theater fassen konnte, standen in doppelter Reihe bis an das äußerste Thor, und ließen uns zwischen ihren höhnischen Blicken und Worten Spießruten laufen.

Draußen brüllte mein Onkel mit einer Stimme, welche Fensterscheiben klirren machte, nach einer Droschke, und einen Augenblick später rasselten wir dem Gasthofe zu. — Dort nun angelangt, stürzte sich mein Onkel auf einen uns begegnenden Kellner, riß ihm, ohne ein Wort der Erklärung, das Licht aus der Hand und verschwand mit dem vieldeutigen Rufe: „wo geht es lang?" — Nach gerauner Zeit kam er mit der Miene eines Menschen, der ein gutes Werk vollbracht hat, zu uns zurück. —

Die Amerikaner waren abgereist, der erste Stock frei, mein Onkel befahl, seinen Koffer in sein Zimmer zu bringen — es entstand ein Suchen, ein Fragen — das Koffergebirge war verschwunden. — Der Hausknecht wurde gerufen — er erschien, und seine weiße Schürze schien vor Angst noch weißer zu erblassen, als er den Blick sah, den mein Onkel vom Treppenabsatze auf ihn richtete. — „Ein großer schwarzer Kopfer?" fragte der Unglückliche. — „Allerdings ein großer schwarzer Koffer," versetzte mein Onkel. Plötzlich kam dem Hausknecht die Erinnerung: „Den haben ja die Ameri-

kaner mitgenommen, weil er hier im ersten Stock stand." Wenn ich das, was nun folgte, einen Wutausbruch nennen wollte, so hieße das, aus einem Elephanten eine Mücke machen. „Die Yankees haben meinen Koffer gestohlen, diese Yankees, diese verdammten Yankees!" Tobend und brüllend lief er auf und nieder. „Mein Koffer geht nach Amerika! Sie zahlen mir Schadenersatz!" rief er dem Kellner zu — „und Sie auch!" donnerte er den Hausknecht an. Ich erkundigte mich, nach welcher Richtung die Amerikaner abgereist seien, und erfuhr, daß sie vor kurzem nach dem Stettiner Bahnhof gefahren waren. — Der Zug, den sie benutzen wollten, ging in einer halben Stunde. Ein Gedanke durchschoß meinen Kopf. „Onkel," rief ich, „wir fahren ihnen nach, wir holen sie ein!"

Gesagt, gethan; kaum zwei Minuten später rasselten wir nach dem Stettiner Bahnhof hinaus. Im Augenblicke, da wir in die große Halle eintraten, sahen wir eine Familie, welche ratlos einen ungeheuren schwarzen Koffer umstand, mit dem sie offenbar nicht wußte, was anfangen. Mit dem Schrei eines Vaters, der sein Kind wiederfindet, warf sich mein Onkel in ihre Mitte. „Mein Koffer, wie kommen Sie darauf, meinen Koffer mitzunehmen?" — „Ist es Ihr Koffer?" fragte das fremde Familienoberhaupt; „man hat ihn uns aufgeladen, wir haben erst hier bemerkt, daß er nicht unserer war, er sieht wie ein transatlantic aus. Well, ich bitte um Entschuldigung — wir haben Ihnen Ihren Koffer auf den Bahnhof besorgt." Bei diesen Worten ging ein plötzlicher Entschluß in der Seele meines Onkels auf; sein strenges Gesicht wurde milde, wie das eines verklärten Geistes. „August," sagte er, es war das erste Mal, daß er mich heute beim Vornamen nannte, „ich werde nach Pommern zurückfahren." Mit diesen Worten näherte er sich dem Billetschalter. „Aber lieber Onkel," wandte ich höflicher Weise ein. — „Das Wasser in Berlin bekommt mir nicht," sagte er, und mit raschem Entschlusse hatte er das Billet gelöst. „Lieber Gepäckträger, besorgen Sie, bitte, meinen Koffer, und bringen Sie mir den Gepäckschein in das Wartezimmer zweiter Klasse." Ich wollte meinen Ohren nicht trauen — die Luft seines Heimatlandes schien eine völlige Änderung seines ganzen Wesens herbeizuführen, und Pommern fing für ihn, wie es schien, bereits auf dem Stettiner Bahnhofe an. Ich ging mit stummem Staunen neben ihm her, mir war, als umschwebte eine Glorie sein Haupt. „Du bist doch wohl?" wagte ich endlich eine schüchterne Frage. „Das will ich Dir gleich zeigen," sagte er, und bestellte zwei große Gläser Grog. Es läutete zum Einsteigen — er gab mir Geld zur Berichtigung der Hotelrechnung und kletterte in das Coupé. Er beugte sich heraus — der Mützenschirm stand wagerecht über seinen Augen. „Aber was wird der

Arzt ſagen?" fragte ich hinauf. „Freuen wird er ſich," gab er liſtig lächelnd zurück, „denn einerſeits habe ich heute drei Pfund abgenommen, andererſeits hat er wieder ſeinen dritten Mann zum Skat."

Der Zug pfiff und trug meinen Onkel nach Pommern heim — langſam kehrte ich in die Stadt zurück.

Nacht und Tod.

Von Hermann Heiberg.

(Berlin.)

„Wat is? Jümmers is wat mit de ole Mann?" Die Frau, die dieſe Worte mit mürriſcher Ungeduld hervorſtieß, war groß, mager und ſtarkknochig, und grauſame Unerbittlichkeit drückte ſich in ihren Zügen aus. Während ſie ſprach, beugte ſie ſich zu ihrem Jungen hinab, der eben aus dem Abnahmehaus, in dem der halbblinde und taube Großvater auf dem Altenteil ſaß, über den Bauernhof gelaufen war und mit ängſtlich aufgeregter Stimme: „Mudder! Mudder! Großvadder! Großvadder!" gerufen hatte.

„Na? „Wat is?" wiederholte Doris Edlefſſen, das Weib des Hufners Edlefſſen in Trambye, und ſtrich dem Jungen mit der Schürze unſanft über die Naſe, daß er ihr ſchreiend abwehrte. Sie ließ einen Teil ihres Ärgers über den Alten an dem Buben aus, ſtieß ihn hin und her, als müſſe dem verſchobenen Gleichgewicht ſeines Körpers aufgeholfen werden, und überließ ſich noch mehr ihrem Zorn, als er nun zu weinen begann und dadurch in ſeinem Bericht unverſtändlich ward.

„Großvadder — liggt — liggt —" Abermals folgte ein Thränenſtrom.

„Na? liggt?" herrſchte die Frau ihren Jungen an.

„Liggt up —"

Aber weiter kam Heine (Heinrich) nicht. Er ließ die Lippen hängen, machte ein äußerſt klägliches Geſicht und von den Worten, die er hervorbringen wollte, kamen nur noch abgeriſſene Silben zu Gehör.

Endlich, nachdem er durch ein von der Mutter zornig herausgeſtoßenes „Jung, lat dat Blarren, ſünſt trekk ik Di een över!" ängſtlich gemacht, ſich zuſammennahm, erfuhr die Frau, daß der Großvater vom Stuhle gefallen ſei, auf dem Boden liege und auf des Knaben Anrufen keinen Laut von ſich gegeben habe.

Nun eilte Frau Edlefſſen, ihren Sohn hinter ſich, durch den mit

ſimplen, ſtark riechenden Blumen beſtellten Garten, nach dem Abnahmehaus, riß die Hinterthür der Kate auf und wandte ſich dem nach der Landſtraße liegenden Wohngelaß zu.

Der Großvater, ein ſteinalter, großer, hagerer Mann, hatte ſich inzwiſchen mit dem Oberkörper wieder aufgerichtet und ſaß ſtöhnend neben dem Stuhl, an dem er herabgeglitten.

„Uh-eh — Uh-eh!“ ging's aus ſeinem röchelnden Munde, und die halbblinden Augen waren in der Atemnot weit aufgeriſſen und irrten hülfeſuchend durch die karg ausgeſtattete Kammer, welche nichts als eine alte, wurmſtichige Kommode, einige Stühle, einen Tiſch und eine ſogenannte Drahtkiſte enthielt.

„Na, wat is denn nur wedder?“ rief die Frau, auf den Alten zutretend, laut, während ſie ihn roh anpackte und ihm aufzuhelfen ſuchte.

Als ihr dies aber nicht gelang und er infolge ſeiner Schmerzen ihr abwehrte und ein „Ne, ne, lat — Heine kann mi helpen —“ herausſtieß, ließ ſie ihn fallen wie einen toten Gegenſtand und ſchrie ihm in die tauben Ohren:

„Heine is up't Feld. Wiſt hier denn liggen blieben? Gah to Bett. Na, wiſt int Bett? Schall ik Di helpen?“

„Ik kann nich — Ik hew Wehdag — Wehdag — Oh — Oh —“ ſtöhnte der alte Mann; aber dann machte er einen Verſuch, allein aufzukommen. Das Weib ſtand dabei, ohne ſich zu rühren und Heine, in der halboffenen Thür hockend, knabberte an der Spitze ſeines vom Fuß gezogenen Holzklotzens und ſah, ſtumpf zuſchauend, auf ſeinen Großvater.

Der Alte aber, ohne genügende Kräfte, ſich aufzuhelfen, ſank wieder zurück, und plötzlich knickte das alte Haupt zur Seite und fiel ſo hart auf die ſcharfe Kante des Stuhles, daß in demſelben Augenblick das Blut oberhalb der Schläfe hervorquoll.

„Mudder! Mudder!“ rief der jetzt beängſtigte Kleine und faßte die Schürze der Frau, aber ſie ſchob den Jungen beiſeite, und als ihr dabei der Hund des Alten, der ſich eben durch die Thür gezwängt hatte, zwiſchen die Beine kam, gab ſie ihm einen unbarmherzigen Fußtritt.

Das Tier heulte wehklagend auf und flüchtete, das durch den Tritt verletzte Bein mühſam nachziehend, unter den Tiſch. Hier gab er noch längere Zeit Schmerzenslaute von ſich, bis Heine zu ihm kroch und ihn ſtreichelte.

Das Weib aber packte den Alten nun, ohne zu fragen, und ſetzte ihn zunächſt in den Lehnſtuhl. Dann beſah ſie die Wunde und rief ihm laut ins Ohr: „Dat is man en lüttje Schramm! Wiſt Du nu int Bett?“ Als

er aber nicht antwortete, ſondern nur vor Schmerz ſtöhnte, murmelte ſie für ſich: „Na, denn blib ſitten, wo Du büſt! De Dübel kann Di helpen!“

Bevor ſie jedoch ging, ſchrie ſie ihn noch einmal an: „Wenn Heine von't Feld kummt, will ik em Beſcheid ſeggen. Wiſt Du noch wat hebben?“

Der Alte ſchüttelte matt den Kopf. Er ſah aus wie ein Sterbender. Die Wangen waren fahl, die Augen ſchloſſen ſich, und er fiel tief in den Lehnſtuhl zurück.

Eine Weile war vergangen. Die Frau hatte mit ihrem Jungen das Zimmer verlaſſen. Da erhob ſich der Hund, ein zottiges, kleines Tier, mit ſchönen klugen, treuen Augen, und ſchlich ſich zu dem alten, in todesähnlicher Mattigkeit verſunkenen Mann. Er hob den Kopf und ſah mit einem ſchier menſchlich-traurigen Ausdruck auf ſeinen Herrn. Endlich legte er die Pfoten auf deſſen magere Kniee und wimmerte. Er wußte, daß ſeinem Wohlthäter etwas fehlte, er verlangte nach einem Lebenszeichen und einer Erwiderung ſeiner ſtummen Liebe.

Zuletzt bellte er mit klagenden Tönen, und jetzt öffneten ſich mühſam die Augen des Leidenden.

„Min lütt Fix — min lütt Fix!“ ging's über die Lippen des Alten. Seine Hand ſtreckte ſich aus, der Hund leckte ſie und ſprang mit einem Satz auf des Mannes Schoß. Nun legte ſich die zitternde Rechte des Alten auf den Kopf des Tieres, und dann ward's ſtill in dem kleinen Raum.

Draußen aber unter den Fenſtern jagten ſich zwei Schwalben mit lautem Zwitſchern, und die ſinkende Sonne warf ihre letzten Lichter auf die kleinen Fenſterſcheiben, hinter denen der Mann und ſein Hund ruhten.

* * *

Eine Stunde ſpäter kam der Bauer in Begleitung zweier Knechte vom Felde. Er hatte, wie ſein Vater, eine kräftige hohe Mannesgeſtalt, aber er ging gebückt und eine eigentümliche hektiſche Röte bedeckte ſeine Wangen. Bevor er in das von dem großen Hof umgebene, tief zurückliegende und von alten Bäumen beſchattete Haus eintrat, wandte er ſich zu den Nebengebäuden und ſah dort nach dem Rechten. Er guckte in den ſcharf duftenden Pferdeſtall, muſterte die grunzenden Schweine und ging in die Scheune, in der Arbeitsleute bis zum Feierabend Korn gedroſchen hatten. Edleſſen griff in den Haufen, ließ die Körner durch die Hände gleiten und neigte befriedigt den Kopf. Sodann lenkte er ſeine Schritte auf das Wohnhaus zu. Aber ſchon in der Thür trat ihm die Frau entgegen und ſagte:

„Na, da biſt Du ja! De Oll is ſullen. He wull ſik von mi nich helpen laten. He fragt nach Di.“

Der Mann zeigte bei dieſer Mitteilung eine ziemlich gleichgültige Miene, warf jedoch einen raſchen, mit etwas Mißtrauen gemiſchten Blick auf ſeine Frau. Aber ſie hielt ihn aus und fügte hinzu:

„Dat 's en Plag mit de ole Mann. Jeden Dag wat Nües. Un dat nimmt keen Enn!"

„Wo is Heine? Is he all in't Bett?" fragte der Bauer. Das Weib nickte.

Alsbald ſchritt Edlefſſen zur Linken über den Hof, an den der kleine Garten des Abnahmehauſes ſich eng anſchloß. Unterwegs ſtützte er die herabgeſunkenen Georginen und riß das Unkraut aus den Beeten. Er hatte Zeit; es würde wohl ſo ſchlimm mit dem Alten nicht ſein.

Vor acht Jahren, nach dem Tode der Mutter, war dem Sohne der Beſitz übergeben worden. Der junge, ſpätgeborene Edlefſſen hatte ſich ſeine Frau, die einzige Tochter eines wohlhabenden Gaſtwirts, aus dem Nachbardorfe geholt. Aus Liebe hatten ſie ſich nicht geheiratet; das Geld war für ſie beide das Bindemittel geweſen. Wenn ſie ſich zuſammenthaten, zogen ſie einen um ſo ſicheren Wechſel auf die Zukunft. Der Sohn hatte in den erſten Jahren noch eine gewiſſe kindliche Pietät gegen den Vater, der ſich auf den Altenteil geſetzt hatte, an den Tag gelegt, jetzt ſtand er aber ſchon ſeit längerer Zeit auf dem Standpunkte ſeines völlig herzloſen Weibes. Weshalb der alte Mann noch leben wollte! Er ſei ja in den Jahren! Mit 78 habe man kein Recht mehr, Luft und Daſein zu genießen, und andern Leuten Umſtände zu machen. Da müſſe doch für Frühſtück, Mittag und Abendbrod geſorgt werden, und oft könne der Läſtige im Abnahmehaus ſich nicht einmal ſelbſt das Bett machen und ſein Zimmer reinigen:

Und ſeinen Eigenſinn hatte der alte Mann auch noch! So wollte er ſich nicht von dem Fix, dem Hunde trennen. Zweimal hatte die Frau das Vieh ſchon heimlich fortgebracht, einmal in die Stadt und einmal in ein entferntes Dorf. Fix aber war immer wieder gekommen, und als Doris Edlefſſen ihn das letzte Mal angepackt, da hatte er ihr ſein ſchneeweißes Gebiß gezeigt.

Im Dorfe bildeten Edlefſſen und ſeine Frau oft den Gegenſtand des Geſprächs. Sie gehörten zu den Wohlhabenden der Gegend, und was ſie nicht beſaßen, dichteten ihnen die Leute an, die ſich in übertriebenen Schätzungen gefielen.

Edlefſſen fand ſeinen Vater nicht mehr in der kahlen, gardinenloſen Wohnſtube im Lehnſtuhl. Er lag nebenan im Schlafzimmer in einem großen, mit vielen Federkiſſen aufgemachten Bett, zu dem er ſich mühſam geſchleppt hatte. Sich auszukleiden, dazu hatten ihm die Kräfte gefehlt, nur ſein Rock lag auf einem Stuhl. Den Oberkörper bedeckte eine bunt karrierte Jacke,

wie sie die Frauen tragen, und auf dem langen, magern Halse saßen viele vereinzelte graue Haare.

„Na, Vadder?" hub der Bauer an, indem er dem Hunde auswich, der zwar bei seinem Kommen aufgestanden war, aber nichts weniger als Zeichen der Freude oder Unterwürfigkeit an den Tag gelegt hatte.

„Ik full — ik full — ik bin bannig swach, Henie!" antwortete der Alte. „Lat mi en beten Melk krieg'n un en beten Brod. Ik will denn slapen. Morgen ward't beter war'n. Wo steiht up 't Feld? Wo is 't mit de Bookweten? Schön? Wat?" Und auf die andauernd heiße Witterung Bezug nehmend, fügte er fast launig eine alte Bauernregel hinzu: „Ja, ja! De Bookweeten will in de Sünn sik bad'n, nich in't Water wad'n!"

„Na, dat geiht" — knurrte der Bauer. Und kurz abbrechend, fügte er hinzu:

„Trina schall Dir Brod un Melk bring'n."

Nach diesen Worten verließ er, kaum mit dem Kopfe nickend, das Zimmer.

Nach reichlich einer halben Stunde brachte ein robustes, gutmütig aussehendes Mädchen das Verlangte: die Milch in einem hölzernen Gefäß und das in Scheiben geschnittene Brot auf einem Teller.

„Dank ok, Trina!" machte der Mann. Sie bewegte den Kopf, setzte, da der Alte, wie sie wußte, doch nichts von dem Gebrachten aß, sondern die Speise nur für seinen Hund verlangt hatte, das Gefäß gleich auf die Erde, bröckelte das Brot hinein und trat dann ohne Aufforderung an das Bett des Alten heran. Sie schlug die Decke zurück, entledigte ihn ohne weitere Fragen und ohne besondere Umstände der Holzpantoffeln und Unterkleider und suchte, da er dadurch aus seiner bequemen Lage geraten war, es ihm wieder behaglich zu machen.

Hierauf stemmte sie die Arme in die Seiten und knüpfte ein Gespräch mit ihm an, das sie, seiner Schwerhörigkeit Rechnung tragend, ziemlich laut führte. Der Inhalt desselben betraf „die drüben". Das Mädchen sorgte seit Jahresfrist versteckt für den Alten und den Hund. Vielleicht wäre Edlefssens Vater schon verhungert, wenn Trina sich seiner nicht wie eine Tochter angenommen hätte. Sie liebte auch den Hund, und das Tier hing ihr so treu an wie seinem Herrn.

Aber während die Beiden noch sprachen, erhob Fix plötzlich den Kopf vom Milchtopf, richtete ihn gegen das unbeschattete Fenster und knurrte.

Der Alte und das Mädchen sahen sich rasch und verständnisvoll, aber auch erschrocken an, und Trina wich vom Bette zurück. Fix gab das den

Beiden ſchon bekannte Zeichen, daß „jemand von drüben“ nahte, der Mann oder die Frau. Deshalb ſetzte das Mädchen ſchnell den Napf auf einen neben dem Bett ſtehenden Stuhl und eilte davon.

Wenige Augenblicke ſpäter ſchritt die Frau dicht an der Front des Abnahmehauſes vorüber und warf einen lauernden Blick durch das Fenſter. Fix verhielt ſich ſtill hinter der Bettſtelle, und der Alte, obgleich er nichts hören und nichts ſehen konnte, wußte genau, daß etwas vor ſich ging und ſchloß die Augen, als ob er ſchliefe. Erſt nach einer Viertelſtunde ſprang Fix ins Bett und legte ſich zu Füßen ſeines Herrn, der nun wirklich ſchlief und im Schlaf röchelte und ſtöhnte.

* * *

Am nächſten Morgen berichtete Trina, die dem Alten den Kaffee hinübergebracht hatte, daß ihr Schwiegervater wie tot im Bett liege. Er habe ihr auf ihre Fragen keine Antwort gegeben. Es müſſe, meinte ſie, zum Arzt geſchickt werden.

Doris Edlefſſen, die eben in dem neben der Küche liegenden, mit roten Mauerſteinen gedielten und feuchte Kühle verbreitenden Keller an den Milchfäſſern hantierte, hielt einen Augenblick mit dem Abſchöpfen der Sahne inne.

„Ach wat! Da helpt keen Dokter mehr,“ ſtieß ſie roh heraus; aber ſich beſinnend, fuhr ſie fort: „Is min Mann noch in de Schün? Kiek mal nah un ſegg, ik will em ſpreken.“

Bald darauf erſchien der Bauer in ſeiner gebückten Haltung in der Kellerthüröffnung und rief, ohne die kurze Pfeife aus dem Munde zu nehmen, ein ungeduldiges fragendes „N—a?“ hinab.

„Hett Trina Di vertellt? Mit den Ollen in't Afnahmhaus ſchien't an Enn,“ gab die Frau mit herzloſer Gleichgültigkeit zurück und richtete ſich in die Höhe.

„Kiek mal nah em, un denn ſegg in de Krog Beſcheed, dat de Dokter nach em füht. He ſchall em unerſöken, wolang he em noch gift.“

Edlefſſen bewegte kaum merklich den Kopf und ging langſamen Schrittes über den Hof nach dem Abnahmehaus. Unterwegs rief er den beiden Knechten, die eben mit ihren Senſen zu Felde gehen wollten, zu, daß einer von ihnen warten und der andere allein vorausgehen ſolle. Er müſſe vielleicht ins Dorf in den Krug und dort eine Beſtellung ausrichten.

„N—a—“ knurrte der Bauer wieder, als er an das Bett des Alten trat, der mit der geblümten Jacke und den eingefallenen, hohlen Wangen eher einem alten Weibe als einem Manne glich. „Wo is mit Di hüt Morg'n?“

Der Kranke öffnete schwerfällig die müden Augen und riß den Mund auf, der auch geöffnet blieb, während die Finger seiner hagern Hand krampfhaft hin und her zuckten.

„Schall de Dokter kam'n?" rief nun der Bauer dem Alten laut in die Ohren, aber er that das nur, um überhaupt etwas zu sagen.

Jetzt plötzlich bemächtigte sich des Kranken ein schwerer hohler Husten, die Luft arbeitete in der Atemnot aufs heftigste und das Blut stieg ihm sichtlich in den Kopf. Ein gräßlicher, mitleiderregender Anblick. Unwillkürlich suchte er sich emporzurichten, um Erleichterung zu finden, um den Schleim aus der Kehle stoßen zu können. Da ihm solches allein nicht gelang, und sein Sohn ihm in der gefühllosen Gleichgültigkeit, „daß es ja doch nur noch die letzten Aufzuckungen seien", nicht half, war er Sekunden lang fast dem Ersticken nahe.

Fix hatte während der Zeit kaum das Auge von dem Alten gewandt. Sein Schwanz ging lebhaft hin und her; in seine Augen trat ein ängstlich flehender Ausdruck.

Als sich nun aber der Brust des Alten Schmerzenstöne entwanden, geriet er in die größte Unruhe, jankte und wimmerte wie ein kleines Kind und hub zuletzt an zu bellen.

„Wist du, Satan?" schrie der Bauer und erhob die Hand gegen den Hund, der sich mit eingezogenem Schwanz hinter das Bett verkroch.

„Na ja, de Dokter, de Dokter!" murmelte der Bauer, ohne weitere Notiz von seinem Vater zu nehmen und ging auf das Gehöft zurück. Hier angekommen, erteilte er, der geringen menschlichen Regung, die noch in ihm war, nachgebend, seiner Frau den Befehl, Trina zu dem Alten hinüberzusenden und hieß den Knecht, wegen des Doktors in den Krug zu eilen. Dann ging er aufs Feld.

Die Frau aber schickte, statt ihres Mannes Geheiß zu folgen, Trina hinter das Haus auf die Felder, um dort während der Mittagsstunden den übrigen Mädchen beim Aufnehmen der Kartoffeln behilflich zu sein.

* * *

Gegen Mittag, bevor noch der Bauer und das Gesinde von der Arbeit zurückgekehrt waren, fuhr der Arzt, der in einem eine Stunde weit entfernten Kirchdorfe wohnte und sich täglich im Kruge erkundigte, ob man nach ihm gesandt habe, in seinem Einspänner bei Edlefssens vor. Er untersuchte den Schwerkranken und erklärte, daß sich derselbe bei sorgfältiger Pflege, frischer Luft und leichter, aber kräftiger Nahrung vielleicht noch wieder erholen könne und schrieb auch eine Medizin auf. Er werde in den nächsten Tagen wieder-

kommen, es sei noch nichts zu befürchten, wenn seine Anweisungen befolgt würden. Diesen Bericht nahm das Weib mit dem äußersten Verdruß entgegen, ja, sie legte ihre Enttäuschung in so unverhohlener Weise an den Tag, und suchte, ihren innersten Wünschen entsprechend, den Doktor durch so viele Gegenreden davon zu überzeugen, daß der Alte hoffnungslos darniederliege, daß jener, ein kleiner, korpulenter Mann mit ruhigen Zügen und forschenden Augen, unwillkürlich die Stirn in Falten zog.

Aber er erwiderte nichts. Er kannte das Weib, er wußte, was in ihrer Seele vorging und verzichtete auf eine Widerlegung dessen, was sie sagte.

Nachdem er fortgegangen, warf sie das Rezept ins Feuer des Küchenherdes, rührte dann die in der Pfanne schmorenden, scharf duftenden Speckkartoffeln mit einem hölzernen Löffel durcheinander und sah nach der Gerstengrütze. Ihrem Manne aber berichtete sie bei der Heimkehr, daß der Doktor keine Hoffnung mehr gäbe! Sie wußte, er werde nicht weiter fragen, seine Mundfaulheit würde ihn davon abhalten.

„Hett he wat upschrew'n?" warf er nach Beendigung ihres Berichtes hin.

„Ne — he wull wedderkam'n. De Oll schull drink'n, wenn he wull, un sünst schull'n mi astöv'n." So brach sie ab.

In diesem Augenblick kam Trina mit den übrigen Dirnen, die barköpfig einhergingen und die Kartoffelsäcke auf den Schultern trugen, vom Felde.

„Trina? War' se nich bi Vadder?" hub der Bauer fragend an. Er ließ sich, während er sprach, in der Wohnstube an dem bereits gedeckten Tisch nieder und nahm den kleinen Heine auf den Schoß. Eben setzte die Frau die Grütze auf den Tisch und winkte dem Gesinde, an demselben Platz zu nehmen.

„Ne, da wär keen Tid. Ik wär meist sülbens bei em, nu —"

Aber weiter kam sie nicht, denn als sie während ihrer Rede eine Bewegung machte, sich zu setzen, und dabei den wohl durch Hunger herbeigelockten Fix auf den Fuß trat, sprang das Tier, diesen Anlaß benutzend, um seinem lange zurückgedrängten Haß Luft zu machen, mit lautem, zornigen Wehruf und unheimlich wildem Zähnefletschen in die Höhe und biß sie in die linke Hand.

Nachdem er diese Rache geübt, lief er blitzschnell davon. In das Gesicht der Frau aber trat ein unbeschreiblicher Ausdruck von Bosheit und Schmerz zugleich.

* * *

Am Spätnachmittag ſchlich ſich Trina hinter das Haus auf die Wieſe, woſelbſt ſich ein mit einem alten, von der Zeit mürbe gemachten Holzgehäuſe und einem langen Hebeſchwengel verſehener, von dichtem Gebüſch umgebener Eimer-Brunnen befand. Von hier aus hielt ſie verſteckt Umſchau, und nachdem ſie ſich verſichert, daß ſie nicht beobachtet werde, eilte ſie durch den Garten in das Abnahmehaus.

Als ſie dem Alten mittags das Eſſen gebracht, hatte ihr bei ſeinem Anblick das Herz gezuckt.

Mit kaum hörbarer Stimme hatte er um Waſſer gefleht und gebeten, bald wieder nach ihm zu ſehen. Er wiſſe, „die drüben" wollten ihn verhungern laſſen, ſie warteten nur auf ſeinen Tod.

Als Trina jetzt das Schlafzimmer betrat, ſchlief der Alte. Fix lag wie immer vor ſeinem Bett und erhob ſich bei ihrem Kommen mit einem Ausdruck im Auge, der deutlich ſeine Empfindungen und Gefühle bekundete. Dem Tier ſchien nur die Sprache zu fehlen; alles, was vorging, verfolgte er mit ſchier menſchlichem Verſtändnis.

Trina wagte den Alten nicht zu wecken; er lag da, als ob der Schlaf wie ein ſanfter Tröſter über ihn gekommen ſei. Die Züge hatten etwas Friedliches, und dem guten Geſchöpf traten bei dem Anblick die Thränen in die Augen. Es ging ihr durch den Kopf, wie grauſam das Schickſal gegen den Alten verfuhr. Nachdem er ſein Lebenlang gearbeitet, nur ſeines Sohnes Wohl im Auge gehabt und ihm faſt alles hingegeben, ließ man ihn nun hier hülflos liegen wie ein ausſätziges Tier. Wohl ſah man ab und zu nach ihm, aber wenn es geſchah, wollte man ſich nur überzeugen, „ob's noch immer nicht vorbei ſei".

Bevor Trina ging, zog ſie Futter für Fix aus der Taſche und warf es ihm hinter das Bett. Das Tier ſprang an ihr empor und leckte ihr die Hände, und als ſie beim Fortgehen die Thür öffnete, winſelte er wie hülfeſuchend. —

Der nächſte Tag war ein Sonntag. Edlefſſen beſuchte ſeinen Vater in der Frühe und fand ihn halbwegs im Todesſchlaf. Auf ſeine Fragen erhielt er keine Antwort mehr. So ging er denn wieder.

Der Bauer warf beim Zurückwandern das Auge auf ſeinen Beſitz, auf die Scheuern und Ställe, das hübſch gebaute Wohnhaus und die Äcker und grünen Wieſen, die ſich hinter demſelben ausbreiteten. Überall Fülle und Wohlhabenheit. Auf dem Miſthaufen gackerten und ſcharrten zahlreiche Hühner, Enten ſchwammen auf dem Tümpel und im Stall wieherten ſechs junge Pferde. Wenn der Alte ſtarb, erbte er noch bares Geld; für den

kleinen Heine, der Edleſſen eben im Sonntagsſtaat entgegengelaufen kam, war reichlich, reichlich geſorgt.

Heute wollten ſie alle — auch die Knechte und Mädchen — die Kirche beſuchen. Eben ergoſſen ſich die feierlichen Glockentöne von drüben durch die heiße Luft; ſonſt war's ſonntagsſtill in der Natur.

Nun fuhr der Wagen vor, auch Trina nahm hinten Platz darauf. Dagegen erklärte die Frau im letzten Augenblick, ſie wolle daheim bleiben. Sie ſchützte Kopfweh vor, jemand müſſe doch auch das Eſſen beſorgen.

„So lat een vun de Mächens to Hus blieven, Trina kann faken," entgegnete der Bauer. Aber ſie beharrte auf ihrem Willen. Auch Heine, der Junge, ſollte mit. So geſchah's denn, wie ſie es wollte. Nachdem der Wagen in der Staubwolke der Landſtraße verſchwunden war, ging die Frau in die Kate zum Alten. Der ſonnendurchglühte Garten war erfüllt von den ſcharfen Düften des Buchsbaumes; der Geruch roter und weißer Federnelken miſchte ſich ſinnenreizend hinein, und in der kleinen dichten Lindenlaube am Felde zwitſcherte eine vergnügte Meiſe. Aber die Frau ſah und hörte davon nichts; wohl aber überlegte ſie mit gieriger Haſt, wieviel bei einem Verkauf des Abnahmehauſes und des Gartens an barem Gelde herauskommen werde. Sie wollte, daß ihr Mann nach des Alten Tode, gegen alte Sitte und Überlieferung das Haus veräußerte. Sie hatte doppelte Gründe für dieſen Wunſch. An das Entſetzliche, was ſie zu thun beabſichtigte, wollte ſie ſpäter nicht mehr durch gezwungenes Betreten des Grundſtückes erinnert werden. Wenn der Alte nicht vielleicht bereits geſtorben war, wollte ſie der Sache ſo oder ſo ein Ende machen!

Deshalb hatte ſie die Übrigen fortgeſchickt. Nur Fix ſtand ihrem Vorhaben im Wege. Erſt mußte ſie ihn beſeitigen, dann konnte ſie ans Hauptwerk gehen.

Als ſie die Hinterthür der Kate öffnete, wurde ſie noch beſonders an das Tier erinnert, weil ſich plötzlich ein ſtechender Schmerz in der von Fix gebiſſenen Hand einſtellte. Dieſe war inzwiſchen, wie ſie am Morgen beim Abwickeln der Leinwand bemerkt hatte, ſtark angeſchwollen, und ſelbſt im Arm fühlte ſie ein eigentümlich ſchmerzhaftes Ziehen.

Um ſo mehr verſtärkte ſich in ihr der Entſchluß, zunächſt und unter allen Umſtänden das Tier zu beſeitigen.

Leiſe öffnete ſie die Thür des Wohnzimmers und trat ein. Sogleich ſchlug knurrend der Hund an. Sie aber lockte ihn mit Schmeichelworten, und als er, zwar anfänglich zögernd, doch ſich ihr allmählich halb aus Furcht, halb mit wieder erwachtem, rührendem Vertrauen näherte und dicht an ſie heran kroch, packte ſie ihn mit der eiſernen Rechten und drückte ihm

mit der Linken die Schnauze zu. Alsdann schleppte sie das in Todesqual zappelnde Geschöpf hinaus, lief auf die Wiese und hielt an einem nicht weit von dem Brunnen befindlichen Viehtümpel inne. Einen an einem schweren Feldstein befestigten Strick hatte sie hier schon in der Frühe niedergelegt und schnürte diesen dem Hunde um die Kehle. Als das Tier begriff, daß es ans Leben ging, überwog in ihm wie bei den Menschen der Erhaltungstrieb alles übrige. Er richtete im Todeswahnsinn das hervorgequollene Auge mit einem unbeschreiblich flehenden Blick auf seine Mörderin, sie aber preßte in boshafter Wut und Befriedigung zugleich, die Zähne in ihrem giftsprühenden Munde aufeinander und zog den Strick noch fester an. Und nun ein schwerer Fall, die plump aufspritzende Flut; — es war geschehen! — —

* * *

Fast drei Wochen waren vergangen. Der alte Mann war inzwischen auf dem Kirchhof des großen Nachbardorfes begraben, und Trina, die von dem Mordgeruch, der das Edlefffensche Haus durchzog, schaudernd geflohen war, hatte bereits einen anderen Dienst angetreten. Bei dem Doktor hatte sie eine Stellung gefunden.

„Du hest kündigt?" hatte der Bauer sie nach dem Begräbnis gefragt. „Woför? Kannst Du Di nich mit de Fru verdrägen?"

„Hm ja, aber ik will mi verännern." Ohne andere Beweise als ihr Gefühl, daß die Bäuerin den Hund strangulierte und den alten Mann in die Kissen gedrückt und ihm das Lebenslicht ausgelöscht habe, wollte sie nicht sprechen. — „Bliev noch so lang, as min Fru in't Bett liggt."

Fast bittend hatte des Bauern Rede geklungen. Aber „Ne Herr. Ik gah!" hatte Trina geantwortet. — — Täglich war seit dem Begräbnis der Doktor gekommen. Die von Fix gebissene Hand der Bäuerin hatte sich von Tag zu Tag verschlimmert. Der Brand war hinzugetreten, und schon zeigten sich auf der Brust der Frau kleine eigentümliche Flecke. Es waren die Zeichen der Blutvergiftung. So plötzlich war diese eingetreten, daß die Abnahme des Armes schon keine Rettung mehr bringen konnte.

„Wo steiht'?" fragte der Bauer den Doktor. Er kam eben vom Felde und sah, daß der Arzt aus dem Hause trat und sich dem Einspänner näherte, der auf der Landstraße vor der Thür hielt. Der Wallach scharrte den Staub des Weges und wieherte bereits ungeduldig.

Sie standen eine Weile stumm neben einander; sichtlich kämpfte etwas in der Brust des Bauern. Zuletzt stieß er heraus:

„Is keen Hülp mehr? Ik mug de Wahrheit weten!"

„Ne, Edlefſſen, keen Hülp!“

Ein einziger, ſonderbar grunzender Ton entrang ſich der Bruſt des Mannes.

„De Hund hat wat Giftiges an de Tung?“

„Kann ſin, Edlefſſen. — Viellich hett ehr Fru Schuld hatt, dat de Hund ehr beten hett,“ erwiderte der Doktor ausweichend, aber ſtark betonend.

Der Bauer erhob raſch den Kopf und warf einen ſchnellen, forſchenden Blick auf den kleinen Mann, der nun aber die herabgefallenen Zügel ergriff und den Wagen beſtieg.

Dann bewegte er zum Abſchied noch einmal den Kopf und fuhr ab.

* * *

Als ſchon die Dämmerung die Landſchaft überzog und der von der Arbeit zurückkehrende Bauer in den letzten, ſchwachen Strahlen der ſcheidenden Sonne langſam ſeinem Gehöft ſich näherte, kam ihm Heine entgegen und erzählte ängſtlich und bedrückt, daß es mit der Mutter ſehr ſchlecht ſtehe. Sie ſpreche viel wirres Zeug und wolle mit Gewalt aus dem Bett.

Der ſtets gebeugte Kopf des Bauern ſank noch tiefer herab. Dann legte er den Spaten aus der Hand und trat in das faſt ſchon dunkle Haus.

In demſelben war hinten, nach der Feldſeite zu, ein langes, niedriges, eng mit Möbeln verſtelltes Zimmer. Dort lag in einem hoch aufgemachten, heißen Federbett im Alkoven die ſterbende Frau. Eine entſetzliche Luft erfüllte den Raum. Die Kranke ſprach entweder laut und geſtikulierte heftig mit dem unverſehrten Arm, oder die Stimme ſank zu einem unverſtändlichen und ununterbrochenen Murmeln herab. Der Bauer ſetzte ſich an das mit Blumen beſtandene, von der Dämmerung bereits beſchattete Fenſter, legte, tief herabgebeugt, die Arme auf den Unterkörper und verharrte wie in Todesſtarre verſunken. Er horchte aber auf und ſchrak zuſammen, als die Bäuerin jetzt laut und in abgeriſſenen Sätzen zu ſprechen begann. „Du mußt ſtarven. — Ne, ne, dat helpt Di nix. — Wiſt min Arm loslaten? — Wiſt min Arm loslaten? — Ja, ja, rop man, Din Schatz, Din Fix, de hört nich mehr. De liggt in de Tümpel.“

Nun lachte das Weib gräßlich auf. Aber der Lache folgte ein markerſchütternder Schrei. „Wiſt los laten! — Wiſt min Kehl loslaten! Ah— Ah—Ah— — — So, da heſt du't. Nu warſt wohl nog hebben! —“ Wie ein Schlag traf's den Körper des Bauern, ſeine Glieder zitterten und flogen, und mit ſchlotternden Knieen, ohne auch nur einen Blick auf das Bett zu werfen, verließ er das Zimmer.

Und nicht rechts noch links ſchauend, ging er hinter das Haus über den Hof und die Wieſe bis an den Brunnen entlang, wo er ſtill ſtand

und über das Feld schaute. Ruhe und Schweigen ringsum. Selbst die zarten Gräser standen regungslos. Kein Lüftchen wehte; die Natur rüstete sich zum stillen Schlummer. Aus der Dämmerung schienen sanft einschläfernde Düfte herabzusteigen und der Erde die Augen zuzudrücken. Willenlos gab sie sich hin dem ruhigen Frieden, nach dem ihr verlangte. —

Der Bauer aber lehnte sich an die Heckpforte, faltete die Hände und schaute hinauf in die Höhe, wo eben die ersten Sterne sich zeigten. Er sprach nicht, vermochte auch nicht zu reden, aber sein in der furchtbaren Seelenangst und Zerknirschung aufgerütteltes Gewissen flüsterte bebende, flehende Worte. — Alles, sein Hab und Gut und sein Leben hätte er hingegeben, wenn ihm die ersehnte Antwort von oben geworden wäre: „Ich bin ein barmherziger Gott, und ich will Dir vergeben, was Du Unmenschliches gethan hast.“ —

Aber der Himmel stand unbewegt da, und langsam wanderte der Bauer zurück. In der Nacht aber erhob er sich schlaf- und ruhelos von seinem Bett und sah nach der Frau, die er im Grauen bisher gemieden. Sie lag da, die Züge des Angesichts gräßlich verzerrt, und er fand ihre Hand kalt, als er furchtsam darüber strich. Schon seit Stunden war sie verschieden. Nun wankte er an das Bett des Knaben, ließ sich an demselben nieder unter den Folterqualen seines Gewissens und stöhnte und wimmerte und wimmerte und stöhnte, bis auf dem Hofe die Hähne zu krähen begannen. —

Dann erhob er sich und trat ins Freie. Eben stieg die Sonne empor und tauchte alles ringsum in Gold. Ein neuer Tag und neues Leben begann. — —

Berliner Autoren.

Von Ernst Wechsler.

(Berlin.)

Persönliches und Allgemeines.*)

Am letzten Februar des Jahres 1886 verließ ich Wien, um meine Reise nach Deutschland anzutreten. Es war ein herrlicher Morgen, die blitzenden Lichter des Frühlings umspielten die antik-zierliche Schönheit des Parlamentes, die heitere Grazie des neuen Burgtheaters grüßte die wuch-

*) Dieser Artikel bildet die Einleitung zu Ernst Wechslers Buche „Berliner Autoren“, welches demnächst bei Wilhelm Friedrich in Leipzig erscheinen wird. Die Redaktion.

tige, ſtattliche Maſſe des Rathauſes, das intenſive Gelb und Weiß dieſer beiden Paläſte verſchmolz ineinander zu einer leuchtenden Farbenharmonie, und drüber ſproſſen die ſchlanken, entzückend ebenmäßigen Formen der Votivkirche zum Himmel empor. Ich fuhr an all' dieſen Prachtbauten, an denen ſich mein Auge ſo oft weidete, zum letzten Mal vorüber. In der ſcharfen, klaren Luft erſchien mir die geliebte Stadt doppelt lockend und reizend. Nur derjenige, der ſo wie ich ſich in Wien einlebte, wie ich zahlreiche trauliche, frohe Stunden genoß und ſich in die geheimſten Reize der Stadt verſenkte, kann ermeſſen, was das heißt, an einem herrlichen Frühlingstage von Wien Abſchied nehmen! Der Frühling iſt hier der Zwillingsbruder des Karnevals, klingend und ſtrahlend zieht er ein, mit Sang und Tanz und Muſizieren begrüßen ihn Männlein und Weiblein, die Straßen umfließt ein freudiger Feſtglanz, aus den Höfen tönen unzählige Drehorgeln, unzählige roſige Lippen ſummen den Text zu den Melodieen, unzählige Mädchen und Frauen ſchlagen mit den berühmten kleinen Füßen den Takt dazu, die Magd auf der Straße, den Korb am Arm, die Köchin, die vor praſſelndem Herdfeuer ſteht, das junge Fräulein, die ſoeben ihre Handarbeit beginnt, die Hausfrau, die ihre Ausgaben ins Wirtſchaftsbuch einträgt, ſie alle jubeln mit einem luſtigen Liedchen dem Frühling entgegen. Mir aber war's, als ſtimmte dieſer ungeheure Chorus ein neckiſches, ſpöttiſches Lied an, mit dem man mich verabſchiedete und das mit folgenden Worten begann: „Du biſt verrückt, mein Kind, Du gehſt nach Berlin!" . . .

Ich habe da ſicherlich gegen die feſchen Wienerinnen einen unbegründeten Verdacht gehegt, aber wenn man ſich in ſehr trüber Stimmung befindet, wird man leicht ungerecht gegen ſich und ſeine Mitmenſchen. Während der Wagen durch das Straßengewirr dahinfuhr, und mein Auge die letzten Wiener Eindrücke gierig aufſaugte, ward es mir immer ſchwerer ums Herz; und als ich im Eiſenbahnkoupé ſaß und die letzten Häuſer der Stadt im wirbelnden Flug hinter mir verſchwanden, da ſchnürte eine ſtarke Fauſt meine Kehle zu und eine innere Stimme ſagte mir, daß der ſchwere Abſchied von Wien für mich den Abſchluß meines bisherigen Lebens bedeuten müßte.

Und nun nach Berlin . . .

Berlin war für mich in dieſem Momente der Inbegriff des Schwerfälligen, Poeſieloſen, dem ich entgegen eilte, trotz des Abratens meiner Freunde und Bekannten. „Warum wollen Sie denn eigentlich nach Berlin gehen?" fragte mich einige Wochen vor meiner Abreiſe in wohlwollendem Tone ein guter Bekannter, „Berlin iſt eine großartige Stadt, die in den letzten Jahren in jeder Beziehung einen ſtaunenswerten Aufſchwung genommen, aber Sie als Öſterreicher werden ſich dort nicht wohl fühlen,

man kommt ſich unter den Norddeutſchen wie ein Fremder vor!" — Ein alter Herr, der ſich für meine poetiſchen Verſuche in wärmſter Weiſe intereſſierte, geriet über meinen Entſchluß in Entſetzen: „Was, Sie nach Berlin? Um Gottes willen, thun Sie das nicht! Glauben Sie denn, daß man in Berlin dichten kann? In Berlin herrſcht die kalte Vernunft, der kahle, nüchterne Verſtand, aber Poeſie und Gemüt finden Sie in Wien. Berlin wird Sie nie in Stimmung verſetzen, wird Sie nie poetiſch anregen — glauben Sie mir, Ihre dichteriſche Ader wird eintrocknen! Alſo überlegen Sie ſich Ihr Vorhaben noch ſehr genau, ehe Sie es ausführen." — Ein junger Gelehrter meinte: „In Berlin kann man ungeheuer viel arbeiten, ich habe während eines Jahres dort dreimal ſo viel gethan als hier in einem, aber froh war ich doch, als ich wieder heimkam." Und einer meiner beſten und treueſten Freunde, ein hochangeſehener Schriftſteller, ſprach in einer vertraulichen Stunde folgendermaßen zu mir: „Ich weiß nicht, was Ihnen da plötzlich eingefallen iſt, nach Berlin zu gehen. Ich will Sie durchaus nicht davon abreden, ſehen Sie ſich die Stadt an, lernen Sie das Leben dort kennen, aber ich bin überzeugt, daß Sie bald wieder zurückkommen werden. Hier haben Sie Ihre Verbindungen, hier Menſchen, die es mit Ihnen gut meinen, treue Freunde, die ſich für Sie jederzeit einſetzen, in Berlin werden Sie ſich ſolche ſchöne Dinge ſchwer erwerben. Warum wollen Sie das Errungene gegen etwas Ungewiſſes, Zukünftiges eintauſchen?"

So ſprach mein Freund und doch ſaß ich nun im Wagen und kämpfte energiſch jedes Trennungsweh nieder; ich hatte mich von meinen Bekannten nur für kurze Zeit verabſchiedet, aber ich wußte, daß ich lange nicht nach Wien zurückkehren werde. Warum ich trotz der Äußerungen meiner Freunde nach Berlin fuhr? Weil ich das dunkle Gefühl hatte, daß gerade dieſe Stadt mich von meinem Zuſtande heilen werde, der mich aus Wien trieb. Man zeihe mich nicht der Undankbarkeit, wenn ich das Geſtändnis ablege, daß es mir in Wien nicht mehr gefiel; daß mich ein dumpfes nagendes Gefühl der Unzufriedenheit, der Leere ergriff, daß mich das traurige Bewußtſein überkam, wenn du noch länger hier bleibſt, gehſt du zu Grunde trotz der poetiſchen Stimmungen und Anregungen, trotz deiner guten Freunde, trotz all dem, was dich an die Stadt mit magiſch belebenden Banden feſſelt! Mir fehlte etwas, was ich in der ganzen, großen Stadt nicht fand, was ſich nicht in Worten ausdrücken ließ, was mir weder ein rauſchender Walzer, noch ein ſchönes Weib, noch gute Freunde erſetzen konnten! Die Wurzeln, mit denen mein Sein in den Wiener Boden eingewachſen waren, lockerten ſich; die weichen Schönheitslinien, die das Weſen des Öſterreichers umgrenzen, verzerrten ſich vor meinen Augen, — ich mußte fort, ſonſt lief ich

Gefahr, in jungen Jahren das Muster eines „Raunzers" zu werden, d. i. eines Menschen, der mit sich und aller Welt hadert. Ohne ersichtlichen Grund für alle meine Bekannten kehrte ich Wien den Rücken, und grübelte nun nach, weshalb eigentlich es mich in der wunderholden Stadt, an der ich mit Leib und Seele hing, gar nicht mehr duldete und warum mich ein gebieterischer Trieb, die „Poesie, die Grazie, das Gemüt" Wiens, dem „kalten Verstand, der kahlen, nüchternen Klugheit" Berlins zu opfern zwang.

Der verehrte Leser wird es mir vielleicht übel nehmen, daß ich mich bis jetzt unausgesetzt mit meiner Person befaßte; ich kann ihm leider keine Besserung geloben, denn auf den folgenden Seiten will ich meine Erlebnisse und Eindrücke in Berlin schildern. Weder Eitelkeit noch irgend ein selbstgefälliges Motiv veranlaßt mich, diesem Aufsatz ein so persönliches Gepräge zu geben, sondern die Überzeugung, daß all das, was ich berichte, typischer Natur ist, dadurch vielleicht manchem nützen, sicherlich aber dieses oder jenes Vorurteil über Berlin und die Berliner in Österreich zerstreuen wird.

Meine Reise nach der norddeutschen Kaiserstadt ging über Leipzig; hier hielt ich mich einige Tage auf, die ich in so angenehmer Weise verlebte, daß ich es mir nicht träumen ließ, welch trübe Erfahrungen und Enttäuschungen meiner in Berlin warteten. Auf jemanden, der direkt aus Wien kommt und sozusagen noch dessen bunte, heitere Farben zu sehen und dessen lustige Klänge zu hören glaubt, wird das Äußere der guten Stadt Leipzig keine besonders erhebende Wirkung ausüben. Aber was kümmern einen jungen Dichter die langweiligen, monotonen Straßen einer ihm fremden Stadt, wenn er sofort einen namhaften Verleger für seine Gedichte findet! Ich hielt es für meine Pflicht, Herrn Wilhelm Friedrich, mit dem ich bereits von Wien aus als Mitarbeiter des „Magazin" eine rege Verbindung unterhielt, zu besuchen, und lernte da einen Mann kennen, wie man einen zweiten in Wien nicht namhaft machen könnte. In Wien giebt es wohl eine Anzahl tüchtiger wissenschaftlicher Verleger, aber um den belletristischen Verlag ist es, ganz wenige Ausnahmen abgerechnet, schlimm bestellt. Junge Belletristen sind in Wien einfach „verraten und verkauft", ein Verleger schlägt die Hände verzweifelt zusammen, wenn man ihm die Zumutung stellt, Novellen oder „gar Gedichte" anzunehmen, und es ist geradezu ein wunderbarer Zufall, wenn es einem jungen Poeten doch gelingt, für seine Musenkinder ein Obdach zu finden. Ich hatte bereits zwei Epen herausgegeben, aber für mein drittes Manuskript, Novellen in Versen, suchte ich vergeblich in Wien nach einem Verleger. Und nun trat mir in Leipzig ein Mann entgegen — ich traute kaum meinen Ohren und Augen —, der sich für die verhaßte und verachtete Belletristik lebhaft interessiert; der mit beispielloser

Opferfreudigkeit Schriftstellern, an deren Zukunft er glaubt, ihre Bücher druckt, Romane und Novellen, Dramen und Gedichte, ohne Rücksicht darauf, ob diese gangbar sind oder nicht, nur allein zu dem Zweck, um deren Verfassern die Wege zu bahnen; der sie nicht nur druckt, sondern auch honoriert; der mit gewinnendster Gastfreundlichkeit, mit herzlichster Teilnahme an des Autors persönlichen Verhältnissen die trockene geschäftliche Verbindung zu einer warmen Freundschaft erstarken läßt, — ich fühlte zum ersten male den ungeheuern Unterschied, der in litterarischer Beziehung zwischen Deutschlandund Österreich herrscht. Vor einem solchen Förderer der jungen Schriftsteller brauchte ich mich nun allerdings nicht der Thatsache zu schämen, daß ich ein poetisches Manuskript in meinem Koffer beherberge. Während der wenigen Tage, die ich in Leipzig in Gesellschaft Herrn Friedrichs verbrachte, war mir, als glitte ein befreiender Lufthauch durch meine Seele, ich spürte, ich hatte an meinem neuen Verleger einen treuen litterarischen und geschäftlichen Berater gefunden, und ein solcher ist er mir auch bis zur Stunde geblieben.

Nach einem so verheißungsvollen Anfang hatte ich allen Grund, mich ob meiner Idee, nach Deutschland zu kommen, glücklich zu preisen und mit hoffnungsgeschwellter Brust erreichte ich das Ziel meiner Reise. In Wien war bereits der Frühling, in Berlin herrschte noch bittere Kälte und ein heftiger Wind trieb mir dichte Schneeflocken ins Gesicht, als ich vor dem Anhalterbahnhof stehend, die Droschkenmarke in der Hand, die Nummer des gemieteten Gefährtes ausrief. In den Wagen steigend, nannte ich dem Kutscher ein bekanntes Hotel in der Taubenstraße, wohin er mich bringen sollte. „Find'st De hin?" rief ein zweiter Kutscher dem meinigen zu, „ja woll," gab dieser zur Antwort. „Nu fahr zu!" tönte es wieder. Ich muß gestehen, daß mich dieses kurze Zwiegespräch sehr verdroß. Die sprichwörtliche Höflichkeit der Wiener Kutscher erschien mir bisher natürlich und selbstverständlich; während mich die gewundene, süßlich singende Sprachweise des Leipzigers nicht allzusehr meine Heimat vergessen ließ, bekam ich nun, kaum fünf Minuten in Berlin weilend, einen Dialekt zu hören, in dem etwas brutalabweisendes, trotzig-höhnisches lag, das mich nahezu erschreckte. Es war mir, als wollten sich die beiden Menschen über mich lustig machen! Was ging's denn auch den anderen Kerl an, ob mein Kutscher hinfindet oder nicht. Und diese Empfindung, als ob in dem Berliner etwas Feindseliges gegen den Fremden spräche, ward ich durch viele Wochen nicht los, denn sie wurde durch zahlreiche kleine Vorfälle wach erhalten. Der erste Eindruck, den ich von Berlin am ersten Abend empfing, war überhaupt kein besonders günstiger. Ich ging von meinem Hôtel ins Café Bauer, die berühmte Friedrichstraße imponierte mir nicht sehr, die großen Verkehrsadern in Wien,

wie die Alserstraße, namentlich die Mariahilferstraße bieten in den frühen Abendstunden mindestens dasselbe Bild eines riesigen Großstadtlebens. Ich will hier mit der Bemerkung vorgreifen, daß ich allerdings später anderer Ansicht wurde. Am anderen Tage suchte ich mir eine Privat-Wohnung, es erging mir da manchmal recht sonderbar. Das entgegenkommende, liebenswürdige Benehmen des Wieners vermißte ich schmerzlich, vielleicht habe ich es auch in mancher Hinsicht nicht richtig angefangen. Oftmals schlug man mir direkt vor der Nase die Thüre zu und wo es zu Unterhandlungen kam, machte ich für einen Wiener überraschende Entdeckungen. In Wien ist das Verhältnis des Mieters zur Wirtin ein unabhängigeres als in Berlin; die Berliner Wirtin erachtet es als selbstverständlich, daß sie nicht allein aus der Miete, sondern auch aus Dienstleistungen und Besorgungen einen anständigen Gewinn herausschlage, und ein Mieter, bei dem sie die Gewißheit hierzu nicht hat, ist bei ihr wahrlich nicht gut aufgehoben. Man wird den beklemmenden Eindruck nicht los, daß der Mieter nur zu dem Zwecke da sei, von ihr recht ausgebeutet zu werden, während er auf Herzlichkeit, auf familiären Anschluß gar nicht zu rechnen habe. Das alles verhält sich in Wirklichkeit gar nicht so schlimm, aber dem Süddeutschen, dem die geschäftliche Seite des Berliners zum ersten mal bei dieser Gelegenheit entgegentritt, ist sehr unbehaglich zumute. Auch die Forschheit, oder wie man in Wien sagt, die „Reschheit" der Berlinerin lernte ich auf meiner Wohnungssuche kennen. Es dämmerte bereits stark und ich konnte nicht mehr genau die Wohnungszettel auf den Hausthoren lesen und so verfügte ich mich einmal in die Bel-Etage eines Hauses, um mich zu erkundigen, auf welcher Treppe eigentlich vermietet werde. Eine elegante Dame öffnete mir und hatte auf meine höfliche Frage nur die scharf hervorgestoßenen Worte: „Scheren Sie sich doch zum Portier!" Der Portier! In den allermeisten Wiener Häusern, wo einzelne Zimmer vermietet werden, weiß man nichts von einem solchen, und der „Hausmeister" ist in Wien durchaus nicht so leicht zu finden, als der Portier in Berlin. Da ich damals den Hausmeister und den Portier für identische Personen hielt, so verzichtete ich, ihn in der Dämmerung aufzusuchen; wo sollte ich denn suchen, ohne nicht noch einmal eine Frage riskieren zu müssen! In Berlin wird man nicht allgemein wissen, was denn eigentlich der Wiener „Hausmeister" ist. Der Hausmeister ist ein hochwichtiger Mann, der das Amt ausübt, von jedermann, gleichgültig welchen Geschlechtes, wenn er nach 10 Uhr abends nach Hause kommt, eine Strafe von 10 Kreuzern, das sind 16 Pfennige, einzuheben, die in seinen Säckel fließen. Da es in Wien viele Leute giebt, die jeder Bestrafung, auch der allergeringsten, ängstlich aus dem Wege gehen, so sieht man im Theater mitten im letzten Akt zahl-

reiche Menſchen ſich eilig entfernen, wenn es an die gefürchtete Stunde geht, ſie opfern den Kunſtgenuß des Abends, um ihre Unbeſcholtenheit zu wahren. Man wird es daher begreiflich finden, daß ich keine Luſt hatte, mich einem peinlichen Verhör durch den vermeintlichen Berliner Hausmeiſter auszuſetzen. Ich bemühte mich nun trotz der einbrechenden Dunkelheit den Inhalt eines anderen Wohnungszettels zu entziffern und da tönte dicht neben mir ein kleines, ſchrilles Stimmchen: „Haben Sie janz jenau jeſehen?“ Es war ein Mädchen von kaum ſechs Jahren, das mein Studium vor dem Hausthor zu dieſer altklugen, unwilligen Bemerkung veranlaßte. Ich ſeufzte auf. Nichts iſt den Berlinern recht. Fragen darf man nicht und wenn man den Anlaß zu einer Frage vermeiden will, erregt man ſogar den Spott der Kinder. Endlich hatte ich aber doch eine paſſable Wohnung gefunden; und in ſehr nachdenklicher Stimmung verfügte ich mich am Abend in eine nahe Kneipe, es war zufällig eine mit Mädchenbedienung, und in meinem Beſtreben, meine Unkenntnis der lokalen Verhältniſſe nicht zu verraten und nicht wieder irgendwie Unwillen zu erregen, begrüßte ich es als eine glückliche Fügung des Schickſals, daß die rothaarige Kellnerin gerade in dem Moment, als ſie ſich an meinen Tiſch ſetzte, von einem brennenden Durſte befallen wurde, den ich durch einige Schoppen Echtes, zwei Glas Rotwein und einen Arak-Grog eifrig löſchte. Mit tiefer Rührung betrachtete ich das erſte freundliche Geſicht, das ſich mir bisher in Berlin darbot. Ich bin für alles Gute, das man mir erweiſt, ſehr dankbar, und darum faßte ich ſeit dieſer Stunde eine gewiſſe Sympathie für hübſche, freundliche Kellnerinnen.

Die nächſten Wochen beſchloß ich mit Antrittsbeſuchen und Überreichung meiner Empfehlungen an Berliner Familien und Schriftſteller auszufüllen. Ich beſaß eine große Anzahl Empfehlungen, von deren Wirkung ich mir viel verſprach, da ſie angeſehene Wiener Perſönlichkeiten ausgeſtellt hatten. Die meiſten dieſer Briefe habe ich nie abgegeben, denn ich lernte nur bald einſehen, daß Empfehlungen hier wenig oder nichts nützen. Und doch iſt es für den Öſterreicher gut, daß er mit Empfehlungen hierher kommt: er wird eine bittere, aber heilſame Lehre aus deren Einflußloſigkeit ziehen. Manche Familie nahm mich erſt an, als ich dreimal vergeblich meine Karte abgab, bei einigen anderen blieb es auch nur bei meinem erſten Beſuche. Ein Schriftſteller bot mir nicht einmal einen Stuhl an, als ich ihm den Brief eines Wiener Kollegen erſten Ranges überbrachte; ein zweiter empfing mich mit mürriſchem Mißtrauen, er glaubte, wie er mir ſpäter lachend geſtand, daß ich ihn anpumpen wollte. Als ich ihm entgegnete, daß ja ſchon meine Freundſchaft mit der Perſönlichkeit, welche mich an ihn empfahl, mich von vornherein von einem ſolchen Verdacht ausſchlöſſe,

meinte er achselzuckend, er hätte bereits die bitterſten Erfahrungen gemacht, auf Empfehlungen gebe er überhaupt nichts mehr. Andere Schriftſteller empfingen mich mit ſolch' froſtiger Freundlichkeit, daß es mir leid that, meine Karte abgegeben zu haben. Ich ſperrte meine übrigen Empfehlungen in den Schrank und betrachtete ſie als ungeſchrieben. Ich quälte mich vergebens mit der Frage: Weshalb reagiert man in Berlin nicht auf Empfehlungen? Haſt du Formfehler begangen? Ich wußte, daß man in Norddeutſchland viel mehr auf Form giebt als in Öſterreich. „Wenn ich thatſächlich ſolche Fehler verbrach, dann mußte man doch dieſelben dem uneingeweihten Fremden zugute halten!" Außerdem hatte ich das Gefühl, als ob ich mit meinen Beſuchen bei Tage überall ſtörte. Jeder ſchien ungeheuer beſchäftigt, zu ſehr von ſeinen eigenen Angelegenheiten in Anſpruch genommen zu ſein, als daß er ſich um die Perſon eines Wildfremden kümmern ſollte. Mit einer Art Galgenhumor gedachte ich eines norddeutſchen Schriftſtellers, der einmal in Wien eine Redaktion aufſuchte, um ſich einem der Redakteure vorzuſtellen. „O freut mich ſehr," rief dieſer, „Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen. Wiſſens was, lieber Freund, machen wir a Landpartie," ſprach's, ergriff Stock und Hut und binnen wenigen Minuten ſaßen die beiden friſchen Freunde im Wagen und plauderten. Mir war, als befände ich mich in einer rieſigen Fabrik, in der jeder ruh- und raſtlos arbeitete. Mich ergriff ein nagendes Gefühl der Verwaiſtheit und Verlaſſenheit. Ich ſuchte nur diejenigen mehr auf, mit denen ich bereits von Wien aus in dieſer oder jener Verbindung geſtanden, und ſiehe da, hier war der Empfang ungleich wärmer und herzlicher. Es wäre aber ungerecht, wollte ich behaupten, daß jede der abgegebenen Empfehlungen ihre Wirkung verfehlt hätte, die eine und die andere Familie, einige Schriftſteller kamen mir ungemein herzlich entgegen, aber ich weiß nicht, war es die Bitterkeit, mit der mich meine trüben Erfahrungen erfüllten, war es die taſtende Unſicherheit der Fremden, die mich von der Pflege meiner neuen Bekanntſchaften abhielt, vielleicht mag auch beides die Urſache geweſen ſein, daß ich beinahe gar keine Geſellſchaft mehr frequentierte und ſo einſam lebte, wie es einem nur in der Großſtadt möglich iſt. Wochenlang ſprach ich mit keinem Menſchen, außer mit den Kellnern, bei denen ich Speiſen und Getränke beſtellte. Das Reſtaurationseſſen in Berlin! In wenigen Monaten war ich hier magenkrank, das Eſſen wurde mir zur größten Qual, und hätte ich in Leipzig eine Ahnung davon gehabt, welchen Folterungen mein ſüddeutſcher Magen hier unterworfen werde, ich hätte mich aus der trefflichen Küche meines Verlegers Friedrich mit reichlichem Proviant verſehen. Ich fühlte mich kreuzunglücklich in Berlin, wo ſogar die Kellner barſch auftreten

und die Wünsche des Gastes mit einem energischen „Haben wir nich!“ unterdrücken.

Die Befürchtungen meiner Wiener Freunde haben sich also bewahrheitet und das Wort eines treuen Ratgebers, ich werde es in Berlin nicht lange aushalten, schien sich zu erfüllen — so glaubt es wenigstens der Leser, der meinen Geständnissen bis hieher gefolgt ist. Es ist allerdings richtig, daß ich oft an die Wiener Warnungen dachte, aber nach Wien zurückzukehren, das ist mir nie eingefallen, aus dem Grunde nicht, weil ich ziemlich rasch zur Überzeugung gelangte, daß es durchaus nicht gegen die Stadt spricht, wenn sich ein Fremder dort nicht wohl fühlt. Berlin ist eine barsche, spröde Schöne, die sich nur schwer und langsam erobern läßt, aber wer ihre ernste Schönheit erkannt und genossen, der bleibt ihr treu sein Leben lang. Ja, ich betrachte es als das größte Glück meines Lebens, daß ich nach Berlin gezogen bin, und wenn es mir am Anfang in der Stadt durchaus nicht gefiel und ich mich erst allmählich in die ganz anders gearteten Verhältnisse einleben konnte, so ist diese böse Zeit nur eine Abhäutungsperiode gewesen, der sich wohl jeder Süddeutsche resp. Wiener unterziehen muß, ehe er hier Wurzel fassen kann. Ich sage nicht, daß er sein bestes, tiefstes Wesen abstreifen soll, das wäre eine thörichte Forderung, die nur die Charakterlosigkeit erfüllen könnte, aber was er hier aufzugeben hat, bedeutet für ihn keinen Verlust, sondern einen Gewinn. So unsympathisch Berlin auch auf mich am Anfang gewirkt hat, ich empfand stets eine maßlose Achtung vor dieser Stadt. Wien empfängt den Fremden im Festkleide, Berlin im Arbeitsrock. In Wien frägt sich der Fremde, wie wirst du dich heute und morgen amüsieren, in Berlin wird er verdrießlicher Stimmung, wenn er sieht, wie alles rastlos arbeitet; Berlin ist viel zu stolz dazu und hat auch stets was anderes zu thun, als darauf bedacht zu sein, sich dem Fremden sofort von seiner vergnüglichsten Seite aus zu zeigen. Der Berliner wird hart in seiner Arbeit, denn schwerer als anderswo ist hier der Kampf ums Dasein. Und so bildete sich das Märchen von der Gemütlichkeit des Wieners und der Ungemütlichkeit des Berliners. Der Berliner hat in Wahrheit ein tieferes Gemüt als der Wiener, aber er trägt es nicht auf seiner Zunge. In seinem fieberhaften Ringen nach Geld, Stellung, Ruhm und anderen erstrebenswerten Dingen läßt er seine seelischen Vorzüge zurücktreten. Der Berliner erscheint im ersten Moment ablehnend, rauh, rücksichtslos, auf seinen materiellen Vorteil bedacht, er sucht heftig alles das von sich abzuwehren, was ihm schädlich oder auch nur nutzlos zu sein däucht. Hat er aber seinen Vorteil oder die Tüchtigkeit eines anderen erkannt, so erschließt sich sein Gemüt und die äußere Form desselben, die

Gemütlichkeit, zeigt sich bestechend und hinreißend. In Berlin werden die treusten, längsten Freundschaften geschlossen, aber auch die grimmigsten Fehden ausgefochten. In Wien hat das alles einen milderen, liebenswürdigeren, aber schlafferen Anstrich, ohne den Stich ins Schroffe, aber auch ohne den Zug des Großartigen.

In keiner Stadt wird es dem Einzelnen so schwer, zu beweisen, daß man zu etwas taugt, als in Berlin, und darum würde ich jedem jungen Mann drei Jahre Berlin diktieren, daß er eine vollgiltige Probe seines Könnens ablege. Ich finde, daß man sich in Österreich wie in Deutschland redlich bemüht, die Kluft, die beide Staaten voneinander trennt, auszufüllen, aber es scheint mir nur nicht mit den richtigen Mitteln zu geschehen. Der Berliner kennt noch zu wenig den Wiener, und dieser hat erst recht die falschesten Vorstellungen von jenem. Es herrscht eben noch nicht die richtige Kommunikation zwischen beiden Städten. Wien überflutet Berlin mit Sängerinnen und Kellnern, der Berliner bildet sich nun gegen den Österreicher das Vorurteil, daß er zwar künstlerisch veranlagt, geschmeidige Manieren habe, aber eine ernste, tüchtige Arbeit traut er ihm nicht zu. Und wenn ich aufrichtig sein soll, so muß ich noch hinzufügen, daß der Österreicher in den Augen des Berliners als lotterig, unzuverlässig, leichtsinnig und faul gilt. Er kann zwar den Österreicher gut leiden, aber er sieht sehr auf ihn herab. In wie weit nun die Meinung des Berliners dem Österreicher unrecht thut, will ich hier nicht entscheiden. Das eine ist aber sicher, der Österreicher kann in Berlin ungeheuer viel lernen, was ihm notthut. Wien ist eine alternde, von bösen politischen Krankheiten heimgesuchte Stadt, sie soll sich von ihrer gesunden, frischen norddeutschen Schwester neue Kraft holen. Wie viele österreichische Familien schicken ihre Söhne nach London und Paris, „zur näheren Ausbildung und daß sie die Welt kennen lernen sollen". Schickt sie nach Berlin, hier werden sie zu pflichttreuen, ernsten, tüchtigen Männern herangezogen, die nicht nur die irrige Ansicht des Norddeutschen über seinen süddeutschen Bruder zerstreuen, sondern auch ihrem Vaterlande die besten Dienste leisten werden. Hier in Berlin lernen sie Energie, Ausdauer und Fleiß sich zur zweiten Natur machen; hier giebt es kein Stehenbleiben, sondern ein reges Vorwärtsstreben. In Wien kann man jahrelang auf einem Fleck stehen bleiben, ohne es sich dessen bewußt zu werden, in Wien merkt man es schon daran, wie weit man hinter anderen zurückgeblieben ist. Man wird einfach von dem Wirbel der Vorüberstürmenden umgerissen; ist verloren, verachtet und verlacht.

Daß man in Berlin sehr fleißig arbeitet, wird mir jeder Wiener gerne glauben, denn den märchenhaften Aufschwung der Stadt muß selbst der ver-

ſtockteſte Wiener Hausherr und Schlächtermeiſter zugeſtehen. Aber der poeſiefreundliche Wiener wird noch immer bedauernd erklären, daß man in Berlin weder „Stimmung“ noch „Anregung“ zum dichteriſchen Schaffen fände. Es kommt nur darauf an, was zu dieſen beiden Dingen nötig iſt: Naturſchönheit? Mein Gott, Berlin iſt mit Naturſchönheiten reichbegnadet; die zahlreichen Seeen, die großen Wälder, dicht an der Stadt, ſind in ihrer Art ebenſo entzückend, lieblich, geſund, eigenartig als die berühmte Umgebung Wiens; nur mit dem Unterſchied, daß Berlin keine Berge, Wien keine Seen dem Stimmung und Anregung ſuchenden Poeten bieten kann. Oder mächtige Entfaltung des Großſtadtlebens? In dieſer Hinſicht iſt Berlin Wien bedeutend über. Dem „Bummler“ kommen tauſende intereſſante Eindrücke angeflogen, wenn er durch die Straßen Berlins wandert, z. B. ein Gang des Abends durch die Friedrichſtraße vom Belle-Allianceplatz an bis zum Friedrichsbahnhof und durch die Chauſſeeſtraße iſt von überwältigender Wirkung, wie ſie Wien abſolut in keinem ſeiner Teile ausüben kann, und was das geſellſchaftliche Leben Berlins anbelangt, ſo hat man in Wien von deſſen Prunk und Großartigkeit keine Ahnung. Auch die Gaſtfreundſchaft des Berliners lernte ich allgemach zur Genüge kennen, ſie iſt mindeſtens ebenſo entwickelt wie die des Wieners, und das Familienleben des erſteren ſtelle ich entſchieden höher als das des letzteren. Ich glaube, Anregung und Stimmung findet der Poet in Hülle und Fülle. „Ach ja,“ meint der Wiener, „aber unter ſo nüchternen, phantaſieloſen Leuten leben ...!“ Unter dieſen lebt und blüht Ernſt von Wildenbruch, der glühendſte aller gegenwärtigen deutſchen Dramatiker, Theodor Fontane, der bedeutendſte, hinreißendſte Balladendichter nach Uhland, Friedrich Spielhagen, vor deſſen dramatiſch lodernden, modern-phantaſtiſchen Romanen das Vorurteil des Wieners einfach verwehen muß! Auch Gefühlsreichtum, Formſchöne, anmutiger leiſeauftretender Humor, gedeiht in Berlin: Heinrich Seidel und Johannes Trojan ſind ebenſolche Künſtler wie Groß, Pötzl, Chiavacci in Wien. Wer da alſo glaubt, in Berlin ließe ſich nicht gut dichten, müſſe man erſtarren vor der Kälte der Leute, der irrt ſich gewaltig. Hundertfach ſtürmen die Eindrücke auf den Menſchen ein nnd der Poet muß noch geboren werden, der ſie alle aufzufangen und erſchöpfend darzuſtellen vermag.

Sehr intereſſant iſt es, einen Vergleich zwiſchen den Litteraten in Berlin und Wien ſowohl was ihre ſoziale Stellung als ihre pekuniären Verhältniſſe anbelangt, zu ziehen. Da fällt vor allem eines auf: In Wien giebt es äußerſt wenig Schriftſteller neben zahlreichen Journaliſten. Ich nenne Schriftſteller den, der nur wiſſenſchaftlich oder belletriſtiſch arbeitet, ohne in einer Redaktion journaliſtiſchen Tagesdienſt zu verrichten. In Wien hat

der reine Schriftsteller einen sehr schweren Stand, er muß entweder hungern oder, wenn er kein Amt hat, unter die Journalisten gehen. In Berlin leben viele Schriftsteller, die sich dem Journalismus fern halten und sich doch von ihren Arbeiten anständig ernähren. Die Schriftsteller in Wien sind meistenteils Beamte, die in ihrem bureaukratischen Anstrich einen eigentümlichen Gegensatz zu den zahlreichen norddeutschen Kollegen stehen, welche anfänglich dem Lehrerstand angehörten. Ich behalte mir vor, später einmal diesen Gegensatz an zahlreichen interessanten Beispielen aus älterer und neuerer Zeit näher zu beleuchten. Der norddeutsche Schulmeister und der österreichische Bureaukrat, das sind zwei charakteristische Typen in der Litteratur, die auch in den Mittelpunkt eines sehr lehrreichen kulturhistorischen Kapitels gestellt werden können.

Der Journalist und Schriftsteller, also kurzweg der Litterat, ist in Wien eine andere Persönlichkeit als in Berlin. Dort ruht die Machtfülle des Journalismus in den Händen weniger Menschen, hier verteilt sie sich auf eine respektable Anzahl von Kräften. Berlin ist bereits viel zu groß, als daß es den dominierenden Einfluß eines Hanslick oder Speidel ertrüge. Um mich anders auszudrücken, in Wien ist der Journalismus aristokratisch, in Berlin gut bürgerlich. In keiner Stadt ist das Einkommen, die Macht einiger Journalisten so groß als in Wien, dafür aber findet man auch in keiner Stadt ein solches journalistisches Proletariat, einen solchen Reichtum an journalistischen Bettlern, Erpressern als in dem Wohnsitz Speidels, Wittmanns und Thalers (Berlin hält da die richtige Mitte ein). Der Wiener sieht in dem Schriftsteller entweder ein fleischgewordenes Wunder, eine verkleidete Gottheit, die man ehren und fürchten muß, oder — einen Tagedieb, eine verdächtige Existenz, einen Lumpen. Der Berliner achtet den Schriftsteller und schätzt in ihm den tüchtigen Arbeiter. Dem Wiener Poeten ist das Dichten ein seltener Festgottesdienst, dem Berliner tägliche Andacht. Der Österreicher betrachtet die Zeit, welche die Muse ihm widmet, als eine heilige, göttliche, die nicht regelmäßig wiederkehrt, deren Eintreten nur von besonderen, wichtigen Umständen abhängig ist; er wagt es nicht selbst die Muse zu rufen, sondern wartet ehrerbietig, bis die Göttliche erscheint, und ist sie da, dann wirft er sich ihr trunken vor Begeisterung zu Füßen und widmet sich, alles Irdische abwerfend, nur ihrem Dienst . . . Der norddeutsche Poet faßt seinen Umgang mit der Muse anders auf, ihm erscheint er als Pflicht und ernste Lebensarbeit. Er ruft die Muse jeden Tag, sie muß ihm auch widerwillig gehorchen, sie gilt ihm als die erhabene Genossin, der er täglich Rechenschaft über sein geistiges Thun und Lassen ablegt.

Der Schriftsteller lebt in Wien wie ein kleiner Fürst, d. h. er umgiebt sich mit seinem Hofstaat von Verehrern und Freunden; litterarischen Gesellschaften, in dem Sinne, wie man sie in Berlin findet, bleibt er fern, darum konnten sich solche gar nicht oder nur in spärlichem Maße entwickeln. Am Wiener litterarischen Himmel beschreiben die Sterne einsam ihre Kreise, am Berliner aber sieht man zahlreiche Gruppen. Der Wiener Schriftsteller hat auch demzufolge viel weniger Corpsgeist als der Berliner; er will für sich allein eine Macht repräsentieren und als solche eine Stellung in der Gesellschaft behaupten. In Wien ist man sehr geneigt, diesen Ansprüchen zu genügen, nicht nur dem Schriftsteller, auch jedem Künstler gegenüber und so nahmen und nehmen die Wolter, Lewinsky, Sonnenthal, Makart, Speidel, Laube, Wilbrandt einen gesellschaftlichen Rang ein, für den man in Berlin sehr wenig analoge Beispiele finden kann.

Einen charakteristischen Unterschied möchte ich ferner erwähnen, der zwischen den journalistischen Verhältnissen beider Städte herrscht: in Wien sind die Zeitungen meistens Aktienunternehmungen und die Chefredakteure mit souveräner Gewalt ausgestattet, in Berlin spielt oft neben dem Chefredakteur auch der Verleger die entscheidende Rolle, aber dieses Thema ist so heikel, daß ich, um nicht in Wien und Berlin allzuviel Anstoß zu erregen, mich nur mit dessen Andeutung begnügen muß. In Wien betrachtet der Berufsjournalist den Dichter und Novellist, also den selbständig produzierenden Schriftsteller als seinen natürlichen Feind, den er bekämpfen muß, selbstredend zieht letzterer den Kürzeren und so ist die Lage der Poeten in Wien keine beneidenswerte. Ausnahmen sind natürlich da, aber sie beleuchten meine Behauptung um so greller. Der Berliner Schriftsteller hat es in dieser Hinsicht bedeutend besser, denn von einem so schroff ausgeprägten Gegensatz zwischen ihm und dem Journalisten ist nicht viel zu bemerken.

Ich brauchte sehr lange Zeit, um mich im litterarischen Berlin auch nur einigermaßen zurechtzufinden, die brandenden Fluten drohten mehrmals über meinem Haupte zusammenzuschlagen. Man darf es mir glauben, daß man in Berlin ebenso viele Jahre benötigt, um die Verhältnisse auch nur einigermaßen zu überschauen als in Wien Monate. Der Daseinskampf in der Litteratur wird in Berlin mit ungleich stärkeren Waffen geführt als in Wien; der Ehrgeiz ist hier nicht allein der wohlthätige Impuls zum Schaffen und Wirken, sondern auch ein Dämon, der rettungslos in die Tiefen reißt, ein schleichendes, tückisches Gift, das langsam, aber sicher tötet.

Nirgends sieht man so sehr das verhängnisvolle Walten des Größenwahns, der bei dem Einen still flackert, bei dem anderen in hellen Flammen

auflodert. Es bleibt selbstverständlich niemand unbenommen sich zu den Größten und Edelsten der Nation zu zählen; aber die Thatsache, daß dieses stolze Bewußtsein durch laute, warme Anerkennung der Welt ihre Bestätigung nicht findet, macht den Menschen krank, physisch und seelisch. Von dieser Krankheit wird hier weder der Jüngling, noch der reife Mann, noch der Greis verschont. Man erkennt sie an mißlauniger Vornehmheit ebenso sicher wie an lauter, polternder Aufdringlichkeit. Ich kann es mir sehr wohl denken, daß das vergebliche Ringen des Schriftstellers nach dem Beifall der Welt krank und unglücklich macht, bis der Erfolg ihn heilt. Aber wenn man bedenkt, wie hinfällig und eitel der litterarische Ruhm ist, mit welch' kleinlichen Mitteln er oft errungen werden muß, mit welch' fieberhafter Sorgfalt er täglich gepflegt werden will, daß er nicht erlösche, wie man oft sein bestes Selbst aufzugeben gezwungen ist, um sich nur den Schein der Größe vor seinen Mitmenschen zu bewahren, so weiß man manchmal nicht, soll man mehr den Menschen bedauern, welcher schon berühmt ist oder den, welcher nach dem Ruhm jagt. Ich habe hier Gelegenheit, mit hochberühmten Autoren zu verkehren, ich kann aber mit gutem Gewissen behaupten, daß ich sie mehr wegen ihrer herrlichen Werke beneidet habe, als wegen der Anerkennung, die dieselben fanden. Die Anerkennung der Welt! Sie zu erringen ist ein Kinderspiel gegen die Herkulesarbeit, die unbedingte Achtung der Kollegen zu erwerben. Ich glaube, es ist leichter, Steine zu rühren, als Kollegen zu erwärmen. Und sollte ein Dichter mit dem Wohlklang, mit der Gewalt seiner Lieder Tote lebendig machen können, es wird immer eine Anzahl seiner Brüder in Apoll geben, die sich über seine Talentlosigkeit lustig machen und über die Geschmacklosigkeit des Publikums ärgern. Kein Priester des Mittelalters erreicht an Zelotismus, Fanatismus, Unduldsamkeit den Schriftsteller, wenn er über seine Kollegen urteilt. Mit geschlossenem Visir stehen sie sich einander gegenüber, der Eine versteht die Sprache des Andern nicht. Jeder sieht die Werke des andern nicht wie sie vorliegen, sondern wie sie hätten werden müssen, wenn er sie geschrieben. Der Neid umnebelt ihre Blicke und keinem fällt es ein, sich zu sagen, daß unzählige Schriftsteller ruhig und freudig schaffen können, ohne sich jemals Konkurrenz zu machen. So verkrümmt sich das Wesen des Einzelnen in der wilden, tollen Jagd nach Ehre und Anerkennung und wohl jenem, dem es gelingt, sein seelisches Gleichgewicht zu bewahren.

Ein Kritiker hat daher einen sehr schweren Stand; er wird es selten einem recht machen, und wenn dieser seltene Fall auch eintritt, dann werden dadurch viele andere Schriftsteller verletzt und fühlen sich zurückgesetzt. Und erst ein ganzes Buch über lebende Autoren herausgeben, die beinahe alle

die Höhe ihrer Schaffenskraft und -Luſt kaum erreicht, geſchweige denn überſchritten haben: das heißt ſich mitten unter eine große Anzahl heftig Streitender begeben, die dann einträchtig über ihn herfallen. Ich ſpreche aus Erfahrung. Als vor anderthalb Jahren mein Buch: „Wiener Autoren" erſchien, lernte ich die nervöſe Empfindlichkeit, die Ungerechtigkeit vieler meiner Herren Kollegen kennen. Für jeden Freund, den ſich das Büchlein erwarb, erntete ich drei perſönliche Feinde. Das Lob, das ich aufrichtig erfreuten Herzens zollte, deutete man ſchief, den Tadel, den ich ausſprach, als gehäſſige Voreingenommenheit. Hätten doch alle jene Herren und Damen, die ſich über mein Buch weidlich ärgerten, aufmerkſam die Einleitung zu demſelben geleſen, ſie dächten ſicher anders über das Buch und deſſen Verfaſſer. Die „Wiener Autoren" hatten nur den Zweck, zu beweiſen, daß der Journalismus die dichteriſche Anlage nicht immer zu erdrücken vermag, daß der Dienſt des Tages die Pflege der Poeſie nicht ausſchließt, und an einzelnen Beiſpielen das ſchmälige Vorurteil des Wiener Publikums gegen den Charakter der dortigen Journaliſten entſchieden zu widerlegen. Ich betonte ausdrücklich, daß das Buch ſich mehr als Broſchüre, als Tendenzſchrift gebe, denn als ernſtes wiſſenſchaftliches Werk: ich betonte ferner, wie genau ich ſelber wüßte, daß dasſelbe zahlloſe Lücken und Mängel aufweiſe — aber man hat ſich an all' das nicht gekehrt, und die „Wiener Autoren" wurden oft ebenſo falſch als einſeitig aufgefaßt.

Wenn ich nun nach kurzer Zeit mit einem neuen ähnlichen Werke vor das Publikum trete, ſo wird man mir die Behauptung wohl glauben, daß ich mich über alle Anfechtungen und Mißdeutungen nicht ſonderlich aufregte. Ich bin zwar überzeugt, auch dieſes Buch wird manchen Angriff erleben, aber ich hoffe, daß man den Intentionen desſelben mehr Verſtändnis entgegenbringen wird. Auch die „Berliner Autoren" geben ſich als harm- und anſpruchsloſe Lektüre. Es iſt mir keinen Moment eingefallen, eine Litteraturgeſchichte des modernen Berlin ſchreiben zu wollen, ſondern alle die Skizzen, die das Buch enthält, ſind nur Bemerkungen über hieſige Schriftſteller, deren Weſen ſich in mir während meiner ausgedehnten kritiſchen Thätigkeit allmählich, von Werk zu Werk, zu einem deutlichen Bilde verdichtet hat. Ob es mir gelungen iſt, eine deutliche, treffende Charakteriſtik dieſer Schriftſteller zu entwerfen, das möge ein vorurteilsloſer Leſer entſcheiden. Das Buch in ſeiner vorliegenden Form bietet nur einen dürftigen Abglanz des reichen Berliner litterariſchen Lebens, der ſtattlichen, ja imponierenden Anzahl intereſſanter und hervorragender Autoren, die in Berlin weilen. Im Laufe der beiden nächſten Jahre erſcheine ich mit zwei weiteren Bänden, ſo daß mein Unternehmen in ſeiner Geſamtheit wenn auch keine erſchöpfende, doch

immerhin weitbegrenzte Umschau über das moderne litterarische Berlin gewährt. In diesen nächsten Bänden behandle ich Th. Fontane, F. Spielhagen, P. Lindau, Robert Schweichel, Julius Rodenberg, Hans Hopfen, Ernst Wichert, Fritz Mauthner, O. Blumenthal, O. v. Leixner und mehrere jüngere Autoren wie F. v. Zobeltitz, Conrad Alberti, Oskar Linke, Heinrich und Julius Hart. Selbstverständlich ist dieses Programm kein unwiderruflich festes, sondern wird wohl noch um einige Autoren erweitert und vervollständigt werden.

An vorliegendem Bande springt dem Leser eine Ungleichheit des Raumes, den ich den einzelnen Autoren widmete, ins Auge. Diese ist in erster Linie eine Folge äußerer Umstände, (z. B. der Publikation der Aufsätze in Journalen), welche ich allerdings nach Möglichkeit für die Buchausgabe abzuändern suchte, aber doch nicht ganz beseitigen konnte. In zweiter Linie hat diese Ungleichartigkeit eine natürliche Ursache: über die meisten der behandelten Autoren läßt sich durchaus noch nicht das letzte Wort sagen, sie schaffen ein Werk nach dem anderen, und selbst während dies Buch gedruckt wird, werden sicher neue Schöpfungen die Liste der früheren bereichert haben. Ich mußte also trachten, bei der Charakteristik eines Schriftstellers mit der Analyse seiner Bücher dort abzubrechen, wo sich für mich eine verheißungsvolle, das Bild meiner Skizze abrundende Phase in der Entwicklung seines Talentes ergab. Ich besprach somit durchaus nicht alle erschienenen und mir bekannten Arbeiten eines Autors, bei dem einen zog ich die Grenzlinie früher, bei dem andern später und dies spiegelt sich in der räumlichen Ungleichartigkeit der Aufsätze wieder. Man darf daher aus der Länge eines Artikels auf die überwiegende Bedeutung des betreffenden Autors gegenüber anderen, in kürzeren Skizzen behandelten Schriftstellern nicht schließen. Daß das ausführlichste Kapitel des Buches Karl Frenzel gilt, wird wohl Jedermann in Ordnung finden. Er ist von den Autoren dieses Bandes der älteste, seine Stellung in der Litteratur seit Jahrzehnten eine ganz bestimmte, allgemein anerkannte, in seinem Wesen prägt sich am meisten der berlinische Charakter aus, auch die Zahl seiner Werke überragt die der übrigen Autoren. Ich habe mich mit besonderer Lust und Liebe in seine Schöpfungen vertieft, zu meiner großen litterarischen Achtung vor ihm gesellt sich noch die warme persönliche Verehrung. Die jüngere Schriftstellergeneration besitzt an ihm einen ebenso mächtigen als wohlwollenden Förderer. Robert Hamerling, meinem hochherzigen verstorbenen Freunde, und Karl Frenzel verdanke ich unendlich viel. Meine Aufsätze über Ernst von Wildenbruch, Hermann Heiberg und Alexander von Roberts werden hoffentlich nur ein Kapitel in der Geschichte ihres Wirkens bleiben: diese drei glänzen-

den Erſcheinungen der modernen Litteratur ſind kaum auf der Höhe ihrer Schaffenskraft angelangt. Auch Adolf Glaſer, einer der beſten, geachtetſten deutſchen Schriftſteller, hat uns hoffentlich noch viel zu ſagen: ſeine Muſe beſchenkte uns bisher mit vielen Werken von bleibendem poetiſchen und kulturgeſchichtlichen Wert, die leider noch nicht nach Gebühr geleſen werden. Karl Bleibtreu widmete ich abſichtlich eine ausführliche Studie: er iſt der hervorragendſte Vertreter des modernen Realismus und nimmt einen eigenartigen Rang in der Berliner Litteratur ein. Leider wird mehr über und gegen ihn geſprochen, als man von ihm lieſt. Ich analyſierte daher einige ſeiner gelungenſten Werke, um zu zeigen, daß man ihm Unrecht thut, wenn man ſich vorzeitig auf Grund ſeiner kritiſchen Ausfälle eine ſchlechte Meinung über ſeine dichteriſchen Arbeiten bildet, ohne ſich die Mühe zu nehmen, ſelbe auch zu leſen. Seine unheimliche Fruchtbarkeit ließ es nicht zu, alle ſeine Bücher in den Kreis meiner Betrachtung zu ziehen. Heinrich Seidel und Johannes Trojan, dieſes litterariſche Dioskurenpaar, ergänzen mein Buch nach mehrfachen Richtungen. Ich las mit beſonderem Behagen dieſe Werke, die im Boudoir der modernen Muſe ſich wie ein Bouquet aus duftigen, friſchen Waldblumen ausnehmen. Den Schluß bildet eine Art litterariſche Revue, die auf Vollſtändigkeit natürlich nicht den geringſten Anſpruch macht.

Welchen Schickſalen mein Buch auch immer entgegen eilen mag, das Bewußtſein, daß ich nach Maßgabe meiner Kräfte gerecht und objektiv geurteilt habe, wird mich über den Mißerfolg tröſten und mir den Erfolg verſchönen. Ich habe die heterogenſten litterariſchen Richtungen behandelt und einander gegenüber geſtellt; ich weiß, daß ich mir dadurch bei Freunden weder Dank, noch Anerkennung bei Feinden holen werde. Aber mein Buch ſoll keiner Partei dienen, es ſoll vorurteilsloſen, empfänglichen Menſchen jene unvergeßlichen, herrlichen geiſtigen Genüſſe vermitteln, die mir einige Berliner Autoren, gleichviel welcher Richtung und Farbe, mit ihren ſchönſten Werken bereiteten.

Unſer Dichteralbum.

Hymne an Satanas.

Nach dem Italieniſchen des Gioſué Carducci.

Dir, des Geſchehenen
Urſprung und Endnis,
Seele und Stoff der Welt,
Zweck und Verſtändnis —

— Während der Wein im Kelch
Glitzert und funkelt
Gleich einem Frauenaug'
Thränenumdunkelt,

Während lenzglückberauſcht
Erde und Sonne
Flüſtert und Zwieſprach tauſcht,
Lächelnd in Wonne

Und dann im Flammenkuß
Sturmüberwittert,
Bräutlich des Fruchtfelds Schoß
Zuckt und erzittert —

— Dir ſchwingt ſich preiſend
Mein Lied zu, mein zages,
Dich ruf ich, Satanas
Herr des Gelages.

Weg mit dem Weihrauchfaß
Und frommen Bräuchen!
Nein Prieſter, Satanas
Läßt ſich nicht ſcheuchen!

Siehe, der Roſt benagt
Schon das zerſpellte
Flammſchwert dem Michael,
Und der geprellte

Erzengel purzelt
Ins Nichts ohne Stütze,
Eis ſind in Händen
Jehovas die Blitze.

Sternſchnuppenähnlich
Wie blaſſe Meteore
Fallen aus Wolken
Der Cherubim Chore.

Du nur, im Urweltsſtoff
Ewigen Waltens
Treibende Wunderkraft,
Keim des Geſtaltens,

Du nur ragſt unberührt.
Sieg blitzt dein Wille
Aus ſchwankem Flackerſchein
Dunkler Pupille,

Ob dein Blick kampfesmatt
Flieh oder bleibe,
Ob ſtark und kräfteſatt
Trotzig ſich ſträube,

Er lehrt den Zauber
Im tollenden raſchen
Fliehen der Tage
Die Freude zu haſchen,

Lehrt in des flüchtigen
Daſeins Enteilen
Schmerz mit dem Balſam
Der Liebe zu heilen.

Du heißt die Hymne
Des Haſſes mich ſingen,
Läßt ſie mit Gluthauch
Die Herzen durchdringen,

Läßt ſie, ein Sturmlied,
Die Erde durchwettern,
Blutige Götzen
Vom Throne zu ſchmettern.

Du ſchwangſt als Ahriman,
Adon, Aſtarte,
Schwellender Lebensluſt
Siegesſtandarte,

Als noch, von joniſchen
Lüften umgaukelt,
Anadyomene zog
Wogengeſchaukelt.

Libanons Cedern
Zu nächtiger Feier
Rauſchten dir, Cyprias
Göttlichem Freier,

Für dich erglühten
Die Chöre, die Reigen,
Dir gab die keuſche
Jungfrau ſich zu eigen,

Wo an Idumas Strand
Cypriſche Wellen,
Plätſchernd an duftreichen
Palmen zerſchellen.

Was thut's, daß zügellos
Praſſelnde Funken
Dir in die Tempel warf
Liebesmahltrunken

Der Nazarener
Wutſchnaubende Meute,
Und die Symbole,
Die heiligen, verſtreute!

Gab dir als Flüchtling
Aſyl vor Gefahren,
Gerne das Volk doch
Im Kreis ſeiner Laren,

Bis dich ein liebendes
Weib dort erkannte
Und dir mit pochendem
Buſen entbrannte,

Bis du die Hexe
Umarmt als der Böſe,
Daß neu die krankende
Welt ſich erlöſe.

Du glommſt im Fieberaug'
Des Alchymiſten,
Wohſt unbewußt
In des Zauberers Liſten,

Bis ſie die Gitter
Des Kloſters zerbrachen,
Schimmernde Welten
Dem Geiſt zu entfachen.

Vor dir zu Thebais
Floh der Askete,
Wand ſich in Martern
Und wildem Gebete.

Irrende Seele
Von Zweifeln zerriſſen,
Dich tröſtet Satanas
Wie einſt Heloiſen.

Nutzlos kaſteiſt du dich,
Lockend zum Hohne
Flüſtert er zwiſchen
Die Kirchenſermone,

Zwiſchen davidiſche
Pſalmen die Lieder
Trunkener Sinnenluſt; —
Leuchtende Glieder

Führt er ins Dunkel dir,
Fülle des Schönen,
Thaïs und Licoris
Und die Camoenen.

Doch größ'rer Vorzeit
Geſtalten entquellen
Mälig den Gräbern
Im Schweigen der Zellen.

Konſuln, Tribunen
Und Volkslärm, ſie treten
Neu aus den Blättern
Der alten Poeten.

Siegberauſcht folgen ſie
Altem Idole,
Leiten den Mönch empor
Zum Kapitole.

Und ihr, die Flamme
Und Bann nicht bezwungen,
Wiclef und Huß,
Ihr begeiſterten Zungen,

Ruft es als Heerruf
In lenzfrohe Weiten,
Daß ſich genaht nun
Die Fülle der Zeiten!

Mitra und Krone wankt
Und aus den Zellen
Schreiten die Mönche
Als neue Rebellen,

Kämpfen und predigen
Unter der Stola
Eines Girolamo
Savonarola.

Kraftvoll wie Luther brach
Mönchiſche Schranke
Spreng du die Feſſel nun,
Freier Gedanke

Lodre in Flammen auf,
Praſſ'le und zünde:,
„Satanas hat geſiegt!"
Ruf in die Winde.

Seht, welches herrliche
Untier erwachte,
Das durch Oceane eilt,
Weg bahnt durch Schachte!

Berg hinan, thälerwärts
Keucht's, ein Cyklope,
Sprühend, glutſchnaubend
In wildem Galoppe;

Abgrund und Zackenfels
Stürmt es im Fluge,
Zwängt ſich durch Urgeſteins
Berſtende Fuge;

Stärker als Sturmgeheul
Hinſtöhnt in Lüften,
Hallt ſein gewaltiger Ruf
Donnernd aus Klüften.

Heißer als Feuerbrand
Haucht ſeine Nüſter: —
Völker, o ſeht, er naht,
Göttlich und düſter!

Ein Triumphator
Auf ehernem Roſſe
Zieht durch die Lande er,
Satan der Große..

Heil dir, o Satanas,
Heil dir Empörung
Siegender Geiſteskraft
Wider Bethörung!

Jubelt empor zu ihm
Opfer und Bitten!
Du haſt den Prieſtergott
Niedergeſtritten.

Innsbruck. Arthur von Wallpach

Schön-Adelheid.

Kaiſer Otto ſaß in dem prangenden Saal;
„Meiner Tochter erwähle ich heut den Gemahl.
Wohlauf, meine Edlen, wer wirbt, wer freit
Um die wonnige Maid, um Schön-Adelheid?"
Auf ſtand vor dem Kaiſer Graf Wilhelm von Nort:
„Zehntauſend Vaſallen gebietet mein Wort —
Schön-Adelheid ſah ich, ſie war noch ein Kind,
Ich habe ſie ſchweigend bis heute geminnt;
Zehn Jahre ſind's her — und das elfte verrann,
Einſt war ich ein Jüngling, jetzt bin ich ein Mann,
Doch jung in der Seele noch blüht mir der Mut —
Schön Adelheid gebt mir, ich warte ſie gut."
Kaiſer Otto ſtand auf von dem leuchtenden Thron:
„Graf Wilhelm, nie fände ich beſſeren Sohn.
Du Luſt meines Herzens, mein liebliches Kind,
Graf Wilhelm, dem reiche die Hände geſchwind."

Schön-Adelheid wandte zur Erd' das Geſicht;
„Graf Wilhelm, mein Vater, begehre ich nicht,
Und willſt dem Gemahle Du heute mich frei'n:
Ritter Heinrich, der liebt mich, und ſein will ich ſein."
„Ritter Heinrich, der Mann ohne Namen und Land?
Wer hat Dir ſo thöricht die Sinne gewandt?"
„Und hat er nicht Namen nnd hat er nicht Leh'n,
So hab' ich nie ſchöneren Mann doch geſeh'n,
Und hat er nicht Gold und nicht edles Erz,
Er iſt reicher als Alle, denn er hat mein Herz." — —
Tief unter die Erde, ſo tief wie das Grab,
Da führten Schön-Adelheid ſie hinab.
Sie thäten ihr an ein härenes Kleid —
Sie lachte und ſagte: „Mein Hochzeitskleid."
Sie legten ihr Ketten an Fuß und an Hand:
„Nie ſchöneren Schmuck ich zur Hochzeit fand."
Sie ſetzten ſie ein, ohne Sonne und Licht,
Wie die Sonne lachte ihr ſüßes Geſicht. —
Und als das erſte der Jahre entſchwand,
An der Kerkerthür Kaiſer Otto ſtand:
„Wie geht es hier unten der trotzigen Maid?"
„Mein Vater, ich leide viel bitteres Leid!"
„Und wer ſoll Gemahl Dir und Liebſter ſein?"
„Ritter Heinrich, mein Vater, und er nur allein." —
Und als das zweite der Jahre entſchwand:
An der Kerkerthür Kaiſer Otto ſtand:
„Wie geht es Dir hier, ohne Sonne und Licht?
Verlangſt Du zu Bergen und Thälern nicht?"
„Ich weiß nichts von Bergen, ich weiß nichts von Höh'n,
Ich kann nur noch träumen, doch träum' ich ſo ſchön.
Im Traume da kommt er, da tritt er herein,
Mein Trauter, mein Lieber, und ſein will ich ſein."
Kaiſer Otto ſeufzte bang und ſchwer,
Doch die Kerkerthür verſchloß ſich nicht mehr;
Sie banden die Ketten von Fuß ihr und Hand
Und legten ihr an ein prächtig Gewand,
Und führten ſie aus Dunkel und Qual
Hinauf in den prangenden Kaiſerſaal.
Da ſtand Ritter Heinrich im leuchtenden Kleid
In ſeiner blüh'nden Jungherrlichkeit.
An Saales Enden ein Andrer ſtand:
Graf Wilhelm von Nort, im ſchwarzem Gewand. —
Da trat ſie herein, o Jammer und Leid,
Dahin, ach dahin war Schön-Adelheid;
Ihr Leib war verwelkt, ihre Wange war fahl,
Ihr Auge erloſchen in langer Qual,
Und von Ketten geknickt ſchwer wankte ihr Fuß —
Und ſie lächelte ſtill Herrn Heinrich zum Gruß.

Ritter Heinrich aber, wie ſchaut' er ſo blaß:
„Schön-Adelheid liebt' ich, doch iſt ſie das?" —
Kaiſer Otto ſprach: „Ritter Heinrich, wohlan,
Meine Tochter begehrt Dich vor Allen zum Mann.
Und liebſt Du wie ſie, ſo ſtark und ſo rein,
So habt Ihr gewonnen und Dein ſoll ſie ſein."
Ritter Heinrich ſah nieder, ſprach dumpf und ſchwer:
„Ich liebte ſie heiß, doch ich lieb' ſie nicht mehr." — —
Zwei Jahre im Kerker, zwei Jahre in Qual,
Nicht wankte das Herz ihr ein einziges Mal;
Bei dem erſten Wort, das Herr Heinrich ſprach,
Schön-Adelheids Herz in Schmerzen zerbrach;
Sie weinte nicht Thränen, ſie ſeufzte ſchwer,
Sank nieder zur Erde und lebte nicht mehr. —
Auf ſtand vor dem Kaiſer Graf Wilhelm von Nort:
„Ritter Heinrich, ich habe an Euch noch ein Wort:
Schön-Adelheid ſah ich, ſie war noch ein Kind,
Ich habe ſie ſchweigend bis heute geminnt —
Schön-Adelheid wußt' ich zwei Jahre in Leid,
Zwei Jahre drum trug ich ein ſchwarzes Kleid;
Und verblich es um Dich, das geliebte Geſicht,
So ſteht hier der Rächer, auf, Bube, und ficht!" —
Hui — riß aus der Scheide Graf Wilhelm den Stahl,
Es zuckte den ſeinen Herr Heinrich zumal.
Graf Wilhelms Schwert, eine Schlange voll Wut,
Es dürſtete lechzend nach Heinrichs Blut;
Er drängte ihn wild und er ließ nicht nach,
Bis er mitten durchs Herz Herrn Heinrich ſtach —
Zu Adelheids Füßen Herr Heinrich glitt,
Fort ſtieß ihn Graf Wilhelm mit zürnendem Tritt
Er kniete herab auf den blutigen Grund
Und küßte ſie heiß auf den bleichen Mund.
„Und ob Deine Schönheit verging und verblich,
Schön-Adelheid, heute noch liebe ich Dich!"
Er hob ihr lockiges Haupt auf das Knie
Und er und der Kaiſer weinten auf ſie —
Auf ſtand Graf Wilhelm — ſein Haar war grau —
Nie hob er den Blick mehr zu anderer Frau.

Berlin. Ernſt v. Wildenbruch.

Vor einer Bergesſpitze.

Nach langen Jahren ſchau' ich heut dir wieder
Ins wilddurchfurchte ſteinerne Geſicht.
Der Wind umbrauſt dich, Wolkenſchwärme ziehen,
Geſtalt und Farbe wechſelnd, dir ums Haupt;

Du aber tauchſt ſtets neu daraus hervor,
Die gleichen Züge weiſend unbewegt.
Starr ſcheinſt du, tot; allein ich möchte meinen,
Du biſt nur treu, feſtruhend in dir ſelbſt
Und wunderſam, als wäreſt du beſeelt
Und blickteſt auf mich in erhab'nem Schweigen,
Ergreifeſt du mich und bannſt mein ganzes Weſen.
Mir iſt, als ſollt' ich mich im jähen Wandel,
Den alles ringsum herzbedrängend kündet,
An dich als wie an meinen Retter klammern;
Du ragſt vor mir empor, wie aufgerichtet,
Daß alles, was in der Erinnerung
Die Zeit verwehen will, an dir ſich wieder
Erneue zu lebend'gem vollen Sein.
Was liegt nicht zwiſchen einſt, da ich dich ſah,
Und heut! Mit manchem Schmerz auch manches Glück.
Und welches Glück! Das ſchönſte unſers Lebens:
Die Traumesſeligkeit, das lichte Hoffen,
Das in ſich ſelbſt ſchon reich und nicht erſt mißt,
Wie viel ihm jeder neue Tag erfüllte.
Das iſt vorbei, die Flügel ſind gebrochen,
Und bang enttäuſcht, das Auge trüb umflort,
Zähl' ich nur nach, was alles ach! vergebens
Ich bis zu dieſem Augenblick erſehnt.
Doch da ich ſo wie einſt dich vor mir ſehe,
Als ich mit trunknen Blicken an dir hing,
Da jeder Zug in deinem Angeſicht
Mich grüßt, wie den Beſchwingten er gegrüßt,
Der voll von Träumen und Entwürfen ſchweifte,
Da fühl' ich mich auch als den Einſt'gen wieder.
Wach wird die unbefang'ne helle Luſt
Und Kampf und Drang und Schmerzen gehen unter.
Mit dir ſteht die Vergangenheit vor mir,
Was ſchwer auf mich gewälzt die vielen Jahre,
Du nimmſt es von mir, daß ich wieder fliege.
Und wenn ich immer ernſter ſinnen muß,
So bleib' ich doch im Tiefſten froh bewegt.
Es ruft in mir: Heg' in der eignen Bruſt
Nur allezeit, was dir als Höchſtes gilt,
Und ſieh nicht ängſtlich nach dem Wetter aus,
Ob es dir reift, wofür du deine Kraft
Mit freud'gem Glaubensmute eingeſetzt.
Haſt du für heut und morgen denn geſät?
So wolle auch nicht heut' und morgen ernten.
Und was die Jugend als ihr ſchönes Teil
Faſt unbewußt genießt, das lerne jetzt,
Ob anders auch, jedoch nicht minder ſchön,
Bewußt als ſicheren Beſitz empfinden. —

Je länger ich empor zur Höhe ſchaue,
Je mächt'ger greift mir's in der Seele Grund.
Steinrieſe du, beherrſcht auch dich die Zeit,
Dir aus dem Antlitz bröckelnd Stück um Stück?
Mag ſein, doch für ein Menſchenauge nicht.
So bleibſt du mir der Stäte, Wandelloſe,
Der aus dem nicht'gen, wirren Streit der Erde
Mich ſanft erlöſend nach dem Ew'gen weiſt.

Klagenfurt. Stephan Milow.

Taſſo.

Weich, wie des Prieſters Hand
Dem knieenden Herrſcher
Aufdrückt die Krone,
Senkt die blaue Nacht
Dem Lenz aufs lockenduftende Haupt
Des Vollmonds Gold.
Über Blütenzweigen ſchwebt er
Groß, ſtill, anbetungswürdig
Und webt um den fernen Duftglanz ſchlummernder Hügel
Der Elfenſcharen geiſterbleiche Reigen ...
Dich ſchaute
Mildblickender Mond!
Manch feuchtſchwellendes Auge,
Längſt erblindet in Todesnacht!
Hingſt du doch ſchon
Frühlingsberauſcht
Über'm Wellengezitter des alten Nil
Und goſſeſt grünſchauernden Glanz
Über die Marmorſphinx
Am finſterragenden Grabmal!
Oder grüßte dich nicht
Am Tiber
Cäſars Gewaltblick?
Und Ovids liebeatmende Lyra?
Sah nicht Taſſo
In Belriguardos Garten
Deinen rätſelwebenden Goldduft
Verklären der Cypreſſen
Mürriſche Trauer?
O erzähle, Vielbeſungner,
Wie er die Roſe Leonorens
Taucht' in des Springquells feuchtes Geperl!
Wie ſich ihm bog
Über des Geländers Prunk
Warmſchwellenden Buſens Schnee!
Und in Lorberbüſchen lauſchte die Marmorvenus,
Und weit her quoll durch bläuliche Myrthenſchatten
Trübahnendes Lied wehtrunkner Nachtigallen.
Ach! ſüß tönt ſaitenbezwingender Hand
Edelſten Frauenmunds Lob,
Und der Wunden viele vermag es zu ſchließen —
Aber es öffnet auch Wunden
Nimmer ſich ſchließende — — —

O flimmerndes Weben
Fern wo der Bach durch Felſen ſchluchzt,
Kühlanatmende Erwartung
Rings aus finſtern Büſchen,
Wie berauſchſt du den Träumenden!
Nicht verlernt in herber Weltnot,
In bittrer Enttäuſchungsnacht,
Nicht verlernt hat
Zu ſchwärmen die Seele,
Und ſie glaubt noch
Im warmen geiſtumſchauernden Duft der Lenznacht
An Menſchengröße
An ewige Liebe.

Aber nun ſieh! Die ſchmeichelnde Lenznacht
Verwandelt ſich zur Furie!
Aus dem warmen Hauch üppiger Wieſen
Sog der Himmel leuchtendes Gift,
Aus den Wolken zuckt's ſcheu —
Wohin kamſt du Wolkenwandler?
Goldaugiger Freund der Nacht?

Schwarzaufgeballt ragt die Finſternis,
In den Schlünden des Wetters verſank
Dein ſchmachtender Glutblick,
Und Nacht umarmt drohender die Nacht,
Seh ich dich nicht Lorbeerbekrönter
Eilen durch ſturmgepeinigter Äſte Geſtöhn?
Seh ich nicht fliegen dein Haar?
Reißt nicht der Sturm dir erboſt von den Locken
Die erſungne Bekrönung?
Leonore! Leonore!
Aufzuckt's grellwütend im Wolkenſchacht
Und im zerriſſenen Dunkel
Bebt die flammende Welt.
Doch niederfällt dröhnend ringsum
Wieder dein ſchwarzer Mantel, o Nacht!
Aber dennoch! ich ſah ſein Geſicht —
Leichenverzerrt!
Iſt das der Sturm?
Rings heulendes Lachen
Wahnwitziger?
Oder die rieſelnde Mauer des Kerkers?
Sind das Büſche
Oder knurrende Hohngeſtalten?
Ach! ſie höhnen ihn
Deuten auf ihn, grinſen ihn an —
Und er wendet ſich finſter brütend
Und in ſeiner Hand bebt
Die zerblätterte Roſe Leonorens
Und nachäffend heult's ringsum:
Leonore! Leonore!!

Darmſtadt. Wilhelm Walloth.

Zukunftspoeſie.

Wie Lenzgewitter brauſt die Zeit,
Stürzt Throne und zerſchmettert Tempel
Und prägt das Wort „Vergänglichkeit"
Den Völkern ein mit Flammenſtempel;
Doch ob auch Vieles ſie geraubt
Und vor den Richterſtuhl geladen,
Dem Dichter kränzt ſie noch das Haupt
Und achtet ihn „von Gottes Gnaden".

Ihr Dichter, die man alſo ehrt,
Indes an Fürſten man es tadelt,
Zeigt euch des hohen Ruhmes wert,
Der euren ſchlichten Taufſchein adelt.
Beweiſt, daß Gottes Geiſt euch treibt.
Mag er als Rächer uns begegnen,
Der Mene Tekel flammend ſchreibt,
Mag er als Gott der Liebe ſegnen.

Zeigt ihn, wie er im Freiheitskampf
Bricht der Gewohnheit Sklavenketten,
Wie er gen Himmel fährt im Dampf
Als Schöpfer neuer Arbeitsſtätten.
Singt uns ein Lied der Leidenſchaft,
Das Götzen ſtürzt von den Altären,
Singt uns von Heldenmut und Kraft,
Von großem Sterben und Gebären.

Beſchwört den Gott in eurer Bruſt,
Doch laßt uns ihn als Menſchen ſchauen,
Der mitempfindet Leid und Luſt
Und unſern Acker hilft bebauen.
Dem Gott, der nur im Himmel thront,
Sollt ihr nicht eure Lieder weihen,
Nein, feiert den, der in uns wohnt,
Der durch die That uns wird befreien.

Stillt nicht die Sehnſucht unſrer Zeit,
Die nach dem Troſtwort neuer Bibel
Und nach dem neuen Heiland ſchreit
Durch Märchen aus der Kinderfibel.
Fort mit der alten Litanei
Vom Paradies, das wir verloren!
Lehrt, daß es erſt gefunden ſei,
Sobald der wahre Menſch geboren.

Breslau. Theobald Nöthig.

Waidmanns-Heil.

Durchs Dickicht dringt das laute Gebell
Der fährteſicheren Meute.
Zieh hin, Du froher Waidgeſell'
Und Waidmannsheil für heute.

Biſt Du noch übermütig ſtolz,
Es ſchneit nicht immer Blüten;
Trifft ſicher auch Dein Blei und Bolz,
Du magſt Dich dennoch hüten.

Denn Du wirſt tragen ſicherlich
Einſt einen Pfeil im Herzen
Und dann verbluten ſo wie ich
Einſam an ſtummen Schmerzen.

Wallfahrt.

Wallfahrer ſchleppen betend
Beim Klang des Meßgeläut's
Empor die Kirchenſtufen
Ein ſchweres Pilgerkreuz.

Sie brachten es zur Sühne
Weither an Chriſti Grab.
Ich folge ſtumm dem Zuge
Und leicht iſt nur mein Stab.

Doch ſchwerer als ſie Alle
Trag ich an meinem Leid,
Und keiner Wallfahrt Gnade
Mein krankes Herz befreit.

München. Heinz Oſſer.

Der Haideſtoffel.

Der Haideſtoffel ſticht im Moos
Taglang des Torfes Ziegel,
Die Armut kocht in ſeiner Hütt'
Polentabrei im Tiegel.

Am Herde hockt ſein böſes Weib
Und ſpielt mit ihrer Katze.
Die Alte hat ein ſcharfes Maul
Und Nägel an der Tatze.

Der Stoffel geht ihr aus dem Weg,
Am liebſten zur Taverne,
Und trinkt ſein Glas Kartoffelſchnaps,
Bis leuchten Mond und Sterne.

Doch wenn er rauſchig kommt des Nachts
Zur Hütt' am Birkenhügel,
Hockt noch das alte Weib am Herd,
Dann ſetzt es Zank und Prügel.

Am andern Morgen wiederum
Sticht Torf der Haideſtoffel,
Und wenn er an die Kneipe denkt
Vergißt er den Pantoffel.

So geht es Tag für Tag im Jahr,
Den Sonntag ausgenommen,
Zum Schnapſen nimmt er mit ſein Weib,
Wenn aus der Kirch ſie kommen.

Der Haideſtoffel iſt's gewohnt,
Gewohnt iſt's auch die Alte.
Die Katze ſchnurrt, daß Gott noch lang
Das Ehepaar erhalte.

München. Heinrich v. Reder.

Urplötzlich.

Noch gestern kannte ich Dich nicht,
Geliebtes Engelsangesicht!
Und heut — wie ist doch so vertraut,
Was mir daraus entgegenschaut.

Und sollt' ich jetzt Dich nicht mehr seh'n,
Ich müßt vor Herzeleid vergeh'n,
Ich grämte schier zu Tode mich —
Was wär' mein Sein noch ohne Dich?! —

Wien. A. Forstenheim.

Ein Dichterbild.

Von Adam Müller-Guttenbrunn.

(Wien.)

Als ich mit der Beschaffung des stattlichen Materials, das ich für meine kleine Schrift über „Die Lektüre des Volkes"*) bewältigen mußte, beschäftigt war, erinnerte ich mich eines Mannes, dem ich vor Jahren begegnete und der mir in dieser Sache sehr nützlich sein konnte. Dieser Mann war ein Kolportageroman-Dichter. Derselbe kam eines Tages zu mir und stellte sich als Schriftsteller vor. Warum Herr M. mich aufsuchte, weiß ich heute nicht mehr genau. Aber daß es nicht in eigennütziger Absicht geschah, weiß ich gewiß. Ich glaube, ein Freund aus der Provinz, den er kannte, schickte ihn mit einem Gruße zu mir. Ich hatte weder seinen Namen je gehört, noch kannte ich seine Werke, doch er schien nicht empfindlich zu sein und klärte mich lächelnd darüber auf. Er schreibe unter verschiedenen Namen, sagte er, und habe seinen Verlegern in fünf Jahren an 1000 Druckbogen Romane geliefert. Ich mußte wohl sehr verdutzt ausgesehen haben, als ich dies vernommen, denn er fügte mit einem trüben Lächeln hinzu: „Nicht wahr, das ist ein trauriges Handwerk?" Er zuckte mit Achseln: „Ich erhalte davon meine alte Mutter und zwei Schwestern."

Als Herr M. bei mir war, offenbarte er allerlei absonderliche Eigenheiten. Zuerst glaubte ich, einen kleinen Komödianten aus der Provinz vor mir zu haben. Er trug das bleiche Gesicht glatt rasiert, hatte sehr markierte

*) „Gegen den Strom", Heft IX (Wien, Gerolds Verlag).

Züge, die auf eine Überanstrengung des Kopfes schließen ließen, sprechende Augen und wallendes Haar. Er war ziemlich bunt gekleidet, trug aber eine weiße Halsbinde, lichtbraune Handschuhe und einen breiten Filzhut. Als ich die ersten Worte sprach, bedeutete er mir, daß er nicht gut höre. Ich lud ihn zum Sitzen ein, er aber befühlte den gelben Seidenstoff des Fauteuils und weigerte sich, darauf niederzusitzen. Als ich darüber lächelte, sagte er, er sei das nicht gewohnt und holte sich bescheiden den Rohrsessel vom Schreibtisch. In einer Pause des Gesprächs — wir hatten uns erhoben — wollte ich ihm die herrliche Aussicht von meinem vierten Stockwerk zeigen, er aber trat scheu vom Fenster zurück und deutete nach seinem Kopfe. Er litt an Schwindel. Bevor er ging, bat ich ihn, er möge mir doch einen seiner Romane senden oder bereit halten, wenn ich zu ihm komme, denn ich möchte etwas von ihm lesen. Er lachte ablehnend und schüttelte mir die Hand. Wenn ich wirklich zu ihm komme, was er aber bezweifle, wolle er mir etwas Anderes zeigen. Als er die Thür öffnete, kollerten zwei Hunde herein, die er mit den Füßen, doch ohne Roheit, rasch wieder hinaussegte. „Das ist meine Familie," sprach er und schloß die Thür hinter sich, indem er meine Begleitung ablehnte.

Dieser Mann mochte damals etwas über dreißig Jahre zählen, und er schrieb Romane — tausend Druckbogen in fünf Jahren!

Als ich eines Tages nach endloser Wanderung durch einen der ärmsten Stadtteile von Wien, in dem jene muffige schlechte Luft herrscht, die vom Volke als der „Arme-Leut'-Geruch" bezeichnet wird, an der Thür M.'s läutete, erscholl innen ein betäubendes, mehrstimmiges Hundegebell. Schlürfende Tritte nahten, und eine weibliche Stimme fragte, wer hier sei. Endlich wurde geöffnet. Drei Frauenspersonen und der Hausherr selber bemühten sich, mir den Weg zu bahnen durch die dunkle Küche, die von vier Hunden gegen den Eindringling verteidigt wurde. Durch ein kleines Zimmer, an einer funkelnden neuen Nähmaschine vorbei, gelangte ich an das Heiligtum des Dichters. Die Thür hinter uns wurde geschlossen, und die Nähmaschine begann zu surren. Das Zimmer M.'s war ärmlich, aber reinlich gehalten. Nur der Tabaksqualm störte, der wie eine Wolke über demselben lag. Eine kleine Handbibliothek, welche die deutschen Klassiker und die Romane M.'s enthielt, nahm die schmale Wandfläche zwischen den zwei Fenstern ein. Alte Zeitungen und abgegriffene Hefte der Reclamschen Universalbibliothek lagen in großer Zahl obenauf, ein Stuhl hinter dem Schreibtisch war ebenfalls schwer belastet mit allerlei Druckschriften.

Herr M. war sehr gesprächig. Er sprach, vielleicht um mir zu gefallen, von seinem Handwerk mit erstaunlicher Offenheit und Mißachtung.

Er schrieb damals zu gleicher Zeit drei Romane. Von jedem hatte er das Personenverzeichnis auf dem Tische vor sich liegen, sonst nichts. Keinen Abriß der Handlung, keine Einteilung des Stoffes bedurfte seine Phantasie, und doch hatte er von dem bereits fertigen Teile seiner Romane kein Blatt im Hause. Täglich trug er am Abend zur Post oder zum Verleger, was er bei Tage geschrieben. Nur die Personen der drei Romane durften nicht miteinander verwechselt werden, alles Andere war gleichgültig. „Um die Fortsetzung ist mir nicht bange," sagte er, „mir fällt immer wieder etwas Packendes ein, und etwas Anderes wollen meine Leser nicht." Er griff nach einem gelben Hefte. Es trug einen marktschreierischen, aufregenden Doppeltitel, und er las: „Erstes Kapitel. Eine dunkle That. Mord! Mord! hallte es an einem Septembermorgen des Jahres 1806 durch die Straßen der sonst so friedlichen und stillen Ortschaft Döbling bei Wien u. s. w." Lächelnd legte er das Heft weg und sagte: „Das ist von mir. Sie haben bemerkt, daß das erste Wort ‚Mord' heißt, und aus dieser Tonart ist Alles geschrieben, was Sie da sehen. Ich gebe Ihnen nichts, denn Sie lesens ja doch nicht. Aber ein Lustspiel, das ich in meinen schönsten Stunden geschrieben, sollen Sie einmal lesen. Ich sandte es heute früh an Heinrich Laube und bat ihn um sein Urteil. Vielleicht legen Sie ein gutes Wort dafür ein, damit er es recht bald liest." Ich versprach ihm das und wollte gehen, denn der Tabaksqualm war mir unerträglich geworden. Herr M. aber schlug mir einen gemeinschaftlichen Spaziergang ins Freie vor, und ich ging mit ihm. Er klagte über seine Gesundheit und gab der Befürchtung Ausdruck, daß sein aufregendes Handwerk sein Nervensystem wohl bald völlig zerrüttet haben dürfte; er gedachte seiner beiden Schwestern und seiner alten Mutter, die er erhalte vom Ertrage seiner Arbeiten, und er schimpfte schließlich weidlich über einige Verleger seiner Romane, die ihm oft bloß fünf Gulden für den Druckbogen zugestehen und selbst das nicht pünktlich bezahlen. Einer, den er wiederholt mahnte, schrieb ihm einmal auf einer Postkarte: „Halt's Maul, Sklave!" M. trug diese Karte, die den Poststempel „Dresden" aufweist, stets bei sich, und er zeigte sie mir. Seine Antwort auf diese Beschimpfung bestand darin, daß er die Fortsetzung des begonnenen Romans unterließ, um den rohen Burschen in Verlegenheit zu bringen. Das gelang ihm jedoch nicht, denn der Roman erschien weiter und war von weiß Gott wem vollendet worden. Auch über sein schlechtes Gehör klagte M. Wie gerne ginge er manchmal in ein Theater! Aber auf der Galerie höre und sehe er nichts, und die ersten Plätze kosten in Wien ja ein Vermögen. Hingegen lese er sehr viele Theaterstücke, und zwar der Stoffe halber. Daraus schöpfe seine Phantasie immer wieder neue, spannende und auf-

regende Geschehnisse. Einer seiner Lieblingswünsche, sagte er, wäre der, die Gesamtausgabe von Grillparzers Werken zu besitzen. Er spare zwar tapfer, aber es reiche noch immer nicht. Tief durchdrungen war M. von dem Gedanken, daß er sich doch noch durch eine vornehmere litterarische Schöpfung emporarbeiten würde. Sein Lustspiel, meinte er, sei vielleicht der Anfang hierzu. Wenn er nur nicht immer Brot erwerben müßte. Ideen zu Besserem hätte er die Menge.

Als ich ihn verließ, war ich tief verstimmt. Daß es solche litterarische Frohnarbeiter gäbe, ahnte ich bis dahin nicht. Schon in den nächsten Tagen erkundigte ich mich bei Laube nach dem eingelaufenen Stück. Er antwortete mit einer unsäglich wegwerfenden Handbewegung. Seine Tochter aber sagte: „Der Mann hat einen so rührenden Brief an Vater geschrieben!" Ich bat mir das Stück aus und las es durch. Es war nicht talentlos, aber durchaus verschroben, schrullenhaft, zum Teil verworren. Als ich es zurückbrachte, fragte Laube: „Na, ist Ihre Neugier befriedigt?" Und ohne meine Antwort abzuwarten, fügte er hinzu: „Ich werde es ihm mit der Begründung zurücksenden, daß ich ja nicht mehr Theaterdirektor sei." Das geschah, und ich hörte lange nichts mehr von M. Etwa zwei Jahre später gab er bei mir eine Broschüre ab, die er im Auftrage einer Aktiengesellschaft über ein neues Wasserleitungsprojekt geschrieben, und kurz darauf sandte er mir eine Festschrift, die er gelegentlich einer dynastischen Feier veröffentlicht hatte und in der er in bombastischer Prosa und schwulstigen Versen seinem Patriotismus die Zügel schießen ließ.

Seitdem waren wieder drei Jahre verflossen, und der Mann war für mich verschollen. Nun aber, da ich hinableuchten wollte in gewisse Niederungen der Volkslitteratur, erinnerte ich mich wieder an ihn, und ich suchte ihn auf. Er wohnte etwas besser als vor fünf Jahren. Seine Mutter war gestorben, und seine Schwestern, die damals erst begonnen hatten, auf der Nähmaschine thätig zu sein, schienen jetzt in dem Vorzimmer, das zu M. führte, bereits eine ganze Schneiderei eingerichtet zu haben. Hundegebell empfing mich auch diesmal, aber es waren jetzt bloß zwei Köter, die mich in der Küche anfuhren. Doch als ich bei M. selbst eintrat, bemerkte ich sogleich, daß „seine Familie" sich nicht verringert, sondern vermehrt hatte. Das ehrwürdige Haupt derselben lag pustend und stinkend auf einem Stuhle neben dem Schreibtisch, die anderen kollerten auf dem Fußboden umher. In der Mitte des Zimmers standen jetzt Blattpflanzen, in einem Fenster sah ich Blumen, im anderen war ein Vogelbauer angebracht, in dem eine ganze Schar von Kanarienvögeln sich tummelte. Blendend weiße Vorhänge verschönten das Ganze. Es war ein Raum, in dem ein idyllisches Gemüt zu hausen schien.

Das Bedürfnis nach Grünem und mehr noch das Zusammenleben mit Hunden und Vögeln, die Herr M. selbst züchtete, hatte etwas Rührendes für mich, der den Gegensatz zwischen der Umgebung dieses Mannes und seiner Thätigkeit empfand. Er saß am Schreibtisch und schrieb, als ich eintrat; erst das Gebell und Geknurr seiner Hunde machte ihn aufmerksam, daß Jemand eingetreten war.

Herr M. sah mich freudig erstaunt an, und er begrüßte mich mit einer Höflichkeit, die mich beschämte. Ich war ja in feindlicher, in heimtückischer Absicht zu ihm gekommen! Ausforschen wollte ich ihn über sein Handwerk, über die Schliche seiner Verleger und die Grundsätze, die ihn selbst leiteten bei seiner Thätigkeit! Ich machte mir jetzt im Stillen die ernstesten Vorwürfe darüber, aber die Klugheit gebot mir Schweigen. Ich wollte über einen Gegenstand schreiben, über den ich mich noch nicht genügend unterrichtet fühlte, und mich belehren zu lassen, war ich gekommen. Dies konnte vielleicht mein Urteil mildern und mich davor bewahren, ungerecht zu sein gegen Jene, die im Dienste gewissenloser Spekulanten geistige Frohndienste verrichten, um sich das tägliche Brot zu erwerben. Auch konnte ich die angeschminkte Wahrheit sicherlich nur erfahren, wenn ich Herrn M. nicht erschreckte durch eine Kriegserklärung gegen sein Handwerk, sondern ihn harmlos plaudern ließ. Und das that ich denn auch. Was ich dabei erfuhr, war freilich fast durchwegs persönlicher Art, aber auch das hatte seinen Reiz für mich.

Herr M. zupfte an seiner weißen Halsbinde (ich sah nie eine andere bei ihm) und sagte: „Ihr Besuch beweist mir, daß Sie doch nicht so gering von mir denken, als ich dachte. Und daran thun Sie recht. Wir — ich meine die Verfasser von Kolportage- und Verbrecher-Romanen — sind sozusagen auch Menschen. Mancher von uns hat seine Geschichte wie die großen Herren von der Litteratur, und wir alle waren einmal Idealisten und sind es zum Teil noch." Ich konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, und das schien ihn zu verletzen. Über sein bleiches, müdes Gesicht flog ein Schatten, und er würgte augenscheinlich etwas hinab, das ihm auf der Zunge gelegen. Plötzlich stand er auf und reichte mir ein Buch — es war ein Band Grillparzer. „Sehen Sie," sprach er lebhaft, „ich hab' ihn nun doch. Und ich lese ihn jährlich zweimal durch. Das erhält frisch. Auch sonst hat meine Bibliothek sich vergrößert." Ich trat hinzu und sah manch lesenswertes Buch. Das Bestreben, in guter, geistiger Gesellschaft zu leben, war unverkennbar. „Ich bin kein verkommenes Genie," sagte er, „und an meinen Idealismus dürfen Sie glauben. Ich war als ganz junger Mensch Gemeindeschreiber und Theaterrezensent in einer kleinen Stadt und schrieb

damals Tragödien. Eine derſelben wurde ſogar aufgeführt und beklatſcht. Da hieß es von allen Seiten: Du mußt nach Wien! Nur dort kann etwas aus Dir werden! Und ich zog nach Wien. Doch alles ſchlug fehl, denn die Zeitungen kannten meinen Namen nicht, und die Theater wieſen meine Stücke ab. Das Elend aber kam immer näher. Da fiel mir eines Tages ein Roman in die Hände: ‚Der Doppelgänger von Trieſt oder das Verbrechen um Mitternacht‘. Das Buch war ſcheußlich geſchrieben, und in edlem Zorn warf ich es von mir. So etwas dem Volk? Das muß anders werden, ich ſelbſt will es beſſer machen! rief ich aus und ging an die Arbeit. Ich war ſo arm, daß ein Freund mir das Papier ſchenken mußte, das ich beſchreiben wollte. Aber ich hatte Glück, der Verleger des ‚Doppelgänger von Trieſt‘ nahm meinen Roman an, nachdem er die erſten Kapitel geleſen. Ich ſparte mir das Honorar zuſammen, um mich nach Vollendung dieſes Kolportageromans wieder einer edleren Arbeit zuwenden zu können, aber dieſe edlere Arbeit fand, wie alle früheren, keinen Beifall. Der Hunger trieb mich zum zweiten Kolportageroman, und nach ganz demſelben Zwiſchenſpiel ſchrieb ich den dritten, dann den vierten, und ſo kämpfte ich Schritt für Schritt darum, mein beſſeres Selbſt in meinen Schriften bethätigen zu können — aber es war Alles umſonſt, ich mußte mich völlig dem Handwerk widmen, wenn ich mich nicht in Kränkungen und Enttäuſchungen verzehren wollte. Ganz ergeben habe ich mich freilich noch immer nicht. Da iſt z. B. mein Luſtſpiel . . .“

Hier warf ich raſch die Frage ein: „Haben Sie viel gearbeitet in den letzten fünf Jahren?“

„Mindeſtens tauſend Druckbogen,“ entgegnete er gelaſſen.

„Alſo in zehn Jahren mehr als zweitauſend Bogen! Wie fangen Sie das an?“

Er zuckte die Achſeln und ſprach: „Ich komme jetzt zwar oft in die Lage, ganze Seiten aus meinem eigenen alten Romane abſchreiben zu müſſen, weil meine Phantaſie ermattet, aber im Allgemeinen geht es noch immer. Freilich giebt es Tage, an denen ich ganz blödſinnig bin . . . Wenn Unſereiner beſchreiben und pſychologiſche Haarſpalterei treiben dürfte, wär' es leicht; das Stoffliche, das wir fort und fort erfinden müſſen, das hetzt unſere Phantaſie ſo ſehr ab. Länger als zehn Jahre haben es noch Wenige bei dieſem Handwerk ausgehalten, und ich bin jeden Tag darauf gefaßt, mein bischen Verſtand zu verlieren.“

„Und wie bethätigt ſich bei ſolchen Arbeiten Ihr Idealismus?“ fragte ich nach einer kleinen Weile. „Es wäre mir ſehr erwünſcht, das zu wiſſen.“

„Mein Idealismus? In erster Linie darin, daß ich noch nie eine neue Schurkenthat ersonnen habe. Während andere sich abmühen, immer neue Arten von Verbrechen auszuklügeln, lasse ich die Verbrecher selbst für mich dichten. Ich begnüge mich mit dem, was das Leben zeugt; mein erster Blick in die Zeitungen gilt daher immer dem ‚Gerichtssaal'."

„Sind Sie denn im Ernste der Meinung . . ."

„Daß das Volk nur aufgeregt und nicht unterhalten sein will? Nicht ganz, obwohl der Held in meinem Roman ‚Carmen, die Zigeunerbraut', wie ich jüngst entdeckte, vierzehn Tage nicht schläft, nicht ißt und nicht trinkt und ihm zu keiner menschlichen Verrichtung Zeit übrig bleibt. Aber die Verleger sind dieser Ansicht, und sie bestellen sich eben das, was sie für wirksam, für packend halten. Ich suche ihren Wünschen zu entsprechen, doch haben sie an meinen Niederschriften immer zu ändern und zu vergröbern."

„Dürfen sie denn das?"

Herr M. lächelte: „Ich überreiche meinem Verleger mit der einen Hand einige Bogen Manuskript, und die andere halte ich hin, um das Geld dafür in Empfang zu nehmen. Das Manuskript wandert entweder sogleich in die Druckerei oder in die eiserne Kasse — ich sehe es nie wieder und habe keine Rechte mehr daran. Es ist das Geschäft in seiner rohesten Form, und keiner traut dem anderen. Ich verachte ihn, und er mißachtet mich. Er grüßt mich kaum, den Verfasser des Romans, aber er zerfließt in Höflichkeit vor jedem Kolporteur, der diesen Roman verbreitet."

Ich schwieg, und er fuhr nach einer kleinen Pause fort: „Als ich einmal einen Wiener Kolportageverleger, der mir das Honorar schuldig blieb, mahnte, schrie er mich vor seinen Leuten an: „Sie sind der Letzte, an den ich denke! Den Titel des Romans gab ich Ihnen, und die Brühe dazu kann im Notfalle mein Ladenjunge auch machen, wenn Sie etwa striken wollen!" Ich ging wie ein begossener Pudel von dannen, gab aber nie wieder ein Blatt Manuskript aus den Händen ohne Bezahlung."

„Giebt denn der Verleger stets das Thema an?"

„Meistens. Erst jüngst erlebte ich in bezug darauf etwas recht Heiteres. Ein Kolportageverleger berief mich zu sich. Geheimnisvoll öffnete er die eiserne Kasse und holte ein Blatt daraus hervor. „Ich werde Ihnen einen glänzenden Titel geben," sagte er feierlich, „schreiben Sie mir dazu den Roman." Ich nahm das Blatt und las: „Der Findling von St. Stefan." Das war das große Geheimnis. Und nun entspann sich eine ernste Debatte darüber, in welcher Form dem Erzbischof von Wien der Findling ins Haus gebracht werden sollte. Der Buchhalter des Verlegers fand endlich die eigenartigste Form dafür: der Findling sollte dem Erzbischof als Post-

packet zugestellt werden, sagte er. „Das war noch nicht da, das wäre neu!“ rief der Chef begeistert. Ich habe den verrückten Auftrag abgelehnt, aber ein anderer wird ihn gewiß übernehmen. Ebenso wies ich seiner Zeit die Zumutung, den Roman ‚Hugo Schenk‘ zu schreiben, entschieden zurück. Eine mir befreundete Dame, die mich für den Verfasser dieses Romans hielt und mir dies eines Tages an einem öffentlichen Orte sagte, grüße ich seit jener Stunde nicht mehr.“

Diese Bemerkungen nötigten mir unwillkürlich Achtung ab und ich reichte ihm die Hand. Er drückte sie fest und sprach: „Ihr Besuch that mir sehr wohl. Endlich konnte ich mich gegenüber einem Manne aussprechen, der mich achtet. Ich danke Ihnen.“

Ich fragte ihn noch um Verschiedenes, und er sprach sich über alles freimütig aus, nur über die schwindelhafte Geschäftsgebahrung seiner Verleger schwieg er, denn er hatte meine Absichten bereits durchschaut. Mit Vorliebe verweilte er bei dem größten Erfolg seiner mehr als zehnjährigen Frohnarbeit. Sein Roman „Die Rose von Belgrad“ wurde in mehrere Sprachen übersetzt, und der Verleger selbst gestand ihm, daß er 50 000 Exemplare gedruckt habe. Nach drei Jahren fand Herr M. diesen seinen Roman in einem Wiener Tagesblatt wieder — aber er war „nach dem Englischen bearbeitet“ worden!

„Und was trug Ihnen dieser Roman?“

„Er ist hundertfünfzig Druckbogen stark (wie fast alle Kolportageromane); dafür erhielt ich etwa 1200 Mark. Der Verleger freilich ist wohlhabend davon geworden ... Als ich an diesem Roman arbeitete, sagte mir der Arzt eines Tages: Wenn Sie nicht augenblicklich die Feder weglegen und einige Tage feiern, trifft Sie der Schlag am Schreibtisch. Ich mußte aber weiter arbeiten, denn die Meinen wollten leben, und ich hätte den Roman vielleicht von einem — Ladenjungen fortsetzen lassen müssen, wenn ich krank geworden wäre. So erhielt ich mich denn gewaltsam aufrecht, bis die Arbeit fertiggestellt war ... Als ich dann krank wurde, bekam ich von keinem Kolportage-Verleger auch nur eine Mark Vorschuß — sie glaubten wahrscheinlich, es sei zu Ende mit mir. Aber das war es nicht, und Sie werden sehen, es wird mir doch noch gelingen, in die Höhe zu kommen. Heinrich Laube wies mein Lustspiel nur zurück, weil er nicht mehr Theaterdirektor war. Ich kam eben zu spät, wie so oft im Leben.“

Ich erhob mich und ging. Seine letzten Worte waren: „Geben Sie mir die Muße eines Jahres und einen anständigen Verleger, und ich schreibe Ihnen einen Volksroman, wie wir nicht viele haben.“

Unter dem Material für meine Schrift über „Die Lektüre des Volkes“

fanden ſich auch Romane von Herrn M. Ich habe keinen derſelben genannt oder verhöhnt, denn ſie ſind thatſächlich die beſten dieſer verwerflichen Gattung von Volkslitteratur, und ihr Verfaſſer könnte vielleicht Brauchbares ſchreiben, wenn er die Muße dazu fände. Auch trat ich in meiner Schrift mit keinem Worte den Verfaſſern jener Schundlitteratur zu nahe, die ich bekämpfte. Um des einen Gerechten willen ſchonte ich tauſend Ungerechte.

Über Modellweſen

in der Kunſt, beſonders im Roman.

Von G. Chriſtaller.

Es dürfte wohl mancher in Verlegenheit kommen, wenn er ſofort erklären ſollte, was er unter Modell verſteht.

„Etwas Wirkliches, das dem Künſtler bei ſeinem Schaffen zum Vorbild dient?“

Aber iſt nicht Alles in der Kunſt, ihr geſamter Inhalt, der Wirklichkeit entnommen? Iſt nicht Alles Nachbild nach dem Natur-Vorbild, ſelbſt der abgezogenſte, weltfremdeſte, überirdiſchſte Gedanke?

„Wohl der Künſtler, und ſelbſt der freieſte derſelben, der dichtende Geiſt, hat alle ſeine Vorſtellungen aus der Wirklichkeit; aber er verarbeitet ſie in ſeinem Kopf, ſie vergären zuſammen und liegen lange darin auf Lager, wenn er dann den Wein ſeines Genies verzapft, ſo weiß meiſt kein Menſch mehr, den Urheber ſelbſt eingeſchloſſen, woher die einzelnen Schönheiten ſtammen, welches Wirkliche es war, das zu Dieſem und Jenem den Anſtoß gab. Wo es aber der Künſtler noch weiß, oder der Kritiker es nachweiſen kann, da haben wir es mit Modell zu thun.“

Modell wäre alſo nur dasjenige Wirkliche, welches der Künſtler beim Schaffen mit der bewußten, manchmal wohl auch unbewußten Abſicht, es zu benutzen, eigens vor ſich hinſtellt, ſei es in greifbarer Wirklichkeit, ſei es als Erinnerungsbild? Man könnte dieſe Definition wohl gelten laſſen, allein der übliche Sprachgebrauch erfordert noch einige Einſchränkungen.

Wenn z. B. Alberti das Berliner oder Conrad das Münchener Leben, alſo ein Stück Wirklichkeit zum Vorwurf für Romane nehmen, ſind ſie dann auch nur Modellabſchreiber? (Ich ſage „nur“, denn man hat doch, und zwar nicht ganz mit Unrecht, das Gefühl, daß das Modellbenutzen im all-

gemeinen das Verdienst des Schaffens schmälert, wenngleich das Werk selbst dabei oft besser gedeihen mag.) Der Sprachgebrauch verbietet es wohl, eine ganze Stadt ein Modell zu nennen.

Also nur wer Einzelerscheinungen, Menschen, Tiere u. s. w. zum Zweck künstlerischer Darstellungen vornimmt, benutzt ein Modell.

Wenn nun aber diese Einzelerscheinungen historische Persönlichkeiten sind, ein Wallenstein, Napoleon, deren Leben der Dichter in künstlerischer Absicht studiert?

Es wäre gewiß nicht widersinnig, da von Modell zu sprechen; indes der Sprachgebrauch ist es anders gewöhnt und so müssen wir ihm den Gefallen thun und unserer Definition noch das Merkmal des Gegenwärtigen beifügen, dabei jedoch eingedenk bleiben, daß alles, was in ästhetischer und moralischer Hinsicht über Modellwesen zu bemerken ist, mit entsprechenden Abänderungen auch von den historischen Modellen (wenn der Ausdruck erlaubt ist) Giltigkeit hat.

Noch einen Akt der Gefälligkeit können wir nicht vermeiden gegen die Frau Kommerzienrat, die sich malen läßt, „um die Kunst zu unterstützen". Sie möchte sich bedanken, für solche Herablassung unter die Modelle gezählt zu werden. In der That, wir gedenken auch nur von reinkünstlerischen Modellen zu reden; Abkonterfeiung eines gewöhnlichen Menschen aber ist doch mehr in das Gebiet des Kunstgewerbes zu verweisen, bei welchem der praktische Zweck ja die Hauptsache und künstlerische Ausführung das dem Zweck untergeordnete Element ist. Und so verstehen wir also unter Modell: jeden Einzelgegenstand der zeitgenössischen Wirklichkeit, von welchem ein Künstler viele oder wenige Züge für die Darstellung eines Werks der freien Phantasie direkt entlehnt.

Wie kommen die Künstler dazu, in solcher Weise Wirkliches in ihr Kunstwerk herüber zu nehmen? In den meisten Fällen gewiß zu dem Zweck, um einer Unzulänglichkeit ihres Könnens nachzuhelfen. So besonders in der bildenden Kunst. Wenn man es genau bedenkt, ist die ausgedehnte Modellbenützung der Maler eigentlich eine verwunderliche Sache. Selten daß eine menschliche Gestalt, eine Landschaft u. s. w. ganz ohne Vorlage aus der Wirklichkeit gemalt wird. Was würde man von einem Dichter denken, der nur dichten könnte was ein paar Schauspieler ihm vormachten, oder was er sonst wirklich geschehen sieht? Der Vergleich hinkt, aber das Zutreffende daran wird man auch nicht verkennen, nämlich: daß der Dichter im allgemeinen seiner Kunst mehr gewachsen ist als der Maler der seinigen. Ihren Grund hat diese Erscheinung vor allem darin, daß der Gegenstand der Malerei, nämlich die sinnlich wahrnehmbare Welt der Formen, dem

künſtleriſchen Subjekt fremder iſt als der weitaus hauptſächlichſte Gegenſtand der Dichtung, nämlich der Menſchengeiſt ſelbſt mit ſeinen vielfachen Äußerungen. Der Dichter kennt den Kern ſeines Gegenſtandes a priori, denn dieſer Kern iſt ſeine eigene Individualität, welche Proteus-ähnlich in faſt allen Geſchöpfen ſeiner Einbildungskraft wiederkehrt (ohne daß dieſelben darum eintönig ſein müſſen, — dafür bürgt eben das Proteusweſen des großen Dichters;) und ſelbſt bei ſolchen Geſtalten, die dem Dichter mehr von außen her, aus der Beobachtung der Außenwelt entſtehen, kommt dem Dichter die Verwandtſchaft des eigenen Ich mit dem zu Beobachtenden, das „that twam asi“, zum Verſtändnis ſehr zu ſtatten. Dem Maler hingegen iſt ſein Gegenſtand durchaus ein ἕτερον, deſſen Geſetze er in einem dreifachen Leben nicht ſo losbekommen kann wie die des Ich in einem einfachen. Es mag vielleicht paradox klingen, wenn ich ſage, daß die Falten des Herzens leichter zu durchſchauen ſind in ihrer Geſetzhaftigkeit, als der Faltenwurf eines Gewandes; aber für das Genie wenigſtens wird der Satz richtig ſein, denn Genie iſt nichts anderes als innere Klarheit, gleichſam geiſtiges Tageslicht, worinnen das Ich in ſeinem Denken und Wollen ſich durchſichtig iſt.

Dieſe ungünſtige Stellung des Malers im Vergleich zum Dichter wird noch dadurch verſchlimmert, daß insbeſondere in Sachen der menſchlichen Geſtalt, eines der hervorragendſten Gegenſtände der Malerei, die Phantaſie des modernen Menſchen ſchwach und unausgebildet bleibt, da wir das Nackte ſo gut wie nie zu ſehen bekommen. Wie ſollte da der bildende Künſtler ohne Modell auskommen?

Endlich iſt als mildernd für die geringere Souveränität des Malers und Bildhauers in ſeiner Kunſt auch das noch in Rechnung zu ziehen, daß für dieſe Künſtler ihre Technik, nemlich die Formengebung in Farben, Stein u. ſ. w. bedeutend ſchwerer zu erlernen iſt, als für den Dichter die ſeinige, da letzterer auf ſeinem Inſtrument, der Sprache, ſich ſchon von Kindesbeinen an in ausgiebigſter Weiſe übt; ein Umſtand, der freilich in anderer Hinſicht der Dichtkunſt verderblich wird, indem er ihr ein größeres und gefährlicheres ſchmarotzendes Stümperheer zuführt.

Übrigens iſt nicht den bildenden Künſtlern allein, ſondern oft genug auch den Schriftſtellern das Modellweſen ein willkommener Deckmantel für eine gewiſſe Unzulänglichkeit. Wie mancher jener klugen Dichthandwerker in den Familienblättern, deſſen Werke man weder loben noch tadeln kann, — ſo muſterhaft mittelmäßig ſind ſie, — mag ſeine fruchtbare Beliebtheit und beliebte Fruchtbarkeit einer pfiffigen Modellbenutzung verdanken. Nämlich, die Phantaſie iſt zu ſchwach, zu unmännlich, in freier Aktivität

Charaktere zu zeugen; hingegen romanhafte Begebenheiten zu dichten, ist sehr leicht; nun gut, dichte man solche, denke den Hinz und den Kunz, deren Räusper- und Spuckmanier man ja kennt, in die Romanverhältnisse hinein und man wird sogar einen ganz anständig charakterisierten Roman erhalten, der alle Hinze und Kunze entzückt; ja, vielleicht erhält man aus Kritikermund noch obendrein das Zeugnis realistisch, das ja wohl bereits Mode zu werden beginnt.

Nein, es kann nichts Bedeutendes herauskommen, wenn man zu viel Modellen nachläuft. Ein rechter Kerl steht am liebsten sich selbst Modell, wenn ich so sagen darf, steckt sein eigenes Geistwesen in die poetischen Masken, wobei freilich dieses sowohl bedeutend, als vielseitig genug sein muß.

Natürlich würde man aber ganz fehlgehen, wollte man hinter jeder Modellbenutzung eine schwache haltbedürftige Gestaltungskraft vermuten. Nimmt nicht der realistische Künstler Anregungen aus der Wirklichkeit, bei modernen Stoffen sogar so direkt als nur möglich? Und kann da der Fall ausbleiben, daß die Wirklichkeit ihm auch solche Einzelerscheinungen darbietet, die seinen künstlerischen Zwecken gerade so, wie sie sind, entsprechen. Der Schauspieler hat z. B. einen Tartüff darzustellen, — er kennt einen im Leben, warum sollte er nicht dem Tartüff des Schauspiels die Züge, die Sprechweise u. s. w. jenes wirklichen geben. Oder der Dichter braucht einen ungebildeten Geldprotzen, einen Preßbanditen, einen intriganten Großhändler der Wissenschaft oder sonst einen Parasiten idealer Menschheitsgüter und dergleichen — warum sollte man solche Typen aus der Wirklichkeit nicht mit Haut und Haar in ein Kunstwerk versetzen? Dann ist das Geschmeiß doch wenigstens etwas nütze. Also herein, allerlei reines und unreines Getier in den Kunstkasten. Warum auch nicht?

Ja warum nicht? Diese Frage so ohne weiteres als eine, die sich selbst beantwortet, abzuthun, wäre voreilig. Muß nicht, rein ästhetisch betrachtet, die Thatsache der Modellbenutzung auf das Werden des Kunstwerks von großem Einfluß sein, dessen vorteilhafte oder nachteilige Beschaffenheit wohl der Untersuchung wert ist. Und nun gar der moralisch-juristische Gesichtspunkt, die Beleidigungsmöglichkeiten und was alles sonst noch bei dieser Carambolage von Kunst und Daseinswirklichkeit entstehen kann. Also untersuchen wir. Aber jene beiden Gesichtspunkte, der ästhetische und der moralisch-juristische müssen durchaus streng getrennt gehalten werden, wenn etwas Vernünftiges herauskommen soll.

Ästhetisch betrachtet, könnte es zwar manchem völlig gleichgültig erscheinen, ob ein Werk mit oder ohne Modell zustande gekommen. Einzig

und allein das fertig vorliegende Kunſtwerk, könnte man ſagen, kommt in Frage; ſämtliches Handwerkszeug iſt weggelegt und iſt hinfort weniger als Nebenſache. Gewiß; allein in dem Vorliegenden ſteckt eben der günſtige oder unheilvolle Einfluß der Modellbenutzung drin, und dieſem analyſierend nachzugehen, iſt die Aufgabe. Hiebei wird man nun ohne Zweifel in vielen Fällen finden, daß das Modell nur einen günſtigen Einfluß geübt hat, daß die entſprechende Dichterfigur nur um ſo plaſtiſcher, ſprechender geworden iſt, dank der genialen Mitarbeiterin Natur. Vielleicht aber in ebenſovielen Fällen wird man finden, daß der Dichter an verborgenen Klippen geſcheitert iſt.

Nehmen wir beiſpielsweiſe an: der Dichter wollte einen geiſtreichen Frauencharakter zeichnen; er wußte ein Modell dazu, das er ſich zu Nutz machte und da hat ſich nun in ſeinem Geiſt mit dem Reden und Handeln ſeines Phantaſiegebildes unwillkürlich das wohlbekannte geiſtreiche Lächeln, das vielſagende Auge des ſchönen Modells verſchmolzen, — die Damen können ja oft mit Blick und Lächeln ſo viel geiſtreicher ſein als mit Worten; begreiflich, daß unſer ſchaffender Dichter ſich höchſt geiſtreich angeweht fühlt; der Leſer hingegen, der von den bewußten ſchönen Augen keine Ahnung hat, und nur die Worte lieſt, die daſtehen, fühlt ſich vielleicht von ſchwerer Langeweile angeödet, an derſelben Stelle, bei der der Dichter ſich baß bewundert hat. Ohne Zweifel iſt in vielen Fällen, wo ein Dichter durch die laue Aufnahme eines vermeintlich vorzüglichen Werkes enttäuſcht wird, etwas derartiges mit im Spiel. Allerdings kann es ja dem Dichter unter allen Umſtänden begegnen, daß er weniger darſtellt, als er ſich vorſtellt; aber ganz beſonders leicht geſchieht dies, wenn er mit Modell arbeitet. Denn wer modellfrei ſchafft, der ſchafft, ganz von ſelbſt, ſeiner ſpeziellen Kunſt (Dichtung Malerei u. ſ. w.) Angemeſſenes, d. h. er imaginiert unwillkürlich nur ſolche Züge, welche für ſeine Kunſt darſtellbar ſind; (alſo der Dichter im obigen Beiſpiel geiſtreiche Redewendungen, nicht aber geiſtreiches Lächeln). Hingegen, wer nach Modell arbeitet, der hat eine volle Wirklichkeit vor ſich, die er erſt für ſeine ſpezielle Kunſt präparieren müßte, indem er die für ſeine Kunſt darſtellbaren Züge in den Vordergrund ſeines Vorſtellens ſchiebt und die nicht (oder wenigſtens nicht unmittelbar) darſtellbaren fallen läßt; aber von einem ſolchen Präparieren haben die gerne äſthetiſch naiven Kunſtſchaffenden vielfach keine Ahnung, ſcheitern daher an beſagter Klippe.

Schlimmer jedoch iſt eine andere Gefahr des Modellweſens, welche damit zuſammenhängt, daß der Urheber des Kunſtwerks gern reale Zwecke, perſönlicher und auch höherer Art, dem rein Künſtleriſchen beimengt; z. B. perſönliche Rache oder Schmeichelei, politiſche oder andere allgemeine Be-

ſtrebungen. Nun glaube ich, daß ein ſolches Hereinziehen des Realen, wenn es in der richtigen Weiſe geſchieht, keineswegs zu tadeln, unter Umſtänden ſogar ſehr zu loben iſt, da kulturelle Tendenzen und Wirkungen ein Werk oft ſozuſagen in den Adelsſtand erheben. Selbſt reinperſönliche Zwecke in einem Kunſtwerk möchte ich an ſich noch nicht verwerflich finden; denn das Leben iſt nun einmal ein Kampf, in dem jedes Geſchöpf ſeine eigenen Waffen hat, der Stier ſein Horn, der Elefant Rüſſel und Turmfüße, der Reiche ſein Geld, der Schriftſteller ſeine ſpitzige Feder. Er wäre ein Narr, ſolche nur zum Vergnügen ſeiner Mitmenſchen zu verwenden und nicht auch zur Sicherung ſeiner eigenen Haut. Aber eine Bedingung muß er dabei erfüllen, widrigenfalls er mit Recht vom Publikum und Kritik verurteilt wird: ſeine perſönlichen und höheren realen Zwecke dürfen nicht aufdringlich ſein, nirgends darf man ſie ſehen müſſen, darf man ſozuſagen mit der Naſe darauf hingeſtoßen werden, — denn ſonſt hat der Schriftſteller kein Kunſtwerk, ſondern ein Tendenzwerk oder gar ein Werk pro domo geſchrieben. Das Kunſtwerk ſoll ein vollkommen in ſich und für ſich abgeſchloſſenes Ganze ſein, ſoll, obwohl es die Welt bedeutet und wiederſpiegelt, doch von dem realen Weltzuſammenhang inſoweit losgelöſt ſein, daß die Gedanken des Leſers oder Beſchauers während der ganzen Betrachtung des Kunſtwerks nie aus dem beſtimmt umſchriebenen Kreis desſelben herausgeriſſen werden, mit andern Worten daß die Illuſion nie geſtört wird. Das iſt einfach eine Forderung der geiſtigen Reinlichkeit. Wie ein gelblicher Fleck in einem weißen Buch ärgerlich iſt, während gegen eine gelbliche Färbung des ganzen Papiers gar nichts einzuwenden wäre, ſo will man auch aus einem Werk der freien Phantaſie keine kunſtfremden Abſichten des Urhebers herausriechen müſſen, während man gegen ein ganz ſolchen Abſichten gewidmetes Ding, eine Partei- oder Streitſchrift und dergleichen gar nichts einzuwenden hätte. Es iſt wohl wahr, daß das große Publikum in dieſem Punkte gar nicht heikel iſt, daß manches Kunſtwerk gerade durch ſolche Unreinlichkeit Glück gemacht hat. Man ſagt z. B. von einem Roman, daß darin bekannte Perſönlichkeiten porträtiert ſeien, — flugs muß ihn jeder Flachkopf und Salonged geleſen haben, um darüber mitreden zu können. Oder dort iſt ein Gemälde, deſſen Modell einen Skandal gehabt, — wer möchte die Schande wagen, dieſes Bild nicht geſehen zu haben? Verwunderlich iſt dieſes Verhalten der meiſten Menſchen natürlich nicht; wie ſollten dieſe ein Herausgeriſſenwerden aus der reinen Illuſion übel empfinden, da ſie doch gar nie darinnen ſind? Iſt nicht ihr Kopf bei jeder Kunſtbetrachtung immer voll Allotria? Ein ſtetiges Feuer entzündet die Kunſt ihnen nie, nur ein wirres Funken- und Flackerwerk; einer Verſenkung des eigenen Ich, einer

Andacht, kurz irgend einer Ganzheit sind diese schwabbligen Geister gar nicht fähig. Wer also für solche schreibt, thut gut daran, recht viel porträtieren, — natürlich boshaft, skandalös, denn das ist das Allerbeste, um den Mob für die zugemutete Langeweile einer Kunstbetrachtung zu entschädigen. Auch wird der Verfasser zum Besten minder spürkräftiger Leser nicht verfehlen, vermittelst der Benamsung und dergleichen die nötigen Fingerzeige beizufügen, damit man gewiß weiß, wer gemeint ist; nur nicht gar zu deutlich, juristische Evidenz muß vermieden werden, auch erhöht ein bischen Raten den Reiz. Kurz für Schlauköpfe ein schönes Feld.

Der höherdenkende Künstler aber, der sein Werk liebt und darum jede gemeine d. h. unkünstlerische Betrachtung von demselben fernzuhalten sucht, wird viel eher bemüht sein, alle Hindeutungen auf das abkonterfeite Reale zu verwischen und so die Nabelschnur gründlich abzubinden, mit der das Werk an der Welt der Wirklichkeit hängt. Hierbei wird der obenerwähnte Grundsatz, daß das Außerkünstlerische nie aufdringlich werden dürfe, eine sichere Richtschnur sein. Aufdringlich ist es nicht dann, wenn man ein Modell in dem Werk erkennen kann, denn da stünde es schlimm, sintemal eine gewisse Sorte von Kritik in ihrer Erpichtheit, Modellbezeichnungen aus großen Dichtungen herauszuschnüffeln, oft große Erfolge erzielt (siehe die Goetheschnüffler), sondern aufdringlich ist es nur dann, wenn man an das Modell denken muß, z. B. wenn die nur leicht verketzerten Namen oder sonst bekannte kleine Eigentümlichkeiten das Urbild verraten müssen, ferner wenn augenscheinliche Ungerechtigkeiten, seien es Verherrlichungen oder Anschwärzungen, eine entsprechende unkünstlerische Absicht des Künstlers offenbaren; vor allem aber, wenn solche persönliche Nebenzwecke den künstlerischen Hauptzweck, nämlich die plastische runde Darstellung von Charakteren und Szenen, schädigen. Man begegnet oft in solchen Tendenzwerken einer erstaunlich oberflächlichen Charakterzeichnung, die ich mir so erkläre: der Autor war gar nicht dichterisch angeregt, schaute kein psychologisch rundes Menschenwesen, das er darstellen wollte, sondern es war ihm nur darum zu thun, einem bestimmten Namen öffentlich etwas anzuhängen, ein Klatschgeschichtchen, eine Schlechtigkeit, eine Lächerlichkeit und dergleichen; ist ihm das gelungen, so hat er seinen Zweck erreicht und ist fertig; die befriedigte Rachsucht verwechselt er mit der künstlerischen Befriedigung.

Das sind Gefahren der Modellbenutzung, aber Gefahren, in denen man ja nicht umzukommen braucht. Wem es gelingt, nach irgend einer Vorlage einen vollwichtigen Charakter, eine lebensvolle Szene darzustellen, ohne daß eine unbefangen künstlerische Auffassung des Dargebotenen unmöglich wird, dem kann eine ästhetische Beurteilung gar nichts anhaben, seine Nebenzwecke

mögen dabei ſein, welche ſie immer wollen. Allein nun meldet ſich eine andere Betrachtungsweiſe, die moraliſche.

Man hört zwar oft, die Moral habe in der Kunſt zu ſchweigen, das ſeien zwei ganz verſchiedene Gebiete, die nichts miteinander zu thun haben. — Man müßte ſich über dieſe ganz verkehrte Anſicht ſehr verwundern, wenn man nicht wüßte, woher ſie kommt. Die, welche jene Behauptung aufſtellen, denken dabei nur an die geſchlechtliche Moral und wollen ſagen, die Kunſt ſoll nicht durch Prüderie borniert werden, welches auch richtig iſt, aber nicht, weil die Kunſt etwa moralfrei wäre, ſondern weil Prüderie nicht Moral iſt. In der That muß der moraliſche Geſichtspunkt auf alles ausgedehnt werden was Menſchenthun iſt, ohne Ausnahme, ſomit auch auf die Kunſt. Oder ſollte es etwa frei ſtehen, durch dieſe zu lügen, zu verläumden, zu betrügen — was alles durch das Realiſtiſchwerden der Kunſt, d. h. durch ihre nähere Verbindung mit dem wirklichen Leben ermöglicht wird — ſollte das freiſtehen? Davon kann gar nicht die Rede ſein. Kurz, was im Leben moraliſch verwerflich iſt, das iſt es immer auch dann, wenn es in Ausübung irgend einer Kunſtthätigkeit geſchieht. „Wenn es geſchieht," ſagen wir ausdrücklich, nicht: wenn es dargeſtellt wird, — was eine überaus kindiſche Anſicht wäre, die man aber merkwürdigerweiſe bei Manchem antrifft, der ſonſt kein vollkommener Dummkopf iſt.

Übrigens wäre es nutzlos, das Modellweſen, und was damit zuſammenhängt, vom moraliſchen Geſichtspunkte noch weiter ins Einzelne zu betrachten; denn die moraliſche Betrachtung ſpielt eine zu kleine Rolle in der Welt. Sie würde eine Rolle ſpielen, wenn ſie reale Folgen hätte, wie die juriſtiſche in Geſtalt der gerichtlichen Strafen beachtenswerte Folgen hat. Was ſind aber die moraliſchen Strafen? Verachtung und damit zuſammenhängende reale Nachteile? Dem Namen nach, ja. Thatſächlich dagegen kommt dieſe Strafe (die ja nicht von einer verpflichteten und verantwortlichen Behörde, ſondern von jedem Einzelnen direkt ausgeübt werden müßte), ſo oft nicht zum Vollzug und wird andererſeits auch ſo oft mit Unrecht angewendet in Form von heuchleriſcher pſeudomoraliſcher Entrüſtung, daß wir wirklich ſagen müſſen, eine weitere moraliſche Unterſuchung wäre unfruchtbar, nur, wie man ſagt, akademiſcher Natur. Als gute Realiſten gehen wir daher gleich weiter zur juriſtiſchen Betrachtungsweiſe, welche nicht nur akademiſcher Natur iſt.

Daß Kunſt und Rechtspflege ziemlich gut miteinander bekannt ſind, iſt eine wenig erfreuliche Thatſache; ſie kennen einander wie der Gefangene und der Kerkermeiſter; — wobei man nicht ſowohl an die allerdings wenigen thatſächlich werdenden gerichtlichen Verurteilungen zu denken hat, ſondern

an den lähmenden Zwang, beim Schaffen immer nach dem Strafgesetz zu schielen, ob man nicht von einem Paragraphen desselben aufs Korn genommen wird. Man kennt Gräfs Bild von der verfolgten Phantasie, und es ist gewiß außer der von Gräf wohl zunächst gemeinten amtlichen und unamtlichen Moralwächterei noch manches andere, was die künstlerische Phantasie fesseln möchte, allerhand politische, religiöse und private Empfindlichkeiten, die den Schutz des Gesetzes gegen die Kunst in Anspruch nehmen. Denn der Durchschnittsmensch ist nun einmal borniert genug, allen Ernstes zu meinen, nicht allein seine werte Persönlichkeit, sondern auch seine Ansichten und Meinungen müßten von sämtlichen Mitmenschen durchaus hochgeachtet werden, und wenn einer seiner politischen, religiösen und sonstigen Glaubenssätze oder Heiligen etwas derb angefaßt werde, so müsse ihm, dem Michel und seinen Mitmicheln zu lieb Polizei und Strafgesetz dreinfahren. Sind nicht vor Kurzem Äußerungen über den seit vierthalb Jahrhunderten vermoderten Luther vor den Strafrichter gezogen worden? und andrerseits wurde ein Schauspiel wegen einer für katholische Ohren zu aufregenden Verherrlichung desselben Luther gemaßregelt. Den Gerichten ist dafür wohl kaum ein Vorwurf zu machen, sondern der schändlichen Nervosität und Unvernunft des Publikums, welches keine Ahnung davon hat, daß es naturnotwendig geistige Antipoden giebt, die sich gegenseitig in ihrem Wesen und ihren Ansichten mißfallen müssen, daß somit, wenn Einer über des Andern Heiligen lacht oder schimpft, sich nur ein unschädliches und nebenbei recht unterhaltsames Naturgesetz erfüllt. Noch viel weniger natürlich kann dieses Publikum die etwas schwierige Wahrheit finden und verdauen, daß auch die eigene Person notwendig einer Anzahl von Menschen weniger angenehm und achtungswert erscheint, als man selbst beanspruchen zu können glaubt. Der einigermaßen weise Mensch nimmt sich solches zum Voraus im Etat seines Ehrgeizes unter den Passiven in Rechnung und bleibt, wenn es nun eintrifft, ebenso kühl dabei, wie der große Kaufherr beim Eintreten der als wahrscheinlich berechneten Verluste. Frühere Menschen sind hierinnen philosophischer gewesen. Wie würde es heute z. B. einem Aristophanes ergehen? Wie hätte der Staatsanwalt über ihn zu schreiben! und der kluge Sokrates, — denn heute wäre er nicht mehr weise, sondern nur klug, — liefe zum Strafrichter.

Die Gerechtigkeit verlangt übrigens zu erwähnen, daß dieser Unterschied zwischen Einst und Jetzt nicht nur in der Nervosität, zu Deutsch Überempfindlichkeit, sondern auch in einem für die Heutigen rühmlicheren Umstand seinen Grund hat, nämlich in der hohen Entwickelung aller sozialen Dinge. Heute, bei der viel größeren Verwickeltheit, dem viel engeren

und mehrfältigen Zuſammenhang aller Intereſſen, hat die öffentliche Meinung einen größeren Einfluß auf die ganze Exiſtenz des Einzelnen; daher die größere Empfindlichkeit gegen alles was die öffentliche Meinung zu Ungunſten beeinfluſſen könnte; daher auch (zum großen Teil wenigſtens) die Heuchelei, die vielleicht nie größer war, als in unſrer Zeit und die natürlich dem wahrheitsliebenden Sitten- und Menſchenſchilderer nach Möglichkeit, Feindſchaft und Prozeſſe widmet.

Was nun die geſetzlich thatſächliche Strafbarkeit der in Ausübung der Kunſt und beſonders durch Modellabbildung begangenen Beleidigungen betrifft, ſo iſt zunächſt ſelbſtverſtändlich, daß wiſſentliche Verläumdungen, d. h. Darſtellungen, welche augenſcheinlich einer beſtimmten Perſon einen Makel anhängen ſollen, deſſen Unthatſächlichkeit dem Künſtler bekannt iſt, unter allen Umſtänden, wie § 187 des Reichsſtrafgeſetzbuchs beſtimmt, ſtrafbar ſein müſſen. Denn für Gemeinheiten iſt die Ausübung der Kunſt kein Freibrief.

In allen andern Fällen aber ſcheint mir für Beleidigungen in Ausübung der Kunſt der § 193 des R.-St.-G.-B. in Anwendung kommen zu müſſen, wenngleich der Kunſt nicht namentlich in demſelben Erwähnung geſchieht. Das zu Grund liegende Prinzip desſelben lautet nämlich ungefähr: das höhere Intereſſe überwindet im Kolliſionsfall das niedere, in der Weiſe, daß die in Verfolgung des erſten unvermeidliche Verletzung des zweiten an und für ſich ſtraflos bleibt. Von ſolchen, gegenüber dem Ehrgefühl des Einzelnen, höheren Intereſſen ſind genannt: wiſſenſchaftliche, künſtleriſche und gewerbliche Kritik, Ausführung und Verteidigung von Rechten, Wahrnehmung berechtigter Intereſſen, Vorhaltungen und Rügen der Vorgeſetzten gegen ihre Untergebenen, dienſtliche Anzeigen oder Urteile von ſeiten eines Beamten „und ähnliche Fälle“. Zu dieſen ähnlichen Fällen muß auch die Ausübung der Kunſt gehören, denn dieſe iſt unzweifelhaft eines der höchſten Intereſſen, wohl noch höher, als die Kunſtkritik und ebenſo hoch als die Wiſſenſchaft. Insbeſondere die realiſtiſche Dichtung und Kunſt überhaupt, welche die Wirklichkeit darſtellen will wie ſie iſt, muß direkt unter die im Geſetz angeführte Klaſſe des zur Wahrnehmung berechtigter Intereſſen Unternommenen gezählt werden; ſo gut der Zeitungsſchreiber, welcher kraft ſeines Berufs öffentliche Schäden ans Licht zieht, zur Wahrung berechtigter Intereſſen redet, ſo gut auch der realiſtiſche Dichter, der ja nicht nur unterhalten und ergötzen, ſondern, wie z. B. Alberti im 5. ſeiner 12 Artikel des Realismus ſagt, die menſchliche Kultur fördern und fortbilden will, oft ſogar ganz beſtimmte gemeinnützige Intereſſen verfolgt.

Dieſe, wie ich glaube, vollkommen berechtigte Einrechnung künſtleriſcher Darſtellungen in den Schutz des § 193 würde, mit Ausnahme der wiſſent-

lichen Verläumdung, alle in Ausübung der Kunſt, alſo auch bei Benutzung von Modellen, gemachter Darſtellungen und Äußerungen an ſich ſtraffrei machen, ohne die Laſt des Wahrheitsbeweiſes. Nur zwei Umſtände könnten einen Strafantrag begründen: wenn nämlich das Vorhandenſein einer Beleidigung 1. „aus der Form der Äußerung“, oder 2. „aus den Umſtänden, unter welchen ſie geſchah“ hervorgeht. Hinſichtlich des Erſtgenannten nun iſt es ſelbſtverſtändlich, daß die um der höheren Sache willen geſtattete Äußerung auch in der Form geſtattet ſein muß, die der Sache angemeſſen iſt (worüber im Zweifelsfall Sachverſtändige zu befragen wären); und nur was über das ſachlich Notwendige hinausgeht und augenſcheinlich perſönliche Gehäſſigkeit verrät, wäre ſtrafbar. Aus den Umſtänden aber, unter welchen die Äußerung geſchah, kann natürlich nicht ſchon dann eine Beleidigung erſchloſſen werden, wenn unangenehme Beziehungen zu dem Modell vorliegen, denn man kann ja gerecht genug ſein, auch ſeine Feinde ſachlich zu behandeln; ſondern nur dann, wenn ein Zuſammenhang zwiſchen der Feindſchaft und der künſtleriſchen Geſtaltung irgendwie nachgewieſen wird, z. B. wenn der Schriftſteller im Zorn erklärt hat (wie es ja öfters zu geſchehen ſcheint): der kommt in meinen nächſten Roman!

Es iſt wahr: dieſen beiden Beſchränkungen der künſtleriſchen Geſtaltungsfreiheit ſich zu entziehen und dennoch perſönliche Rache zu üben, iſt ſehr leicht; und mancher könnte über die ausgedehnte Kunſtfreiheit, die ſich aus obiger Auslegung des § 193 ergiebt, erſchrecken, ſo wünſchenswert ſie auch andererſeits iſt.

Wünſchenswert iſt ſie, weil ſonſt die Kunſt, zumal die realiſtiſche, in manchen Dingen vollkommen geknebelt wäre. Nehmen wir an, es will einer in einem Berliner Roman auch das Hochſchulweſen hereinziehen; in dieſem liegen doch wohl auch, wie in anderen Gebieten, ſehr viele Fauligkeiten verborgen, deren ungeſchminkte Darſtellung zweifellos „beleidigend“ wäre; und zugleich iſt die Zahl der Profeſſoren, vollends der führenden Perſönlichkeiten unter ihnen eine ſo kleine, daß geradezu notwendigerweiſe beſtimmte Perſönlichkeiten ſich betroffen, „beleidigt“ fühlen werden. Nun kann allerdings der durch § 193 nicht geſchützte Schriftſteller, wenn er verklagt wird, den Wahrheitsbeweis antreten, um nach § 186 ſtraflos zu bleiben; und das Modell, welches ſolchen Wahrheitsbeweis fürchtet, wird ſich hüten zu klagen. Allein wie viele Dinge giebt's, die niemals juriſtiſch beweisbar ſind, ſei es an ſich ſchon, wie Geſinnung und dergleichen, ſei es der Verhältniſſe wegen, ſofern man es in der Kunſt, ſich nicht zu kompromittieren, d. h. unbeweisbar zu ſchuſteln, bekanntlich heutzutage weit gebracht hat. Ähnliche Schwierigkeiten erheben ſich in allen den Fällen, wo Perſonen eine hinreichend hervor-

ragende oder gar ſinguläre Stellung einnehmen, ſo daß ſie ſofort als Modell erkannt werden müſſen. Kurz, es iſt offenbar: entweder die Kunſt iſt in vielen Dingen ungerecht geknebelt, oder ſie genießt den Schutz des § 193.

Andrerſeits, ſagten wir, könnte man über ſolche Freiheit der Kunſt erſchrecken. Wie definiert man denn Kunſt? Wer iſt Künſtler und wer nicht? Soll jeder Schuft hergehen können, ſein Gift und Galle novelliſtiſch einkleiden, einen Verleger bezahlen und ſich ins Fäuſtchen lachen? Nun ſo arg wäre es nicht; es gehören auch Leſer dazu. Aber allerdings, ein Übelſtand und vielleicht ein Hinderniß, daß unſer Paragraph thatſächlich auch auf den Kunſtbetrieb angewendet wird, liegt darin, daß man zur Zeit zwiſchen Künſtler und Nichtkünſtler nicht objektiv zu unterſcheiden verſteht. All die andern im Geſetz erwähnten Fälle ſind leidlich feſt umgrenzt, nur hier wäre Kautſchuk. Es ſcheint aber, daß man jene Unterſchiede zu machen noch wird lernen müſſen, denn die Urſachen, die auf einen innungsartigen Zuſammenſchluß der Künſtler hintreiben, ſind, wie entſprechend auf andern Gebieten, zu zahlreich, als daß nicht ſchließlich etwas Derartiges zuſtande kommen müßte; nicht etwa eine Innung, außerhalb deren alles Schriftſtellern, Malen u. ſ. w. verboten wäre, ſondern eine ſolche, die ihren Mitgliedern gewiſſe Rechte und Vorteile verſchaffen würde, teilweiſe in der Verfaſſung der franzöſiſchen Akademie, nur viel zahlreicher.

Auch ſo noch, wenn die Beleidigungsfreiheit nur wirklichen Künſtlern in Ausübung ihres Berufes zukäme, könnte mancher Bedenken tragen, ſie zu billigen, da hierdurch nicht die Kunſt allein, ſondern auch die Privatleidenſchaften des Künſtlers ein Privileg erhielten. Immerhin; vollkommene Geſetze giebt es eben nicht, auch ſonſt nicht; es fragt ſich nur, mit welcher Geſtalt des Geſetzes das kleinere Übel verbunden iſt, und mich dünkt, Knebelung der Kunſt ſei ein größeres Übel, als wenn ein Künſtler etlichemal ungeſtraft über die Schnur haut. Soll etwa nur der Handelsfreiheit zulieb das Geſetz zu weite Maſchen ſtricken, daß der Börſenjobber und Seinesgleichen mit ihrem zehnmal verwerflicheren und verderblicheren Thun durchſchlüpfen können? warum nicht auch der Kunſtfreiheit zulieb ſolche, durch die dann und wann einer von der viel edleren Raſſe der Künſtler der eigentlich verdienten Strafe entwiſcht?

Über die Nemesis-Idee.*)

Von Prof. M. Goldschmidt in Kopenhagen.
Deutsch von Emil Jonas.
(Berlin.)

I.

Den Begriff „Nemesis“ nach heutigem Sprachgebrauch in einer kurzen Abhandlung zu erklären, ist sehr schwer, und die Hauptschwierigkeit liegt gerade im Anfange, nämlich darin, daß durch den ungünstigen Einfluß der Zeiten das Wort Nemesis in der Vorstellung der Völker mit einem düsteren und mystischen koboldartigen oder einem unbestimmten, doch ausharrenden Verhängnis verbunden wurde. Schon in den Worten „Einfluß der Zeiten“ liegt eine lange Geschichte, hier möge es aber genügen, daran zu erinnern, daß neben aller Bewunderung, welche man für das Altertum hegt, eine gewissermaßen ererbte Feindschaft oder Geringschätzung gegen dasselbe sich geltend macht, weil es seelisch von uns getrennt, heidnisch und „dämonisch“ und zugleich in vielen Beziehungen unbekannt ist. Die Verkünder des Christentums mußten selbstverständlich schonungslos gegen Bilder und Bildsäulen auftreten, die in heidnischer Art angebetet wurden. Es fehlte ihnen die Zeit, der Wille und die höhere Bildung, um wissenschaftlich und objektiv zu ergründen, welche poetisch religiöse Schönheit und Wahrheit aus ferner Vergangenheit in diesen Bildern verborgen war. In dieser Hinsicht sank das Altertum in seinem wesentlichsten Teil in Schutt und Asche, während eine unsichere Tradition erzählte, daß eine Seele unter dem Schutte begraben, und ist nun seit Jahrhunderten, — seit der Renaissance des fünfzehnten Jahrhunderts — das Bestreben eingetreten, die Aschenhülle zu beseitigen und über die Tradition Klarheit zu gewinnen. Das war ein Streben und eine Arbeit, welche von Einigen mit Begeisterung und hohen Hoffnungen aufgenommen, von Anderen mit Mißtrauen und wenig gutem Willen betrachtet wurde.

Man wird es daher ganz natürlich finden, daß gerade die Nemesis unter einer solchen „Ungunst der Zeiten“ besonders leiden mußte; denn das Wort stand in Verbindung mit Gerechtigkeit; sie (die Nemesis) eignete sich besonders dazu, mit etwas einseitiger Auffassung antiker Sprüche und Citate, etwas Hartes, Unbarmherziges, Rächendes zu bezeichnen, worüber hinaus das Altertum seine Weltanschauung nicht zu erheben vermochte, oder — wenn

*) Diese deutsche Übertragung hat dem Verfasser vorgelegen.

man meinte, sehr objektiv zu sein, — bezeichnete die Nemesis auch eine von griechischen Künstlern geschaffene „Göttin der rechten Begrenzung."

Mit einem solchen Charakter ist „Nemesis" durch die Schulen und durch die Litteratur von Geschlecht zu Geschlecht gewandert, ist in Reden und Schriften der korrekte Ausdruck für etwas Mystisches, das man in seinem Innern trug, geworden; und wenn man nun erkannt hat, daß dies fehlerhaft ist, daß dem Worte weit schönere und herrlichere Vorstellungen entsprechen, dann hat man gegen das Ererbte anzukämpfen, und man muß bei der bloßen Nennung des Wortes Nemesis schon eine kleine Rede halten ungefähr wie folgt: „Geehrter Leser, habe die Güte Dich einer kleinen Anstrengung zu unterziehen, die damit verbunden ist, daß Du gegen die bisherige Gewohnheit denkst: Nemesis bedeutet keineswegs nur Rache, Strafe oder dergleichen, sondern das ganze Lebende in der Gesamtheit der Natur und der Dinge, die ehrliche und gesetzmäßige Weltordnung und eine dieser entsprechende Eigenschaft als Macht in den Menschen: das Gewissen in der Gesellschaft und bei dem Einzelnen ‚der Gotteshauch'."

Dann könnte der Leser — wenn er ein Interesse für die Sache besitzt, ausrufen: Aber wie sind Sie darauf gekommen? Woher wissen Sie das? Mit welchem Rechte sagen Sie das? — Ganz einfach: Ich habe gründlich untersucht, wie griechische Autoren dieses Wort wirklich gebraucht und wie griechische Künstler die Nemesis gestaltet haben. Ich habe dann das Resultat verglichen mit den neuen Aufschlüssen, welche in unserer Zeit dadurch gewonnen wurden, daß man in „ein Altertum hinter dem Altertum" eingedrungen ist, dessen Sprache lernte, sowie die Bilder und Zeichen deutete, welche man bisher als unlesbar oder unverständlich betrachtet hatte, kurz indem man jenem lebendig begrabenen Altertum näher gerückt ist.

Von den Beweisen für die „Nemesis-Idee", welche man so zu gewinnen imstande ist, werde ich das Folgende erwähnen. Das Wort Nemesis wird in der ältesten griechischen Poesie gebraucht, um teils eine seltsamere oder tiefere Ordnung zu bezeichnen, die mit alltäglichem Blick erfaßt wird; teils das im Menschen liegende Mitwissen oder Bewußtsein von der Ordnung und dem Rechte: — das Gewissen.

Und da das Gewissen in seinem Wesen sowohl vorausblickend-beruhigend oder „gut" und zurückschauend-peinigend oder „böse" ist, kann Nemesis als in doppelter Bedeutung aufgefaßt werden.

Das Wort erstreckte sich auch auf die Weltordnung, das Weltwesen, das Weltgewissen, namentlich insofern als das, was man in seinem tiefen Gefühl für Recht ansah, siegen und der Widerstand vernichtet werden mußte.

Auf diese Weise wurde Nemesis nicht bloß der Name für eine Eigen-

schaft oder Kraft, sondern für die personificierte Kraft und Macht, eine Göttin, welche diejenigen liebte, die es verdienten, und schrecklich für alle anderen war. In dem Gefühle, daß der Sieg bei Marathon infolge der höchsten moralischen Gerechtigkeit gewonnen war, errichtete man in der Nähe des Wahlplatzes eine Nemesisstatue, welche Ähnlichkeit mit der Gestalt hatte, die man gewöhnlich der Aphrodite-Urania, der himmlischen Liebe, gab.

Eine Hymne nennt Nemesis: die „Reine, Heilige, Gnädige, die Einzige, welche sich über Gerechtigkeit freut". — An einer anderen Stelle ist hinzugefügt, daß Nemesis eine Macht ist, die uns über Schicksal und Zufall erhebt.

Nemesis, auch Adrasteia genannt, wird von Plato als Gesetz bezeichnet, als das Wesen, welches für Seelen und deren Kampf und Streben das Gesetz aufgestellt hat.

Ein Bild zeigt die Nemesis als Schutz-Göttin der Stadt, wenn die Stadt eine gerechte ist, und im Einklange hiermit findet man einen Segen des Inhalts ausgesprochen, daß Nemesis, die Jungfrau, die Wissende denjenigen beschützen werde, der es nicht versucht sie zu täuschen. In weiterer Übereinstimmung wird Nemesis die Forschende genannt und man sieht sie auf einem Bilde als Genius der forschenden Selbstkritik, der Selbstbeurteilung; nämlich als eine beflügelte Frauengestalt, die sich selbst in den Busen blickt.

Ein drittes und viertes Bild zeigt die Gestalt mit einem Zweige des Baumes, der die Frucht des Lebens trägt oder mit einer Schale, in welcher der Saft der Frucht ausgepreßt ist. Nemesis ist hier die Gesundheit nach dem Tode übertragen, sie reicht den Seelen der Gestorbenen den Saft der Gnade, den Trank der Erneuerung, der sie stärkt, indem sie zum Urteil gehen.

Und endlich, — nicht als letzte der Bedeutungen, sondern als Schlußstein dieser Übersicht, besitzen wir Bilder und Äußerungen, welche die Idee ausdrücken, daß Nemesis die vernünftige, feste, schöne Ordnung der Welt, und dadurch entstanden ist, daß Gott sie in die Welt eingehaucht, oder, wie es auch in der Bildersprache heißt, sich mit der Welt vermählt hat.

Aus der Thatsache, daß solche Ideen in einem sehr fernen Altertum vorhanden gewesen sind, folgt keineswegs, daß das tägliche Leben in jenen Zeiten unschuldiger, paradiesischer oder geistvoller als jetzt gewesen sein müsse. Das wäre eine sehr unhistorische Art, die Sache zu betrachten. In der Form der soeben angeführten Äußerungen selbst kann man ja das Gefährliche und Mißliche herausfühlen, das vorhanden war, indem die schönen Ideen zu Bildern und Gestalten, und diese zu Bildsäulen wurden, die das

Volk auf äußere Weise in geistlosem Kultus anbetete. Gegenüber der Nemesis, deren Kleidung mit Sternen besäet ist, und welche sich auf ein Ruder stützt, mit einem Zweige in der Hand und der Mauerkrone auf dem Haupte, oder mit einer Schale und dem Füllhorn, oder mit anderen Zeichen, auf die wir später noch kommen werden, und ferner mit der hinzugefügten Sage, daß Nemesis ein Vogel gewesen sei, sogar eine Gans, daß sie die Tochter der Nacht war, daß sie mit Rad und Zügeln dahin schritt, kam es in Vergessenheit, was diese Zeichen und Sagen ursprünglich bedeuteten. Man betete die Gestalt an mit dunkler Hoffnung und dunkler Furcht, und die Gelehrten späterer Zeiten, welche diese Bilder-Welt, ohne Mittel, dieselben zu deuten, studierten, stellten sie als sonderbare, zum Teil geist- und geschmacklose Phantasien einer abgestorbenen Zeit ohne wahre, lebendige Bedeutung für uns als Menschen hin. Aber wenn nun jemand in unseren Tagen nach Neapel kommt und Zeuge des Mirakels mit dem Blut des heil. Januarius wird, oder einen Lazaroni sieht, der sein Heiligenbild geißelt, weil ihm der Heilige nicht zu einem Gewinn in der Lotterie verholfen hat, — soll das etwa als ein Beweis dienen, daß die Religion, welche dahinter verborgen liegt, unreinen Wesens sei. Trotz all der Abgötterei, welche der Natur der Verhältnisse nach üppig emporwuchs, sehen wir jene vorstehenden klaren, großen Ideen an das Wort Nemesis geknüpft. Es leuchtet aus der Bilder-Sprache, wenn sie gedeutet wird, eine ideale Lebensanschauung, eine gedankentiefe Religiosität hervor, welche aus schwachen oder feinen Keimen durch glücklich organisirte Statuen sich entwickeln, die Patriarchen einer Urzeit müssen wir letztere deshalb nennen — und ist es auch deshalb ganz richtig gewesen, daß ich in der Einleitung meines größeren Werks das Wort Nemesis übersetzt habe als die „früheste Vorstellung des Menschengeschlechts über die Welt als schöne Einrichtung, über das Leben als zuverlässig, streng und majestätisch durchdrungen von einem heiligen Geiste", und es bezeichnet ferner: das „feine, umfassende Rechtsverhältnis, worin der Mensch zu der natürlichen Magie, welche das Leben ist, zu stehen meint". Denn es ist natürlich und zugleich wunderbar, daß, während wir uns selbst nicht das Leben und dessen Bedingungen gegeben haben, tragen wir doch in großem Umfange die Verantwortung dafür, wollen wir die Verantwortung dafür haben und finden unsere Herrlichkeit und unsere Qual darin. Es ist einfach und natürlich und zugleich wunderbar, daß wir in das Dasein gestellt sind und als unruhige Wesen, welche Unordnung hervorrufen, und doch zugleich von außen her und im Innern uns mahnt, die Ordnung zu erkennen und ihren Gesetzen zu folgen. Und dieses feierliche Mahnende, das zu verlassen das Unglück des Lebens ausmacht, wie sich denselben zu nähern dessen

Glückseligkeit ist, dieses magisch Führende im Lebenskampfe, bei dem wir alle beteiligt und verantwortliche Werkzeuge sind für und gegeneinander, trug, wie gesagt, mit einem alten Worte den Namen Nemesis.

II.

Es giebt kein Beispiel, daß Nemesis als solche sich hier oder dort gleichsam offenbaret haben sollte oder hin und wieder wie die große Seeschlange gesehen worden sei, wohingegen alles, was geschieht, was lebt und sich bewegt, sich unter der Nemesis, unter der lebendigen Ordnung in den Dingen bewegt und auf sie hinführen läßt. Nehmen wir in dieser Bedeutung ein Beispiel, nicht eins der großen aus dem deutsch-französischen Kriege, Louis Napoleons Steigen oder Fall, oder die Wiederfindung Alt-Ägyptens, sondern ein ganz kleines Beispiel, und wir werden dann sehen, wohin es führt, wenn der Gedanke bis auf jene Spitze getrieben wird.

Denken wir uns, daß Ich oder N. N. —, es ist ja gleichgültig, wer das „Ich" ist — einmal einen Menschen mit etwas Talent mißfallen oder beleidigt habe, und daß dieser, wenn die Gelegenheit sich darbietet, alle seine Fähigkeiten aufbietet, um alle Fehler oder schwachen Seiten bei mir oder bei dem, was ich schaffe, hervorzuheben, und das Tüchtige, das wirklich in demselben vorhanden sein kann, in Schatten zu stellen. Werde ich darüber böse, nicht bloß im Zorn oder im Unwillen eines Augenblicks bemächtigt sich meiner vielmehr der Zorn in dem Grade, daß ich an Vergeltung denke, dann stehen er und ich einander gegenüber gleich zwei Stieren, die sich mit den Hörnern angreifen. Wir befinden uns dann unter „dem blinden Geschick", das heißt, unter der Gewalt, die uns in unsere Blindheit führte. Gelingt es mir dagegen, die leitenden, natürlichen Fäden zu sehen, mein erstes Unrecht und dessen Zusammenhang mit meinem Charakter in wahrem Lichte zu erblicken, milder im Urteil zu werden und ruhigen Sinnes darauf zu sehen, wie viel Recht und Wahrheit in seinem vom Hasse geschärften Urteil vorhanden sein mag, und mache ich mir das zunutze mit einer gewissen Anerkennung meines Gegners, als eines Werkzeuges gegen mich, um mich zu etwas Gutem zu führen, dann bin ich von dem blinden Geschick befreit und bewege mich unter der Nemesis, in der klaren Ordnung, im Gange der Welt. —

Dieses Beispiel ist soweit in antikem Stil gehalten, als es jenem angeführten Worte entspricht, welches die Nemesis über das Schicksal erhebt. Aber man kann eine Begebenheit oder den Ausdruck der Vorstellungen, mit denen eine solche in der antiken Welt betrachtet wurde, hinzufügen und wir

wollen dies der Schilderung des Ajax in Sophokles' Tragödie entnehmen: Als Ajax, den Tod vor Augen, seine Rechnung mit dem Leben abschließt und zur Selbstbeschauung und zur Erkenntnis seiner Fehler gelangt und namentlich seines Übergriffs gegen diejenigen, die er für seine Feinde hielt, erkennt er, daß man demütig werden und Ehrfurcht vor den großen Richtern in der Gesellschaft besitzen müsse, und seine Feinde nur soweit hassen könne, daß ihnen die Liebe zu uns nicht ganz verloren gehen dürfe. O, wird man vielleicht ausrufen, das haben wir auf ganz anderm Wege und viel besser gelernt, denn uns ist gesagt, daß wir unsere Feinde lieben sollen. Sehr wahr. Es herrscht gar kein Zweifel darüber, daß gewisse Ideen vollkommener und inniger verkündet worden sind, — unter dem Gesichtspunkte der Nemesis darf man sagen: Durch die Stärke des göttlichen Hauches in dem menschlichen Dasein, auf lateinisch auch Inspiration genannt.

Es mag ferner auch wahr sein, daß man auf dieses Gebot nicht stolz ist wie auf ein schönes Buch im Bücherschrank, daß es vielmehr lebt und atmet, dann hat man aber das Recht, zu fragen: Wie kann man diesem Gesetze nachleben? Ist dies möglich ohne Hülfe aller zusammenfließenden Umstände, wozu eine Vorbereitung schon bei der Geburt und Erziehung gehört? Und die entscheidenden Umstände würden dennoch von ungewöhnlicher Art sein; denn seine Feinde zu lieben ist, — wenn die Sache als vollkommener Ernst in jeder Beziehung genommen wird, — eine That, zu der man nicht heiteren Sinnes schreitet, wie der Soldat unter den Klängen der Kriegsmusik. Es würde psychologisch gedacht, notwendig sein, daß man gleichsam in sich selbst zurückgeworfen sei, sich selbst in den Busen mit der tiefsten, mit einer fast tötenden Demut sehe, nach welcher die Dinge der Welt anders aussehen und das Gemüt auf eine andere Weise als bisher lebt und lauscht. Und welchen Namen trägt das Wirkende in allen diesen Umständen, die Macht, welche von außenher eingewirkt und die Macht im Innern, welche die Einwirkung empfangen und verarbeitet hat? Infolge der ganzen vorhergehenden Erklärung ist es der Name Nemesis, wenn man nicht gerade denselben verwirft, weil es ein ungetauftes Wort ist.

Ja, Nemesis ist ein heidnisches Wort, obschon man in Ägypten zu der Gottheit „Num oder Nem", zu dem auf die Urgewässer hauchenden, in der That getauft oder geweiht wurde. Ich überlasse es anderen, ein besseres, ernsteres Wort zu gebrauchen, das nicht zur Phrase herabsinkt und hinter dem man sich nicht verkriechen kann.

Ich gebrauche das Wort Nemesis und halte an demselben fest, nicht aus Feindschaft gegen irgend ein anderes Wort, sondern, weil dies in seiner richtig erfaßten Bedeutung aus der Erklärung der Bildersprache alter Zeiten,

als Ausdruck einer mit unserm Geschlecht geborenen, aus der Morgendämmerung der Zeiten hervorgewachsenen Religiosität hervortritt, als Ausdruck für ein frohes und schmerzliches Betrachten des Daseins, als lebendige und gottdurchhauchte Ordnung und Vernunft, — eine Betrachtung, welche in höchster Potenz die Persönlichkeit zu ihrem Ideal, zu Gott emporhebt. —

„Oho! es giebt keinen Gott!" hörte ich eines Tages zu meiner Überraschung einen Jungen ausrufen, als er zugleich mit vier anderen Knaben aus der Volksschule kam, und der Ruf war an ein paar fein gekleidete Knaben gerichtet, welche ihnen auf der Straße auszuweichen suchten. Das waren höchst auffallende Worte. Woher hatte sie der Knabe? Hatte er sie in der Schule oder in seinem Heim gehört? Es schien freilich etwas weniger der Ausdruck einer bewußten Verleugnung, als des sozialen Hasses zu sein. Aus Unmut gegen diejenigen, welche glücklicher, begünstigter erscheinen, als man selbst ist, wendet man sich gegen den „Gott", zu dem Jene sich bekennen, an den sie sich um Hülfe wenden und welcher schuld an der Unordnung ist, daß es arme und schlecht gekleidete Kinder giebt. Ganz so geht es im großen Stil zu.

Die nordamerikanische Zeitschrift „Atlantic Monthly" hat zu Tausenden Schilderungen der eingewanderten Deutschen enthalten, welche leidenschaftlich auf Hankels und Buchners Atheismus schwören aus Haß gegen weltliche und geistige Verhältnisse in ihrer alten Heimat, aus Haß gegen Personen, die sie hassen, da diese im frohen Genuß der Güter der Welt zu leben scheinen.

Der Knabe, welcher jene Worte rief, kann zur Weihnachtszeit an der öffentlichen Mahlzeit teilnehmen, die in Veranlassung der Feier Kindern aus dieser Klasse gegeben wird, und ist der Haß in ihm mit einiger Energie vorhanden, dann wird er es als ein Unrecht betrachten, daß er dort als Empfangender und nicht als Gebender sitzen muß, daß die Reichen auch diesen Vorzug, diese Gewalt über ihn besitzen sollen. Er geht zur Konfirmation, und der Richtung seines Gemüts gemäß wird er weniger die Liebe, welche dort verkündet wird, in sich aufnehmen, als den Unwillen gegen Andersgläubige, welcher gelegentlich hervorbrechen kann. Dann geht er in das Leben hinaus und dort sind viele Wege offen für ihn, und für das, was in ihm lebt. Er kann z. B. ein harter, rachsüchtiger Kämpfer gegen wirkliches oder vermeintliches Unrecht werden; kann aber Verhältnissen und Menschen begegnen, welche in hohem Grade auf seine leidenschaftliche Phantasie einwirken, einen Rückschlag hervorrufen und ihn ebenso mystisch für „Gott" stimmen, wie er früher wider ihn war; oder er kann derart auf etwas und auf jemanden stoßen, daß er die Ordnung der Dinge und seinen

Platz darin wahrnimmt; oder es kann geschehen, daß das, was in ihm lebt und was er sucht, ihn in eine Unordnung versetzt, in der er untergeht.

Und dieses Zufällige, Kalte oder Grausame, wird man ausrufen, ist also Nemesis! — Ja, man kann das sagen, insoweit man meint, daß die verborgene Ordnung, welche man in der unüberschaulichen Vielfältigkeit oder wirkenden Umstände nicht sieht, Zufall ist, oder insoweit man die Unordnung, welche täglich vor unseren Augen aus Unordnung folgt, die Wirkung eines harten oder grausamen Waltens nennt. Aber jedenfalls ist Nemesis zugleich in der Gemütsbewegung oder den verschiedenen Gemütsbewegungen, welche die Leser fühlen mögen bei dem Gedanken an jenen Knaben, der hinausgeht und vielleicht untergeht. Nemesis ist in dem Worte, womit ich dieses Bild vor das Gemüt des Lesers bringe, und Nemesis ist in der Thatsache, das sämtliche menschliche Kreise undeutlich oder deutlich ihre Wohlfahrt daran ahnen, daß jemand gerettet oder nicht gerettet werde — welcher Art Nemesis zur Solidarität der Gesellschaft gehört, auf die wir später noch kommen werden.

Indessen wachsen jene beiden feingekleideten Knaben empor, besuchen das Gymnasium oder die Realschule, werden Studenten, Polytechniker oder dergleichen, machen Bekanntschaft mit einer Lehre, welche auf Naturforschung beruht. Aus einer oder der anderen Ursache entweder, weil auch sie von der Ungleichheit verletzt, oder weil sie durch Studien dahin gelangt sind und ihre Natur durch dieselben ergriffen wird, nehmen sie diese Lehre an, geben dem Knaben aus der Volksschule Recht darin, daß es keinen Gott giebt, stellen dies aber auf erhabene wissenschaftliche Weise dar, mit der Begründung, daß die Welt ein mechanisch-physischer Apparat sei, der von selbst seinen ewigen unveränderlichen Gang geht und dessen vermeintliche Geheimnisse sich von der Wissenschaft immer deutlicher erfassen lassen. Und in dem Unwillen, den sie gegen „Mystik und Heuchelei" hegen, in der Befriedigung zugleich sich im Klaren zu wissen und das Dasein durchsichtig zu gestalten im starken intellektuellen Selbstgefühl sagen sie, daß dies die freiste, höchste, geistvollste Lebensbetrachtung, und daß die Kultur eines Volkes danach zu beurteilen sei, wie weit es sich diese angeeignet habe.

Diese Lehre wird von Häckel, einem der vornehmsten Träger desselben, Monismus genannt, das heißt die Lehre von der Welt als Einheit, im Gegensatz zum Dualismus, der Lehre von Gott und der Welt; und die monistische Anschauung wird ferner auf folgende Weise erklärt: Es giebt ein ewiges Eins oder eine ewige Einheit von Stoff und Kraft. In dieser Einheit hat keine Sonderung begonnen, denn das Beginnen würde einen Beginner, einen Schöpfer voraussetzen, — sondern alles ist auf eine unerklärte Weise entstanden, wodurch eine „beständig wachsende mächtige Zufälligkeit in

Wirksamkeit getreten ist". Diese mächtige Zufälligkeit hat die erste Zelle hervorgebracht und von dort aus die Lebensbewegung wachsen lassen, sodaß endlich die Muskeln das Gehirn, das Gehirn die Sprache und die Sprache die Vernunft hervorgebracht haben. Es wird ausdrücklich verboten, zu meinen, daß die Vernunft unseres Gehirns, mit einer Vernunft im Universum zu thun habe oder aus einer Vernunft hervorgegangen sei. „Zweckmäßig wirkende Organe entstehen aus zwecklosen und mechanisch wirkenden Ursachen", und wer außerhalb uns selbst Vernunft, Plan, Gedanken sehen will, wird, wenn er auch selbst Darwin wäre, ein Mystiker genannt. — Das sind die letzten Worte der Geistesfreiheit bis zum heutigen Tage.

Wenn jemand von seiten des Bibelglaubens Einwendungen machen und sagen würde, daß dies ganz und gar gegen die Offenbarung streitet, dann weist man ihn lächelnd damit ab, daß solch ein Kinderglaube ebenso tot ist, wie die Gläubigen behaupten, daß die Mythen es seien.

Von dem Gesichtspunkte der Nemesis aus ist nur einzuwenden, daß diese Lehre kaum geistvoll zu nennen ist, indem sie die Forderungen der Geister einem welterklärenden Satze gegenüber nicht befriedigt. Denn diese Männer übersehen, das sie in ihrer leidenschaftlichen Sehnsucht nach Licht zu etwas unvermeidlich Dunklem und Unerklärlichem geführt werden. Sie sprechen von dem ewigen Stoffe, — einige sprechen auch von den ewigen Gesetzen, die sich selbst gesetzt haben, — und legen dadurch der Welt eine Eigenschaft bei, oder räumen ein, daß die Welt eine solide Eigenschaft habe, die keine Wissenschaft zu begreifen vermag: die Ewigkeit. Dies ist ein völlig gedankenüberwältigendes Wort, ein Mysterium nicht bloß in der Bedeutung, in welcher David Strauß das Wort nimmt, nämlich in der einer unergründlichen Tiefe, sondern in der Bedeutung eines bodenlosen oder unerforschlichen Geheimnisses. Würde es aber nicht eben so geistvoll sein, statt über diese Ewigkeit leicht hinwegzugleiten, dieselbe als unvermeidlich mit in die Anschauung aufzunehmen und ihr die übergreifliche Macht und Kraft, welche man der Sonderung oder der Zufälligkeit beilegt, einzuräumen? Der Gott, den sie als wohnungslos — aus dem Himmel gejagt mit dem forschenden Teleskope annehmen, kann dann seine Wohnung in der Ewigkeit haben und hier nahe und dort fern sein, wo er von der Persönlichkeit mit Hülfe der lebendigen Weltordnung und mit dem Gewissen, welches beides Nemesis (Adrasteia) ist, gefunden werden kann.

Ernst von Wildenbruch.

Eine litterarische Studie von Ernst Wechsler.

(Berlin.)

Aus der Flut der Begrüßungsartikel, welche die Berliner Presse dem österreichischen Kaiser anläßlich seines Besuches in Berlin widmete, ragte weit sichtbar ein Gedicht von Ernst von Wildenbruch empor: es erschien an der Spitze der „Norddeutschen allgemeinen Zeitung" und wurde binnen wenigen Tagen beinahe von allen deutschen Blättern nachgedruckt. Die beiden Thatsachen, daß ein hochpolitisches Blatt die Strophen eines Dichters an erster Stelle bringt und daß sich die ganze deutsche Presse beeilt, dieselben ihren Lesern mitzuteilen, eröffnen einen weiten Ausblick über die Bedeutung und Stellung Wildenbruchs in der gegenwärtigen Litteratur. Was die Kritiker auch immer an seinen Werken auszusetzen haben mögen, sie müssen dankbar zu ihm emporblicken, denn in einer Zeit, wo das ernste Streben dem Anprall der seichten Streber zu unterliegen droht, hat Ernst von Wildenbruch mit einem heldenhaften Mut die Anerkennung der Welt sich errungen, er hat allen Verlockungen, die Lorbeern eines wohlfeilen Erfolges zu pflücken, widerstanden, er ist nicht zum Publikum hinabgestiegen, aber er hat es zu sich emporgezogen mit der Riesenstärke eines echten, gottbegnadeten Künstlertums. Inmitten der dichten Scharen von theatralischen Späßemachern, raffinirten Französlingen und glatten Witzbolden ist er Vertreter, Verkörperer des ernsten Kunstprinzips; er schützt die Kunst wie ein fester, breiter Damm gegen die anbrandenden Wogen unserer litterarischen Sintflut, welche hereingebrochen ist, eine finstere, elementare Gewalt der Notwendigkeit, um zu zerstören, was den Untergang, die Vergessenheit verdient.

In der verflossenen Spielzeit war es Ernst von Wildenbruch, der mit seinem großartigen Drama „Die Quitzows" die Ehre, das Ansehen der deutschen Kunst rettete; der unerhörte Erfolg, den das Stück verdientermaßen erntete, warf mit einem Schlage alle die bunten Nichtigkeiten, die sich auf die Bühne wagten, in das Dunkel zurück, aus dem sie emporgestiegen. Auch dieses Drama ist charakteristisch für die Stellung des Dichters: der Kaiser ließ sich dasselbe zweimal vorspielen und ordnete an, daß an seinem Geburtstage eine Gratis-Vorstellung der Berliner Jugend gegeben werde. Der Beherrscher des Landes hält also die Schöpfung des Dichters für würdig, daß sie sich den Weg zum Herzen des Volkes bahne, die Jugend, für welche das Beste gerade gut genug ist, begeistere, mit einem Worte: den glorreichsten Triumph, den der Volkstümlichkeit, erringe.

Wenn wir den Urſachen des Erfolges der Wildenbruchſchen Dramen nachſpüren, ſo kommen wir zu dem Reſultat, daß derſelbe in überraſchendſtem Gegenſatze zu der Stimmung der Zeit ſteht: Wildenbruchs Dramen gehören in erſter Linie einer Kunſtrichtung an, von der das Publikum abſolut nichts mehr wiſſen will, und wenn ſie nun doch einen Erfolg errungen, mit dem ſich kein anderer auf dramatiſchem Gebiet vergleichen kann, ſo müſſen eben dieſen Werken blendende Eigenſchaften innewohnen, welche das Vorurteil, die Abneigung des Publikums beſiegten. Wir ſehen hieraus, daß ein Kunſtgenre nur dann keine Beachtung findet, wenn es von unfähigen oder ungeſchickten Leuten gepflegt wird, von dem Moment an, wo ſich eine echte Kraft ſeiner annimmt, kommt es wieder zu Geltung und Anſehen. Wer vor einem Jahrzehnt eine hiſtoriſche Jambentragödie ſchrieb, wurde einfach ausgelacht, und ſelbſt die beſten Jambentragödien moderten in den Theaterkanzleien, weil kein Direktor es wagte, ſie aufzuführen. Da kam nun Ernſt von Wildenbruch mit ſeinen „Harold", „Karolingern", „Neuen Gebot" und man jubelte ihm zu; allerdings wurde es ihm nicht leicht gemacht, ſeine Stücke zur Aufführung zu bringen, es dauerte lange, bis er den Wall der Vorurteile, der Schwierigkeiten, der ſich ihm entgegenſtellte, durchbrach.

Was Wildenbruch vor allem ausgezeichnet, das iſt die glühende Liebe zum Vaterlande, die Verherrlichung des deutſchen Weſens. Wo er kann, ſtimmt er ein Lied zum Lob der Freiheit und des Vaterlandes an. Ein mächtiges Echo fand ſeine Poeſie im Herzen der Studentenſchaft; ſeit Scheffel hat kein deutſcher Dichter der Gegenwart ſich ſo ſehr ins Herz der ſtudierenden Jugend hineingeſungen, wird ſo ſehr von ihr umjubelt als Wildenbruch; ich habe vor längerer Zeit ihn einmal aus dieſem Grunde den Scheffel der Bühne genannt, und, wie ich glaube, nicht mit Unrecht, haben doch dieſe beiden Dichter trotz ihrer verſchiedenen Individualität viele Punkte in ihrem Denken und Fühlen, wo ſie ſich begegnen. Dazu kommt, daß Ernſt von Wildenbruch ein eminent moderner Dichter iſt, der ſelbſt in der Geſtaltung und inneren Durchbildung weit abliegender hiſtoriſcher Stoffe ſein modernes Weſen nicht verleugnet, und gerade Dinge, die ſcheinbar nichts mit der Gegenwart zu thun haben, durch tauſend Gedankenfäden mit der Gegenwart verknüpft und ſo in überraſchender Weiſe ſein Publikum gewinnt und feſthält. Zur näheren Erläuterung dieſer Zeilen möchte ich eine kurze Stelle aus meinem ausführlichen Eſſay über Wildenbruch anführen. Man hat ihn oft in ſeinem litterariſchen Charakter als eine Doppelnatur, von der die eine Hälfte an Shakeſpeare, die andere an Schiller gemahnt, hingeſtellt. Dieſer Vergleich hat manches für ſich, namentlich in Bezug auf Schiller:

mit diesem hat er das Pathos, die Freiheitsliebe und die Bühnenkenntnis gemein. Und doch wäre es weit gefehlt, wollte man Wildenbruch in die Rubrik von Schillers Nachkömmlingen einreihen: durch ein Element unterscheidet er sich mehr von Schiller, als er eigentlich mit ihm dichterisch verwandt ist, und das ist der moderne Zug an seinen sämtlichen Werken. Ich behaupte, und werde allerdings vielen Widerspruch erwecken, daß Wildenbruch als Dramatiker eine sehr große Ähnlichkeit mit Spielhagen als Romancier besitzt. Das Überschwängliche, Schäumende der Sprache, das Abenteuerliche, Gewaltsame der Situation, die sich ruck- und sprungweise vorwärts bewegt, haben beide an sich. Man verstehe mich wohl, was ich meine: die Eigenschaften, namentlich äußerer Natur, womit Spielhagen in seinen Romanen uns begeistert und Wildenbruch in seinen Dramen uns hinreißt, laufen in einem den beiden Dichtern gemeinschaftlichen Punkte zusammen. Und das ist eben das moderne, gleißende, nervös-heftige Element, das wie mit elektrischem Licht die Szenerie taghell erleuchtet, und wie ein genialer Mechaniker im Nu die schwersten Kulissenwunder vollbringt. Und dieses gemeinsame Element ist es, welches Spielhagen auf ein Feld drängt, das allerdings ziemlich entfernt von seinem liegt — das Drama; dieses Element ist es, das Wildenbruch zur Novelle führt, welche die engste Nachbarin des Dramas auf dem künstlerischen Gebiete ist. Spielhagens Romane glühen von dramatischem Leben, und es war für ihn ein künstlerisches Bedürfnis, die Bühne zu betreten, wie es für Wildenbruch eine Notwendigkeit ist, Novellen zu schreiben, eine Notwendigkeit, die für seine Leser eine Quelle der größten Genüsse wurde. Der Beifall, der ihm im stillen Kämmerlein vom einsamen Leser bei seinen packenden, markigen Novellen zuteil wurde, ist nach meiner Überzeugung nicht minder herzlich und warm als der tosende Applaus, mit dem ihn ein begeistertes Theaterpublikum erfreute. Ich für mein Teil habe den Novellisten Wildenbruch höher gestellt als den Dramatiker — erst seine Quitzows haben mich eines besseren belehrt, denn sie überragen an Wert und Wirkung nicht nur seine übrigen Dramen, sondern auch alle seine Novellen.

Nicht allein als Dramatiker und Novellist hat Wildenbruch seine siegreiche Begabung gezeigt, zahlreiche lyrische Gedichte, Balladen, einige epische Schlachtgesänge schenkte er seinem Volke und auch in letzteren Erzeugnissen spricht er zu uns als vollgiltiger, echter Dichter. In der Geschichte des modernen deutschen Realismus wird er eine besonders ehrenvolle Stellung einnehmen, seine „Quitzows" bedeuten sogar einen Wendepunkt desselben, denn in keinem modernen Drama findet sich eine so originelle, glänzende Vermischung von höchstem Pathos mit drastischer, derber, volkstümlicher

Sprache, ohne daß je das Gefühl des Hörers verletzt wird. Er hat da ein Genre, das viele Äſthetiker für unmöglich, für unausführbar halten, unwiderlegbar dichteriſch beglaubigt und ſo den alten Satz, daß der Dichter alles können müſſe, daß es für ihn keine Schwierigkeiten geben dürfte, wieder bewahrheitet. Wildenbruch iſt verhältnismäßig ſpät vor die Öffentlichkeit getreten; der Zeit nach ſeines erſten Erſcheinens auf der Bildfläche des litterariſchen Lebens gehört er zu den jüngſten deutſchen Dichtern, daß er ungefähr in einem Jahrzehnt ſich unter den deutſchen Dramatikern die erſte Stelle errungen, iſt ein freudiges, ſtolzes Dichterſchickſal in unſerer politiſchen, der Poeſie abgewandten Zeit, bei unſerer unlitterariſchen Nation überhaupt, dem man ſchwer ein anderes an die Seite ſetzen könnte. Die Anzahl ſeiner Werke iſt bereits eine ſtattliche: kein Wunder, wenn ein fertiger Mann Werk um Werk hervorbringt, Erfolg um Erfolg erringt. Wildenbruch hat bisher folgende Werke geſchrieben. „Opfer um Opfer“ (Schauſpiel), erſte Aufführung: Hannover, 14. Oktober 1882. — „Die Herrin ihrer Hand“ (Schauſpiel). — „Chriſtoph Marlow“ (Trauerſpiel), erſte Aufführung: Hannover, 6. Mai 1884. — „Harold“ (Trauerſpiel), erſte Aufführung: Hannover, 7. Mai 1882. — „Der Menonit“ (Trauerſpiel), erſte Aufführung: Frankfurt a. M., 29. November 1881. — „Die Karolinger“ (Trauerſpiel), erſte Aufführung: Meiningen, 6. März 1881. — „Väter und Söhne“ (Schauſpiel), erſte Aufführung: Breslau, 15. November 1881. — „Das neue Gebot“ (Schauſpiel), erſte Aufführung: Frankfurt a. M., 28. Mai 1886. — „Der Fürſt von Verona“ (Trauerſpiel), erſte Aufführung: Hannover, 28. Oktober 1886. — „Die Quitzows“ (Schauſpiel), erſte Aufführung: Berlin, 9. November 1888. — „Die Söhne der Sibyllen und Nornen“ (Dichtung). — „Vionville“ (ein Heldenlied). — „Sedan“ (ein Heldenlied). — „Lieder und Balladen“. — „Der Meiſter von Tanagra“ (Novellen). — „Novellen“: „Franceska von Rimini“. „Vor den Schranken“. „Brunhilde“. — „Neue Novellen“: „Das Riechbüchschen“. „Die Danaide“. „Die heilige Frau“. — „Humoresken“: „Das Märchen von den zwei Roſen“. „Vergnügen auf dem Lande“. „Mein Onkel aus Pommern“. „Schlafloſe Nacht“. „Mein nervöſer Onkel“. „Ein Opfer des Berufs“. — „Kinderthränen“ (zwei Novellen). — „Der Aſtronom“ (Erzählung). Sämtliche Werke erſchienen im Verlage von Freund & Jeckel in Berlin. Es iſt mir leider im Rahmen einer kleinen Skizze unmöglich, auf alle dieſe Werke näher einzugehen, den Reichtum an Poeſie, der ſich in ihnen vorfindet, kritiſch zu beleuchten. In meinem demnächſt erſcheinenden Buche „Berliner Autoren“ will ich verſuchen, eine genaue Analyſe von Wildenbruchs Schaffen zu

geben, hier muß ich mich nur darauf beschränken, die Kontouren seiner litterarischen Individualität zu ziehen. Wenn es wirklich das sicherste Kriterium einer großen Dichterkraft ist, daß sie sich ihre eigene Welt baut, aus welcher wir die unsrige, aber in anderes, seltsames Licht getaucht, erkennen, dann haben wir in Ernst von Wildenbruch einen schöpferischen „Mehrer" des deutschen Schrifttums zu begrüßen. Die von ihm geschaffene Weltkugel schwebt in unermeßlich raschen Drehungen durch den Sternenhimmel der Litteratur; die Atmosphäre, die sie umgiebt, ist eine schwere, dichtgeballte; die Menschen, die auf ihr leben, sind größer und stärker als wir, um gewissermaßen den ungeheuren Luftdruck ertragen zu können, um nicht vom Wirbelwind der Luftschichten erdrückt und niedergerissen zu werden; sie haben auch eine viel stärkere Lunge als wir, denn ihre Stimme klingt wie der Donner und ihre Reden, selbst in gleichgültigsten Momenten, strömen im sonoren Pathos, im vollsten Pomp einer schweren und bilderreichen Sprache dahin. Was wir allmähliche Entwickelung und feinere Linien eines psychologischen Übergangs nennen, ist bei seinen Menschen selten zu finden, denn sie leben viel rascher als wir, ihr Geschick erfüllt sich binnen schrecklich, kurzer Zeit, die Ereignisse brechen plötzlich und brutal herein. Rasch wendet sich Glück und Unglück, alles ist dort oben schwer, wuchtig, pathetisch, gewaltig. Und doch giebt es auch oben schwache, träumerische Männer im Gegensatz zu manchen energischen, kraftvoll angelegten Frauen, aber die fehlende körperliche Kraft scheint jenen ungeschickten, zart konstruierten Männern in anderer Weise ersetzt worden zu sein: von ihren Augen geht ein merkwürdiger Glanz aus, eine seltsam betäubende, ja hypnotisierende Wirkung, und das Weib, das von dem Strahl eines solchen Auges getroffen, muß in bitterer, unsäglicher Liebe sterben. Erinnerungen werden bei den Leuten auf Wildenbruchs Welt zu greifbaren Visionen, die uns erzittern machen, und Totgeglaubte treten plötzlich ins Zimmer. Lassen wir die Dramen, so heißt es in meinem ausführlichen Essay in den „Berliner Autoren", mit denen uns Wildenbruch beschenkte, Revue passieren, so haftet unser Auge sofort an den in riesigen Contouren entworfenen historischen Weltgemälden: Der Vorwurf überall ein tiefer, ergreifender, der Vorgang, wie bereits gesagt, ein tumultuöser und gewaltsamer, die Menschen teils von einer Muskulatur, als hätte sie Michel Angelo gebildet, teils mit dem komplizierten seelischen Räderwerk des modernen Herzens ausgestattet. Alle diese Dramen haben eines gemeinsam: den glänzenden, meisterhaften ersten Akt. Mit bewunderungswerter Sicherheit macht uns Wildenbruch die Situation klar, entwickelt den Charakter der Hauptpersonen und deutet die nahen Konflikte an. Die folgenden Akte sind ebenfalls mit größtem Geschick und

mit einer verſchwenderiſchen Fülle von großartigen Theatereffekten aufgebaut, aber die Wirkung ſpaltet ſich oft und geht mit dem fünften Akt verloren. Daß dennoch ſeine Stücke unermeßlichen Beifall fanden, beweiſt nur, wie verſchwindend klein die Mängel den Vorzügen gegenüber erſcheinen.

Mit ſeinem Erſtlingswerk „Harold" ſpringt Wildenbruch als reifer und trotz der Fehler des Stücks als ſcharf ausgeprägter Dramatiker in die Litteratur ein. Der erſte Akt dieſes, die Kämpfe der Normannen mit den Angelſachſen behandelnden Stückes gehört zum wirkſamſten und vollendetſten, was Wildenbruch je geſchrieben. Noch gewaltigere Töne ſchlägt er im „Neuen Gebot" an, die Einführung des Cölibats dient hier zum Angelpunkt eines erſchütternden menſchlichen Konfliktes eines Prieſters mit der kirchlichen Gewalt. Im „Fürſten von Verona" und den „Karolingern" entfaltet ſich Wildenbruchs Begabung zu imponierender Größe: reich an maleriſchen, oft exotiſchen, leidenſchaftslodernden, ergreifenden Szenen ſind beide Stücke, und wenn auch der Kritiker manches an ihnen auszuſetzen hat, er muß die größte Achtung vor dem ernſten, den höchſten Zielen zugewandten Streben des Dichters empfinden. Vaterländiſche Stoffe geſtaltete er im „Menonit", in „Väter und Söhne" und den „Quitzows". Der „Menonit" iſt techniſch außerordentlich gelungen, ich perſönlich konnte mich mit dieſem Stücke weniger befreunden, um ſo mehr mit „Väter und Söhne", trotz der Doppelteilung, die das Werk ſpaltet. Die Lieder eines Arndt und Herwegh können die Jugend nicht mehr entflammen als „Väter und Söhne" und die „Quitzows", das ich für weitaus die beſte Leiſtung Wildenbruchs halte. Über dieſes, wie über alle Dramen Wildenbruchs iſt bereits ſo viel geſchrieben worden, daß ich die Kenntnis des Inhalts derſelben bei dem Publikum der „Geſellſchaft" vorausſetze. Die „Quitzows" werden in ihrer Art die gleiche Stellung in der Weltlitteratur einnehmen als „König Ottokars Glück und Ende" von Grillparzer.*) Hat der Öſterreicher die Anfänge der Habsburgiſchen Herrſchaft zu einem Drama geſtaltet, das mit höchſter Kunſt das öſterreichiſche Herrſchergeſchlecht glorifiziert, ſo hat mit nicht geringerer Kunſt Ernſt von Wildenbruch den Hohenzollern eine poetiſche Huldigung dargebracht. Unmittelbar nach den „Quitzows" iſt für mein Gefühl „Chriſtoph Marlow" zu nennen. Dieſes Stück hat mich unendlich ergriffen, der erſte Akt hingeriſſen wie wenige dichteriſche Schöpfungen. Von ſeinen beiden modernen Stücken: „Opfer um Opfer" und „Die Herrin ihrer Hand" hat mir das

*) Vor einiger Zeit erſchien in der „Geſellſchaft" eine Beſprechung der „Quitzows", mit welcher ich gar nicht einverſtanden war. Ich ſpreche meine gegenteilige Anſicht um ſo entſchiedener aus, da mir die Objektivität der Redaktion: die verſchiedenſten Meinungen zu Worte kommen zu laſſen, bekannt iſt. E. W—r.

erſte wegen ſeiner Rührſeligkeit nicht gefallen, das zweite aber trotz mancher Unwahrſcheinlichkeiten und haſtiger Charakteriſtik einige ſehr angenehme Stunden bereitet. Das Gebahren der Liebe und des Ehrgeizes in harten Proben und bis in ihre letzten Konſequenzen führt uns Wildenbruch an einem trefflichen Beiſpiel vor. Doch noch einen andern Zweck hat dieſes Drama: Johanna und Edmund bilden in ihrem Charakter leuchtende Gegenſätze zu den jetzigen Männern und Frauen, denen Wildenbruch einen ſcharfgeſchliffenen Spiegel vorhält: „Ja, dieſe jungen Männer unſerer Zeit, dieſe ſogenannten jungen Männer, ſie ſind ein Geſchlecht ohne Phantaſie, ohne Überzeugung, ohne Glauben an eine andere Macht als die des Geldes, ohne Sehnſucht nach etwas anderem als dem rauhen Genuß; finſtere Streber vom Augenblick an, da ſie zu lernen beginnen, rückſichtsloſe Stellenjäger vom Augenblick an, da ſie zu lernen aufhören; kalt geworden und nüchtern, ohne je warm geworden zu ſein; hohnlachend über die ſchöne Trunkenheit, mit der ein begeiſternder Gedanke das Herz des Menſchen erfüllt.“ Welch' tiefe Wahrheit liegt in dieſen ſcharfen Worten!

Aus der Zahl ſeiner novelliſtiſchen Schöpfungen ragen drei weit ſichtbar hervor: „Die heilige Frau“, „Der Meiſter von Tanagra“ und „Kinderthränen“. Während in der „heiligen Frau“ der Gegenſatz zwiſchen nord- und ſüddeutſchem Weſen an einem ergreifenden Problem zum Ausdruck gelangt, verſtand es Wildenbruch im „Meiſter von Tanagra“, einem antiken Stoff moderne Schönheit zu verleihen, ohne ihm den ſinnig heitren Charakter des Klaſſiſchen zu rauben, und in den „Kinderthränen“ enthüllt uns der Autor ſein edles Gemüt von ſeiner lichteſten, herrlichſten Seite. Auch die „Danaide“, eine mächtige Tragödie in novelliſtiſcher Form, gehört zu den künſtleriſch vollendetſten Proſadichtungen des Autors. „Franzeska von Rimini“ wird manches zarte Gemüt zu Thränen rühren, für mich beſitzt die Novelle an vielen Stellen etwas Exaltiertes, das in mir keine reine Wirkung aufkommen ließ. Kraß in der Handlung, aber hervorragend durch Charakteriſtik und Darſtellung erſcheint das großzügige Nachtgemälde „Vor den Schranken“, noch gewaltiger, oft übernatürliche Dimenſionen erreichend, ſtürmt die wildphantaſtiſche Novelle „Brunhilde“ auf den Leſer ein. Dieſe Novelle geht auch in die Tiefe, ſie ſucht die geheimſten Abgründe der Seele mit der Fackel der Poeſie zu erleuchten. In der von dramatiſchem Leben durchpulſten Erzählung „Der Aſtronom“ begiebt ſich Wildenbruch auf den Boden des energiſchen, jede Prüderie einfach verachtenden Realismus, und hier bietet ſich auch dem Dichter überreichliche Gelegenheit, ſeine ungeſtüme Kraft ungezügelt walten und wirken zu laſſen. Neben dem Sinn für die tiefſte und erſchütterndſte Tragik beſitzt Wildenbruch den Blick für die komiſchen

Seiten des Lebens. In ſeinen „Humoresken" lernen wir den kernigen, draſtiſchen, behäbigen Humor, über den er ſouverän verfügt, zur Genüge kennen. In dieſem Buche findet ſich auch ein „Märchen von den zwei Roſen", das durch ſeine Grazie beſonders anmutet.

Die Heldengeſänge Wildenbruchs „Vionville" und „Sedan" enthalten eine Fülle poetiſcher Schönheiten, aber ich konnte mich trotzdem nicht mit ihnen befreunden. So ſehr ich auch die Sprachgewalt, die Lautmalerei bewundere, mit der der Dichter den Gang der Schlachten ſchildert, ich bin doch nur ſelten warm dabei geworden. Umſomehr wirkten die „Lieder und Balladen", von denen der Leſer in dieſem Heft Proben findet, auf mich ein. Die alte Erfahrung, daß jeder bedeutende Dichter auch eine bedeutende lyriſche Ader beſitze, erfüllt ſich in glänzender Weiſe an Ernſt von Wildenbruch. Seine Lyrik iſt markig und doch entbehrt ſie nicht der zarten, innigen Töne; ſie iſt einfach, aber in ihrer Einfachheit großartig. Die Höhe ſeines lyriſchen Könnens erreicht er in den Balladen und poetiſchen Erzählungen. Hier ringt er, oft mit Erfolg, mit den erſten deutſchen Balladendichtern Uhland, Bürger, Fontane um den Preis. Wer kennt nicht ſein herrliches, hinreißendes „Hexenlied"? Hätte Wildenbruch in ſeinem Leben nur dies eine Gedicht geſchrieben, es würde hinreichen, ihm unter den Versdichtern einen erſten Rang anzuweiſen.

Dieſe wenigen, dürftigen Seiten geben dem Leſer nur einen ſchwachen Begriff von der Größe, der Gewalt, dem Glanz, der Mannigfaltigkeit, mit der Wildenbruchs Begabung ſich äußert. Er iſt eine der bedeutendſten, markanteſten Erſcheinungen der deutſchen Litteratur, aus welcher ſein Name nicht verſchwinden kann. Was Großes und Schönes auch immer er uns noch ſpenden wird, das Eine hat ſein bisheriges Schaffen ſchon erreicht, daß er die deutſche Dramatik dem Auslande gegenüber in würdiger Weiſe vertritt und wir ihm mit freudigem Stolz das Erbe Heinrich von Kleiſts zuerkennen.

Kritik.

Romane und Novellen.

Gottlieb Steger, durch ſeine epiſchen Dichtungen „Ein Cäſar" und „Rolf" (Leipzig, W. Friedrich) bereits rühmlichſt bekannt, tritt jetzt mit einem humoriſtiſchen Epos, das ſich den beſten Erzeugniſſen dieſer Art ebenbürtig zur Seite ſtellt, vor das Publikum. Das neue Werk iſt im Verlage von Chriſtianſen & Bollmann in Huſum erſchienen und führt den Titel: „Blaſiert". Er ſchildert in vortrefflichen Verſen den Le-

benslauf eines modernen Don Juans, der nach einem vielbewegten Leben in Blasiertheit endet. Von den einzelnen Episoden heben wir als ganz besonders gelungen die Szene im Zirkus und die Bilder aus den Zaubergefilden Stambuls hervor. Mit energischen Strichen gezeichnet ist das wilde Steppenkind, die spätere Zirkuskönigin „Cora", von elegischem Hauch umflossen die zarte Gestalt Angelikas, die Pflegerin Eugen tor Stratens (so der Name des Helden), als er, von seinen Dienern verlassen, in Konstantinopel pestkrank darniederliegt. Wir können die Dichtung angelegentlichst empfehlen. Sie ist allerdings nur für reifere Leser berechnet und kein Lesefutter für Backfische. Der junge Dichter Gottlieb Steger ist mit Franz Held, dem Verfasser der „Gorgonenhäupter" und des „Pfaffen Don Juan" (Verlag von W. Friedrich) einer der schneidigsten Vertreter unserer modernen realistischen Kunst im Vers-Epos. Nennt man die besten Namen der neuen Schule, wird der des Doktors Steger (Medizinmann im bürgerlichen Berufe) nicht fehlen.

Junker.

„Guenn" — Eine Welle am Strande der Bretagne — von Blanche Willis Howard. Übersetzt von H. Stern und M. Jacobi (Stuttgart, Robert Lutz).

Es wird dermalen in Deutschland so viel ausländischer Schund importiert, daß man mit berechtigtem Mißtrauen eine Übersetzung in die Hand nimmt. Das vorliegende Werk aber, aus der Feder einer hochbegabten Amerikanerin, verdient in jeder Beziehung, bei uns litterarische Gastfreundschaft zu genießen. Wäre das Buch nicht an einigen Stellen zu breit angelegt und zu weitschweifig ausgeführt, müßten wir dasselbe zu den bedeutendsten Erscheinungen der modernen Belletristik rechnen. Aber auch in vorliegender Gestalt wird es eine tiefe, anhaltende, echte Wirkung auf den Leser ausüben. Die Erzählung glüht in allen Farben der realistischen Kunst und berichtet uns von interessanten Menschen, die wir nicht so bald vergessen. Die Heldin selber ist ein entzückendes junges Bauernmädchen, dem die Liebe zu einem egoistischen jungen Künstler ein trauriges Ende bereitet. W.

„Große Welt". Eine Novelle in zwei Tänzen von Graf W. A. Sollophub (Dresden, Pierson).

Die Deutschen hätten keinen Verlust erlitten, wenn dieser russische Doppeltanz nicht übersetzt worden wäre. Der Verfasser macht uns mit einem armen, unerfahrenen Offizier bekannt, den die Liebe zu einer raffinierten Dame verführt, sich in den Strudel der vornehmen Welt zu stürzen, wo er dann seine trüben Enttäuschungen erleidet. Nicht ohne Talent, Stimmung und Seelenkenntnis; aber in der ganzen Geschichte liegt etwas Unmännliches, Winselndes und Sentimental-Knochenloses, daß sie einem schließlich widerwärtig wird. W.

„Nach der Natur". Skizzen in Prosa von Sophie von Khuenberg (Graz, Franz Pechel).

Die jugendliche Verfasserin ist uns keine Fremde: sie hat sich vor einigen Jahren mit einem Bändchen Lyrik: „Frost und Flammen" ungemein vorteilhaft in die Litteratur eingeführt. In diesem Bändchen bekundete sie zarte, echte Empfindung, ein feines Formgefühl und vor allem jenes unerklärliche Etwas, das den Versemacher vom Talent unterscheidet. In vorliegendem Buche überträgt sie mit Glück und Geschick ihre lyrische Darstellungskunst auf die Prosa. „Nach der Natur" enthält eine Reihe allerliebster, zierlicher kleiner Skizzen voll bunt wechselnder Stimmung, voll Laune und Ge-

müth. Auch ein anerkennenswertes Fabuliertalent tritt angenehm und bestechend hervor. Das Buch der reich begabten Dichterin wird sich viele dankbare Freunde erwerben, und das soll ihr ein Sporn sein zu weiterem ersprießlichen Schaffen.

W.

„Unter dem Nordlicht". Norwegische Erzählungen von Martha Rumbauer (Berlin, Adolf Landsberger).

Es wäre ungerecht, über diese drei harmlosen, liebenswürdigen Novellen ein absprechendes Urteil zu fällen. Sie geben sich als keine Meisterwerke aus und wollen auch nicht als solche kritisiert werden. Wer sich aber an frischen, hübsch dargestellten, von wirklicher Empfindung beseelten, und nicht übel ersundenen Geschichten für ein Stündchen erfreuen will, der greife zu diesem Buche. Es enthält drei Piecen: die erste ist die schwächste, die zweite viel besser und die dritte macht sogar einen sehr guten Eindruck. Indem uns die Verfasserin mit einer verheißungsvollen Leistung entläßt, rufen wir ihr „auf baldiges Wiedersehen" zu.

W.

Bibliothek der Gesamt-Litteratur des In- und Auslandes. Unter diesem Titel erscheint seit einigen Jahren ein Konkurrenzunternehmen zu der bekannten Reclamschen Universalbibliothek. Erstere zeigt sowohl ein vorteilhafteres Gewand, was Format, Papier, Druck anbetrifft, als sie auch den Vorzug hat, daß jede Nummer mit einem Porträt geschmückt und mit einer oft sehr gut einführenden Einleitung versehen ist. Es ist unzweifelhaft, daß durch die Billigkeit der einzelnen Nummern (à 25 Pf.) eine weite Ausbreitung der litterarischen Erzeugnisse möglich ist. Daher sind ähnliche Unternehmungen in ihrem kulturellen Wert und in ihrem Verdienst um Populariſierung der schönen Litteratur nicht zu unterschätzen. [Von neuen Erscheinungen liegen mir vor: Nr. 309—312 Gedichte von Wilhelm Müller. Gesamtausgabe 1 M., eleg. geb. 2 M. Der durch die „schöne Müllerin" (Schubert, Franz) bekannte griechenfreundliche Dichter wird hier zuerst in einer billigen Gesamtausgabe allgemein zugänglich gemacht; Nr. 306—308 Wilde Rosen von M. G. Saphir, einst viel gelesen, jetzt nur von ironischem Wert für den Historiker, der eine Psychologie der Liebeslyrik schreiben will; Nr. 324—325 Catulls Buch der Lieder, gut, doch manchmal schwerfällig, übersetzt von Hermann Griebenow. Den harmlosen Hieb auf das jüngste Deutschland (Einl. S. VIII) quittiere ich hiermit lächelnd als empfangen; Nr. 327—328 Federzeichnungen eines Jägers Bd. 1 von J. Turgenjew, fließend übersetzt von Alexis Markow; Nr. 330—331 Klopstocks Oden und Epigramme in guter Auswahl, eingeleitet von Prof. Dr. B. Grosse. Ein Verzeichnis der ganzen Bibliothek sendet die Verlagsbuchhandlung gratis und franko.

L. J—i.

Sol und andere Novellen von Eusemia Gräfin Ballestrem (Wiesbaden, Bechtold & Comp.). Dieser neuste Band der beliebten Erzählerin wird dem großen Kreis ihrer Verehrer willkommen sein. Er enthält vier Erzählungen, die von dem liebenswürdigen Talent der Verfasserin bestes Zeugnis ablegen.

Marine-Novellen von Johannes Wilda. Zweite vermehrte und überarbeitete Auflage (Schleswig, Druck und Verlag von Julius Bergas). Diese frisch und lebendig geschriebenen Geschichten werden überall gern gelesen werden; mit ihrem seemännischen Inhalt sind sie ganz danach angethan, das Interesse für unsre junge Marine zu stärken und die rasch notwendig gewordene zweite

Auflage giebt Kunde, daß der junge Autor sich rasch einen Leser- und Freundeskreis geschaffen hat.

Dichtungen.

Gedichte von Detlev von Liliencron (Leipzig, Friedrich).

In vorzüglicher Ausstattung bietet hier der realistische Lyriker par excellence, der eigentliche Gründer einer realistischen Lyrik, die zweite größere Sammlung seiner Skizzen und Tagebücher in Versen. Als ich mir 1884 die „Adjutantenritte" zufällig in einem Buchladen kaufte und meiner Extase darüber in der „Gesellschaft" die Zügel schießen ließ, meinte ein gewisser kritischer Messias: das sei ja ganz frisch, ganz nett, wie es von Vielen heißen könne. Heute bei veränderten Schiebungen würde es mich nicht wundern, demnächst eine begeisterte Lobhudelei über Liliencron aus jener unparteilichen Feder zu lesen.

Was in jener ersten Sammlung unbewußt geblieben war, scheint jetzt mit Bewußtsein herausgearbeitet. Darunter mußte zwar einerseits die anspruchslose Unmittelbarkeit naiver Hingabe an die Empfindung leiden, andrerseits verstärkte sich aber die reifere Künstlerschaft in plastischer Lebensnachbildung. Gleich auf S. 6 finden wir ein wahres Meisterwerk „Rückblick". Fast auf gleicher Höhe, trotz einiger geschraubter Wendungen, steht „Zapfenstreich" und tief ergreift die Innigkeit des Gedenkblatts „Eine Rose (an Theobald Nöthig)". Niemals kam das spezifische Soldatentum in der Lyrik zu so einschmeichelnder Geltung. Von verschiedenem Werte sind die darauf folgenden Stimmungslandschaften mit erotischer Staffage. Es finden sich wundervolle Stücke darunter, wie „April" (würde Burns Ehre machen), „An Phylis" (in Goetheschem Stil), „Am Waldesausgang", „In einem Frühlingsgarten", „Vergiß die Mühle nicht". Manche langatmige Verse hätte man freilich hier streichen können — die Knappheit Heines, die heut von einigen naseweisen Klugschwätzern als Schneiderellen-Technik betrachtet zu werden scheint, erfordert eben viel Selbstverleugnung. Wie versteht es z. B. Reder, in drei Strophen eine Welt zusammenzudrängen! — Anderes wie „Ringelgedichte" (nebst verschiedenen ähnlichen Stücken dieses Bandes einst von mir im „Magazin" abgedruckt), will mir gar nicht behagen. Was soll eine so seichte Reimerei wie „Ein Handkuß!" Gar nicht befreunden kann ich mich mit den „Sicilianen", wo Formspielerei in Schwulst ausartet, und den Versuchen in Ottave Rime, wo große Dinge angestrebt werden, aber die Bilderjagd oft in Phrase ausartet. Mäßig dünken mich die bitterbösen Ausfälle „Aus der Zukunft"; zur Satire taugt Liliencrons Muse nicht. Der letzte Abschnitt bringt dafür noch Vortreffliches. So „Lincinatus", worin die prächtigen Verse:

„Der Geier des Ehrgeizes richtet den Schnabel
Nur immer gegen den eignen Nabel
Und frißt sich selbst in den Eingeweiden."

Jawohl, wir sind allzumal Sünder und Jeder will gern der Erste sein, auch wenn man über den Ehrgeiz schimpft. — „Die neue Eisenbahn", als Symbol klassisch, könnte in der Form etwas von der absichtlichen Nachlässigkeit missen. Das letztere gilt auch von „Die Drossel", so eigen diese selbsterlebte Lazarett-Phantasie auch packt. Meisterlich rundet sich hingegen „Abendgang" ab. Den Böcklinschen Phantasieen (diesem bedeutenden Farbenvirtuosen, über den ich Liliencrons Urteil teile) hat er eine Extra-Hymne gewidmet „Rache der Najaden", „Sündenburg", „Schwertlilie" zeigen uns die malende Bildkraft dieses sinnenstarken Lyrikmeisters auf ihrer Höhe, während das geheimnisvolle Erhaschen des Unmerklichen und Unerklärlichen in „Unsichtbarer Anmarsch" uns seine nervöse

Stimmungsfeinheit bewundern läßt. Die royalistische Loyalität „In einer Winternacht" gereicht dem Offizier und Edelmann zum Lobe. Anderes in diesem Abschnitt ist wieder schwächer, auch die Anfingerei seiner Dichterlieblinge Keller, Meyer, Kleist, Storm.

„Wohl trifft es sich, daß laut und polternd wirft
Ein herrlich Dichterherz mit rohem Gold,
Und kann es nimmer zwingen zum Gerät.
Ihm fehlt die Künstlerhand, dir wurde sie."

O ja, oft trifft es sich, daß elegant herausgeputzte Alfenide höher im Preise steht, als lauteres ungelötetes Silber, daß glänzender Messing wie Gold glänzt. In „An Goethe" heißt es verächtlich: „Die Deutschen lieben Schiller, Bilderbücher jeder Art . . ." Ich meine die Goethe-Narren sind pietätlose Beschimpfer des Mannes, der doch wenigstens allein unter allen Deutschen wußte, was ein Drama war. Dafür citiert Liliencron auch pietätvoll den großen Dichter Trojan. — Lassen wir übrigens nur das ewige Fluchen auf Heuchelei, Undank und Neid. „Wohl hast Du an dir selber noch zu rügen genug," ruft Hildebrand dem schimpfenden Hagen im Nibelungenliede zu. — Nach dieser beiläufigen Glosse wollen wir mit erneuerter Freude uns an dem herrlichen Cyklus „Schmetterlinge" erbauen und schließen mit dem entzückenden Lebensjuchzer „Im Trabe".

„Und immerfort, der Fackel zu,
Dem Thorfahrtlich der ewigen Ruh,
Im Trabe, Trabe, Trabe."

Ein genialer Kerl, dieser holsteinische Junker; das bleibt bestehen für und für.

Charlottenburg. Carl Bleibtreu.

Lichter und Schatten. Gedichte von Theobald Nöthig. 4. Auflage. (Breslau, M. Woyward.)

Über diese vortreffliche Sammlung habe ich schon früher mehrfach berichtet; sie will mit Liliencron schon deshalb zusammen besprochen werden, weil beide Dichter als frühere Kameraden des Kriegerlebens Lust und Leid genossen. — Besticht in Liliencron das ungleich kräftigere Talent, so erwärmt uns dafür Nöthigs gefestigtere reinere Natur. Ja in der That, hier spricht ein echter deutscher Mann, keiner jener Schein-Biedermaier, deren wahres Gesicht nur Schmeichler und Gimpel nicht erkennen. Da giebt's kein Schielen nach rechts und nach links und nach oben, ob nicht ein Brosame abfalle, da blickt das ehrliche Auge gradaus, wohin seine Mannesüberzeugung zielt. Während Liliencron erklärt: „Soll ich beten: Nimm mir meinen Besitz, teil ihn unter die Elenden und Enterbten? Nein! Mein ist diese Scholle", — steht solchem Selbstgenuß die milde vornehme Gesinnung Nöthigs gegenüber, der nicht sein gütiges Herz durch Selbstmitleid, sondern durch herzliches Erbarmen mit allen Leidenden bekundet. In einem Liliencron gewidmeten Gedicht singt er: „Als Trost giebst du Natur, den Jüngern wieder die Lerche, die sich streift beim Morgengrauen des Nachttaus Perlen singend vom Gefieder." Hier tönt die eine Grundmelodie der Nöthigschen Poesie: die sehnsüchtige Liebe zur Natur wieder. Die wichtigere Seite dieser Musenphysiognomie aber enthüllt sich in dem Gedicht (Karl Bleibtreu gewidmet) „Zukunftspoesie":

„Beweist, daß Gottes Geist euch treibt,
Mag er als Rächer uns begegnen,
Der Mene Tekel flammend schreibt,
Mag er als Gott der Liebe segnen.
Beschwört den Gott in eurer Brust,
Doch laßt ihn uns als Menschen schauen,
Der mitempfindet Leid und Lust
Und unsern Acker hilft bedauen.
Dem Gott, der nur im Himmel thront,
Sollt ihr nicht eure Lieder weihen,
Nein feiert den, der in uns wohnt,
Der durch die That uns wird befreien.
Stillt nicht die Sehnsucht unsrer Zeit,
Die nach dem Trostwort neuer Bibel
Und nach dem neuen Heiland schreit
Durch Märchen aus der Kinderfibel!"

Eine heilige Mahnung, welcher wir eingedenk bleiben wollen.

Carl Bleibtreu.

Ludwig Aub und Herman Thom. Gnomen und Kobolde. Aphorismen und Epigramme. Leipzig, Bouman 1889. 62 S. Wir Deutschen haben wenig gute Epigrammatiker, noch weniger gute Aphoristiker. Vielleicht liegt die Begründung dieser augenfälligen Erscheinung in der Thatsache, daß wir lieber einen schönen neuen Gedanken auf einigen Seiten breittreten und ein dutzendmal herumdrehen, als daß wir ihm eine kurze, scharfe Fassung geben. Unser deutscher Witz zeigte immer gemütliche Weitschweifigkeit, aber nicht schneidige Kürze; er zerfloß lieber, als daß er sich kryſtallisierte. Die kleine Litteratur des Epigramms hat nur eine hervorragende Leistung in neuerer Zeit hervorgebracht: Ernst Ziels Epigramme; das Gebiet des deutschen Aphorismus ist das jüngste und eigentlich, wenn ich von Lichtenberg absehe, erst von dem tiefsinnig-barocken, mich immer an Hamann erinnernden Friedrich Nietzsche angebaut worden. Eine Bereicherung beider Gebiete ist immer willkommen, aber eine solche ist das Büchlein von Aub-Thom nicht. — Die erste Hälfte, deren Autor L. Aub ist, zeigt nichts von epigrammatischer Kürze und Pointierung und ist ohne jede Ideeneigenart. Meistens witzlose oder witzgezwungene Vierzeiler über alles Mögliche und Unmögliche. Hier und da fristet ein einsamer Witz sein Dasein von der leichten Waare des Wortwitzes oder des Kneipkalauers, wie z. B.:

Ein Abzahlungsgeschäft ist ein Ratenfänger von Hammeln. (S. 3.) Frauenzimmer, die zu viel lesen, werden leicht litterarhisterisch. (S. 11.) Im Auslegen seid frisch und munter, legt ihr nichts aus, so geh' ich unter, sagt ein Pumpgenie bei ihm.

Noch tiefer steht die Gattung seiner litterarischen Vierzeiler, z. B.:

Felix Dahn.
Du bist im Handelsgesetz versiert,
Ein Kenner der deutschen Geschichte,
Hast die Völkerwanderungszeit studiert,
Machst gute deutsche Gedichte.

Was soll man zu folgendem „Aphorismus" (?) sagen: „Es ist unlogisch, wenn Antisemiten in ihrer hetzfreien Zeit schönen Judenmädchen den Hof machen." (S. 24.) Selbstverständlich zieht er als echter Dilettant wacker über Dilettanten her, in folgendem Vers z. B., den ich auch für L. Aub in Anspruch nehme:

„Das Versegeklingel mahnt uns voraus:
Ein dichtender Schlingel! Weichet ihm aus!"

Entschieden höher, aber auch nicht sehr viel, steht Herman Thom. Aber er ist wenigstens nicht Dilettant schlechtweg, wenn auch mehr als die Hälfte seiner Verse nicht die Druckerschwärze verdient. Auch bei ihm finden wir wenig Vier- oder Zweizeiler, die den Begriff „Epigramm" streng ausfüllen, dagegen ganz hübsche Aphorismen, namentlich boshafte über Frauenliebe, und hin und wieder niedliche Spruchwahrheiten, wie:

„Eine Stunde Sonnenschein
Trocknet manche Pfütze ein." (S. 35.)

„Sieht man auch alles — eines nur
Fast nie: Die eig'ne Unnatur." (S. 44.)

Für den hübschen Vers S. 50, mit der Pointe, daß bei der Sündflut die Flut sich verlaufen und die Sünde geblieben, ist als Vorbild der bekannte Vierzeiler Goethes auf den Kraftapostel Kaufmann heranzuziehen, auf den „Gottesspurhund", bei dem sich die „Gottesspur" verlaufen und nur der „Hund" übrig geblieben ist. Ebenso haben noch manche andere Sprüche ihren litterarhistorischen Stammbaum. (S. 53, 56.) Wie urkomisch wirkt der Vers S. 48, der die Welt für einen Aschenbecher, die Menschen für Zigarrenstumpfe erklärt, und:

„Vielleicht, daß einst mich armen Schächer
Der Ew'ge noch ein bischen raucht."

Der zweite Teil des Büchleins von H. Thom zeigt sich demnach als ein sonderbares Gemisch von Können und Nichtkönnen, von Geist und Geistlosigkeit, von Witz und Qualwitz, aber er weist

nicht das auf, was zu den Haupterforderniſſen der Kunſtgattung des Epigramms und des Aphorismus gehört, Eigenart der Gedanken und Gedrungenheit der Form. Ludwig Jacobowski.

Dramen.

„Der Alte am Meere". Schauſpiel (in acht Akten oder Bildern) von Wilhelm Tappenbeck. (Altenburg, Druck von Oskar Bonde.) — Nach den gräßlichen Erfahrungen, die man jüngſthin in Berlin mit Schauſpieler-Stücken gemacht hat, iſt es Niemandem zu verdenken, wenn er mit ſchauderndem Zagen an die Lektüre eines Dramas geht, deſſen Verfaſſer zum Stande der Mimen rechnet. Dieſe Herren pflegen beim „Dichten" nicht über die Schaffung von Rollen und Aktſchlüſſen hinauszukommen. Der äußerliche Rummel iſt ihnen allzuderb ins Blut übergegangen, als daß ſie an die höheren Forderungen eines echten Dramas auch nur denken ſollten, und die Eitelkeit, welche von jeher dem Geſchlechte des falſchen Hermelins beſonders kitzlich im Inneren juckt, jene beſtändig zum Publikum, der großen Applausherde ſchielende Eitelkeit, macht ein wahrhaftiges, kühnes, freies Dichten erſt recht unmöglich. Um ſo lebhafter muß man es anerkennen, wenn ein ſchreibender Schauſpieler wenigſtens den Verſuch macht, ſich von der groben Kuliſſenmalerei ſeiner Kollegen fern zu halten, wie es beim Verfaſſer dieſes „Schauſpiels in acht Akten" der Fall iſt. Der Trieb nach Wahrheit und Leben bekundet ſich freilich nur in vereinzelten Anläufen, welche in einem Wuſt von Deklamation und theatraliſchem Humbug verſteckt liegen, aber dieſe realiſtiſchen Einzelheiten ſind von einer ungenierten Kraft der Beobachtung ſowohl als der Wiedergabe, daß man dem Verfaſſer wohl zutrauen darf, er werde zur Schaffung vollwertiger Dramen realiſtiſcher Prägung ſicherlich fähig ſein, wenn er den Mut zur rückſichtsloſen Abſtreifung all des Theaterplunders einmal finden wird, der bis jetzt allen ſeinen Geſtalten mit Ausnahme der aus dem derbgewöhnlichen Volke genommenen nachſchleift. Alles was in dieſem Stücke auf den ungeſchlachten Holzſchuhen der Nordſeefiſcher auftritt, atmet eine ganz köſtliche, herbe Naturtreue, während die etwas graziöſer beſchuhten Perſonen auch in ihrem ganzen geiſtigen Habitus ſtark konventionell angekränkelt ſind. Aber auch an ihnen ſpürt man bei genauerem Hinſehen den Verſuch zu natürlicher Charakteriſierung in Sprache und Handeln. So iſt der Bürgermeiſter ein ganz anerkennenswerter Typus des überall zu Kompromiſſen bereiten, zahlungsfähigen Bourgeois, und auch in dem katholiſchen Prieſter, der beſtändig harte „Pflicht" zu üben hat, ſteckt ein wenig Wahrheit — ich möchte beinahe lieber ſagen Wahrheitlichkeit. — Das Schwächſte an dem Ganzen iſt die Handlung, in welcher ein pſychologiſcher Kern verſteckt iſt, der allzuſchwach und dunkel angedeutet wurde, als daß man ihn deutlich erſehen und begreifen könnte. Hat der Verfaſſer hier auf Ibſenſchen Bahnen wandeln und eine ganz beſondere Seele ſchildern wollen in dieſem „Alten am Meere", der mit unbegreiflicher Hartnäckigkeit ſeinen Namen und eine große Kiſte mit Geld verſteckt? Dann müßte er über eine viel, viel größere Kraft der pſychologiſchen Beleuchtung verfügen, als er ſie thatſächlich bis jetzt ſein eigen nennt, denn ſo, wie ſich der deklamierende Greis geberdet, läßt er kein anderes Urteil zu, als: Wie ſchade, daß der alte, gute, würdige Herr ſich ſo unbegreifliche Mucken ins Hirn geſetzt hat! Und die einfache Unbegreiflichkeit, der man mühſam erſt nachſpüren muß, um ſie ſchließlich als ſolche zu konſtatieren, iſt doch noch nicht genug, um den Mittelpunkt eines Schau-

spiels in acht Akten abzugeben. — Das Stück wurde im Altenburger Hoftheater, derselben Bühne, welche vor Jahren Liliencrons „Knut der Herr" brachte, recht gut aufgeführt. Das Publikum, welches im Lande des Ziegenläses so ist wie überall, amüsierte sich vorwiegend über das ungewohnte Klappern der dörperlichen Holzschuhe.

O. J. Bierbaum.

Wir sind nicht reich an kleinen patriotischen Festspielen, welche ebenso entfernt von der schauderhaft byzantinischen Schönlügerei wie von der nüchternen Mache gewerbsmäßiger Gelegenheitsdichtung wahres Gefühl und noble Gesinnung mit feiner litterarischer Darstellungskunst verbinden. Um so erfreulicher ist es uns daher, von Zeit zu Zeit auf diesem Gebiete einer Gabe zu begegnen, welche man mit gutem Gewissen weiteren Kreisen, die an patriotischen Festspielen Lust finden, empfehlen darf. Eine solche empfehlenswerte Gabe spendet uns unsere geschätzte Mitarbeiterin Frau Johanna Baltz in dem bereits vielfach mit Begeisterung aufgeführten Festspiele „Das echte Gold". (Leipzig, J. Bädeker. Preis 1 Mark.) Die Dichtung, welche in feinsinniger Weise die Entwickelung der Kunst unter den Hohenzollern schildert, ist so eingerichtet, daß Deklamation mit lebenden Bildern abwechselt. Von der nämlichen Verfasserin ist soeben für ähnliche Zwecke die schwungvolle Dichtung „Der Engel der Barmherzigkeit" (Münster, Schöningh, 75 Pf.) erschienen.

C.

Von dem gesinnungs- und gewissenlosen Treiben, das die meisten Theaterzeitungen zu Revolver- und Reklameblättern macht, bildet das von Julius Schaumberger in München geleitete „Theater-Journal" eine rühmliche Ausnahme. In seiner jetzigen erweiterten Gestalt bringt es objektive, ehrliche und sachliche Berichte aus dem Theater- und Litteraturleben der größeren Städte Deutschlands. Außer verschiedenen interessanten Korrespondenzen bietet es noch Novelletten, dramaturgische Essays und Miscellen. Wir wünschen dem, seiner Ehrlichkeit wegen noch zu wenig beachteten Blatte alles Gedeihen.

Vermischtes.

Neuer Kosmos. Familienblatt für die schönwissenschaftliche Litteratur aller Völker. 1. Jahrgang, Heft 1. Norwegisches Heft. Münster in Westfalen, Selbstverlag. Herausgeber Friedrich v. Khavnach und Ludwig Stein. 106 Seiten Text in Lexikonoktav, mit Bildnissen Björnsons und Lies. Preis des Einzelheftes Mk. 1,50. — Inhalt: Staub, Erzählung von Björnson, Glücksspiel auf dem Meere, Erzählung von Lie; Zum bevorstehenden Kriege, Satyre von Freiherr von * (Khanach) und norwegische, russische und katalanische Lieder; zwei Prosaaufsätze von Stein und Paulus Cassel; zwei Theaterbriefe von Julius Elias und Leo Berg; Besprechungen und Urteile, Notizen, Korrespondenz. — Wie das erste Heft den Norwegern, so soll das zweite Heft den Russen gewidmet sein. Also vorerst lauter Übersetzungslitteratur, nichts Deutsch-Originales. Da mögen sich zunächst die Ausländer bei den Herren Herausgebern bedanken, deren Fremdmannseifer unserem ohnehin schwer bedrängten, vaterländischen Schrifttum nicht zum Segen gereichen wird. Hätte jedes Heft neben einer fremden eine bedeutende deutsche Arbeit gebracht, so hätte die Sache ein besseres Gesicht.

C.

Rauch und Goethe. Urkundliche Mitteilungen von Karl Eggers. Mit 6 Lichtdrucktafeln; Berlin, F. Fontane. — Auf die Beziehungen zwischen Goethe und Rauch werfen diese neu mitgeteilten Briefe

ein interessantes Licht. Aber nicht nur die Beziehungen zwischen den beiden großen Männern treten deutlich in dem Werke hervor, sondern dasselbe enthält auch viele interessante Mitteilungen über die damaligen Kunstzustände. Das Werk ist in gleicher Weise eine Ergänzung zu den Werken Goethes — in der Ausstattung schließt es sich daher auch der jetzt erscheinenden großen Goethe-Ausgabe an — als eine solche zu der großen Rauch-Biographie von Eggers. Die Lichtdrucke stellen die auf Goethe bezüglichen Arbeiten Rauchs dar.

Das Christentum und seine Gegner. Eine wissenschaftliche Untersuchung von Otto Fleischmann (Leipzig, F. Richter). — „Hat das Christentum noch einen Wert für die Menschheit oder ist es ein in wissenschaftlicher wie in sittlicher Beziehung überwundener Standpunkt?" Die heftigen Angriffe, die in neuerer Zeit gegen die christliche Religion gerichtet werden, veranlaßten den Autor obige Frage aufzuwerfen, um durch eine wissenschaftliche Untersuchung die entscheidende Antwort herbeizuführen; in welchem Sinne diese Antwort ausfällt, ist bei dem Standpunkt Fleischmanns, der sich im Vorwort selbst als Theologe bezeichnet, vorauszusehen, gleichwohl wird auch der Andersdenkende das geistvolle Buch mit Interesse und Nutzen lesen.

Aus dem früheren Frankreich. Kleine Abhandlungen von Feodor Wehl (Minden i. W., J. C. C. Bruns). — Diesieben lesenswerten Studien, aus denen der Band besteht, sind ein schätzenswerter Beitrag zur französischen Litteratur- und Kulturgeschichte und seien unsern Lesern bestens empfohlen.

„Das Schöne" von Professor Dr. Christian Muff, Direktor eines königlichen Gymnasiums u. s. w. Das Buch ist idealistische Windmacherei, materialistische Geldmacherei; ein Abklatsch aus Kant und Schiller. Solche abgestandene Schlagworte und Phrasen sollten doch heute nicht mehr nachgedruckt werden. Wenn einer nichts Neues weiß, und nichts Gutes popularisiert, soll er das Maul halten; der Verfasser entschuldigt sich im voraus „wenn das Buch so glücklich sein sollte, einen scharfen Beurteiler zu finden, daß es ja nur gedruckte Vorträge sind". Unserem Urteil nach sind es bloße Studienexzerpte, wie sie jeder Studiosus liberarum artium nachstenographiert. Dr. Robert Plöhn.

Die Geistesthätigkeit des Menschen und die mechanischen Bedingungen der bewußten Empfindungsäußerung auf Grund einer einheitlichen Weltanschauung. Vorträge von J. G. Vogt. Leipzig, M. A. Schmidt.

Nicht als Produkte, als Prozesse betrachtet die Wissenschaft die Gegebenheiten und Begebenheiten des „Daseins". Die transcendentale metaphysische Anschauungsweise hat sich längst überlebt und bloß die physikalische und physiologische Betrachtung hat Bestand und Haltung. Dabei aber blieben zwischen den Resultaten der „Natur" und „Geisteswissenschaften" Lücken und Widersprüche bestehen. J. G. Vogt hat es nun versucht, seine empirischen Beobachtungen der Natur auf die Erkenntnis des Geistes zu übertragen, und hat auf diese Weise nicht nur eine Theorie voll Glück, sondern auch voll Erfolg aufgestellt, welche uns in der That als die einzig mögliche Welterklärung zu sein scheint. Indem Vogt uns zuerst vorführt, wie wir uns die Weltmonas vorzustellen haben gelangt er auf die Idee eines kontinuierlichen Verdichtungszentrums, dessen Spannungsgrade die Empfindungsskala bilden. Analoger, nicht identischer Weise ist ihm der Denkvorgang der Gehirnzellen, der „Orientierungsorgane". Und nun legt Vogt die Mechanik der Vorstellungs-

operationen, die Molekular- und Massenbewegung des Geistes klar aber nicht wie Herbart in toter formalistischer Weise, sondern indem er die verschiedenen Bilder, Reihen und Ketten zeigt, faßt er die Vorstellung als Coordinationssystem auf, die von der oder jener Hauptkomponente geführt, dies oder jenes Resultat erzielen. Immer auf der Basis exakter Forschung und Beobachtung fußend, weist Vogt mit überzeugender Klarheit darauf hin, wie jeder cerebrale Vorgang, jeder intellektuelle Akt auf optische Reize zurückgeführt werden muß. Im Gegensatz zu vielen Philosophen ruft er „vor zu den Naturwissenschaften" und nicht: „zurück zu Kant!"

Es ist im Ganzen eine ausgezeichnete Arbeit, die nur einen Fehler hat, daß sie zu kurz ist. Freilich enthält die Schrift nur „Vorträge". Hoffen wir, daß Vogt sich zu einem größeren, weiter ausgeführten Werk entschließen wird, wenn auch das 140 Seiten zählende Büchelchen niemand unbeachtet lassen darf, der sich mit Philosophie beschäftigt.

Dr. Robert Plöhn.

Was die Bücherei erzählt. Litterarische Essays von Ferdinand Groß. Leipzig, W. Friedrich. 308 S. Der stattliche Band enthält vierzehn Essays. Über die Hälfte beschäftigt sich mit dem französischen und französierenden Schrifttum, namentlich dem modernen. Mit außerordentlicher Liebe zur Sache und feinem Verständnis in der Ferdinand Groß eignen verführerisch sich einschmeichelnden Sprache geschrieben, hat der Essayist mit dieser wirksamen Reklame für das ohnehin schon übermäßig verhimmelte und von dem Weltpublikum bevorzugte litterarische Franzosentum unserem hart um Dasein und Anerkennung ringenden vaterländischen Schrifttum eigentlich einen schlechten Dienst erwiesen. Am besten hätte er auch die drei Essays, die sich mit deutschen Litteraturdingen beschäftigen, aus dieser Sammlung ausgeschlossen (Goethes Faust in Frankreich, Eduard Bauernfeld, Der Wiener Witz), denn sie werden quantitativ und qualitativ zu schwer von dem breit und eindringlich behandelten Franzosentum gedrückt. Als rein französische Essays-Sammlung würde der Band einen weit befriedigerenden Eindruck machen und dem deutschen Leser das Gefühl der Beschämung über die Zurücksetzung seiner eigenen Litteratur ersparen. Immer und immer wieder von den französischen Herrlichkeiten singen und sagen zu hören, ich weiß nicht, es wirkt um so unangenehmer, je mehr man vom Glück und der Gabe der Franzosen überzeugt ist. Fangen wir doch einmal an, ein wenig mehr Staat mit dem Vaterländischen zu machen!

M. G. Conrad.

Rich. v. Meerheimb: Vom Kickelhahn bis zum Brocken und Kyffhäuser. Thüringen und Harz in Ernst, Scherz, Lied und Fremden-Spruch. — Drei Prologe zum Wettiner-Fest. (Dresden, Ferdin. Oehlmann.)

Dr. Ernst Henrici, Die Congogesellschaft und das deutsche Congogebiet. Von einem vielgereisten praktischen Landwirt (Chr. Krüger). Berlin, Karl Siegismund.

Platons Phädon philosophisch erklärt und durch die späteren Beweise für die Unsterblichkeit ergänzt. Von Prof. Dr. J. Baumann. (Gotha, Fr. Andr. Perthes.)

Onkel Fritzens Testament. Von Wilhelm Senn. Ein Wink zur Erziehung unseres Geschlechts auf Grund des Lessingschen Gedankens über die Wiedergeburt des Menschen. Durch die Jury der August Jenny-Stiftung mit einem Anerkennungspreise bedacht. (Leipzig, Roßbergsche Buchhandlung.)

Sinnen und Denken. Gesammelte Abhandlungen und Vorträge aus den Gebieten der Litteratur, Philosophie und Pädagogik sowie ihrer Geschichte von Dr. J. H. Witte, Professor der Philosophie und Pädagogik in Bonn. Verlag von C. E. M. Pfeffer (R. Stricker) in Halle a/S.

Mit diesen Abhandlungen und Vorträgen wendet sich der den philosophischen und pädagogischen Fachmännern längst bekannte Verfasser an weitere Kreise der Gebildeten. Er hofft, durch dasselbe in erster Linie das Verständnis derselben zu erwecken für ein Nachdenken, dessen Form deshalb ein echt wissenschaftliches Gepräge hat, weil es sich stets an einen durch Anschauung erfahrungsgemäß gegebenen Inhalt hält, denselben aber überdies methodisch durch eine dem Sinnen und dem Denken in gleicher Weise zugewendete Kritik verarbeitet.

Ein Spaziergang um die Welt (Amerika, Japan, China) von Graf Alexander von Hübner (ehemal. K. K. österreich. Botschafter in Paris und am päpstlichen Hofe). Mit 324 prachtvollen Illustrationen. 2. unveränderte Auflage. 28.—30. Lieferung. 50 Pfennige. — Verlag von Schmidt & Günther in Leipzig.

In diesen Lieferungen lernen wir Shanghai und das hochinteressante Peking kennen. Dann begleiten wir den Verfasser auf seiner Reise nach der chinesischen Mauer, und in den kaiserlichen Sommerpalast. Auch gelingt es Graf von Hübner, eine Audienz beim Prinzen von Kung zu erlangen. Von den Textillustrationen und Vollbildern erwähnen wir folgende: Shanghai, vom Eintrittsthore des öffentlichen Gartens aufgenommen. Die Bai von Nagasaki (Vollbild). Reiseschubkarren in China. Die Pagode von Sü-Kia-Wei. Opiumraucher. Das Zerstoßen des Thees, das Sieben des Thees, das Wiegen des Thees, das Kosten des Thees. Das Zollamt von Shanghai (Vollbild). Ufer des Pei-Ho, Plan von Peking, die Ringmauer von Peking (Vollbild). Beamte der Pompes funèbres. Ein Leichenbegängnis in Peking (Vollbild). Kamele aus dem nördlichen China. Porzellanturm in Peking ꝛc.

Historische Nachricht von den merkwürdigen Ceremonien der Altenburgischen Bauern 1703. Vom Magister Friedrich Friese, weiland Konrektor am Friedrichs-Gymnasium in Altenburg. (Schmölln, Reinh. Bauer.)

Philosophia divina. Gottes Dreieinigkeit, bewiesen an Kraft, Raum und Zeit von Julius Döderlein. (Erlangen, Ed. Besold.)

Der Hypnotismus, seine Stellung zum Aberglauben und zur Wissenschaft von Dr. Eugen Dreher. (Neuwied, Louis Heuser.)

Das Kriegswesen Cäsars von Dr. Franz Fröhlich. I. Tl. Schaffung und Gestaltung der Kriegsmittel. (Zürich, F. Schultheß.)

Neue litterarische Volkshefte. Nr. 4. Kritik der Kritik. Litteraturbriefe von einem deutschen Marine-Offizier in Ost-Afrika. (Berlin, Richard Eckstein Nachfolger.)

Rußland und der Dreibund. (Berlin, Richard Eckstein Nachfolger.)

Wie denkt das Volk über die Sprache? Gemeinverständliche Beiträge zur Beantwortung dieser Frage von Dr. Friedrich Polle (Leipzig, B. G. Teubner).

F. Korschann, Ideale Liebe (Dresden, E. Piersons Verlag). Auch diese neuen Gedichte legen von dem frischen Talent des schon durch frühere Dichtungen bekannten österreichischen Poeten beredtes Zeugnis ab.

Reclams Universal-Bibliothek bringt in den jüngsterschienenen Bändchen (2571/80) Gesetz betreffend die Invaliditäts- und Altersversicherung vom 22. Juni 1889. Herausgegeben von H. Krause (2571). — Erinnerungen aus dem deutsch-französischen Krieg von einem Griechen in preußischen Diensten. Autoris. Übers. aus dem Griechischen von Hans Müller (2572). — Der Kurier des Czaren. Ausstattungsschauspiel nach Jules Verns Roman: „Michael Strozoff" von R. Elcho (2573). — Macaulays kritische und historische Aufsätze, deutsch von J. Moellenhoff. VI. Bd. Lord Bacon (2574/5). — Mädchenaugen, Lustspiel von Francis Stahl (2576). — Die Nadel der Kleopatra und andere Humoresken von Max Viola (2577). — Litterarische Salzkörner. Gesammelt von R. Räuber (2578/80). —

Geschichten aus der Wienerstadt von Jul. Löwy (Wien, Verlag von A. Bauer). Der Verfasser will mit seinem anspruchslos auftretenden Buche nur „einen Stein herbeitragen zu dem großen Bau, in dem die Erinnerungen an Alt-Wien aufgespeichert werden". In den Geschichten und Slizzen, aus denen sich der hübsch ausgestattete mit Illustrationen geschmückte Band zusammensetzt, spiegelt sich das alte Wien mit seinem gemütlichen Volksleben; es sind anheimelnde Erinnerungen aus der Jugendzeit, die auch für den Nicht-Wiener von reizvollster Wirkung sind.

Einleitung in die englische Philosophie unserer Zeit. Von Dr. Harald Höffding. Autoris. Übersetzung von Dr. H. Kurella (Leipzig, Verlag von Theodor Thomas). Das Buch ist die erste Darstellung der modernen englischen Philosophie in deutscher Sprache und stammt gleichzeitig aus der Feder eines Mannes, dessen Name sich durch vorhergegangene philosophische Arbeiten auch bei uns einen guten Klang erworben hat. Sein hier vorliegendes Werk, das musterhaft verdeutscht ist, fügt seinem Ruhmeskranz ein neues Blatt bei und füllt zudem eine fühlbare Lücke in wünschenswertheste Weise aus.

Von der bereits von uns erwähnten „Geschichte der deutschen Post" von B. E. Crole (Verlag von J. Bacmeister, Eisenach) sind nunmehr die Schlußlieferungen erschienen und liegt das komplette Werk, das ein ausführliches Bild der Entwickelung unseres Postwesens entrollt, jetzt abgeschlossen vor. Das Buch enthält eine reiche Fülle von kulturhistorisch wertvollem Material und ist schon deshalb von hoher Bedeutung, abgesehen davon bietet es aber auch des Interessanten genug, um auch für minder anspruchsvolle Leser eine reizvolle Lektüre zu bilden.

Die Schauspielkunst ein Kapitel der Seelenkunde. Von Ernst Theinert-Mickley. (München, J. Lindauersche Buchhandlung).

Die Klassengegensätze von 1789. Zum 100jähr. Gedenktag der großen Revolution von Karl Kautsky (Stuttgart, J. H. W. Dietz).

Münchener Künstlernovellen von Fritz Freese (München, Fr. Ad. Ackermann). Sechs Novellen für „Salon und Waggon", die diesen auf dem Titel genannten Zwecken auch bestens dienen werden.

Die Kunststadt München zeigt auf dem Gebiete des Zeitschriftenwesens gegen früher eine überraschende Belebung des Unternehmergeistes. Herr Friedrich Graf hat eine große „Münchener Stadtzeitung" gegründet, die, allwöchentlich in elegantester Ausstattung erscheinend, für die großstädtische Entwicklung Münchens mit ebensoviel Verständnis

als Schneidigkeit ins Zeug geht. Der Unterhaltungsteil, der an Mannigfaltigkeit nichts zu wünschen übrig läßt, schließt sich der besseren Familienlitteratur an. — Die „Neuen Poetischen Blätter", früher in Mainz und Frankfurt von Dr. Westenberger herausgegeben, sind nach München übergesiedelt und werben unter der energischen Leitung des Dichters Ernst Kreowski um die Gunst der weitesten Leserkreise. — Herr Heinrich Leher, als geschmackvoller Feuilletonist geschätzt, wird von Neujahr an im Oldenbourgschen Verlage unter dem Titel „Bayerland" eine illustrierte Wochenschrift herausgeben, die sich, unterstützt von einem glänzenden Stabe gelehrter Mitarbeiter, die Pflege der bayerischen Landeskunde zum Ziele setzt. — Der Künstler und Schriftsteller H. E. v. Berlepsch ist an die Spitze eines neuen Unternehmens des Hanfstänglschen Verlages getreten, dessen Absichten auf eine breitere und reichere publizistische Pflege der modernen Kunstbestrebungen gehen. M. G. Conrad.

Englische Litteratur.

Novellen.

„Tales from Blackwood". Third Series. Edinburgh and London. Blackwood and Sons.

„Bourgoneff", die erste der Novellen ist, wenn auch nicht originell, doch ziemlich gut geschrieben; inhaltlich gehört sie in das Sensationsgebiet. Da die Novelle bereits 1884 in einer Zeitschrift (Maga) erschien, so ist es ein zufälliges Zusammentreffen, daß die Mordthaten, mit denen der einst von einem Weibe betrogene „geheimnisvolle Mörder" sich an dem ganzen Geschlecht rächt, den im Sommer und Herbst 1888 in Whitechapel begangenen Morden auf ein Haar gleichen, wodurch für sensationshungrige Leser die Aktualität nicht wenig erhöht wird.

„The Brigands Bride" (Die Räuberbraut) ist trotz des schlecht gewählten Titels (hieße es lieber: „Valeria und ich" oder sonstwie, nur nicht so wie es betitelt ist!) die beste der in dem Bande vereinigten Short-stories. Sie stammt noch aus der Feder des verstorbenen Diplomaten und Reisenden Laurence Oliphant, welcher seine eigenen Erlebnisse in Reisebeschreibung, Kriegsbericht und Novelle so interessant und lebensvoll zu gestalten wußte. Wir erinnern an „The Russian shores of the Black Sea" (1855); „Minnesota and the Far West" (1885); „Patriots and Fillibusters: incidents of Travel" und besonders an „Piccadilly, a Fragment of Contemporaneous Biography" (1870) ꝛc. Auch die vorliegende Erzählung zeigt alle Vorzüge seiner Schreibart und seines Stils; sie ist zudem höchst überraschend und thatsächlich erlebt, denn Mr. Oliphant bestand die darin erzählten Abenteuer 1862 in Kalabrien, nachdem er kaum von der schweren Verwundung wiederhergestellt war, die ihm in Japan, wo er als Chargé d'affaires gewirkt hatte, Mörder beigebracht. Er bemerkt selbst: „Die erste Frage, die ich mir vorlegte, war die, ob ich mehr Genuß davon haben würde, wenn ich mich den Briganten selbst anschlösse oder den zu ihrer Niederwerfung ausgesandten Truppen." Seinen Entschluß wollen wir jedoch nicht verraten. Die Geschichte sprudelt von Leben und Laune.

Die übrigen Novellen sind kürzer und weniger interessant.

Novellen, Amerikanische Sammlung. (Jährlich 24 mal ausgegeben zu 0,5 Dollars der Band).

Inhalt: „His two wives", by Mary Clemmer. „The Desmond Hundred" by Jane Austin (Author of a nameless nobleman). „Under Green Apple Boughs" by Helen Campbell. „A Woman of Honor" by H. C. Bunner. „Forced Acquaintances" by Edith Robinson. (Boston, Ticknor & Co. 1889).

Die Novellen sind sämtlich von ganz respektablem Schlag; ein anerkennenswerter, realistischer Zug ist ihnen allen eigen, und so nimmt man das manchmal etwas seltsame Englisch wohl oder übel in Kauf, da sie sonst lesenswert sind; eine treue Schilderung häuslicher Szenen und amerikanischer Sitten ist für uns um so interessanter, als wir uns damit noch nicht sehr den Magen überladen haben, als mit französischen und englischen Life und Highlife.

Von den fünf Novellen sind vier von Damen geschrieben und die fünfte, welche die geringwertigste des ganzen Bandes ist, hat einen Mann zum Verfasser. Das giebt zu denken, besonders da es ganz zu dem Leitmotiv stimmt, das in allen moduliert und variiert wird: daß nämlich die Herrschaft des „verworfenen" Mannes ihrem Ende nahe, daß in kurzem auch in den äußern Angelegenheiten des Lebens die Frauen bestimmt seien, die Zügel aufzunehmen, welche zu führen der Mann sich so unfähig gezeigt habe. (?)

Diese Idee zieht sich wie ein roter Faden durch die erste Novelle: „His two wives." In der That ist der Held eine traurige Kreatur; die beiden Frauen, zwischen denen er haltlos hin und her schwankt, sind ihm allerdings, die eine in ihrer Tugend, die andere in ihrer phantastischen Leichtfertigkeit, sehr bedeutend überlegen. Er selbst aber in seiner Jämmerlichkeit ist, so unsympathisch er erscheint, nicht die schlechteste Charakterzeichnung in der Erzählung.

Auch in „The Desmond Hundred" predominiert das Weib. Honoria Desmond ist wahrhaftig das Prachtstück einer Hetdin, wenn auch ihre Herrscherin-Allüren etwas stark übertrieben sind. Halb irischer, halb spanischer Abstammung, eine blendende Schönheit und steinreiche Erbin, herrscht sie wie eine souveräne Königin über ihr weites Gebiet. Komisch wirkt die Metapher von dem Hermelin, der auf ihren Schultern „schmachtet" und die Schilderung ihrer Augen, welche danach zu den interessantesten naturwissenschaftlichen Phänomenen gehören würden; sie besaßen nämlich die Fähigkeit „ihren herausfordernden Saphirglanz in ein feuchtes Violett zu verändern". — Trotzdem ist Honoria eine edle Natur und vor allem — ihre Geschicke interessieren uns.

Auch ist die landschaftliche Schilderung von lebhafter Farbengebung, zumal da die Heldin es für gut befindet, mit ihrem ganzen verliebten Gefolge einen kleinen Abstecher nach den Bahamas zu machen, natürlich doch nur, um der Verfasserin die gewünschte Gelegenheit zu einigen farbenprächtigen tropischen Szenen zu bieten.

Die übrigen drei Erzählungen sind weniger ansprechend.

Karl Biesendahl.

Guildroy. Roman von Ouida. (Tauchnitz Edition.) Dieser Dame schulde ich eine Ehrenpflicht. Denn ich habe in meiner englischen Litteraturgeschichte ihrer nur kurz und obenhin gedacht, oberflächlich und etwas wegwerfend, weil ich nur einen Teil ihrer Werke kannte. Und doch, neben so verschrobenen Produkten wie den heutigen englischen Roman-Phantasmen (ich nenne nur Otisants „Mashollam", Phitipps „Adventures of Lucy Smith", und ähnliches) wirkt die Ouidasche Muse nämlich ernst und gehaltvoll. In eigenartiger Mischung quillt in ihr eine phantastisch-romantische Ader neben dem Grundelement satirisch bitterer Weltschilderung. „Maremma" und „Folle Farine" bezeichnen den Höhepunkt und die Reife ihrer rein poetischen Anschauung; das sind keine Romane, sondern episch-lyrische Gesänge in Prosa, die Herrlichkeit der Natur und der Frauenseele feiernd. Die italienische, doch auch jede andere Landschaft (so z. B. die tyrolische in „Wanda") hat in dieser Corinna einen sar-

benberauſchten ſchönheitstrunkenen Maler gefunden und ich kenne weniges, was ſich an ſtilvoller Größe der allgemeinen Linien wie an intimer Belauſchung des einzelnen mit Ouidas Naturbildern vergleichen ließe. Und dieſelbe Proſa-Lyrikerin entwarf einige Porträts, die ſich getroſt mit dem beſten Thackerays und Balzacs meſſen können, ſo in Prinzen Zuroff und Lady Dolly in „Aboths“, Prinzeß Napraxine in ihrem gleichnamigen und beſten Roman, Mr. Chaloner in „Friendship“, ihrem abgerundetſten Buche. In anderen Werken wie „Chandos“, „Held in bondage“, „Puck“ ſtört das allzu unvermittelte Durcheinander von Realiſtik und Phantaſtik, welch letztere noch ganz in ihren Jugendwerken „Idalia“ und „Strathmore“, überwiegt. Doch packt überall eine beſondere Begabung für rein epiſche Maſſenſzenen, die ihren höchſten Triumph feiert in dem abenteuerlichen „Under two flags“, wo die Schilderung des Derby-Wettrennens und algeriſcher Lagerſzenen von virtuoſer Meiſterſchaft zeugt. Schwächer wirken die loſe aneinandergereihten Bilder italieniſchen Volkslebens wie „Pascarel“ und „Ariadne“, bei denen kein rechter Eindruck aufkommen will, während in „A house-party“ ihre gründliche Kenntnis der verlogenen engliſchen Geſellſchaft (nicht als ob die deutſche minder verlogen wäre, im Gegenteil) wiederum offenbar wird. — Dies gilt auch von vorliegendem neueſten Roman, welcher jedoch dem Geſamtbild der Dichterin leider keinen neuen Zug hinzufügt und wie einige ihrer früheren Werke an dem Fehler leidet, daß auf zwei Bände verzettelt wird, was recht wohl in einem Bande hätte geſagt werden können, zumal ſich die Handlung unter ſo wenigen Perſonen abſpielt. Vortrefflich iſt die von ſatiriſchen Schlaglichtern umſpielte Charge „Lady Sunburg“ hingezeichnet, die anderen Hauptfiguren ſcheinen jedoch im Ganzen liebe Bekannte aus alten Ouidaſchen Romanen, auch die beiden gegenübergeſtellten Adels-Typen des frivolen Grandſeigneurs und des pflichttreuen Patrioten. Die Dichterin verbreitet ſich nämlich in dieſem neueſten Produkt beſonders eifrig über ihr Lieblingsthema: Das Hereinbrechen der demokratiſchen Revolution in England und die Niedrigkeit des neidiſchen Mobs neben der Anſtändigkeit des Adels — desſelben Adels, den ſie aus ihrer ſehr intimen Kenntnis heraus ſo bitter geißelt. Denn wie klar und unvoreingenommen ihr Auge blieb, beweiſt die Geſtalt der Blanche in „Othmar“ und der Herzogin de Sonnag in „Aboths“ im Gegenſatz zu der Herzensvornehmheit der vorlauten plebejiſchen Amerikanerin, deren „praktiſche“ Koketterie es bis zur Herzogin bringt: Shoddy-Parvenü noch anſtändiger als Ancienne Nobleſſe! — Wir fürchten, die nationalökonomiſchen Studien der Dame Ouida, deren umfaſſendes Wiſſen wir im übrigen bewundern, ſtehen auf ſchwachen Füßen. Ahnt ſie die inneren Zuſtände der vereinigten Inſeln, wo 8 Prozent der Bevölkerung aus öffentlichen Mitteln unterſtützt werden müſſen?! Die Armenzuſtände in London haben ſich zuſehends verſchlechtert, der Pauperismus ſtieg durchgehends. Der Handelsverkehr zeigt eine bedeutende Abnahme. Der Wert der Einfuhr hat ſich um 16, der Ausfuhr um 20 Millionen Pfund durchſchnittlich vermindert, nachdem ſchon 1882—84 der Anteil am Welthandel um ca. 600 Millionen Mark abgenommen. Eiſeninduſtrie und Landwirtſchaft liegen darnieder. Immerhin beträgt das Nationalvermögen nach Angabe engliſcher Statiſtiker 3000 Millionen Pfund, ungefähr das Zweiundzwanzigfache des preußiſchen Nationalvermögens. Gegenüber dem Pauperismus geſchieht ja manches. 1849 wandte man auf jeden Pauper durchſchnittlich nur 5 Pfund an, 1884 volle 11 Pfund — wobei allerdings Statiſtiker, die auf

solche Angaben übermäßigen Wert legen, den Unterschied im Geldwert von damals und jetzt berechnen mögen. Alles umsonst. Nirgends wuchtet die Latifundier-Wirtschaft so schwer. Eine unerhörte Taxation hat es so weit gebracht, daß die geringfügigen Staats- und Gemeindesteuern, die am Bodenbesitz haften, obendrein von den Pächtern bezahlt werden. Der normannische Landraub vererbte sich bis auf den heutigen Tag. Daher der drohende Titel jener Liga, die sich einfach gewaltsame Land-Rückerstattung (land-restoration) zur Aufgabe stellt und sich im Irischen „Boycotting" praktisch in die That überträgt. „Drei Äcker und eine Kuh für den englischen Tagelöhner", fordert der Unterstaatssekretär Chamberlein zur Lösung der agrarischen Frage. Fromme Wünsche! 12 — sage zwölf — Personen besitzen 70 Prozent des schottischen, 5000 Personen 55 Prozent des englischen, 300 Personen die Hälfte des irischen Bodens! Man zählt 2 Million arbeitsfähiger Arbeitsloser, die Hülfsvereine und Unterstützungskassen machen jährlich Pleite, und die berühmten Trades Unions mußten schon die Hälfte ihrer Einlagen, 9 Million Pfund, an Arbeitslose weggeben. Dazu die selbstverschuldete Mißwirtschaft in Indien (siehe darüber das treffliche Werk Petris) und die konsequente Verneinung des Gesamtstaates durch die Parnelliten und Radikals. — — Welch ein tröstliches Gesamtbild, vielleicht für die Zukunft.

Karl Bleibtreu.

Know Thyself or Psychology for the people. By A. W. Holmes-Forbes. (Dublin, Hodges, Figgis and Co.)

Oceania. Linguistic and Anthropological by The Rev. D. Macdonald, with seven Illustrations and a Comparative Table of alphabetic Characters. (Melbourne, M. L. Hutchinson.)

Französische Litteratur.

Der Verleger Alphonse Lemerre hat in jüngster Zeit verschiedene interessante Werke herausgegeben. Nennen wir zuerst Mademoiselle Jauffre von Marcel Prévost, ein Buch, das gut geschrieben, doch besser noch gedacht ist. Der Roman erzählt uns das Schicksal eines jungen Mädchens, das, mutterlos, nur von seinem Vater erzogen wird. Dieser, Arzt und Gelehrter, bildet, die physisch-moralische Seite der Erziehung gänzlich aus dem Auge lassend oder fast geflissentlich übersehend, nur die physischen Anlagen der schönen Tochter aus. Durch Umstände bedingt, die, hier anzuführen, zu weit führen würde, durch ihre sinnlich und Liebe reife Natur fast bedingt, wird Camille von einem Offizier mit Gewalt bezwungen, dann bei der Nachricht einer möglichen Schwangerschaft, roh verlassen. Er reist nach Algier, wo er stirbt. Camille jedoch, noch immer in der Ungewißheit ihres Zustandes, heiratet einen Jugendgefährten, den sie wahrhaft liebt, der aber nach einigen Monaten einer glücklichen Ehe über die Ursache ihres, jetzt nicht mehr zu verbergenden Zustandes unterrichtet, sie gebrochenen Herzens bei ihrem Vater zurückläßt. Das Hauptinteresse des Buches gipfelt jetzt einerseits in dem Konflikt, der sich zwischen Stolz und Liebe in dem Herzen des jungen Gatten abspielt, anderseits in dem, der zwischen starrem Ehrgefühl, zu spät geweckter Bewußtsein verfehlter Pflicht und falsch aufgefaßten wissenschaftlichen Dogmen in der Seele des Vaters ausbricht. Als sein Schwiegersohn Louis Shotte und dessen Freund, der Arzt Robert Glaeys bei ihm eintraten, begreift er den Zweck ihres Besuches durchaus nicht, auch als letzterer ihm angekündigt, Louis wolle seine Gattin zurücknehmen. Hier heißt es: „Und der Arzt nahte sich dem Stuhl, auf dem Louis zusammengesunken war; er legte seine

Hand auf die Lehne und, sich vorbeugend, sprach er ganz leise wie zu einem Kranken: Nein, Louis, es ist nicht möglich, sage, daß es nicht wahr ist . . . Wenn Du einen Augenblick den Gedanken gehabt, diese Feigheit zu begehen, sage mir, daß sie Dir jetzt widersteht, und daß Du von hier enteilen wirst, ohne die Frau wiedergesehen zu haben, die Dich entehrt . . . Lasse mich mit ihr, mein Kind . . . Sie und ich sind aus der Welt geschieden, nicht mehr unter den Lebenden. Verlasse uns rasch oder — Du wirst hier das Recht, Dich selbst zu achten, verlieren . . .

Louis Shotte richtete seine flehenden Augen auf seinen Schwiegervater.

Vater, verurteilen Sie mich nicht . . . Ich habe viel gekämpft . . . doch, ich liebe sie zu sehr . . . Ich muß ihr verzeihen. . . . Jauffre drückte die beiden fiebernden Hände des jungen Mannes; die ganze Zärtlichkeit für dieses auserwählte Wesen hob ihm die Brust. Er murmelte:

Erinnere Dich, mein Kind, mein Sohn, des Tages, da wir unseres Unglücks gewahr wurden . . . damals warst Du was Du sein mußtest: ein mutiger Mann, der das Glied abzuschneiden vermag, an das sich der Brand gesetzt. Du selbst, Deine freiwillige Kraft, haben mir meine Pflicht vorgeschrieben. Ich habe Camille aus meinem Herzen gerissen, weil ich gesehen, daß Du sie aus dem Deinigen verbannt. Glaube mir, solche Beschlüsse ändert man nicht . . . Doch ich weiß, Du leidest. Besser leiden, als feige sein. Keine Qual ist schrecklicher, als sich selbst fallen sehen. Hat der Wille nur einmal gefehlt, so hat man kein Vertrauen mehr zu ihm . . . Er ist ein schlechter Diener, den man bei einem Verrat ertappt . . .

Louis schüttelte den Kopf. Wo ist sie, ich will sie wiedersehen!

Ah! Feigheit! rief Jauffre, die Hand seines Schwiegersohnes loslassend. Sind Sie's, fügte er, sich gegen Robert wendend, hinzu, der das gethan, was ich sehe? Sind es Ihre Ratschläge, die diesen Zusammensturz verursacht, so muß ich Ihnen Glück wünschen; Sie sind ein guter Arbeiter der Demoralisation.

Robert erwiderte kalt:

Mein Herr, ich versichere Sie, daß, wäre hier nicht das Leben des Mannes im Spiel, den ich am meisten liebe, so würde ich Sie sprechen und handeln sehen mit wirklicher Neugierde. Sie sind ein außergewöhnliches Beispiel von der Macht metaphysischer Gedanken, die, von einem gebieterischen Geist als Dogmen angenommen, denselben unwiderruflich verfinstern. Sie sprechen hier wie eine Art von Priester; sie fordern von Louis eine Entsagung, die keine Religion verlangen würde; sie sprechen fast einen Bannfluch über ihn aus, weil er Ihnen widersteht und vergessen, daß die einzige Person, die kein Recht hat, seinen Entschluß zu beeinflussen, grade Sie sind.

Louis hatte sich erhoben und folgte den Worten seines Freundes mit ängstlicher Aufmerksamkeit. Jauffre murmelte erstaunt! Ich . . . Kein Recht. Ich verstehe Sie nicht . . .

Das sehe ich wohl, erwiderte Robert, und das ist's gerade, was mich staunen macht. Denken Sie doch nach, erinnern Sie sich der Vergangenheit, forschen Sie den Ursachen der Krisis nach und sagen Sie mir, wer der Schuldige ist.

Der Schuldige, wiederholte Jauffre, der Schuldige . . . wir kennen ihn ja alle. Er ist nicht mehr strafsähig, er ist tot. Was wollen Sie sagen?

Nein, erwiderte Robert mit Kraft, der zuerst Schuldige ist nicht tot . . . er ist hier in diesem Zimmer und er ist's, der die Wirkung des durch ihn verursachten Bösen noch vergrößern will. Der Schuldige sind Sie!

Jauffre machte eine jähe Bewegung, die Claeys, ihm die Hand auf den Arm legend, lähmte.

Sie sind es, sage ich Ihnen, und, da Sie aufrichtig sind, werden Sie mit mir übereinstimmen. Sie hatten eine Tochter, und die Umstände wollten es, daß Sie allein über sie zu wachen hatten; Sie trugen die ganze Verantwortung. Haben Sie sie erzogen wie Louis oder ich oder sonst jemand, minder begabt, als Sie es gethan? Durchaus nicht. Getränkt von ich weiß nicht welchen Ideen über die untergeordnete Stellung der Frau, über die Vervollkommnungsunfähigkeit ihres Willens, haben Sie sie dem Zufall überlassen, sich damit begnügend, ihren Körper auszubilden. Vor dem Wendepunkt ihrer Entfaltung lagen Sie fast auf den Knieen, an einem andern, mit diesem Schritt haltenden Aufblühen lag ihnen nichts. Ich denke mir nichts aus, nicht wahr? Sie selbst haben mir das Alles gesagt? So wenig durch Erziehung verteidigt, haben Sie sie mindestens überwacht? Auch nicht. Sie haben damit begonnen, sie dem Begehren eines sonderbaren Bewerbers auszusetzen, der sie, es ist wahr, aus Dummheit oder Ehrlichkeit geschont. Ein anderer Mann ist gekommen, der, weniger gewissenhaft, das arme Kind fast unter ihren Augen mit Gewalt genommen . . . Und Sie haben nichts gesehen! Sie, Arzt, haben sie schwanger verheiratet!

Jauffre unterbrach ihn verwirrt: Aber ich wußte nicht.

Das ist's ja gerade, was ich Ihnen vorwerfe, erwiderte Glaeys. Sie kannten das ganze moralische Leben Ihrer Tochter nicht, weil Ihnen dasselbe bar schien alles Interesses. Ihre Pflicht war es, sich damit zu beschäftigen. Ist das, was ich Ihnen sage, nicht klar und muß man nicht durch nutzlose Spekulationen verblendet sein, um es sich sagen zu lassen?

Glaeys schwieg. Mit gesenkten Augen antwortete Jauffre nichts. Er entfernte sich ein wenig und setzte sich auf einen Stuhl. Tiefes Schweigen herrschte im Gemach. An einander gelehnt, betrachteten Robert und Louis den unter der Wucht seiner Verantwortung zusammengebrochenen Greis. Gerührt, wollte Louis auf ihn zueilen, doch Jauffre hielt ihn mit einem Zeichen zurück und reichte Glaeys die Hand:

Mein Herr, sagte er ihm, Sie sind ein ehrlicher Mensch und ich weiß Ihnen Dank, so wie Sie es gethan, zu mir gesprochen zu haben. Ist es wahr, daß ich geirrt, daß ich die erste Ursache des Übels gewesen? Vielleicht. Der einzige Gedanke an eine Möglichkeit trifft mich, wie Sie sehen, schmerzlich. Doch, wenn meine Schuld mir das Recht der Entscheidung nimmt, so lassen Sie mich zu gunsten der Wahrheit und Würde reden. Welches auch das Übel sei, es ist da. Louis hat ein gefallenes Weib geheiratet. Dieses Weib ist heute Mutter. Glauben Sie, ich frage Ihre Vernunft und Ihr Herz, glauben Sie, daß ein solcher Flecken sich verwischen läßt und daß man, wenn man darüber hinweg sieht, sich nicht selbst befleckt. Sprechen Sie, Sie, der bis hiezu sich nichts vorzuwerfen hat?

Mit einer gewissen Feierlichkeit in der Stimme, die ihm sonst nicht eigen war, antwortete Glaeys:

Bei meiner Ehre, ich glaube, daß Louis, ohne sich zu erniedrigen, seiner Frau verzeihen kann. Ich glaube es, weil die Schmach nur ihren Körper, nicht aber ihre Seele erreicht hat. Die Schandflecken des Körpers aber verwischen sich thatsächlich; das sind physische Flecken, die physische Mittel vernichten. Die einzigen Schandflecken, die nicht verschwunden, sind die der Seele; die Seele hat keine Oberfläche, sie ist nur Wesen und alles, was sie befleckt, verändert sie auch. Nun frage ich Sie, hat dieses arme Kind, dessen Leib Gewalt angethan, jemals einen schlechten oder niedrigen Gedanken gehabt? Sie hat Vertrauen gehabt zu einem Elenden, der sie betrogen. Sie

hat aus Liebe zu Louis und in einem Augenblick, da ſie der Wahrheit noch nicht gewiß war, über den Betrug, dem ſie zum Opfer gefallen, geſchwiegen. Bei einer Frau, die liebt, wäre freilich das Gegenteil Heroismus geweſen. Wir nun, die wir die phyſiologiſchen Geſetze kennen, wiſſen, daß dieſer geſchändete Leib nicht mehr derſelbe iſt, daß er keine Parzelle mehr enthält, die der Liebhaber beſeſſen. Die Seele bleibt, doch dieſe Seele, mein teurer Louis, iſt ja ganz Dein, Dein und ganz wie Du ſie bei einem keuſchen Weibe beſeſſen . . . Deshalb ſage ich Dir, nimm dieſes Weib zu Dir.

Louis, mit Thränen in den Augen, warf ſich dem Freunde um den Hals: O Robert, wie ich Dich liebe, wie gut und gerecht Du biſt! Und ſich an den Doktor wendend: Mein Vater, wollen Sie mir Ihre Tochter wieder geben?

Jauffre antwortete: Nimm ſie zurück, wenn Du ihr vergeben. Zu ſich ſelbſt aber ſagte er: Wo iſt die Pflicht, wo das Recht, wo die Wahrheit . . .

Trotz mancher Unwahrſcheinlichkeit gefällt mir dieſer Roman. Man findet hier etwas neues, Ideen, einen Geiſt, der ſucht und ſtrebt. Auch iſt Jauffre eine Perſönlichkeit, ein Charakter, der vom Autor mit großer Meiſterſchaft gezeichnet worden.

Bei Lemerre ſind gleichfalls erſchienen „Paſtels von Bourget". Der Pariſer Frauenliebling und Pſychologe iſt auch hierin ſeinem Ruf gerecht geworden, doch ſcheint uns, daß Bourgets Perſönlichkeiten, ſo wahr ſie manchmal ſcheinen, mehr pſychologiſche Phantaſiebilder als gelebte Perſönlichkeiten ſind. Seine Frauengeſtalten beſonders haben erſt eine Umgeſtaltung zu erfahren, bevor ſie in den Rahmen ſeines Bildes paſſen. Reich, vornehm oder de la haute cocoterie, werden ſie in Bourgets Romanen pſychiſch und phyſiſch erſt ent- und dann erſt bekleidet. Das iſt künſtleriſche Raffiniertheit, wenn man will, doch keine, oder nur ſehr einſeitige Pſychologie, die man auch ſehr wohl erotiſche Pathologie nennen könnte. Die Frau nach einer gewiſſen Klaſſe von Frauen beurteilen, nur in der ſogenannten „Welt" ſuchen zu wollen, wäre doch ein falſches Bild von ihr entworfen. Dieſes falſche Bild ſchien mir ſchon ſich in dem in dieſem Winter im „Vaudeville" gegebenen Drama „Mensonges" zu reflektieren. Die einzig wahre, imponierende Geſtalt war der Baron Desforges, nicht die Heldin Madame Moraines.

Nehmen wir deshalb „Paſtels" als das was ſie ſind, Paſtellbildchen, die hübſch gedacht und ſorgfältig, oft mit wahrem Gefühl entworfen ſind. „Simone" z. B. legt Zeugnis davon ab. Der Graf d'Epoſſève hat ſein junges, geliebtes Weib, zu dem er blindes Vertrauen gehabt, verloren. Zwei Knaben und ein Mädchen, das er ganz beſonders liebt, ſind ihm geblieben. Da belehrt ihn ein aufgefundener Brief, daß dieſes Kind gerade die Frucht eines Verhältniſſes mit einem Baron d'Aydie iſt. Seine Gattin hat ihn betrogen, Simone iſt nicht ſein! Von nun an entzieht der Graf ſeinem nichts ahnenden Kinde alle Liebe und, einer Fremden gleich, ſchleicht das verlaſſene Mädchen im ſtillen Schloß einher. Da, zur Weihnachtszeit, vermag das kleine Herz den großen Kummer nicht mehr allein zu tragen. Simone entſchließt ſich, der verſtorbenen Mutter zu ſchreiben und den Brief, der Sitte gemäß, am Weihnachtsabend in den Schuh des Vaters zu ſtecken. Hier findet ihn der Graf und lieſt:

Meine teure Mutter. Ich ſchreibe Dir, um Dir meine ſchöne Handſchrift zu zeigen und Dir zu ſagen, daß ich, ſeitdem Du fort biſt, ſehr artig bin. Doch gehe ich nicht mehr in den Salon. Papa ſagt, die kleinen Mädchen müßten bei Mademoiſelle bleiben. Mademoiſelle iſt ſehr lieb, aber Renée, die große Puppe,

die Du mir gegeben, langweilt mich, und die anderen Spielsachen ebenfalls. Nichts erfreut mich, seitdem Du nicht mehr da bist.

Armands Locken sind abgeschnitten und ich habe ein schwarzes Kleid und einen Kamm wie Du ihn nicht liebst. Pierre hat ganz lange Hosen und er neckt mich, wenn ich weine. Armand jedoch verteidigt mich und sagt, es sei häßlich von ihm. Mademoiselle sagt mir, Du seist im Himmel und glücklich. Warum hast Du mich nicht mitgenommen; ich wäre so artig gewesen.

Da Du im Himmel bist, bitte doch den kleinen Jesus, der alles kann, daß Papa mich ebenso liebe als da Du warst. Er stößt mich von sich, wenn ich ihn küsse. Pierre und Armand sind nach ihren Lehrstunden immer bei ihm, mich aber schickt er zu Mademoiselle, wo ich keinen Lärm mache. Ich wage es nicht, ihn anzusehen; seine Augen machen mir Angst. Dennoch beteure ich, daß ich nicht gelogen.

Jeden Abend küßt er meine Brüder. Ich höre die Thür schließen. Ich mache als schliefe ich und warte, die Hände fest aneinanderschließend; er aber kommt nicht, niemals mehr und ich weine um einzuschlafen.

Mein Mütterchen, Du, die mich noch liebt, sage dem kleinen Jesus, daß Papa mich nicht mehr haben will und daß ich gern sterben möchte. Und ich küsse Dich von ganzem Herzen; es ist recht schwer.

Deine Simone, die Dich so sehr liebt.

Der Graf liest, bricht in Thränen aus, liebt das Kind nach wie vor und erschießt den Baron Aydie in einem Duell.

Paul Bourgets neuestes, ganz kürzlich und ebenfalls im Verlag von Lemerre erschienenes Werk „Le Disciple“ ist ein Buch, das einer ganzen Abhandlung bedarf um analisiert zu werden. Hierin hat der Autor sein ganzes psychologisch-philosophisches Glaubensbekenntnis in Form eines langen Vorworts und dann in einem, dem großen Philosophen und Psychologen Adrien Sixte von einem jungen Adepten, Robert Greslou, geweihten Tagebuch niedergelegt. Auf Gefahr, Begrenztheit und Ohnmacht der Psychologie als Wissenschaft hinweisend, scheint er die geheimsten Wünsche der Psychologie in dem Ausspruch Greslous auszusprechen: die psychologischen Experimente so viel als möglich vervielfältigen. Dieser Wunsch jedoch führt Robert, der zum Wunsch die That gesellt und seine psychologischen Thesen und Hypothesen nach genauer Erforschung eines Mädchencharakters, auf denselben angewandt, ihm angepaßt, aufgedrückt, um das Mädchen zu Liebe und Hingabe zu bewegen — zu einem moralischen Morde. Charlotte Jussat, die Robert in einem Augenblick, da er des Kampfes und seiner ziellosen Experimente müde, Gift nehmen will, aufsucht, gesteht ihm ihre Liebe und giebt sich ihm unter der Bedingung, das Gift gemeinsam nehmen zu wollen, hin. Doch mit genossenem Glück erwacht in Greslou die alte Lebenslust, vielleicht auch die alte Leidenschaft an Weiter-Experimentieren, das Bewußtsein der Verantwortung, — kurz er weigert sich. „Feigling“, ruft ihm Charlotte zu, in der die Liebe zu Robert sich in Verachtung verwandelt. In ihrem Glauben an den Geliebten erschüttert, ihren Bräutigam, einem Marquis und Ehrenmann untreu, klärt sie endlich Roberts Tagebuch, das sie sucht und findet, vollends über seinen Charakter und das Ziel seiner Wünsche auf. Sie war ihm nur ein „Experiment“ gewesen, wie viel aber sich zur Lüge die Wahrheit gesellt, wie viel der junge Mann von seinem eigenen Herzen mit verloren, dazu gegeben, — das ließ sie ihr tief verletzter Stolz nicht sehen. Sie macht ihrem Leben ein Ende und vergiftet sich. Am Totenbette Greslous aber, der vom Bruder Charlottens erschossen

worden, ſitzt der „Meiſter", Adrien Sixte, der Meiſter, der von der Familie Juſſat, von der Mutter Greslous, ja vom Gericht angeklagt worden, durch ſeine Werke den Geiſt des jungen, begabten Schülers verfinſtert, ſeine Seele vergiftet zu haben, — und verſinnbildlicht den Satz Pascals: „Und als die Mutter ſich erhob, ſah ſie ihn weinen" . . .

Es iſt mit dem Werk Bourgets wie mit dem Roman Greslous: dieſer baute auf ſeine pſychologiſchen Hypotheſen ein Liebesverhältnis auf, jener ein Buch. Beides iſt intereſſant, weil — gedacht. Und wenn Bourget eine Warnung für jugendliche Geiſter verkörpern wollte, ſo iſt ihm das zum Teil wenigſtens gelungen, Dieſes Aufbauen und dann Selbſt-Zerſtören, der kalte, unfaßbare Nihilismus, der einem geſunden Geiſt nichts Haltbares zu verleihen vermag, hinterläßt ein Gefühl der Leere, des Unbehagens und der Trauer. Wie aber iſt es mit der bereits durch „Experimentieren", durch Skepticismus angekränkelten Seele des modernen Menſchen? Die verbotene Frucht wird ihm hier in der Hülle Bourgetſchen Talents gereicht und jene, einerſeits angefeindete „künſtliche" Pſychologie, andererſeits ſo künſtlich eingeflößt, daß es Bourget gehen könnte wie Adrien Sixte, der, ohne es zu wollen und zu ahnen, aus ſeinem Schüler einen Mörder gemacht. Welch ein Meiſter der Buch-Pſychologie Bourget iſt, das hat ja ſein neueſtes Werk, das mir ſein bedeutendſtes ſcheint, auf glänzende Weiſe dargethan! Er ſchiebt ſeine Perſönlichkeiten auf ſeinem pſychologiſchen Schachbrett wie er will hin und her und bleibt von ihnen als „Perſönlichkeiten", eben weil ſie nicht gelebt, nicht gar zu viel nach, ſo bleibt doch — das Wort. Und wahrlich ein glänzendes Wort! . . .

André Theuriets, bei Lemerre erſchienener Roman „Deux soeurs" iſt ein Erfolg mehr für den bereits ſo beliebten Autor. Eine, in dem Herzen eines jungen Profeſſors zweifach aufblühende Liebe zu einem Schweſternpaar führt hier den Konflikt herbei: Françoiſe, die er nur mit den Seinen liebt, wird in einem Augenblick der Schwachheit und des Vergeſſens ſeine Maitreſſe, während Claudia die, jetzt noch heißerſehnte Erwählte ſeines Herzens bleibt. Doch das Verhältnis mit Françoiſe hat ſchwerwiegende Folgen; Claudia, die von der Schweſter ſelbſt aufgeklärt wird, opfert ihre Liebe zum Ungetreuen, verlobt ſich mit dem treuen aber ungeliebten Baduel, erzwingt dadurch die Erlaubnis ihrer Mutter zur Heirat der Schweſter mit dem Profeſſor und ſucht in Erfüllung ihrer Pflicht das Glück, das ihr genommen worden. Sehr viel wahres Gefühl und Feinheit in der Charakterzeichnung.

Von François Coppé hat uns Lemerre einen gefühlvollen, einfachen Roman gebracht. Ein junger Mann und ein Mädchen lieben ſich; erſterer iſt der mit großer Sorgfalt erzogene Sohn einer Gräfin, letztere iſt Näherin. Die Mutter, durch einen Brief in Kenntnis geſetzt über das Verhältnis, verſucht es umſonſt dasſelbe zu zerſtören, doch der Tod, der den jungen Mann in einem typhöſen Fieber zu ſich nimmt, beſchließt das Werk. Der Haß der Mutter zu Henriette verſchärft ſich nur noch, beſonders, da ſie neben den ihrigen, ſtets friſche Blumen auf dem Grabe des Sohnes findet, die nur von Henriette ſtammen können. Endlich bleiben die Blumen aus. Die Mutter triumphiert: Sie hat ihn vergeſſen! In einem Augenblick jedoch, da ſich ihr eigener Schmerz um den verlorenen Sohn bereits gemildert und ſie einem, von ihr früher abgewieſenen Bewerber ihre Hand verſprochen, erhält ſie von der ſterbenden Henriette einen rührenden Brief. Gebrochen durch den Verluſt ihres Geliebten, ſtirbt das Mädchen im Hoſpital, die Mutter um Verzeihung und darum bittend, ihren

Blumen ſtets auch ſür ſie welche beizuſügen.

„Sie hat ihn beſſer geliebt als ich!“ ruft ſich die Gräfin gedemütigt zu.

A. Reyher.

Etude sur la vie et les Oeuvres de Hans Sachs. Par Ch. Schweitzer (Paris, Berger-Levrault & Cie.). Eine franzöſiſch geſchriebene Arbeit über unſern Hans Sachs iſt an ſich ſchon von nicht geringem Intereſſe, die hier vorliegende Studie über das Leben und die Werke Hans Sachs iſt zudem eine ſo gründliche, auf emſiges Quellenſtudium ſich ſtützende Arbeit, daß ſie als wichtiger Beitrag zur Geſchichte des deutſchen litterariſchen Lebens im XVI. Jahrh. auf eingehendſte Beachtung Anſpruch machen kann.

V. Cherbuliez: Profils étrangers (Paris, Hachette) 1889.

Offenbar eine Samlung von Zeitungsartikeln, aber eine höchſt überflüſſige. Das Buch iſt intereſſant, inſofern es den Beweis liefert, daß die verächtliche Buchmacherei ſelbſt bei namhaften Schriftſtellern in Frankreich gerade ſo blüht wie bei uns. Was hier über Hegel, W. v. Humboldt, Bismarck, Kaiſer Friedrich, Crispi, Ranke u. a. geſagt wird, iſt der kraſſeſte Dilettantismus, das ödeſte Kaffeehausgewäſch, dabei in einer Sprache vorgetragen, die ſich nie über die Höhe des Leitartikels erhebt. Keine Spur von pſychologiſchem Eindringen, von allgemeinen Geſichtspunkten, von neuen Gedanken. Bismarck iſt natürlich der übliche franzöſiſche Popanz, ein brutaler Tyrann, unter deſſen eiſerner Fauſt Deutſchland ſeufzt, der ſich ungerufen in die Verhältniſſe aller fremder Staaten miſcht — Crispi iſt ein Undankbarer, ein Verräter, ein Elender, ein Verbrecher an Frankreich u. ſ. w. Kurz, das kindiſche Gewäſch der Pariſer Boulevardblätter, auf die heut kein Menſch in Europa mehr achtet. Der Verfaſſer hat keine Ahnung davon, daß Rankes Art und Methode in Deutſchland ſchon längſt als überwunden gilt, daß man jetzt Gottlob bei uns zu der Erkenntnis gekommen iſt. Hofgeſchichte iſt nicht Weltgeſchichte, und der Fortſchritt der Menſchheit iſt unabhängig von den Verhandlungen der Diplomaten. Um die Pariſer mit der neueren deutſchen Litteratur und zugleich dem modernen Berlin bekannt zu machen, wählt er — risum teneatis, amici — die „Familie Buchholz!“ Und warum? Weil der unlitterariſcheſte aller Menſchen, Fürſt Bismarck, dem jede äſthetiſche Urteilskraft fehlt, das Buch gelobt hat! Hat der große Litteraturkenner Herr Cherbuliez der nun etwas von Max Kretzer gehört, oder von Theodor Fontane? Cherbuliez iſt Elſäſſer, er entſtammt einem Miſchvolk, das zeigt ſich deutlich an dieſem Buche: denn er vereint die Unwiſſenheit und Leichtfertigkeit des Franzoſen mit der Langweiligkeit und Schwerfälligkeit der Deutſchen. C. A—i.

Italieniſche Litteratur.

Il Secolo Tartuffo di E. Mantegazza (Milano, Treves). Seinem letzten Werk „Estasi umane“ hat der gefeierte Phyſiologe ziemlich raſch dies neue kleinere Opus folgen laſſen „Das Heuchler-Zeitalter!“ Er glaubt ſich zu dem Richtſpruch berechtigt, daß Heuchelei und Verlogenheit nie ſo ſchrankenlos herrſchten wie heut. Und wir werden ihm nach reiflichem Erwägen wohl recht geben müſſen, wenn wir bedenken, daß die Franzöſiſche Revolution und ſpäter die moderne Naturwiſſenſchaft eine Reihe von moraliſchen und intellektuellen Dogmen zum Geſetz aller Gebildeten erhoben, welche doch der ganzen heut noch beſtehenden Geſellſchaftsordnung, Strafrechtspflege und Kirche ſchnurſtracks widerſprechen. Aus dieſem Widerſpruch er-

giebt ſich denn ein unerquickliches Hin- und Herſchaukeln, das notwendig innere und äußere Unwahrhaftigkeit mit ſich führt. — Wir verweiſen auf Lektüre des Mantegazzaſchen Buches ſelbſt und wollen nur beſonders ſeine ergötzliche Verhöhnung der heuchleriſchen Monumento-Manie hervorheben. — Im Leben ärgern wir mit hämiſchem kleinlichen Neid jeden Bedeutenden zu Tode; dann aber vergießen wir Krokodilsthränen und ſetzen den Bildhauer in Arbeit. Mantegazza hätte hier Schopenhauer citieren können: „Daher es kommt, daß jedes Beſſere nur mühſam ſich durchdrängt, das Edle und Weiſe nur ſelten zur Erſcheinung gelangt und Wirkſamkeit oder Gehör findet, aber das Abſurde und Verkehrte im Reiche des Denkens, das Platte und Abgeſchmackte im Reiche der Kunſt, das Böſe und Hinterliſtige im Reiche der Thaten die Herrſchaft behaupten; hingegen das Treffliche jeder Art... nachdem es den Groll ſeiner Zeitgenoſſen überlebt hat, iſoliert daſteht, aufbewahrt wird gleich einem Meteorſtein, aus einer andern Ordnung der Dinge entſprungen.“ (Band I S. 379 ff.) Aus dieſem Allen entſpringt naturgemäß jene große Lüge, welche in der menſchlichen Geſellſchaft umgeht. — Die von juvenaliſcher Geißel Gepeitſchten ſchreien immer Ach und Waih und verlangen exemplariſche Beſtrafung, auf daß dem Miſſethäter ſeine frivole Geißelung gleißneriſcher Lüge gründlich verleidet werde. — Mantegazzas Secolo Tartuffo iſt dem Denkenden, über der ſeichten Maſſe ſtehenden Leſer eifrig zu empfehlen.

Charlottenburg. Karl Bleibtreu.

Ruſſiſche Litteratur.

„In der Dämmerſtunde“ (W ssümerkach) von Anton P. Tſchechow.

Vor einiger Zeit erſchien das erſte Werk Anton Tſchechows unter dem Titel: — „Bunte Erzählungen“, ohne daß es dem Autor jedoch gelungen wäre, ſofort die Aufmerkſamkeit des Publikums und der Kritik auf ſich zu ziehen, teils deswegen, weil ſein Erzeugnis ſich noch nicht auf der Höhe ſeiner Aufgabe erwies und an Unvollſtändigkeit litt, andrerſeits aber auch deshalb, weil, mit wenigen Ausnahmen, den Inhalt dieſes Buches nur eine Reihe von höchſt alltäglichen Skizzen bildete. Obgleich dieſelben fließend und anziehend geſchrieben ſind und von ſcharfer Beobachtungsgabe zeugen, ſo macht es doch den Eindruck, als ob der Verfaſſer noch im Dunkeln umhergetappt ſei, und nur zu oft verwechſelt er dabei die beliebte Form der Erzählung mit einer anekdotiſchen Wiedergabe der erſten beſten ihm aufgeſtoßenen Fakta. In ſeinen erſten Erzählungen ſcheint Tſchechow, indem er das der Litteratur fremde Gebiet der Anekdote betritt, gleichſam den Beſchluß gefaßt zu haben, den Leſer um jeden Preis zu amüſieren und ihn zu zerſtreuen, zu welchem Zwecke er ſich denn auch manchmal vollſtändig unmögliche, aber immerhin kurioſe, erheiternde Themata zur Bearbeitung genommen. Als Reſultat erſcheint in Folge deſſen einfach nur eine erkünſtelte Komik, die die erhoffte Wirkung verfehlt, denn man merkt die Abſicht und man wird verſtimmt. Die übrigen Erzählungen behandeln teils ganz gewöhnliche, alltägliche Fälle oder auf Effekt berechnete Ereigniſſe, wie ſie zuweilen das Feuilleton irgend einer Zeitung ſchmücken. Als am gelungenſten erſcheinen uns die Skizzen, in denen Sittengemälde gezeichnet werden; hier tritt die Fähigkeit des Verfaſſers, friſch und lebenswahr, ohne jede Rührſeligkeit und falſche Sentimentalität, zu ſchildern, erſt in das rechte Licht. In den drei oder vier Erzählungen dieſer Art giebt Tſchechow ſeinem Talente volle Freiheit, gleichſam als ob er die ihn beengenden Feſſeln von ſich geſtreift hätte und nun erſt imſtande ſei, ſeine eigenen ſympathiſchen und mäch-

tigen Kräfte zu verwerten. Eben diese Erzählungen — „Betäubender Schlaf", — „Der Vagabund" und „Kummer," — die wir für die besten in der ganzen Sammlung halten, atmen Wahrheit und Innigkeit und machen durch ihre tiefe und genaue psychische Analyse einen gewaltigen Eindruck auf den Leser. — Die zweite Sammlung von Erzählungen, die gleich darauf unter dem Titel: „In der Dämmerstunde" erschien und vor Kurzem von der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg des halben Puschkinpreises für würdig befunden wurde, enthält eine Reihe von durchaus künstlerisch gebildeten Erzählungen und wenn wir auch darin auf zwei oder drei Skizzen stoßen, die wie in der ersten Sammlung, bloße Wiedergabe von alltäglichen Ereignissen zum Vorwurf haben, so erscheinen dieselben uns aber hier in bereits feinerer und ansprechenderer Form. So ist z. B. in der Erzählung: „Eine schlechte That" unsere Aufmerksamkeit nicht nur von dem gewandten Betruge des Diebes, der sich auf den Friedhof begiebt, um die Kirche zu bestehlen, in Anspruch genommen, als vielmehr durch die fesselnde Beschreibung der stillen, dunkeln Nacht und den Humor, der in der Unterhaltung des Betrügers mit dem Wächter des Kirchhofes zum Ausdruck kommt. In der Erzählung: „Ein bloßer Zufall" treten hinter der Beschreibung eines Jagdausfluges, in hellen Contouren die Gestalten eines, Dank seines „comme il faut" ruinierten und bis zur Dummheit ehrlichen Fürsten, und einer hoffnungslos in ihn verliebten und seiner harrenden reichen Witwe hervor. „Vor Gericht" führt uns einen, in der Criminalpraxis ungewöhnlichen Fall vor: ein alter Bauer ist angeklagt, seine Frau ermordet zu haben; die Untersuchung wird äußerst nachlässig geführt und es erweist sich, daß mehrere Zeugen gar nicht befragt worden seien. Der Angeklagte leugnet hartnäckig seine Schuld ab und stützt sich besonders auf den Umstand, daß er gar kein Beil besessen habe und daß jenes Beil, mit dem die Alte erschlagen worden sei, nicht ihm gehöre; sein eignes Beil habe vor ungefähr zwei Jahren sein Sohn verloren. Der Zweifel, mit dem seine Erklärungen aufgenommen werden, ärgert den alten Bauern: — „So wahr ein Gott lebt!" — rief er aus, indem er den Hals vorstreckte, — „wenn Ihr es nicht glaubt, befragt meinen Sohn Prochor. — Proschka, wo ist mein Beil? — fragte er plötzlich mit rauher Stimme, indem er sich kurz an den ihn bewachenden Soldaten wandte. — Sage, wo ist es geblieben? — Es war dies ein schwerer Augenblick! Alle lauschten erwartungsvoll, das Haupt gesenkt .... Niemand vermochte in der unterdessen eingetretenen Dunkelheit die Züge des Wachesoldaten zu unterscheiden, und ein lautloser Schrecken schwebte durch den weiten Saal." — Alle scheint der Gedanke zu peinigen, daß hier ein verhängnisvoller Irrtum, vielleicht ein Justizmord, vorliegen könnte. Der den Gefangenen bewachende Soldat wird natürlich sofort abgelöst und Alles geht seinen regelmäßigen Gang weiter. — „Alle Anwesenden erhoben wieder ihre Köpfe und der Prozeß nahm, als ob nichts gewesen wäre, ungestört seinen Fortgang." — Einer der Vorzüge dieser Erzählung besteht in der durchaus wahrheitsgetreuen Schilderung der schläfrigen, nachlässigen Gleichgültigkeit und der fast mechanischen Teilnahmlosigkeit, die vor Gericht dem Angeklagten gegenüber leider nur zu oft in Anwendung kommt. — In einigen seiner Erzählungen hat sich der Verfasser ein umfangreicheres Sujet erwählt und bemüht sich in den engen Rahmen einer Erzählung solche komplizierte psychische Erscheinungen zu pressen, die, soll ihre Klarheit und Vollständigkeit nicht darunter leiden, einen bei weitem

größeren Raum verlangen. Daher verlieren dieſe Erzählungen trotz vieler recht hübſcher Einzelheiten und erſcheinen gezwungen und unvollſtändig, während die in demſelben uns vorgeführten Charaktere den Eindruck des Unklaren und Unbeſtimmten zurücklaſſen. So läßt z. B. der Verfaſſer in „Werotſchka" die Titelheldin eine Liebeserklärung einem Manne gegenüber machen, der dieſelbe grob von ſich weiſt; was Wera dazu bewogen, ihr Herz einem Manne zu entdecken, von deſſen Zuneigung ſie nicht überzeugt iſt und was Ognjew veranlaßt, die Liebe dieſes Mädchens, das ihm übrigens durchaus ſympathiſch iſt, zu fliehen, — darüber erhält der Leſer keine Aufklärung; das Sujet paßt offenbar nicht in dieſen allzu engen Rahmen hinein. Im „Unglück" bleiben wir im Unklaren darüber, welches die Gründe geweſen ſein könnten, die den Fall einer ehrbaren verheirateten Frau zu Wege gebracht, während in der Erzählung: „Auf dem Wege" die Beichte des Wanderers, der beſtändig nach dem rechten Glauben an alles ihn Umgebende dürſtet, für uns vollſtändig nebelhaft geblieben iſt. — Trotz ihrer einzelnen Mängel ſind dieſe Erzählungen reich an Gefühl und verraten meiſt eine roſige Lebensauffaſſung des Verfaſſers, wobei die Ausführung derſelben eine durchweg glänzende iſt und hätten wir ſonſt nichts an ihnen zu tadeln, als die Ungleichheit zwiſchen Form und Inhalt. Sobald ſich der Verfaſſer jedoch an die Darſtellung des Geiſteslebens macht, — haben wir einen Künſtler und Dichter im wahren Sinne des Wortes vor uns. Hierbei gelingt es ihm beſonders, mit einigen wenigen Strichen ein farbenreiches Gemälde hinzuzaubern und vollſtändig das Leben der von ihm gebildeten Perſonen durch die Reproduktion ihres Geiſteslebens zu erhellen. Daher zeichnet ſich auch der größte Teil ſeiner Erzählungen durch genaue Durchführung und wahrheitsgetreue Schilderung der Charaktere aus. — Wir wollen Tſchechow nicht im mindeſten einen Vorwurf darin machen, daß er die Form von kleinen Erzählungen gewählt hat, denn wer würde wohl den Werth litterariſcher Erzeugniſſe nach der Länge meſſen wollen. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die alte franzöſiſche Behauptung: — „Un sonnet sans défaut vaut seul un long poème", — auch auf die Proſa anzuwenden möglich iſt, d. h. daß ſelbſt die kleinſte Skizze hohen künſtleriſchen Wert haben kann. Die Wahl des Stoffes für ſeine Erzählungen läßt die Vermutung aufkommen, daß Tſchechow auch zu Novellen und Romanen überzugehen gedenke und würden wir uns aufrichtig freuen, falls unſere Vermutung in Erfüllung gehen ſollte. —

Helleniſche Litteratur.

In Hellas iſt vor einigen Monaten ein „Wiſſenſchaftlicher Verein" (Ἐπιστημονικὴ Ἑταιρία) zuſammengetreten, der erſte ſeiner Art.

Er unterſcheidet ſich von den „Litterariſchen Vereinigungen" (φιλολογικοὶ Σύλλογοι), die ganz Vorzügliches geleiſtet haben und noch leiſten dadurch, daß er der Pflege der ſtrengen Wiſſenſchaft in ihren Hauptgebieten gewidmet iſt und ein Mittelpunkt ſein will für alle wichtigen helleniſchen Originalarbeiten auf dem Gebiete der Geſchichte, Archäologie, Geographie, Mathematik, der Rechtswiſſenſchaft, der Naturwiſſenſchaften in allen ihren Zweigen und vornehmlich der Philoſophie und Philologie, insbeſondere der lateiniſchen und griechiſchen, der letzteren wiederum in ihrem ganzen Umfange von Homer bis auf den heutigen Sprachgebrauch, wenn dieſelben darauf gerichtet ſind, höhere Geſichtspunkte zu gewinnen, neue Anſichten und Entdeckungen zu prüfen, alte Irrtümer zu berichtigen, Lücken auszufüllen und zur Auffindung der

wahren Erkenntnis auf allen Gebieten beizutragen.

Der Verein iſt gebildet von hervarragenden Gelehrten Athens, die den Geiſtesadel der Natian repräſentieren. Den Varſitz führt Herr Kanſt. S. Kóntas, Praſeſſor der helleniſchen Philalagie; als Vizepräſidenten ſind beſtallt die Herren Lukâs Papaiaánnis, Praſeſſor der Anatamie und Joánnis Hatſidákis, Praſeſſar der Mathematik an der Univerſität Athen; als Schriftführer der Privatdazent für Geſchichte der Philafaphie, Herr Margarítis Evangelídis. Van den Mitgliedern ſeien genannt Herr Spýridan Waſſis, Praſeſſar der lateiniſchen Sprachwiſſenſchaft; Panagiótis Kavvadías, Generalinſpektar der Altertümer; Rhígas Nikalaídis, Privatdozent für Phyſialagie, Geargias Papawaſſilíu, Gymnaſialpraſeſſor; als Redakteure des Jaurnales die Herren Geargias Hatſidákis, Praſeſſar der Vergleichenden Sprachwiſſenſchaft, Kypáriſſas Stéſanos, Praſeſſar der Mathematik, Spýridan Oekanamídis, Privatdozent für Naturwiſſenſchaften an der Univerſität Athen; ferner die Herren Antónios Oekonómas, Gymnaſialprofeſſar und Georgios P. Kréman, Profeſſar der Geſchichte und Geographie am Warwakeion.

Der Verein hat ſeine Ziele klar farmuliert in dem *prólogos* zu dem ſaeben erſchienenen ſtattlichen erſten Bande ſeiner Jahrbücher unter dem Titel:

Ἀθηνᾶ, Σύγγραμμα περιοδικὸν τῆς ἐν Ἀθήναις Ἐπιστημονικῆς Ἑταιρίας, Ἀθήνησι, 1889, gr. 8vo 336.

welcher falgende bedeutſame Arbeiten enthält:

1. *Φιλολογικὰ ποικίλα, ὑπὸ Κ. Σ. Κόντου;*
2. *Κριτικαὶ Παρατηρήσεις, ὑπὸ Γεω. Α. Παπαβασιλείου:*
   α) *εἰς τὰ ἀποσπάσματα τῶν Ἀττικῶν Κωμικῶν;*
   β) *εἰς τὰς Ἀλκίφρονος Ἐπιστολάς;*
   γ) *εἰς τὸ Σουΐδα Λεξικόν;*
3. *Ζητήματα Ῥωμαϊκά, ὑπὸ Σπυρ. Βάση;*
4. *Περὶ τονικῶν μεταβολῶν ἐν τῇ νεοτέρᾳ Ἑλληνικῇ, ὑπὸ Γ. Ν. Χατζιδάκη;*
5. *Ἐτυμολογικαὶ σημειώσεις*, van demſelben;
6. *Ἐπιγραφαὶ ἐξ Ἐπιδαύρου, ὑπὸ Β. Στάη;*
7. *Γενίκευσις τοῦ Θεωρήματος τῶν ἐμβαδῶν, ὑπὸ Ι. Ν. Χατζιδάκη;*
8. *Ἐπανόρθωσις χωρίων τεσσάρων καὶ προσθήκη εἰς τὸ ἄ μέρος τῶν Ποικίλων φιλολογικῶν, ὑπὸ Κ. Σ. Κόντου;*
9. Die *Γραμματικά*, von demſelben. Zum Schluſſe
10. die *πρακτικὰ τῆς Ἑταιρίας* und *Ἀνακοινώσεις.*

Auf einzelne dieſer Arbeiten heute einzugehen liegt außerhalb des Füglichen, dach ſei es vergönnt, einen der Hauptpunkte aus dem Varwort hervarzuheben, der an Wichtigkeit und wiſſenſchaftlicher Tragweite nichts zu wünſchen übrig läßt. Derſelbe handelt einfach van der Sprachform, in welcher das Jahrbuch *Ἀθηνᾶ* ſich bewegen ſoll und wird.

Der Prólogos erklärt rund heraus, daß dieſe eine andere nicht ſein kann, als die möglichſt reine edle Hachſprache, die — in allen ernſten Schriften im litterariſchen wie im ſtaatlichen Verkehr van allen Gebildeten gebraucht — ſich anzulehnen hat an die edelſten Farmen der alten Sprache, um deren Hahéit, Würde und Tiefe möglichſt zu erreichen, die aber — dem vall dahinſtrömenden Leben der Gegenwart Rechnung tragend — aus dem Jungbrunnen der lebenden Volksdialekte alles das an ſich ziehen kann, was zum Reichtum, der Klarheit und der Schönheit des Ausdruckes beizutragen geeignet iſt.

Der Prólogos sagt das selber in vorzüglich schöner und vornehmer Sprache, wie selbige ein Muster sein mag für alle, so da schön und echt idiomatisch hellenisch schreiben möchten. Das ist mit hoher Freude zu begrüßen. Gar mancherlei Unbill hatte der Berichterstatter von vielen Seiten her auf sich zu nehmen, als er im Jahre 1881 in seinem Werke „Die hellenische Sprache der Gegenwart ꝛc." schrieb:

„So ist die Hochsprache als der Mittelpunkt aller Mundarten anzusehen, deren das Hellenische nach Gebirgen, Thälern, Buchten und Inseln gerade so gut hat, wie überhaupt jede lebende Sprache, am meisten vielleicht das Deutsche. Keine dieser Mundarten steht aber der Hochsprache so fern, wie die meisten deutschen Dialekte der ihrigen. Wie beim Hochdeutschen ist es auch hier nicht die Aufgabe der Hochsprache, irgend eine der gesprochenen Mundarten aufzusaugen, sondern es liegt — wie bei allen anderen Kultursprachen auch — im Wesen der Sprachentwicklung, sich in passender Weise aus ihnen heraus zu erquicken. Daß dies wirklich geschieht, kann jeder Unbefangene alle Tage wahrnehmen.

Die Hochsprache aber eines Landes, die in allen Schulen gelehrt, von allen verstanden und für die Nationalsprache angesehen wird, gilt in der ganzen Welt für den alleinigen, berufenen Vertreter der betreffenden Nation.

Von ihr ist die Rede, wenn man vom Deutschen, Französischen, Englischen, Italienischen und Russischen spricht, und nicht vom Schwäbischen, Gascognischen, Yorkshire, Sizilianischen, Kleinrussischen ꝛc.

In ihr fand das Volk zu allen Zeiten nationaler Erhebung Begeisterung und Todesmut durch ihre Nationalhymnen, sei es nun die „Wacht am Rhein", die „Marseillaise", das „Rule Britannia", das „Бóже царя храни" oder das hellenische „*Λεῦτε παῖδες τῶν Ἑλλήνων*". Sie ist die Sprache des gesamten öffentlichen Verkehrs, das Medium, durch welches ein Volk sich in seiner scharf ausgeprägten Individualität der ganzen Welt gegenüber stellt. Festgeschlossen, organisch d. h. nach unwandelbaren Gesetzen mit Notwendigkeit zu dem herangewachsen, wozu der Lebegeist des Volkes sie gemacht hat, ist sie die unzweideutige Vermittlerin des nationalen Seins, das Organ der Regierung in allen ihren Funktionen nach innen und außen, in Gesetzgebung, Parlamentsverhandlungen, Volksberatungen, Militär- und Zivilverwaltung bis herab zur einfachsten Polizeiverordnung über Straßenreinigung und Marktverkehr; der Kirche und Schule, von der Universität bis zum Lehrbuch der Anfangsgründe für die niedrigste Volksschule, von der Taufweihe bis zur Leichenrede. Sie ist der Träger der gesamten Litteratur, von der Auslegung Pindars und Sophokles' bis zur Wiedergabe der kleinsten Anekdote aus den „Fliegenden Blättern"; des Theaters und der Journalistik in allen ihren Verzweigungen; des Handels, der Mode, des Telegraphen- und jeglichen Geschäfts-Verkehres, vom Bankausweise bis zum Preiszettel des Wurst-, Hut- oder Stiefelmachers und jedes Gewerbtreibenden, Dienstsuchenden oder Arbeitgebers; von der Anrede an das Staatsoberhaupt bis zum Aufruf an den Wiederbringer eines verlaufenen Hundes, kurz des ganzen öffentlichen Lebens in Kunst und Wissenschaft, Poesie und Prosa, Verwaltung und Geschäftsbetrieb.

Bei keinem Volke kann das anders sein. Bei den Hellenen aber trat nach der Befreiung vom Türkenjoch die Sprachfrage geradezu als eine brennende in den Vordergrund und nahm alle Kräfte in Anspruch zu ihrer Reinigung von den slawischen, türkischen und italienischen Elementen, die mit der Zeit, wenigstens örtlich, in die Volkssprache sich eingedrängt

hatten. Diese fremden Elemente aber waren um so entbehrlicher, als sie meist nur die Oberfläche des nationalen Lebens berührten und mit Leichtigkeit durch den halbverklungenen aber nie verloren gegangenen Sprachreichtum der Vorzeit ersetzt werden konnten. Das war das Werk der Zeit und berufener Männer, resp. des gesamten Volksgeistes. Heute ist das Werk so weit geleistet, daß Rangabé mit Recht von der Sprache sagen konnte: „Stünden die Alten wieder auf, sie würden unsere Sprache zwar nicht genau so sprechen wie wir, aber sie würden sie ohne jede Mühe verstehen." Wie hier gearbeitet wurde, zeigt uns der Nekrolog (*Κλειώ*, 878 vom 15/27. April 1878) auf den berühmten Archäologen und Lexicographen Skarlatos D. Byfantios, der einer der letzten jener aufopferungsfreudigen Volkslehrer, sagen wir doch lieber Volkshelden war, die, gleich Hohepriestern der Wissenschaft, ihr ganzes Leben freudig hingaben, um der Nation ihren höchsten Schatz zu retten, die Sprache.

Die Richtung, in welcher der offizielle und wissenschaftliche Sprachverkehr bei jedem Volke stattzufinden hat, kann und muß von den Berufenen angegeben werden (Akademien, Behörden); das bloße Lebensbedürfnis nötigt dazu, an Vorbildern fehlt es nicht; auch fallen alle hier einschlägigen Bestrebungen ganz von selber dem Ausdrucksbedürfnis eines Volkes und seiner Presse anheim, die den Ausgleich zwischen Theorie und Praxis aufzufinden haben, da der Zweck beider unmittelbare allseitigste Verständigung über alle idealen und realen Lebensfragen ist.

Eine solche Richtung mag hier und da zeitweise zu hohe Forderungen stellen. Nie und nimmer aber wird von diesen mehr sich erfüllen, als was dem Volksgeiste wirklich entlehnt und seinem Bedürfnis angepaßt ist. Alles andere, noch so verdienstliche (Fernsprecher für Telephon), geht einer zweifelhaften Zukunft entgegen.

Wenn demnach die hellenische Sprache nach mancherlei Schwankungen in ihrer allmählichen Gestaltung in bezug auf Form und Gehalt der Wörter und Sprachformen, aber stets unter dem drängenden Streben nach gediegenem Abschluß gerade so geworden ist, wie sie heute ist, so ist dies kein Werk einzelner oder ganzer Körperschaften, sondern vielmehr — kraft der ihr innewohnenden Gestaltungsfähigkeit — das Erzeugnis der ganzen nationalen Thätigkeit auf diesem Gebiete, an dessen Entwickelung jeder stündlich mit seinem ganzen (und in diesem Falle großen) Sprachbedürfnisse mitgewirkt hat, sprachbegabte Männer und erleuchtete Geister natürlich mehr als der simple Bauer, Bürger oder Krieger."

Heute proklamiert der Gelehrtenverein zu Athen mit seiner wuchtigen Autorität ganz dasselbe und eröffnet durch diesen seinen Prólogos einen neuen Abschnitt in der Geschichte der hellenischen Sprache. Dazu sei er beglückwünscht, um so mehr, als er durch seinen Ausspruch dazu beitragen wird, das unbegründete Gerede von dem „babylonischen Sprachwirrsal" in sein Nichts aufzulösen und so manchen wackern ausländischen Gelehrten zu veranlassen, nunmehr der herrlichen hellenischen Sprache, die er in ihrer Schriftform schon halb versteht, ohne es zu wissen, näher zu treten und auch ihren allerdings schwierigen demotischen Formen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Es wird es gewiß keiner bereuen.

Πρόοδος, Σύγγραμμα περιοδικὸν μετὰ εἰκόνων, δὶς τοῦ μηνὸς ἐκδιδόμενον (14tägige illustrierte Zeitschrift „der Fortschritt"). Wien, Druck von Frdr. Jasper, 1889. Bis jetzt erschienen sind Lieferung 1—6.

Unſere Zeit iſt die der Illuſtration, und zwar mit vollſter Berechtigung: Kunſtſinn wird durch ſie geweckt, Kunſtgeſchmack gebildet, Kunſt- und Sachverſtändnis gefördert, die Kunſt ſelber in gedeihlichem Fluſſe erhalten, die ganze Volksbildung auf eine höhere, den Kunſtleiſtungen entſprechendere Stufe emporgehoben.

So iſt es nicht zu verwundern, wenn immer neue „Illuſtrierte Zeitſchriften", auch in Deutſchland auftauchen, die nicht nur den Wettbewerb mit den bereits beſtehenden tapfer aufnehmen, ſondern — wie „Univerſum", „Zur guten Stunde" u. a. — ſogar eine erſprießliche Entwickelung zeigen, wie das aus faſt jeder ihrer Nummern erſichtlich iſt.

Auch in Hellas haben bereits mehrere illuſtrierte Zeitſchriften Wurzel faſſen und einen dankbaren Leſerkreis finden können, wie „*Ἕσπερος*", erſcheint in Athen; „*Κλειώ*", erſcheint in Leipzig; eine andere in Konſtantinopel (die ich aber nicht kenne), „*Τὸ Ἄστυ*" jeden Sonntag in Athen. Hierher gehören noch die künſtleriſchen Beilagen und Veranſtaltungen der gediegenen Zeitſchrift Hestía, wie die *Εἰκονογραφημένη Ἐπετηρὶς τῆς Ἑστίας*, 1888—89, die „*Καλλιτεχνικὴ πιναχοθήκη τῆς Ἑστίας*" u. a., die ſich auch durch ihre Texte empfehlen.

Zu allen dieſen geſellt ſich nun auch die obige, die ihre Werkſtatt in Wien aufgeſchlagen, um in dieſem großen Mittelpunkt geiſtigen und künſtleriſchen Schaffens ſtets das Beſte erlangen zu können, was jeweilig geboten werden mag. Und was die *Πρόοδος* bringt an Format, Druck und Papier, an Texten, Illuſtrationen und techniſcher Herſtellung iſt in der That wirklich gut und ſchön. Auch der Preis iſt ein mäßiger.

Da iſt ſelbſt in den Rubriken „Allerlei" ꝛc. nichts Abgeſchmacktes, Unnützes, vielmehr iſt alles Mitgeteilte friſch, lehrreich und oft in bezug auf Hellas ſelber, ſehr wertvoll; der eigentliche Kern der Zeitſchrift aber, die Texte in Proſa und in gebundener Rede, mannigfaltig und intereſſant, wenn auch naturgemäß oft aus fremdſprachiger Ferne herbeigeholt. Die Kunſtbeilagen und die muſikaliſchen Zugaben, zum Teil Originale, ſind alle wohl ausgewählt und wacker ausgeführt.

Möge denn die *Πρόοδος*, die das Leitwort *Ὑψιλότερα* (Excelsior!) auf ihre Fahne geſchrieben, einen recht glücklichen Fortgang nehmen und auch die Nichthellenen — für welche ſchon in den vorliegenden Heften die Artikel *Ἀναμνήσεις Βιθυνικαί* und *Εὐδαίμων Χώρα* von beſonderem Intereſſe ſein dürften — freundliche Aufnahme finden.

Ἡ Ἑλλάς, περιοδικὸν τοῦ ἐν Ἀμστελοδάμῳ φιλελληνικοῦ Συλλόγου, Leiden, E. J. Brill, 1889. Heft II. gr. 8°. von 81—172.

Enthält viele wichtige und intereſſante Beiträge zur helleniſchen Sprach- und Litteraturkunde, deren Titel für den Inhalt zeugen mögen:

1. L'Italia e la Grecia, discorso inaugurale del corso della lingua Greca-Moderna (Ellenica) nell' Università di Napoli, von Prof. Andrea P. Farmacopulo, demſelben, der unſeres berühmten Landsmannes Prof. Dr. L. Büchners weitverbreitetes Werk „Kraft und Stoff" (16 deutſche Auflagen und zahlreiche Überſetzungen in vielen Auflagen!) ins Helleniſche übertragen hat;

2. *Περὶ τῆς προφορᾶς τῆς ἑλληνικῆς γλώσσης κτλ.*, griechiſch von A. J. Flament, Archivar zu Maaſtricht;

3. Helleniſch, auch als allgemeine Gelehrtenſprache. Antrittsrede des Privatdozenten für Helleniſche Sprache und Litteratur an der Univerſität zu Amſterdam, Herrn Dr. H. C. Muller;

4. *Εἰς τὴν Ἑλλάδα*, Gedicht von demſelben;

5. Is Greek a dead Language? von Prof. Dr. J. S. Blackie, Edinburgh;

6. Littré et la Prononciation du Grec.

7. *Διάφορα*, 27 Artikel;

8. Des Griechen Vaterland, Gedicht von Hans Müller, Halle a. S.;

9. Vertrauliche Reisebriefe an eine Freundin, von Florentia Fundúkli aus Athen. Gedicht in atheniſcher Geſellſchaftsſprache; gr. mit deutſcher metriſcher Überſetzung von Aug. Boltz;

10—11. *Ἡ Ἐλεημοσύνη* und *τὸ Ἄστρο*, Gedichte in epiroteſiſcher Mundart von Joánnis Polémis; gr. mit deutſcher metriſcher Überſetzung von Aug. Boltz;

12. *Βιβλιοκρισία* von Aug. Boltz: *Βικέλας ἀπὸ Νικοπόλεως εἰς Ὀλυμπίαν — A. P. Ῥαγκαβῆς. Λεξικὸν τῆς Ἑλληνικῆς Ἀρχαιολογίας; A. N. Γιάνναρης Μικρὸς Θησαυρὸς τῆς Ἑλληνικῆς γλώσσης; — N. Γ. Πολίτης. Λεξικὸν Ἐγκυκλοπαιδικόν.*

13. *Ἡ Ἵδρυσις τοῦ φιλληνικοῦ Συλλόγου*, *ὑπὸ H. C. Muller*;

14. *Πρόγραμμα τῆς Ζωγραφείου Ἑλληνικῆς Βιβλιοθήκης*; — Mitgliederverzeichnis — Kleinere Mitteilungen.

Heft III iſt im Druck und wird ein ungemein reichhaltiges Material bringen.

Ἡ Καμπάνα τοῦ χωριοῦ μου (Die Glocke meines Dörfchens), *ὑπὸ Ἰωαχείμ Βαλαβάνη, ἐν Ἀθήναις*, 1888.

Ἡ Ἀλληλογραφία παρὰ τοῖς Μικρασιανοῖς (Die Briefbeförderung bei den Kleinaſiaten, von demſelben, Athen 1889.

Beide Schriften ſind Vorträge, welche der Verfaſſer im Litterariſchen Verein (Syllogos) Parnaſſós zu Athen gehalten hat; beide haben das Verdienſt, über die wenig bekannten Zuſtände der hellephonen Gemeinden im Innern Kleinaſiens genauen, wahrheitsgetreuen Bericht zu erſtatten, desgleichen auch die Sprachverhältniſſe zu berühren, wie ſolche — beſonders in ſeinem Heimatsdorfe Arawäni(on) augenblicklich ſind, dürften alſo das Intereſſe auch von Nichthellenen in Anſpruch nehmen.

Arawánion iſt ein kappadokiſches Dorf, unfern vom alten Tuanä (jetzt Kiſárar auch Kliſé-Hiſár genannt) an den Gebirgsausläufern zwiſchen Cilizien und Kappadokien gelegen, woſelbſt — ebenſo wie in den Ortſchaften Fáraſa, Fertékion, Kúrdonos, Delmeſſós, Miſthí, Anakú und einigen pontiſchen Flecken und Dörfern — urſprünglich helleniſche Gemeinden ſiedeln, die aber unter dem vielhundertjährigen Drucke der Türken ihre Sprache und die daran haftenden Traditionen faſt völlig eingebüßt haben.

Was ſie noch davon beſitzen, verdanken ſie zumeiſt dem Einfluſſe der Kirche an welcher ſie, trotz äußerſter Erſchwerungen, mit ſeltener Zähigkeit feſthalten.

Die erſte dieſer Schriften liefert ein Beiſpiel ſowohl von dieſem Drucke — der freilich den Vergewaltigungen gegenüber, wie ſie eben jetzt in den baltiſchen Provinzen gegen die deutſchen Proteſtanten ſeitens des heiligen chriſtlichen Rußlands verübt werden, als reines Kinderſpiel erſcheinen — wie auch von dem Sprachbeſtande in Arawanion.

Die „Glocke" nämlich iſt nichts anderes als das *Σήμαντρον*, d. i. jene vor jedem Kirchlein aufgehängte Holzplatte oder Planke, gegen welche im türkiſchen Gebiete nur mit einem hölzernen Schlägel (*τοκμάχιον*) geſchlagen werden durfte, um der Gemeinde das Stattfinden der Liturgie anzukündigen, vorgeblich um die Ruhe der Mueſſins zum Gebete nicht zu ſtören oder zu übertönen. Durch glückliche Fügung nun gelang es dem Patriarchen vom jetzigen milden Sultane die Erlaubnis zu erwirken, ſtatt der Holztafeln eiſerne aufhängen zu dürfen, deren Schall weiter reicht und der an einen Glockenklang einigermaßen zu erinnern vermag. Das Aufhängen einer ſolchen im Dorfe geſtaltete ſich nun zu einer Feier, wie ſolche nur unter

ſolchen Umſtänden und von ſo glaubenseifrigen Orthodoxen empfunden werden konnte.

Das Türkiſche iſt als allgemeine Landesſprache eben auch hier zur allgemein herrſchenden geworden, deren Kenntnis niemand ſich zu entziehen vermag; doch hat eine größere Anzahl von griechiſchen Ausdrücken im Volksmunde ſich erhalten, die der Verfaſſer mitteilt und die intereſſant ſind ſowohl hinſichtlich ihrer Form wie ihres Inhaltes. Der Form nach ſtimmen ſie, im Ganzen, mit denen der bereits geſammelten kappadokiſchen und pontiſchen Wörterverzeichniſſe überein, betreffs des Inhaltes aber zeigen ſie den Ideenkreis an, innerhalb welchen die eingeborene Sprachkraft in dieſen Landſchaften ſich zu erhalten vermocht hat.

Die zweite Schrift ſchildert die Einzelheiten der Poſtbeförderungsverhältniſſe in jenen fernen Binnendiſtrikten, Verhältniſſe, die uns, denen die Weltpoſteinrichtungen ſchon oft zu eng dünken, geradezu als Fabel erſcheinen, die aber leider nur zu wahr ſind.

Beide Schriften ſind leſenswert für Geo-, Gloſſo-, Ethno- und andere Graphen.

Nicht minder intereſſant für Genealogen und Heraldiker dürfte die Schrift ſein, welche der Grieche Herr Conſtantinos A. Chriſtomános in deutſcher Sprache herausgegeben hat unter dem Titel „Abendländiſche Geſchlechter im Orient", im Anſchluſſe an Du Cange's Familles d'Outre-Mer, I. Lfg. Wien, Carl Gerolds Sohn, 1889.

Der Verfaſſer iſt uns auf dieſem Gebiete bereits bekannt (ſ. Genealogiſche Studien, Mag. f. d. Litt. d. In- u. Ausl. Nr. 34 von 1887). Er hat auch hier mit erſtaunlichem Fleiße auf fünf großen Tabellen lichtvoll alles zuſammengeſtellt, was dieſe ſchwierigen Fragen berührt, und zwar umfaßt

A. Das Königreich Jeruſalem (die Herrſchaft Jeruſalem, Grafſch. Tripoli, Fürſtentum Antiochien, Grafſch. Edeſſa oder Rohas, Italieniſche Beſitzungen in Paläſtina, 3 Tabellen.

B. Das Königreich Cypern (ſpäter Cypern und Jeruſalem, von 1291 titulär) 2 Tabellen.

Er hofft „daß dieſes mit Mühe aus den (ſchon ſprachlich) nicht jedermann leicht zugänglichen Aſſiſen*) von Jeruſalem und Cypern und den über das griechiſche Mittelalter zeitgenoſſiſchen Quellen, Chroniken und Dokumenten, ſowie neueren Geſchichtswerken zuſammengeſtellten Schema imſtande ſein werde, dem Leſer ein Bild des feudalen Hellas zu geben und zur beſſeren Beurteilung und zum Verſtändnis ſeiner abendländiſchen Dynaſten zu führen."

Die kirchliche Verfaſſung und die Beſitzungen (Kirchenlehen) der abendländiſchen Feudalſtaaten im Orient, ſowie die Beſitzungen der militäriſchen Orden werden im Anhange zur vorliegenden Arbeit dargeſtellt werden. Der Fortſetzung dieſer hochintereſſanten, mühſeligen Arbeit darf mit Intereſſe entgegengeſehen werden.

Γεωργίου Α. Πολίτου „Ἑρμούπολις", Ἡμερολόγιον τοῦ 1889 *ἔτους, ἐν Ἑρμουπόλει*, 1889.

Das Erſcheinen dieſes Kalenders darf als ein großer Fortſchritt des helleniſchen Schriftweſens bezeichnet werden. Hermúpolis einen Kalender, im Sinne unſerer

*) Für Freunde der einſchlägigen Litteratur ſei angeführt, daß die „*Ἀσίζαι τοῦ Βασιλείου τῶν Ἱεροσολύμων καὶ τῆς Κύπρου*", enthaltend *Κυπριακοὶ Νόμοι, Βυζαντινὰ Συμβολαία, Κυπριακαὶ Διαθήκαι* erſchienen ſind als Band VI der „*Μεσαιωνικὴ Βιβλιοθήκη κτλ.* von *K. N. Σάθας*, 1877. Paris, Maiſonneuve & Co., in welchem Werke (*Πρόλογος μθ'*) auf die vorzüglichen Arbeiten über den kypriſchen Dialekt unſeres berühmten Landsmannes, Prof. Dr. Guſtav Meyer, Graz, hingewieſen iſt („Romaniſche Wörter im kypriſchen Mittelalter — Il dialetto delle Cronache di Cipro, Torino, 1875, Löſcher"), die ich aus eigener Kenntnisnahme gleichfalls empfehlend anführe.

früheren Almanache, mit 26 Original-Dichtungen, größeren und kleineren, 7 poetiſchen Überſetzungen, darunter einige nach H. Heine, 1 Erzählung, 11 Aufſätzen, hiſtoriſchen, biographiſchen, ethnographiſchen (beſonders Syros betreffenden), hygieniſchen oder launigen Inhaltes, von zuſammen 26 Mitarbeitern, unter welchen nur wenige alte Bekannte, wie *δὲ Βιάζης*, *Μαρτζώκης*, H. C. Muller (Amſterdam) und einige andere — das alles iſt faſt wie ein Märchen, beſonders wenn man den oft bedeutſamen Wert der Mitteilungen in Betracht zieht.

Der Herausgeber, ſelber Dichter, hat mit geſchickter Hand hier alles zu vereinigen gewußt, was von dem geiſtigen Leben der Hermupoliten, denen das Buch auch gewidmet iſt, eine Vorſtellung zu geben vermochte, und verdient deshalb die vollſte Anerkennung nicht nur von Seiten ſeiner engeren Landsleute, ſondern aller Hellenen und Philhellenen, die hier über das Leben und Wirken, das Denken, Dichten und Sagen der fernen Inſel manche wertvolle Auskunft finden. Es wäre zu wünſchen, daß recht viele Inſel- und Provinzialſtädte dem ſchönen Beiſpiele folgten und beſonders auf Mitteilung aller alten Sagen, Gebräuche und beſonderen Redeweiſen und Wörter bedacht wären.

Ἐτήσιον Ἡμερολόγιον χρονολογικὸν, φιλολογικὸν, γελοιογραφικὸν τοῦ Ἔτους 1888 (das von 1889 iſt uns nicht zugekommen) *ἐν Ἀθήναις*, 1888.

Dies iſt ein ganz vornehmer „Almanach“ in Prachtband mit Golddruck und vielen Litho- und Photographien berühmter Hellenen und zahlreichen Beiträgen der berühmteſten Schriftſteller der Gegenwart, ſo reich und vielſeitig, daß an ein Aufzählen derſelben nicht zu denken iſt. Dies „Keepsake“ kann den beſten des Auslandes an die Seite geſtellt werden.

Darmſtadt. Aug. Boltz.

Spaniſche Litteratur.

Schon wieder hat Barcelona den Ruhm, die erſte Stadt Spaniens zu ſein, die ein neues Drama von Echegaray zur Aufführung bringt. Nach den Berichten der ſpaniſchen Blätter zu ſchließen, ſind die Rigidos (die Sittenſtrengen), die am 20. Juli das Lampenlicht erblickten und den Dichter wieder im ſchillernden Glanz ſeiner Verſe zeigen, an genialen Zügen reich. Das Blut der Gattin an den Händen, ruft der Gemahl, der faſt zum Mörder ſeines Weibes geworden, weil ſie ihm ihr Geheimnis nicht entdecken wollte, den Eltern zu, die ihre Tochter verleugnet: „Nehmt euer eigen Blut!“ und von Schmerz und Reue erfaßt ſtürzen die Eltern in der Tochter Arme. —

In Barcelona iſt jetzt auch der zweite Band der katalaniſchen Gedichte des Joaquim Rubió y Ors (Lo Gayter del Llobregat) erſchienen. Er, der ſich beſcheiden „Dudelſackpfeifer vom Llobregat“ nennt, iſt der Sänger ſüßeſter Minnelieder, der ſeinen Sang und alles, was ihm ſein heimiſcher Llobregat beut, nicht hingeben möchte für eines Königs Purpurmantel und edelſteinſtrotzenden Thron. Rubió y Ors hat ſeinen Namen in ſtrahlenden Lettern in die katalaniſche Litteratur eingeſchrieben: ſie hat unter ihm, der in der auch für Kaſtilianer leicht verſtändlichen Sprache Barcelonas ſingt, ihren Triumphzug durch die ſpaniſchen Lande gehalten und iſt jetzt in zahlreichem Gefolge vortrefflicher Überſetzungen erſchienen. Nichts iſt anziehender, als das ſchöne Urbild mit dem überaus ähnlichen ſchmucken Konterfei zu vergleichen: kaſtilianiſche, galiziſche, aſturianiſche, baskiſche, provençaliſche, franzöſiſche, italieniſche, piemonteſiſche, ſizilianiſche, vlämiſche und deutſche Überſetzungen wechſeln mit griechiſchen und polniſchen ab. Wir wan-

deln wie in einem Luſtgarten der Poeſie voll von würzigen Nelken und duftenden Roſen. —

Der Roſe iſt jetzt auch in Madrid ein ganzes Büchlein gewidmet: Cultivo de los rosales en macetas. Traducciones hechas por D. Mariano Vergara adicionadas con un prólogo y una antologia originales (Madrid, 1889). Bei dieſem Buche iſt die poetiſche Blumenleſe nur der Anhang, bei einem anderen demnächſt in Madrid erſcheinenden Werke, welches Juan Perez de Guzman unter dem Titel: La Rosa: manojo de la poesía española formada con las mejores producciones líricas dedicadas á la Reina de las Flores durante los siglos XVI, XVII, XVIII y XIX veröffentlichen wird, iſt die Anthologie der Kern. In der Einleitung hat Perez de Guzman auch der Roſe in der deutſchen Dichtung gedacht. Was könnte er da Schöneres erwähnen, als das Goetheſche Volkslied: Das Haideröslein? Der Spanier hat es alſo wiedergegeben:

La rosa silvestre.

Placentero vió el niño la rosa
la rosa del campo:
como el alba era jóven y hermosa;
y acercóse á admirar sus colores
y admiró con delicia y encanto
la rosa, la rosa, la rosa purpúrea,
la rosa del campo.

Y dijo engreido: — "Yo quiero cogerte,
la rosa del campo"; —
y la rosa, en peligro de muerte,
arguijó: — "Si me cojes, te punzo:
que tu herida eternice mi daño":
la rosa, la rosa, la rosa purpúrea,
la rosa del campo.

De se tallo el rapaz fiero corta
la rosa del campo.
Se pinchó en sus espinas; que importa?
La flor débil sufrió resignada;
Resistir y quejarse fué envano,
la rosa, la rosa, la rosa purpúrea,
la rosa del campo.

Johannes Fastenrath.

Skandinaviſche Litteratur.

Ein naturaliſtiſches Reformdrama. Herr Auguſt Strindberg iſt der energiſchſte Vertreter des Naturalismus in Schweden. Mit ſeltener Kühnheit verſucht er, wie Zola in Frankreich, demſelben auch im Drama Eingang zu ſchaffen. Schon in ſeinem „Vater" hatte er ſich von jeder Bühnenſchablone ſo fern gehalten, hatte im Dialog einen ſolch' natürlichen Ton angeſchlagen, die Handlung mit einer Einfachheit lediglich aus dem Gegenſatz der Charaktere herausgearbeitet, daß wir dort allerdings ein ſtaunenerregendes Wirklichkeitsbild voll düſterer Tragik erhielten. Aber in ſeinem „Vater" hatte ſich Strindberg wenigſtens in den äußeren Formen noch an die alten Theaterſitten gebunden, in ſeiner „Fröken Julie"*) („Fräulein Julie") geht er noch einen Schritt weiter.

Nach der Vorrede, die er dieſem Drama voranſetzte, muß Herr Strindberg eine ſehr hohe Meinung von dem Theaterpublikum haben, da er von demſelben glaubt, daß es imſtande wäre, ein Stück von 84 Seiten ohne Akteinteilung, alſo in einem Zuge heruntergeſpielt, anzuſehen, da er ferner meint, daß unſer Theaterpublikum geneigt ſei, auf eine bewegte äußere Handlung zu verzichten und der pſychologiſchen Analyſe ſein Intereſſe zu ſchenken. Er überſieht, daß das Theater von der großen Mehrheit als Vergnügungs- und nicht als Kunſt-Inſtitut betrachtet wird, daß man nur ſehr ungern auf die Zwiſchenaktpromenaden in den Foyers, auf die Betrachtung der im Zuſchauerraum Anweſenden und — ihrer Toiletten! verzichten wird. Und der geringe Erfolg der letzten Ibſenſchen Dramen bei dem Theaterpublikum beweiſt leider, daß

*) Fröken Julie. Ett naturalistikt sorgespel. Stockholm. Seligmann. Däniſche Überſetzung von Nathalie Larsen. Kjöbenhavn, Schubothe.

für die psychologische Analyse herzlich wenig Interesse und Verständnis vorhanden ist. Von diesem rein praktischen Standpunkt aus dürfte Strindbergs Reformversuch des Theaters also im Ganzen wenig Erfolg haben. Betrachten wir ihn vom theoretischen.

Strindberg will in seiner Tragödie einen philosophisch-naturwissenschaftlichen Satz zur Darstellung bringen. Das solide Leben besteht für ihn in zwei beständigen Bewegungen, in dem Steigen der unteren, stärkeren Klassen und in dem Sinken der oberen, schwächeren. In diesem Wechsel liegt für ihn die Wonne des Daseins, da das Glück in der Wiedergeburt zu suchen ist. Ein Geschlecht muß untergehen, damit ein anderes emporkommen kann. So soll, nach seiner Ansicht, der Untergang eines gleichsam überreifen und daher der Fäulnis entgegen gehenden Menschengeschechts keinen traurigen, sondern einen frohen, erhebenden Eindruck machen.

Die Vertreterin dieser überreifen Rasse ist Fräulein Julie, eine Grafentochter, deren Untergang durch die Leidenschaften einer sittlich verderbten Mutter, durch eine falsche, halb männliche, halb weibliche Erziehung, die ihr ihre Eltern zuteil werden ließen, durch die eigene Natur und den suggestiven Einfluß ihres früheren Bräutigams auf ihr degeneriertes Hirn herbeigeführt wird. Hierzu kommen als zufällige Umstände: eine momentane Abwesenheit des Vaters, die Feststimmung der Johannesnacht, in der das Drama spielt und die in Skandinavien als großes Volksfest gefeiert wird, die Dämmerung der Nacht unter dem Einfluß der Mitternachtssonne, die aufregende Wirkung des Tanzes, und ein Zufall, der sie und den Bedienten Jean zusammen in dessen Zimmer treibt. All' dieses bewirkt — tiefer konnte man ein auf den ersten Blick unwahrscheinliches Ereignis nicht begründen — daß sie einer Verführung erliegt, nachdem sie ihn selbst gleichsam dazu durch ihr Benehmen herausgefordert hatte.

Sie ist eine komplizierte, zusammengesetzte Natur, wie alle modernen Menschen, und ihre Gestalt ist insofern tragisch, als sich in ihr der Kampf zwischen Natur und den durch die Erziehung hervorgerufenen Neigungen und Abneigungen vollzieht. Sie haßt die Männer und erliegt doch dem geschlechtlichen Triebe. Sie haßt auch den Verführer und will nach geschehener That doch mit ihm entfliehen, „um das Leben kurze Zeit zu genießen und dann zu sterben." Aber Jean will überhaupt noch nicht sterben, sondern reich und angesehen werden; er ist der Vertreter des emporkommenden Geschlechtes und hält den Selbstmord für ein Verbrechen gegen die Vorsehung, die uns das Leben gegeben hat.

Bleiben aber kann sie nicht, das verbietet ihr Ehrgefühl, das nun einmal das Erbe ihrer höheren gesellschaftlichen Abstammung ist. So bleibt ihr nur der sofortige Selbstmord; aber sie selbst hat dazu nicht die moralische Kraft und fleht daher Jean an, ihr die That um ihrer Ehre, ihres Namens willen zu befehlen. Und unter seinem suggestiven Einfluß vollzieht sie sie dann. Jean, als Vertreter der neuen naturalistischen Richtung, kennt jenes romantische Ehrgefühl nicht; daher kann er ruhig leben bleiben und sein Ziel des Emporkommens weiter verfolgen. Auch er ist eine komplizierte Natur, insofern als er über seinen Stand bereits erhaben ist und seine Sinne weiter und feiner entwickelt sind. Seinesgleichen ist ihm bereits fremd, und doch fürchtet er sie. Er fühlt sich selbst als eine Art Aristokrat, ist gesellschaftlich — das heißt, was die äußere Form anbelangt — gebildet und doch roh. Er ist völlig rücksichts- und gefühllos, wenn es sein Interesse ver-

langt. Auch spricht er mehr, was ihm nützlich, als was wahr ist, und sein Knechtsinn offenbart sich in einer gewissen Angst vor dem Grafen.

Jean an die Seite gestellt ist die Köchin Christine, die Vertreterin der noch völlig in der Tiefe verharrenden Gesellschaftsschicht, voll Unselbständigkeit und Stumpfheit, und mit moralischen und religiösen Sätzen vollgepfropft, die zum Deckmantel und Sündenbock dienen müssen. —

Das Ganze hat äußerst wenig Handlung und ist der alleinige Nachdruck auf die Charakterentwicklung und Motivierung der Handlungsweise der Personen gelegt.

Der Verfasser geht von der Anschauung aus, daß seine Dichtung keinen peinlichen und traurigen Eindruck hinterlassen dürfe, da ja das Glück des Daseins in dem Untergang des Alten und Überlebten und dem Emporkommen des Frischen und Natürlichen liege. Ganz richtig: darin würde allerdings etwas Erhebendes liegen, aber dieses Emporkommende müßte auch wirklich etwas Frisches, Gesundes sein, von dem wir eine bessere Zukunft erwarten könnten. Das ist hier aber durchaus nicht der Fall. Wenn das emporkommende Geschlecht diesem Jean glauben sollte, so wäre es eine trostlose Weltentwicklung. Freilich sind seine Sinne, sein Geschmack entwickelt, freilich hat er in den äußeren Formen das Niveau der höheren Stände erreicht, freilich ist sein Verstand gereift aber sein Geist, sein ideelles Streben ist stehen geblieben. Er hat für nichts Sinn und Verständnis als für materiellen Erfolg und materielle Bestrebungen. Bedem Emporkommen eines solchen Geschlechtes müßte Kunst und Wissenschaft alles Schöne und Hohe, was es auf Erden giebt, zugrunde gehen. Und das sollen wir mit Freude und Genugthuung betrachten? Nicht in dem Untergange Juliens liegt das peinliche und traurige, denn mag sie auch in erster Reihe ein Opfer der Umstände und ihres durch Vererbung und falsche Erziehung verderbten Charakters sein, immerhin hat sie die Folgen ihrer Handlungsweise zu tragen und ihr Untergang ist nur eine Konsequenz derselben. Der niederdrückende Eindruck, den dieses Drama sicher bei einer Aufführung hervorrufen würde, entsteht vielmehr daraus, daß ein Schuldiger, ein erbärmlicher Wicht völlig straflos daraus hervorgeht. Über den Sieg der Gemeinheit werden wir immer nur trauern, aber nicht uns dadurch erhoben fühlen.

Was die Ausführung, die technische Durchführung eines Werkes betrifft, so läßt sich gegen dieselbe, wenn man die naturalistischen Bahnen auch für das Drama für angezeigt hält, nichts einwenden. Die Charakteristik ist von seltener Feinheit, Schärfe und Lebensweisheit, die Sprache von wahrhaft verblüffender Natürlichkeit, die Führung der Handlung von großer Einfachheit und innerer Folgerigtigkeit. Der Vorwurf der Unwahrscheinlichkeit, der gegen sie sicher erhoben werden wird, ist unbegründet, da unter diesen Umständen und bei diesen Charakteren alles gerade so vor sich gehen mußte, aber Strindberg wählte, wie er selbst einräumt, in Julie einen Ausnahmecharakter. Mit einem solchen vermögen wir aber weder mitzufühlen, noch mitzuleiden, da wir eine ähnliche Handlungsweise für uns selbst nicht für möglich halten können. Wir sitzen Juliens Handeln und Schicksal kalt und ohne Interesse gegenüber, höchstens mit dem der Neugier, mit der man eine Mißgeburt in einer Schaubude betrachten geht. Strindberg hat, wie sich das schon in seinem „Vater" zeigte, eine ungewöhnlich düstere, ja geradezu feindliche Auffassung von dem Wesen des Weibes, so daß er sicher der Ansicht ist, diese Julie ist keine Abnormität, eine Ansicht, die

aber nur wenige seines Publikums teilen werden. Dieser Pessimismus ist es, der Strindbergs in technischer Beziehung und an Gedankenfülle treffliche dramatische Schöpfungen in ihrer Wirkung aufs Schädlichste beeinflußt. Könnte der Dichter sich aus dieser verbissenen Stimmung herauskämpfen! Wir hätten noch großes, nicht nur psychologische Abnormitäten von ihm zu erwarten.

E. Brausewetter.

Böhmische Litteratur.

Nach längerer Pause haben die böhmischen Autoren wieder den Büchertisch reichlicher beschenkt. Es vergingen seit unseren letzten Berichten lange Wochen, ohne daß in Prag etwas Bemerkenswertes erschienen wäre. Jetzt gegen Weihnachten ist der Verkehr der Verleger mit den Dichtern etwas reger geworden und es wird daher der Verkehr der Dichter mit dem Publikum wieder ein größerer sein. Die Reihe der Weihnachtsbescherer hat Svatopluk Čech mit einem Band Gedichte „Nové Písne“ (Neue Lieder) eröffnet. Es ist dies der zweite Band Tendenzgedichte in diesem Jahre, den wir von dem berühmten Dichter erhalten. Es hat dieser Band, sowie der ihm vorhergegangene Band „Morgenlieder“ in Böhmen große Verbreitung und Liebe gefunden. Kritisiert lobt und tadelt eben Čech ganz rücksichtslos, was in Böhmen vorgeht. Der Tenor seiner Gedichte ruft nach Einigkeit in Böhmen. Von Čech haben wir noch eine Novität zu verzeichnen und zwar „Der neue epochale Ausflug des Herrn Brouček ins XV. Jahrhundert“ (Prag, F. Šmínský). Zu Ende des vorigen Jahres hat Čech (wie in diesen Blättern auch gemeldet wurde) eine ausgezeichnete Satyre auf das böhmische Leben verfaßt und sie „Ein Ausflug des H. Brouček auf den Mond“ benannt. Das Buch hat nun seiner Zeit einen durchschlagenden Erfolg beim Publikum errungen und großen Absatz gefunden. Der Erfolg scheint Dichter und Verleger aufgefordert zu haben, in den Ausflügen des Prager Hausbesitzers fortzufahren und so werden wir heuer wieder einen H. Brouček am Weihnachtstische erblicken. Bisher sind 5 Hefte erschienen und sind ebenso glänzend von V. Oliva illustrirt wie die vorjährigen. Jaroslov Vrchlický, der zweite gleichbedeutende Beherrscher des böhmischen Parnassus, hat eine Gedichtensammlung „Na domací pudě“ (auf heimatlichem Boden) herausgegeben und damit den Vorwurf zurückgewiesen, daß seine Phantasie das Glück im Fernen suche. In einem großen Teile des neuen Gedichtenbuches schildert Vrchlický Prag, und namentlich dessen historisches Viertel der Kleinseite. Und so eigentümlich düster dieser Stadtteil ist, so düster ist auch der Anstrich der Gedichte, als wollte Vrchlický das Historische dadurch präcisieren. — Von Vrchlický wird auch demnächst der zweite Band seiner Übersetzung „Des befreiten Jerusalems“ erscheinen lassen. — Julius Zeyer, ein glänzender Epiker, hat ein Drama „Donna Sanča“ veröffentlicht, und damit quasi im Vorhinein gesagt, daß ihm die Aufführung desselben nicht erwünscht ist. Und Zeyer hat Recht. Seine Dichtungen gehören insgesamt zu den Besten, was die böhmische Litteratur aufzuweisen hat, seine Dramen, die er geschrieben, sind ungemein poetisch und führen eine prachtvolle, wohlklingende Sprache, aber — fürs Theater sind sie nicht. Das neueste Drama Julius Zeyers teilt nun wieder alle hier erwähnten Vorzüge, die aber am Theater erst in zweiter Linie beobachtet werden. Das, was in erster Linie stehen soll, das Dramatische, fehlt auch diesem Buchdrama. — Wenn wir schon von Dramen sprechen, wollen wir auch zweier Neuerscheinungen gedenken, die hierher gehören. Es erschienen hier zwei, am böhm. Nationaltheater in Prag heuer aufgeführte Stücke im Druck: F. A.

Schuberts „Praktikus“ und Ladislav Stroupežnický's „Wenzl Hrobčický von Hrobčic“. Das erstere behandelt einen Stoff aus dem politisch-nationalen Leben des böhm. Volkes in den Jahren 1860—1870. Und das ist der Hauptmangel des Stückes auf der Bühne gewesen. Die Geschehnisse von damals sind noch viel zu neu, die darin unter anderen Namen vorkommenden Politiker und Journalisten leben noch, die ganze Handlung ist daher sehr leicht controllierbar. Einen weit besseren Eindruck macht das Drama beim Lesen. Es ist zwar in keiner Beziehung gleichwertig mit den früher erschienenen (auch ins Deutsche von E. Grün übersetzten) Dramen desselben Autors „Jan Byrava“ (Hans Wierauer) und „Láska Raffaelova“ (Raffaels Liebe), aber es ist immerhin interessant. Das zweite von uns erwähnte Drama von Stroupežnický, dem Dramaturgen des böhmischen Nationaltheaters — F. A. Schubert ist Direktor desselben — hatte auf der Bühne und nun auch als Buch einen weit größeren Erfolg. Es behandelt den Kampf des conservativen Hochadeligen Hrobčický mit dem nach dem Jahre 1848 freigewordenen Bauer Vorba in überaus dramatischer Weise. Stroupežnický gehört unter die Realisten unter den böhmischen Dramatikern. Seine Figuren sind denn auch immer lebenswahr und kräftig, die Handlung seines Stückes überaus spannend und oft ergreifend — kurz es hat den großen Erfolg verdient. Stroupežnický gehört auch sonst zu den besten Genristen der böhmischen Litteratur; und viele seiner Novellen, Charakterzeichnungen aus dem böhm. Dorfleben und Erzählungen sind ins Deutsche übersetzt worden und werden hoffentlich auch in einer Gesamtausgabe erscheinen. — Eduard Jelinek hat wieder einen Band seiner kulturhistorischen Essays auf den Büchertisch gelegt. Es führt den Titel „Slovanské črty“ (Slavische Skizzen). Wir haben bereits über Jelinek's Thätigkeit in der böhm. Litteratur auf dieser Stelle eingehender gesprochen und erwähnen heute bloß, daß auch diese „Slavischen Skizzen“ eine besondere Aufmerksamkeit und Würdigung verdienen. In denselben werden wir mit zahlreichen interessanten Persönlichkeiten der übrigen Herrenwelt bekannt gemacht, so z. B. mit dem Fürsten Karl Radziwill (1750), der Fürstin Katharina R. Dašek, dem russischen Schauspieler Karatygin ꝛc. ꝛc. Das Buch ziert den heurigen Weihnachtstisch in hervorragender Weise.

F. H.

Ungarische Litteratur.

Das Gestern und Heute. (Ategnap és ma.) Gedichte von Andor Kozma. Mit einem Vorworte von Ludwig Dózy. Budapest, Singer u. Wolfner. Zeitgedichte von eigentümlichem Reiz und hoher Formvollendung, wie sie selten auf dem ungar. Büchermarkte zu finden ist. Der Verfasser ist ein junger Mann von 26 Jahren (der Sohn des ungar. Oberstaatsanwaltes), der seit beiläufig 10 Jahren die Leitgedichte im ungarischen Witzblatte „Borss Tem Jankó“ schreibt. In diesem Bändchen hat er seine Gedichte gesammelt und dem ungar. Lesepublikum eine wirklich wertvolle poetische Gabe dargebracht. Andor Kozma ist eine vornehme Dichternatur: edle Gesinnung, ein unverfälschter Liberalismus, Begeisterung für alles Edle und Gute, echte Humanität zeichnet diese Dichtungen aus, welche die bewegenden Fragen der Jetztzeit auf allen Gebieten des menschlichen Lebens zum Gegenstande haben. Es sind keine versifizierten Leitartikel, voller platter Phrasen, der jugendliche Dichter weiß alles poetisch zu gestalten. Seine Sprache ist voller Schwung, sein Humor und seine Satyre herzerquickend. Ein vornehmes Büchlein, dessen erste Auflage in einigen Tagen vergriffen war.

Moritz Hoffmann.

Neues aus der Pallas-Ausgabe:
E. Kazár: A ma holnap nèlkul (Roman).
Turgenyew: Bazaroff.
About E.: Le roi des montagnes.
Maria Corelli: Geſchichte eines Geſtorbenen.

Ludwig Pósa. Virághullás (Neuere Gedichte. Gebrüder Endrényi in Szeged).

Der Inhalt dieſes kleinen ſchmucken Bändchens iſt eine Sammlung lyriſcher und kleinerer erzählender Gedichte. Die Gedichte ſind reich an Inhalt, von tiefem Gefühl durchdrungen. Klangvolle Reime, ſchön geordnete Gedanken zieren dieſes vortreffliche Werk, welches durch die kernige Kraft der Sprache das Lob des Leſers, wie auch des Kritikers zweifelsohne verdient.

Gelich Karl: Magyarország függetlenségi harcza 1848/49—ben. (Ungarns Freiheitskrieg im Jahre 1848/49). L. Aigner, Budapeſt.

Dieſes Werk, deſſen dritter Band neueſtens erſchienen iſt, zeichnet ſich durch ſeine Gründlichkeit und ſeine hiſtoriſche Ausarbeitung vor allen dieſen ähnlichen Werken aus. Die Vorgeſchichte, ſowie der Hergang dieſes Freiheitskrieges und ein kurzer Überblick der darauf folgenden Jahre ſind hier mit ſtrengen hiſtoriſchen Kritiken geſchildert. Nicht nur der Hiſtoriker, alle, die ſich für die Geſchichte dieſes tapferen und freiheitsliebenden Volkes intereſſieren, finden in dieſem vorzüglichen Werke eine feſſelnde und gründliche Beſchreibung jenes Zeitalters. Ein Werk, welches ob ſeiner Gründlichkeit als eine der erſten Geſchichtsquellen ſich eignet.

Ohnets neueſter Roman: Doktor Ramean iſt in einer guten Überſetzung von Adalbert Fái in der Univerſal-Romanbibliothek (Egyetemes regénytár) bei Singer & Wolfner, Budapeſt erſchienen.

Nochmals Conradi-Oberbreyer.

Auf Herrn Conradis „Erwiderung" im Septemberheft ſendet uns Herr Oberbreyer folgende Schlußerklärung, mit deren Veröffentlichung die Angelegenheit für uns erledigt iſt. Der genannte Herr ſchreibt: In ſeiner langatmigen Erwiderung auf meine Entgegnung giebt ſich Herr H. Conradi die erdenklichſte Mühe den Vorwurf von ſich abzuwälzen, als habe er in ſo kindlicher Weiſe, wie es geſchehen iſt, Meiſter Wielands Stil kritiſieren wollen. Es iſt aber Thatſache, daß nicht nur der Schluß der Einleitung zu den „Hetärengeſprächen", wie er jetzt ſelbſt zugeben muß, ſondern auch das Übrige aus Wielands Feder ſtammt. Nur ſteht dies an einer andern Stelle als dort, wo es der „Kritiker" ſucht. Mag er es weiter ſuchen! Aber ſelbſt wenn er es findet — was nützt das? In ſeiner Überhebung nimmt Herr Conradi ja ſelbſt gegen Wieland „nichts von dem Geſagten zurück"! Nun, Conradis „Urteil" kann ſowohl Wieland wie mir ſo gleichgültig wie möglich ſein! — Was die von ihm an den Haaren herbeigezogene Angelegenheit einer vor langen Jahren gelegentlich eines Meininger Gaſtſpiels in Magdeburg von mir in beſonderem Auftrage und nach überwieſenem Material lediglich behufs lokaler Reklame zuſammengeſtellte Broſchüre betrifft, ſo verbieten mir leider Rückſichten auf höher ſtehende, verehrungswürdige Perſönlichkeiten darauf näher einzugehen. Ich habe ſeinerzeit die Weiſung erhalten, dieſe Angelegenheit völlig ruhen zu laſſen und dieſem Gebote habe ich unbedingt Folge zu leiſten.

Leipzig, im September 1889.

Dr. Max Oberbreyer.

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München.
Verlag von Wilhelm Friedrich, Druck von E. G. Röder in Leipzig.

UNIV. OF MICH.

November 1889.

Die Franzosenherrschaft im neuen Deutschen Reich.

Von M. G. Conrad.
(München.)

Pumpanella an Fantasio:

Wie Franz Dingelstedt, der „Nachtwächter mit den langen Fortschrittsbeinen", über das Vorurteil dachte, daß deutsche Bühnen von Rang ohne Zufuhr aus Frankreich nicht bestehen können, zeigt ein bisher nicht veröffentlichter Brief von ihm, den E. Zabel in der „N.-Z." mitteilt. Zu einer Zeit, als Dingelstedt Leiter des Wiener Burgtheaters war (am 28. Oktober 1878) und die französische Dichtung noch auf ganz anderer Höhe stand als heute, schrieb er an Paul Lindau: „Diesen französischen Afterpoeten liegt gar nichts daran, wo und wie sie aufgeführt werden, auch nicht, wer sie übersetzt. Sie haben nur Sinn für die Prime, die Tantieme. Ich brauche sie alle nicht und halte es tief unter der Würde des Burgtheaters wie gegen mein Gewissen als deutscher Schriftsteller, ihnen nachzulaufen.".

Was vor elf Jahren Dingelstedt, der bekanntlich nichts weniger als ein beschränkter Chauvinist gewesen, als eine Würde- und Gewissenlosigkeit erklärte, ist heute in der deutschen Theater-, Kunst- und Litteraturwirtschaft zu einem unbeanstandeten öffentlichen Gebrauchtume geworden. Die deutschen Reichsbürger von 1889 finden es ganz in der Ordnung, daß ihre Theaterleiter, Kunstaussteller, Buchhändler, Leihbibliothekare und ähnliche Gewerbsbeflissene den französischen Theatralikern, Malern, Romanschreibern u. s. w. „nachlaufen", deren Erzeugnisse um sündheidenteures Geld erstehen, den vaterländischen Künstlern und Dichtern die schamloseste Konkurrenz machen,

den Sinn des Publikums für heimische Kunst und Dichtung ersticken und die Begier nach Ausländischem unablässig reizen.

Man braucht nur einen Blick auf die Spielverzeichnisse der deutschen Schaubühnen, von der Reichshauptstadt angefangen bis zu dem letzten Provinznest mit seinem verlumpten Thespiskarrenschieber, nur einen Blick auf die Auslagefenster der deutschen Buch- und Kunsthändler, auf die periodischen Kunstausstellungen, auf die Theater-, Kunst- und Litteraturberichte in den größten und verbreitetsten deutschen Tageszeitungen zu werfen, und man wird sich überzeugen, daß die geistige und künstlerische Entdeutschung Deutschlands mit Hochdruck betrieben, die Verpariserung unseres Volkes zum geschäftlichen Prinzip erhoben und die Franzosenherrschaft im Reich der deutschen Dichter und Denker täglich mehr in ein durchgreifendes System gebracht wird.

Und die Fürsten und Hüter unseres Landes sehen dieser Entdeutschung Deutschlands auf den wichtigsten Gebieten des Geistes- und Kulturlebens mit voller Gemütsruhe zu. Und die hohe Obrigkeit gewährt den Franzosen auf unsern Bühnen, in den Singspielhallen, in den Schaufenstern, in den Kunstausstellungen ein Maß von Freiheit, wie sie es den einheimischen Erzeugern von Geistesprodukten gegenüber niemals erübrigt. Was kein Deutscher dichten, malen, meißeln, aufführen und ausstellen lassen dürfte, ohne sofort polizeilich gerüffelt zu werden, das ist den Franzosen bei uns ohne die geringste Belästigung erlaubt. Stücke von der raffiniertesten Zotenhaftigkeit und Geilerei, Bilder von der ausgeklügeltsten Berechnung auf die niedrigsten Sinnentriebe haben in Deutschland, sobald sie die französische Ursprungsmarke tragen, ungehemmte Bewegung. Pariser Vennsknechte dürfen in Wort und Bild sich bei uns Alles erlauben, was einem deutschen Dichter und Maler von der strengen Wahrheitsschule, welche selbst das Schlechte in den hehren Dienst des Guten zwingt, als bodenlose Gemeinheit, als schweinisches Wühlen im Schmutze aufgemutzt würde. Unsere Sittlichkeitsgendarmerie und Preßkritik hantiert offenbar mit zweierlei Maßstäben; was ihr bei den Franzmännern als liebenswürdig-geniale Schwerenöterei gilt, ist ihr bei den Deutschen sträfliche Gemeinheit. Drum wird dem Franzosen der Passierschein ausgefertigt, wo man dem Deutschen den Strafrichter auf den Nacken hetzt. Sogar auf deutschen Hofbühnen genießen solche französische Stücke das Gastrecht, in welchen z. B. — man vergleiche den „Attaché" von Meilhac — deutsche Diplomaten als Idioten und Schmutziane lächerlich gemacht werden. Böte ein deutscher Komödienschreiber ein derartiges Stück an, unsere Hoftheater-Intendanten würden ihm voll Entrüstung die Thür weisen. Ein tragisches Possenwerk, wie die „Fedora" von Sardou, in wel-

chem die psychologische Dummheit und Alberwitzigkeit Eiffelturmshöhe erreicht, ist an ersten deutschen Bühnen Repertoirestück; wäre es von einem Deutschen verfaßt, hätten es die harthäutigsten Theaterleiter sicherlich als gröbliche Beleidigung des gesunden Menschenverstandes längst in die dunkelste Ecke geschleudert. Eine rührselige Possenreißerei wie der französische „Hüttenbesitzer", worin auch nicht eine einzige Empfindung echt, nicht ein einziger Ton wahr ist, zieht im Triumph über die deutsche Bühne. Gegen den Verfasser des „Hüttenbesitzers" ist unsere selige Birchpfeiffer ein wahres Muster von Natürlichkeit. Thut nichts, George Ohnet ist ein Franzose — das genügt, seinen Schmieralien in Deutschland die andauerndste Bewunderung und die fettesten Tantièmen zu sichern.

Wenn unser deutsches Theater auf dem Hund ist, wie gestrenge Kunstliebhaber vermeinen, ist es in erster Linie dem herrschenden Franzosentum zuzuschreiben.

Blumenthal in Berlin setzt auf seinen Theaterbau den Namen des deutschen Kunstreformators Lessing — und erwirbt schleunigst, um ein einträgliches Zugstück zu haben, für bare zehntausend Mark den „Fall Clemenceau" von Dumas, eine Bühnendichterei, die ein Lessing sicherlich nicht geschenkt gemocht hätte. Das Berliner Lessingtheater darf es darum auch nicht krumm nehmen, wenn ihm unser Conrad Alberti den Sinnspruch widmet:

Von Innen Blumenthal — von Außen Lessing:
In silberner Schale Äpfel von Messing.

Die erste deutsche Malerstadt — die „Kunstmetropole" München, eine Schöpfung des „teutschesten" Fürsten und Kunstkönigs Ludwig I. — möchte sich nicht von dem reichen, aufblühenden Berlin überflügeln lassen und richtet jährliche Kunstausstellungen ein. Sehr schön. Eine Gelegenheit mehr, der grassierenden Ausländerei ein Paroli zu biegen und der Welt zu zeigen, welche Wunder von Kunstleistungen die deutschen Maler, Bildhauer und Zeichner zu bieten und damit den fremden Wettbewerbern den Rang abzulaufen vermögen, nichtwahr? Gewiß! Allein die erste deutsche Malerstadt br...ht die breiteste Vertretung der Franzosen in ihren Mauern, um das deutsche Publikum zu kirren — also dürfen es die Münchener nicht wie Dingelstedt unter ihrer Würde und gegen ihr Gewissen finden, den Parisern „nachzulaufen" und ihnen für Werke, die in nichts über die einheimische Leistungsfähigkeit hinausragen, die ersten Medaillen in allen Klassen ehrerbietigst zuzuerkennen. Man betrachte sich diese merkwürdige „erste Jahresausstellung" im königlichen Glaspalaste: Franzosenherrschaft und Franzosenverehrung auf der ganzen Linie!

Und der deutsche Michel steht da, die schwere Sturmhaube auf dem Kopf, bewaffnet bis an die Zähne, jeder Zoll ein Held, jeden verfügbaren Pfennig dem Militarismus opfernd — um die Würde und Unantastbarkeit seines Reiches zu schützen! Aber sein Bestes, seinen Geist und sein Gemüt, seine künstlerische und dichterische Eigenart, die ideale Selbstherrlichkeit und Hoheit in allen Angelegenheiten des feinsten Seelenlebens — ja, die giebt er mit Vergnügen den Fremden preis. Willig und unbesonnen, wie der dümmste Junge, zahlt dieser alte Landsturm-Michel mit den höchsten Preisen die fremdländischen Verführungskünstler und ihre einheimischen Kuppler und Gelegenheitsmacher. Kein besseres Geschäft für deutsche Theaterleute, Kunst- und Buchhändler, Zeitungsschreiber und Übersetzer, als im heutigen deutschen Reich den französischen Zutreiber zu machen; das bringt Ehr' und Gewinn in Hülle und Fülle.

Wie die Ausländer, in erster Linie die Franzosen selbst, über diese geistige Fremdherrschaft im Deutschen Reiche denken, lehrt uns ein aufmerksamer Blick in ihre Zeitungen. Namentlich ihre Spezialberichterstatter in Berlin finden nicht Worte des Spottes und Hohnes genug über die Verfranzösierung Deutschlands und besonders der Reichshauptstadt, wo die Sorge für den Militarismus und den Mammonismus mehr und mehr alle ideale Interessen zu ersticken scheint. Einige Berichterstatter ernsthafteren Schlages, die von einem gewissen Wohlwollen für Deutschlands Entwickelung beseelt sind, suchen sich diese unfaßliche Auslandsschwärmerei einfach durch die geistige Überlegenheit der Fremden über die Deutschen, durch die Armseligkeit des deutschen Schaffungsvermögens zu erklären!

Von befreundeter Hand erhalte ich soeben aus Rom eine Nummer der Zeitung „La Tribuna" zugeschickt. Ich entfalte das Blatt und finde gleich auf der zweiten Seite einen langen Bericht aus Berlin vom 8. September, überschrieben „Teatri Berlinesi". Man höre nur die Einleitung:

„Man kann gesiegt, die Militärmacht eines Volkes vernichtet haben und doch gezwungen sein, zwanzig Jahre nach dem Siege noch dem besiegten Volke einen hohen Tribut für dessen geistige Überlegenheit zahlen zu müssen. Dieser Gedanke drängte sich mir auf, als ich einen Rundgang durch die Theater der deutschen Reichshauptstadt machte: im Lessingtheater, im Wallnertheater, im Residenztheater, im Friedrich-Wilhelmstädtischen, im Opernhaus — überall französische Stücke! Wenn doch die guten Deutschen im Jahre 1871 sich als Kriegskontribution statt des Geldes von Paris eine ordentliche Portion jener genialen Eigenschaften hätten schicken lassen, die ihnen so sehr abgehen und die — wenigstens für die fremden Besucher ihrer Städte — nicht durch die sogenannte deutsche Gediegenheit ersetzt werden können!"

Und einige Sätze weiter:

„Man möchte sagen, die guten Berliner hätten, durch die Spärlichkeit ihrer eigenen nationalen Produktion zu dieser großartigen französischen Geisteseinfuhr verdammt . . .“ und so fort!

Also verdammt zur Französelei durch unsere deutsche Geistesarmut!

Kann man sich einen bittereren Hohn auf unsere geistigen und künstlerischen Zustände denken?

Geistesarmut! Spärlichkeit der Produktion! Wo man unsere kräftigsten, begabtesten und schaffenslustigsten Dichter und Künstler knebelt, in die Ecke stößt, verlacht, aushungert — während sich die fremden prassend an die Tafel setzen, bejubelt von dem verirrten, verrotteten, verdorbenen deutschen Publikum! Wahrhaftig, diese Ausländer sind zu beneiden. Weniger wegen ihrer Erfolge in Deutschland, als vielmehr weil sie daheim auf dem Boden eines Volkstums stehen, das sich in geistigen Angelegenheiten niemals seines stolzen Selbstbewußtseins, seiner angeborenen Würde und Selbstachtung entäußert und die einheimischen Kunst- und Litteraturschätze dem Import aus der Fremde aufgeopfert hat. Wo finden sich bei uns das empfindliche Nationalgefühl, der mutige Heimatssinn, der heldenhafte Ehrbegriff, Eigenschaften, welche die Franzosen zu allen Zeiten im Kulturwettbewerb mit allen Völkern so bewundernswürdig ausgezeichnet haben? Man schlage doch einmal die deutsche Kulturgeschichte auf! Wie sind da die glänzendsten Blätter mit dem Schmutzfleck der Auslandsdienerei besudelt!

Es ist ein ganz furchtbares Gefühl, das diese Zustände in uns wachrufen. Wir stehen da, begeistert für unser altes Volkstum, glühend für die Reinheit, Schönheit und Ursprünglichkeit unserer Volksseele, uns früh und spat mühend am Werktisch — und wir sind machtlos, der grauenhaften Verwüstung zu wehren, machtlos den Schändern und Verderbern unserer vaterländischen Kultur das erbärmliche Handwerk zu legen. Wann wird unserem Volke ein Heiland erstehen, der die Schacherer und Mammonsdiener aus dem Tempel unserer Kunst hinauswirft, daß sie die Hälse brechen? Wann wird unserem Volke ein Held erstehen, der sich an die Spitze des Heerzuges vaterländischer Geister schwingt und der schmachvollen Fremdherrschaft Krieg auf Tod und Leben bringt, die wälschen Schaubuden im Lande niederreißt und Deutschlands Geist zum Herrscher ausruft auf Gassen und Plätzen, in Hütten und Palästen?

Frankreich handelt in seinem guten natürlichen Recht, wenn es alle Völker seinem Geiste in Litteratur und Kunst unterthan zu machen strebt; wir aber handeln nicht weniger in unserem guten natürlichen Recht, wenn wir uns gegen die Verknechtung mit allen Kräften wehren und jeden als

einen Judas und Vaterlandsverräter brandmarken, der in Deutſchland die Deutſchen unterdrücken und die Herrſchaft der Ausländer befeſtigen hilft. Herrgott vom Himmel ſieh' darein und ſchlag' die Schelme nieder! —

Fantaſio an Pumpanella:

O Du meine Liebe, da hilft weder Fluchen noch Beten. Die Deutſchen ſind dem guten Herrgott längſt zu dumm geworden und da läßt er ſie laufen, wie und wohin ſie wollen. Ja, ſie ſind dumm geworden, ſo dumm, daß ſie, abgeſehen von ihrer nationalen Eitelkeit zu beſonderen Feſtzwecken, wo ſie in entſetzlichen patriotiſchen Phraſen und Zweckeſſen und Zwecktrinken ſchwelgen, wahrhaftig ſelbſt nicht mehr wiſſen, worin denn eigentlich ihr „Deutſchtum" beſtehe. „Was iſt deutſch?" Dieſe Frage ſcheint ſo ſchwer zu beantworten zu ſein, daß die tiefſinnigſten Deutſchen, wie Richard Wagner, ganze Abhandlungen darüber geſchrieben haben. Niemals würde es den Franzoſen einfallen, ſich gegenſeitig anzufragen: „Was iſt franzöſiſch?" oder den Engländern: „Was iſt engliſch?" Sie finds in jeder Faſer, das genügt. Aber die Deutſchen! Fünfzig Jahre lang haben ſie in der Welt herumgeſungen: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?" — — Militarismus und Mammonismus teilen ſie mehr oder weniger mit allen Völkern, das iſt in ganz Europa nichts mehr Unterſcheidendes. Das Unterſcheidende für die Deutſchen iſt alſo vorläufig dies, daß ſie in Kunſt und Litteratur die Geſchäfte der anderen Völker beſorgen, während dieſe anderen Völker, alſo die Franzoſen, die Ruſſen, die Italiener, die Engländer u. ſ. w. ſich ins Fäuſtchen lachen und zum Dank für die Betriebſamkeit der Deutſchen deren Kunſt und Litteratur ſich möglichſt weit vom Leibe halten. Die Franzoſen, ja die! Kraft ihres geſchloſſenen Selbſtbewußtſeins haben ſie ſchon im vorigen Jahrhundert ſo gut wie in dieſem ihren geiſtig-ſchöpferiſchen Typus unverſehrt erhalten und ſich im Großen und Ganzen die Leitung der internationalen Kunſtbewegung geſichert. Was die Franzoſen jemals von der Litteratur und Kunſt des Auslandes nahmen und wie ſie es nahmen, geſchah nur in der Abſicht, für die einheimiſchen Leiſtungen einen um ſo vorteilhafteren Hintergrund zu gewinnen. Im Antlitze ihrer eigenen Kultur duldeten ſie das Fremde nur ſozuſagen als Schminkpflaſterchen, um den Glanz ihres Teints zu erhöhen, niemals, um ihre eigene Schönheit zu beflecken oder in den Schatten zu ſtellen. Nein, ſo dumm ſind die Franzoſen nicht, ſo dumm ſind nur die Deutſchen. Dieſe Dummheit iſt das Unterſcheidende, das Charakteriſtiſche der heutigen Deutſchen. Welch' eine Entwürdigung des deutſchen Genius! Dummheit iſt Deutſchheit. Das iſt der ganze traurige Witz in drei Worten. —

Julius von Kirchmann

und der neueste philosophische Realismus in Deutschland.*)

Eine Studie von Moritz Brasch.

(Leipzig.)

Seitdem Arthur Schopenhauer seine wenig höflichen Angriffe gegen die „zünftigen" Philosophen d. h. gegen die vom Staate an den Universitäten angestellten und besoldeten Professoren der Philosophie gerichtet hatte, wurde oft schon die Frage aufgeworfen, ob der Einfluß, den die „nicht-zünftigen" Denker auf die wissenschaftlichen Strömungen ihrer Zeit wie der Nachwelt ausgeübt haben, mindestens nicht ebenso groß gewesen sei, wie der ihrer „zünftigen" Kollegen.

Die Frage ist gewiß nicht ganz ohne Berechtigung, wenn man bedenkt, daß, um von den Heroen der antiken Philosophie ganz zu schweigen, der größte Teil der hervorragendsten neuern Denker, wie Bacon, Descartes, Giordano Bruno, Spinoza, Malebranche, Hobbes, Locke, Berkeley, Leibniz,

*) Vgl. des Verfassers Werk: Die Philosophie der Gegenwart. Ihre Richtungen und ihre Hauptvertreter. Für die Gebildeten dargestellt (Leipzig 1888). Dieses Buch bildet den vierten (Schluß-) Band von Braschs' umfassendem Werke: Die Klassiker der Philosophie. Eine gemeinfaßliche historische Darstellung ihrer Weltanschauung. Drei Bände (Bd. I: Das griechisch-römische Altertum; Bd. II: Von der Renaissance bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts; Bd. III: Von Immanuel Kant bis Arthur Schopenhauer). Leipzig 1883 bis 1886. Von den übrigen historisch-philosophischen Publikationen des Verfassers mögen hier genannt sein: Benedict von Spinozas System der Philosophie. Nach der Ethica und den übrigen Traktaten desselben in genetischer Entwickelung dargestellt und mit einer Biographie Spinozas versehen (Berlin 1870). Moses Mendelssohns Schriften zur Philosphie, Ästhetik und Apologetik. Mit Einleitungen, Anmerkungen und einer biographisch-historischen Charakteristik Mendelssohns. Zwei Bände (Bd. I: Schriften zur Metaphysik, Ethik und Religionsphilosophie; Bd. II: Schriften zur Psychologie und Ästhetik) Leipzig 1880. Lichtstrahlen aus M. Mendelssohns Schriften und Briefen. Nebst einer Charakteristik Mendelssohns. Leipzig 1875. Gesammelte Essays und Charakterköpfe zur neuern Philosophie und Litteratur. Zwei Bände (Bd. I: Essays zur Philosophie der Geschichte, Rechtsphilosophie und Ästhetik; Bd. II: Philosophische Studien und Charakterköpfe) Leipzig 1886—87. Wie studiert man Philosophie? Ein Wegweiser für Studierende aller Fakultäten. Leipzig 1888. Die Welt- und Lebensanschauung Friedrich Ueberwegs in seinen gesammelten philosophisch-kritischen Abhandlungen. Nebst einer biographisch-historischen Einleitung. Leipzig 1889. Philosophie und Politik. Studien über Ferdinand Lassalle und Johann Jacoby. Leipzig 1890.

Hume, Condillac, Mendelssohn, Charles Bonnet und in neuester Zeit Männer wie Schopenhauer, Feuerbach, Strauß, Lassalle, Hartmann u. a. dieser „unzünftigen" Klasse von Philosophen angehört haben.

Auch Julius von Kirchmann, ein nicht einflußloser philosophischer Schriftsteller unserer Zeit, gehört dieser Kategorie von Denkern an, welche, ohne je eine Universitätsprofessur bekleidet zu haben, auf die Fortbewegung der philosophischen Ideen in der Gegenwart stark eingewirkt haben. Kirchmann war seinem Berufe nach preußischer Jurist und lange Zeit demokratischer Politiker, und als solcher hatte er sogar die Rolle eines leitenden Parteiführers erlangt. Aber er bekundete darin seine echt philosophische Natur und seinen Beruf zum Denker, daß er, nachdem er seit lange vom politischen Schauplatz zurückgetreten war, in seinen philosophischen Schriften, insbesondere soweit sie auch ethische Probleme behandeln, sich von der Parteischablone soweit zu befreien vermochte, daß er ihr auf die Erörterung ethisch-politischer Fragen keine Einwirkung zugestand. Nicht als wenn er seine politischen Anschauungen verläugnet hätte, sondern darin bewährte er sich als Philosoph, daß er später imstande war, ehemalige Lieblingsvorstellungen über Freiheit, Staat und Gesellschaft nunmehr einer philosophischen Untersuchung zu unterziehen, wobei er zuweilen zu ganz anderen Resultaten gelangte, als diejenigen waren, zu denen er sich früher bekannte. Offenbar hatte unser Philosoph, nachdem er mehr und mehr von seinen früheren politischen Idealen zurückgekommen war, sich der Wirklichkeit genähert und in ihrer unbefangenen und gerechten Beurteilung die Aufgabe seines schriftstellerischen Berufes auch im Bereiche der philosophischen und ethischen Wissenschaften erblickt.

Hier ist der philosophische und gewißermaßen persönliche Grund jenes Realismus seiner Weltanschauung zu finden, welchen er in einer Reihe von philosophischen Schriften entwickelt hat. Von diesen ist nun zu nennen: „Die Philosophie des Wissens" (1864), ferner „Die Lehre vom Wissen" (4. Aufl. 1876), „Über des Prinzip des Realismus" (1881), „Die Grundbegriffe des Rechts und der Moral" (2. Aufl. 1873), „Katechismus der Philosophie" (1880), „Die Ästhetik auf realistischer Grundlage" (1868).

Der Realismus, wie ihn Kirchmann versteht, hat mit derjenigen Weltauffassung, die in neuerer Zeit so genannt wird und ihren Ursprung auf Johann Friedrich Herbart zurückführt, wenig zu thun. Er ist im Grunde Empirismus. „Für die realistische, die beiden Fundamentalsätze (‚das Wahrgenommene ist oder existiert' und ‚der Widerspruch ist [existiert] nicht') anerkennende Philosophie," sagt Kirchmann, „ist alle Philosophie nur Erfahrungswissenschaft, genau so wie alle besonderen Wissenschaften, da

das Denken für sich in keinem Gebiete den Inhalt der Gegenstände erfassen kann, dies vielmehr nur durch die Wahrnehmung des Einzelnen geschieht. Das Denken tritt dann nur hinzu, um durch Aufdeckung der in dem wahrgenommenen Inhalte steckenden Widersprüche denselben davon zu reinigen und um sodann das Allgemeine oder die Gesetze daraus zu sondern und die Wissenschaften zu bilden." Auch Herbart hatte es ja als die Aufgabe aller Metaphysik hingestellt, die Widersprüche, die in den Erfahrungsbegriffen stecken, zu beseitigen, also diese Begriffe *denkbar* zu machen. Aber nur bis hierher geht die Ähnlichkeit zwischen Herbart und Kirchmann. Denn während jener den Widerspruch und die Beseitigung desselben zum Hauptprinzip seiner Philosophie erhebt, glaubt Kirchmann nicht so weit gehen zu sollen, in *allem* Wahrgenommenen nichts als Widerspruch zu erblicken. Und wenn Kirchmann die beiden Fundamentalsätze: „Das Wahrgenommene existiert" und „der Widerspruch existiert nicht" gewissermaßen neben einander bestehen läßt und nur in Kollissionsfällen den letzteren als den höheren anerkennt, dem der erstere zu weichen habe, so hebt Herbart den ersten durch den zweiten Satz völlig auf. Deshalb steht Herbart dem Idealismus weit näher als Kirchmann, da jenem alles Wahrgenommene nur als ein Schein gilt, hinter welchem das reine Denken die wirkliche Natur der Dinge, das wahre Sein erst zu suchen habe.

Kirchmann teilt das ganze Gebiet des Wissens in zwei Teile, in das des *Vorstellens* und das des *Erkennens*. Jenes hat es nur mit den Vorstellungen und mannigfaltigen Thätigkeiten innerhalb des Wissens als solchem zu thun, wo die Frage nach der Wahrheit in diesen Vorstellungen gar nicht in Betracht kommt; das Erkennen dagegen ist von vornherein auf die *Gewinnung der Wahrheit* mittelst jener Vorstellungen gerichtet.

Unsere Vorstellungen sind zunächst Wahrnehmungsvorstellungen, d. h. solche, welche aus den Sinneswahrnehmungen entstanden sind. Alle haben das mit einander gemeinsam, daß sie ihren Inhalt 1) als seiend setzen; 2) als außerhalb der noch vorhandenen Seele; 3) als gegeben und nicht etwa von der vorhandenen Seele erzeugt; 4) als einen einigen, in dem die Unterschiede erst später hervortreten. Jede Wahrnehmungsvorstellung, mag der Vorgang in den Sinnesorganen auch seinen zeitlichen Verlauf haben und einen komplizierten Prozeß enthalten, zeigt sich doch in ihrem Endergebnis als eine plötzliche, ferner als ein einfaches Geschehen und als notwendiges Geschehen. Außer den Sinnesorganen giebt es keine Mittel, ein Wissen von der äußeren, körperlichen Welt zu erlangen. Der Inhalt der Sinnesorgane ist also für uns der Inhalt der äußeren Körperwelt. Wenn man aber den Inhalt der Sinneswahrnehmungen untersucht, so ergiebt sich,

daß gewisse Bestimmungen rein materialer Art sind. Dieses gilt z. B. von der Farbe des Gesichtssinnes, dem Ton für den Gehörssinn, der Temperatur, der Glätte und der Rauhigkeit für den reinen Gefühlssinn, ferner von dem Druck der Bewegungen für das thätige Fühlen, endlich dem Geruch und dem Geschmack, welche von den vom Willen erregten motorischen Nerven und Muskeln vermittelt werden. Zu den materialen Bestimmungen rechnet Kirchmann aber noch den Grad oder die unterscheidende Stärke dieser Bewegungen.

Dem stehen gegenüber die formalen Bestimmungen, welche mit dem Raum und der Zeit zusammenhängen. Es sind dies die räumliche Größe, die räumliche Gestalt, die Richtung im Raume, die zeitliche Größe, die zeitliche Veränderung und die Bewegung. An jeder dieser Bestimmungen sind die Sinneswerkzeuge in anderer Kombination beteiligt. Die materialen Bestimmungen in der Qualität, die formalen in der Quantität der äußeren Körperwelt. Doch verhehlt sich Kirchmann nicht, daß beide nicht so streng von einander geschieden werden können, da z. B. auch der Grad einer Qualität zur Quantität und umgekehrt die Gestalt, die Bewegung und Veränderung zur Qualität gezählt werden können. Wie weit die Körperwelt außer diesen wahrnehmbaren, formalen und materialen Bestimmungen noch andere, für uns nicht wahrnehmbare enthält, wie etwa z. B. die Atome und den Lichtäther, welchen wir erst durch das kombinierende Denken als vorhanden setzen, muß dahin gestellt bleiben und gehört in das Gebiet der mehr- oder minderwertigen Hypothesen, welche die Wissenschaft behufs Erklärung gewisser Erscheinungen adoptiert. Bei alledem hebt aber die durch unsere verbesserten Hilfsmittel bewirkte Vergrößerung oder Verkleinerung der Objekte ihre Eigenschaften als Gegenstände sinnlicher Wahrnehmung nicht auf. Überhaupt vermag die bloße quantitative Veränderung der Form und Größe der Welt, wie sie sich die kühnste Phantasie des Dichters oder die scharfsinnigste Denkkraft des Philosophen ermöglicht, niemals eine andere Körperwelt setzen, als die vorhandene mit diesen quantitativen und qualitativen Bestimmungen der wirklichen Welt.

Eine Art inneres Gegenbild der äußeren Sinneswahrnehmung sieht Kirchmann in der Selbstwahrnehmung, deren Objekt die eigene Seele des Wahrnehmenden ist. Die Seele besitzt keine Organe für ihre Selbstwahrnehmung, wie der Körper für die Wahrnehmung der Außenwelt. Dagegen setzt auch die Selbstwahrnehmung ihren Inhalt als seiend, als gegeben und als einen, ebenso wie die einzelne Selbstwahrnehmung ein plötzlicher, einfacher, unvermittelter Vorgang ist, durch den das Sein eines wahrgenommenen Inhaltes mit Notwendigkeit gesetzt wird.

Der Inhalt der Selbstwahrnehmung ist freilich verschieden von dem der äußeren Wahrnehmung: es sind Zustände des Wissens, des Gefühls und des Begehrens. Es sind dies die materiellen Bestimmungen der Seele im Gegensatz zu den formalen: diese sind der Grad oder die Stärke, die Zeitgröße oder Dauer und die zeitliche Veränderung. Aber die genannten formalen und materialen Bestimmungen verbinden sich immer zu einem Zustande und sind nur in dieser Einheit wahrnehmbar.

Nach diesen Voraussetzungen widmet Kirchmann dem fundamentalen Unterschiede von Sein und Wissen ein besonderes Kapitel. Alles Wissen hat insofern formale Bestimmungen des Grades, der Zeitdauer und der Veränderung an sich, als es an der Natur der seienden Seele Teil nimmt. Aber davon abgesehen, erscheint es als der stärkste Gegensatz zum Sein. Kirchmann hält den Unterschied beider für einen unendlichen und unsagbaren und er ist bemüht, diesen Gegensatz möglichst ins Licht zu stellen. „Das Wissen," sagt er, „ist bloß der Spiegel des Seienden; das Wissen will nichts für sich sein, sondern nur ein anderes, das Seiende, bieten; das Wissen ist durchaus selbstlos; seine Vollkommenheit besteht darin, daß es als ein Selbst verschwindet gegen das andere, was es bietet, wie ein Spiegel um so vollkommener ist, je mehr nicht er selbst, sondern nur das gespiegelte Andere in ihm gesehen wird. Das Seiende dagegen ist der gerade Gegensatz dieser Selbstlosigkeit; es ist nur es selbst, es spiegelt kein Anderes und sein Ziel und Wesen ist, zu sein und nicht in einem anderen zu verschwinden, das Seiende ist deshalb unabhängig vom Wissen: es kann bestehen, ohne daß es gewußt wird."

Dieses Verhältnis von Sein und Wissen deutet hier schon an, wie Kirchmann später das erkenntnistheoretische Problem auffaßt. Zunächst jedoch widmet er dem übrigen Seeleninhalt, soweit derselbe in Form von Gefühl und Begehren erscheint, eine weitere Untersuchung. Kirchmann nennt Gefühl und Begehren im Gegensatz zum Wissen seiende Zustände der Seele, insofern sie nicht das Bild eines andern bieten, sondern ein Eigenes, Seiendes sind. Wir wissen von den Gefühlen und den Begehrungen unserer Seele nur durch Selbstwahrnehmung; aber als seiende Seelenzustände können sie da sein, auch ohne daß sie wahrgenommen oder gewußt werden. Hier streift er das weite Gebiet des Unbewußten.

Das Reich der Gefühle sondert sich in zwei große Gebiete, in die Gefühle der Lust und der Unlust einerseits und der Achtung und Verachtung andererseits. Zu den letzteren gehören auch die religiösen und sittlichen Gefühle. In den Lust- und Unlustgefühlen erfährt das Ich die höchste Steigerung, in denen der Achtung und Verachtung geht es in ein

erhabenes Anderes auf und insofern es in diesem Aufgehen sich als ein Teil eines Erhabenen fühlt, erhält es hierdurch eine außerordentliche Kräftigung und innere Steigerung. Daß alle Gefühle einen Grad, eine Zeitdauer und eine Veränderungsfähigkeit besitzen, ist schon oben bemerkt worden.

Das Begehren teilt sich nicht in verschiedene Klassen, sondern ist immer dasselbe. Nur in dem Ziele ist es verschieden. Die Ursachen des Begehrens liegen in den Vorstellungen von den Gefühlen. Kirchmann schließt sich hier der Affektenlehre Spinozas an, insofern er durch die Vorstellung einer erreichbaren Ursache zur Lust das Begehren nach dieser Ursache erwecken läßt, sowie er auch annimmt, daß die Vorstellung des Gebots eines erhabenen Willens das Begehren nach seiner Erfüllung weckt. In dem letzteren Gedanken liegt die psychologische Wurzel für die ethische Grundanschauung Kirchmanns. „Da das Handeln des Menschen," sagt er, „von dem Wollen bedingt ist und dieses von den Gefühlen, da auch die Bewegung innerhalb des Wissens der Seele im letzten Grunde von der verschiedenen Stärke der davon erregten Gefühle abhängig ist, so erhellt, daß der Kern des Menschen, der Mittelpunkt, um den sich bei ihm alles dreht, das Maß, auf dem alle Wertschätzung beruht, seine Gefühle sind und zwar beide Arten, die der Lust wie die der Achtung mit ihren Gegensätzen. Alles was der Mensch unternimmt, geschieht nur im Hinblick auf seine Gefühle und um ihrer willen; alles andere, selbst das höchste Wissen ist nur Mittel; die Gefühle sind allein nur der Zweck, das Letzte, über das hinaus der Mensch nicht einmal kann; selbst wenn er auch wollte; denn selbst das Wollen regt sich nur durch die Gefühle."

Das ist als ethische Anschauung offenbar der stärkste Ausdruck des eudämonistischer Sensualismus. Aber Kirchmanns psychologische Begründung desselben ist nicht einleuchtend. Denn wenn, wie oben dargelegt wurde, die Vorstellung des Gefühls ein Begehren nach letzterem weckt, so ist nicht so wohl das Gefühl der Motor, sondern die Vorstellung ist das Primäre in der Seele. Mit Recht fordert zwar Kirchmann für jede philosophische Sittenlehre eine psychologische Grundlegung. Aber seine eigene Begründung ist weder lückenlos noch von zwingender Überzeugung.

Die gesamte Lehre vom Wissen teilt sich nach Kirchmann in zwei Abteilungen: in die Lehre Vorstellen und vom Erkennen, das Vorstellen zerfällt wiederum in Wahrnehmen, welches teils Sinneswahrnehmung, teils Selbstwahrnehmung ist und in Denken.

Das Denken entfaltet sich nach Kirchmann in vier Richtungen: das bloße Vorstellen, das trennende Denken, das verbindende Denken, und das beziehende Denken und hieraus leitet Kirchmann vier Unterarten von Vor-

ſtellungen ab. Die Vorſtellung deckt ſich nicht mit dem Sein des vorgeſtellten Gegenſtandes, wie die Wahrnehmung: Das bloß vorgeſtellte Sein bleibt von dem wahrgenommenen Sein durchaus verſchieden. Der Inhalt des durch eine Wahrnehmung gegebenen Seins iſt ein wirkliches Sein, der Inhalt des durch eine Vorſtellung vermittelten Seins ein Daſein. Daß die Entſtehung und der Verlauf der Vorſtellungen nicht regellos und zufällig, ſondern an beſtimmte Geſetze gebunden iſt, zeigen die Geſetze der Ideen-Aſſociation, nach denen von ſolchen Vorſtellungen, welche zugleich oder nacheinander aufgetreten ſind, beim Wiederauftreten der einen, auch ſchon die andere hervorgerufen wird. Dieſe Wirkungen können durch Wiederholungen gekräftigt oder durch andere Momente gehemmt werden. Das Geſetz der Ideen-Aſſociation bildet ein wichtiges Kapitel der empiriſchen Pſychologie. Nicht minder wichtig ſind die hierher gehörenden Seelenvermögen des Gedächtniſſes und der Erinnerung, welche in der Wiedererweckung von Vorſtellungen überhaupt beſteht. Auch das Erinnerungsvermögen kann durch Übung und Wiederholung gekräftigt und durch gewiſſe hemmende Momente geſchwächt werden. Die neuerdings zur methodiſchen Übung des Gedächtniſſes erfundenen künſtlichen Methoden (Mnemotechnik) entbehren gänzlich der wiſſenſchaftlichen Begründung, aber nicht minder des praktiſchen Wertes.

Die zweite Vorſtellungsart beſteht in dem trennenden Denken, von dem Kirchmann eine ſehr ausführliche Erörterung giebt. Wie überall ſind in Kirchmanns Schriften dieſe Erörterungen ebenſogut pſychologiſch als erkenntnistheoretiſch, d. h. die ſeeliſchen Vorgänge und Funktionen werden ſowohl nach ihrer Entſtehung und ihrem inneren geſetzmäßigen Verlaufe als auch nach ihrem Werte als geiſtige Abbilder eines äußeren oder inneren Seins, alſo nach ihrem Erkenntniswert betrachtet. Kirchmann zieht aber noch manche andere wiſſenſchaftliche Zweige hier hinein, z. B. die Logik und die Sprachphiloſophie und der ganze Abſchnitt iſt ſehr reich an feinen und treffenden Bemerkungen und ſcharfſinnigen Analyſen. Hierbei tritt nun das Beſtreben Kirchmanns hervor, überall, ſo z. B. in der Lehre von der Begriffstrennung und Begriffsbildung ſeiner realiſtiſchen Grundauffaſſung den unzweideutigſten Ausdruck zu geben. Er geht hierbei mit einer Kühnheit vor, die an den ſcholaſtiſchen Realismus des Thomas von Aquino (universalia in re) erinnert. „Das Begriffsſtück," ſagt er, „hat am Gegenſtande nicht bloß ein Sein, wie dieſer ſelbſt, ſondern iſt auch ſchon in der Wahrnehmung mit enthalten und wird mit wahrgenommen. Die Begriffe bezeichnen deshalb nicht bloß ein Seiendes, ſondern dieſes Begrifflich-Seiende iſt auch wahrnehmbar, wie der ganze Gegenſtand es iſt."

Kirchmanns Realismus, der im stärksten Gegensatz zu Kant, Schopenhauer und dem ganzen neuern „Nominalismus" steht, berührt sich daher vielfach mit den Auffassungen Platos und Hegels. Und wie fern er letzterm auch aus metaphysischen Gründen steht, so kann er doch nicht umhin, anzuerkennen, daß es Hegels Verdienst sei, dieser hier dargelegten d. h. realistisch aufgefaßten Natur der Begriffe zuerst wieder Bahn gebrochen zu haben. Bekanntlich hatte Hegel die Begriffe „objektive Gedanken" und die ihnen entsprechenden seelischen Vorstellungsgebilde „subjektive Begriffe" genannt. Vier Unterarten trennenden Denkens unterscheidet Kirchmann, und jeder derselben widmet er eine eingehende Erörterung, wobei die verschiedenen Gebiete, wie die Natur und das innere Leben, als besondere Gebiete, auf das jenes trennende Denken gerichtet ist, betrachtet werden.

Funktionell verschieden von dem trennenden Denken ist nun das verbindende Denken. Es bildet den Gegensatz zu jenem, insofern es Vorstellungen kombiniert. Auch hier werden vier Arten kombinierenden Denkens unterschieden, je nachdem seine Funktion dahin geht, Teilvorstellungen oder eigenschaftliche Vorstellungen, oder elementare Vorstellungen oder Begriffe mit ihren „bildlichen Resten" zu verbinden. Alle Einbildungskraft und Phantasie beruht auf verbindendem Denken und alle poetische und künstlerische Produktion basiert zum Teil auf Gesetzen, welche im verbindenden Denken ihre Erklärung finden. Hier tritt uns nun jene unübersehbare Fülle von Kombinationsformen des Denkens in allen Gebieten des Lebens, der Kunst und der Wissenschaft entgegen.

Wie im früheren Abschnitt verfährt Kirchmann auch hier wiederum psychologisch und logisch-erkenntnistheoretisch zugleich. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß diese beide Gebiete zugleich verbindende Betrachtungsweise mancherlei für sich hat, aber doch muß sie zugleich vom Standpunkte der strengeren wissenschaftlichen Methodik großes Bedenken erregen, wiewohl Kirchmann hier auf einen berühmten Vorgänger hinweisen könnte, auf Hegel, der in seiner „Phänomenologie des Geistes" ja einen ähnlichen und noch viel komplizierteren kombinatorischen Weg eingeschlagen hat, indem er eine und dieselbe Sache, nämlich die Genesis des individuellen Bewußtseins, psychologisch, metaphysisch und geschichtsphilosophisch zugleich entwickelt.

Der wichtigste Abschnitt in diesem ganzen ersten Teile der Philosophie des Wissens ist nun Kirchmanns Lehre vom beziehenden Denken: Sie ist so zu sagen ein Teil seiner eigentlichen Metaphysik. Doch können wir uns hier auf eine Analyse dieses Teils nicht einlassen und verweisen unsere Leser auf die kurz zusammengefaßte Darstellung dieser Theorie in Kirchmanns „Lehre vom Wissen als Einleitung in das Studium philosophischer

Werke" (4. Aufl. Heidelberg 1886 als Heft I. der „Philosophischen Bibliothek"). Dagegen müssen wir noch einigen anderen wichtigen Punkten der Kirchmannschen Erkenntnistheorie unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Den zweite Hauptteil der „Philosophie des Wissens" bildet die Lehre vom Erkennen. Das Erkennen ist ein Vorstellen, insofern es die Erreichung der Wahrheit zum Ziele hat. Was ist Wahrheit? Die älteste, tiefste und ehrwürdigste aller Fragen kann heute im Wesentlichen noch so beantwortet werden, wie in der griechischen Philosophie: Die Wahrheit ist die Übereinstimmung der Vorstellung mit ihrem Gegenstande. Diese Defination setzt eine Trennung des Seins und des Wissens voraus. Die Übereinstimmung der Vorstellung mit ihrem Gegenstande ist soviel als die Gleichheit derselben. Im Sein und Wissen ist also ein Identisches gesetzt, was dadurch zu einem Gleichen wird, daß zu beiden Seiten ein Unterschiedenes hinzutritt. Das Identische ist der Inhalt, das Unterschiedene die Form. Man kann also sagen: Sein und Wissen sind ihrem Inhalte nach identisch und nur in der Form, in welcher dieser Inhalt erscheint, verschieden. Ist dieses aber nicht der Grundgedanke des Schelling-Hegelschen Identitätssystems? Allerdings! Die Differenz zwischen dem Realisten Kirchmann und jenen Identitätsphilosophen besteht nur darin, daß diese bei aller Anerkennung des Unterschiedes beider Seiten, doch denselben als etwas Unwesentliches und Gleichgültiges setzten, und daß sie jene Identität und den Unterschied zugleich in die Dinge verlegten, während Kirchmann das Identische des Inhalts und den Unterschied der Form streng sondert. Und hierin besteht das Wesen und der Kern seiner realistischen Metaphysik.

Aber wenn „der Unterschied beider in der Form, das Identische in dem Inhalte liegt", so folgt, daß die Seinsform nicht in das Wissen mit eingeht, sondern dem Wissen unfaßbar bleibt. Das Sein, von welchem die Wahrnehmung Kunde giebt, ist nach Kirchmann nur als Grenze am Identischen, wo das Überfließende aufhört; es wird nur empfunden und ist für das Wissen nur eine Verneinung oder das Nicht-Wißbare. Wenn man es als ein Widerstehendes, Sprödes, Nichtüberfließendes bezeichnet, so sollen dies nur Versuche sein, das Sein sich bejahend vorzustellen, welche aber nicht weiter führen. An dieser spröden Form habe alles Seiende, sowohl körperliches wie seelisches, seine Festigkeit, welche es vor dem Verschwinden mit den Wissen bei seiner Wahrnehmung schützt.

Die ausschließliche Vermittlerin zwischen Sein und Wissen ist die Wahrnehmung. Diese allein leitet den Inhalt des Seienden in das Wissen über. Das Denken dagegen ist nur eine „höhere" Form des wahrgenommenen Inhalts, sei es als Wiederholen, Trennen, Verbinden oder eine Beziehung

des wahrgenommenen Inhalts. Alle diese Formen gehören allerdings dem menschlichen Intellekt an, geben aber kein Bild des Seienden. Nur im Wahrnehmen kommen wir dem Sein nahe, nicht im Denken. Ja, selbst die Vorstellung des Seins ist ein Resultat des Wahrnehmens, nicht des Denkens. In der Wahrnehmung allein sind wir dem Sein eines Gegenstandes unendlich nahe, insofern durch den Akt der Wahrnehmung eine „Identität seines seienden und unseres gewußten Inhalts" erzeugt werde.

Kirchmann erörtert hierauf die Art, wie der Inhalt des Seins durch die Wahrnehmung ins Wissen überfließt und gelangt zu dem Resultate, daß dieser Prozeß der Selbstwahrnehmung uns vollständig entzogen ist und uns nicht einmal vorstellbar ist und zwar aus dem Grunde, weil jeder Versuch, des Seinsinhalts für sich, also ohne die Wissensform und außerhalb derselben bewußt zu werden, unmöglich ist. Hier stellt sich nun der Kirchmannsche Realismus freilich in den stärksten Gegensatz zu aller idealistischer Metaphysik, welche ein solches unmittelbares Überfließen des Seinsinhalts durch die Wahrnehmung von ihrem Standpunkte aus verwirft und mit Recht, da der Idealismus an der dualistischen Auffassung von Sein und Ich festhält und aus der total differenten Natur beider die Undenkbarkeit und die Unmöglichkeit eines solchen Überfließens schließt. Aber Kirchmann entgegnet: „Die Einwürfe fallen weg, wenn es sich nur um den Inhalt beider für sich handelt; sein Übergang und seine Identität im Sein und Wissen kann weder durch die räumliche Entfernung, noch durch die Körperlichkeit, noch die Undurchdringlichkeit widerlegt werden, da diese Bestimmungen nur in der Seinsform als hinderlich erscheinen. Dieser reine Inhalt alles Seienden, frei von der Form des Seins oder Wissens kann als Gott in seiner erhabensten Bedeutung gelten; als der Gott, welcher in allem Sein und Wissen der Kern Spinozas „Substanz" ist, welcher die ganze Welt erhält und dennoch nicht diese selbst ist, d. h. als der in allem Sein und Wissen gegenwärtige und doch für sich unfaßbare Gott."

Kirchmann hat diese Art von immanenter Transcendenz Gottes nicht weiter begründet und durchgeführt. Er hat sich mit derartigen Andeutungen begnügt, wie überhaupt Untersuchungen, welche das Gebiet der Religionsphilosophie streifen, ihm gänzlich fern lagen.

Aus den Untersuchungen über das Verhältnis von Sein und Denken ergeben sich nun für unsern Forscher jene zwei Fundamentalsätze der Wahrheit: 1) „Das Wahrgenommene ist (existiert); 2) der Widerspruch ist nicht." Wo beide Sätze miteinander in Kollision geraten, gilt der zweite als der höhere, dem der erste zu weichen hat. Dieses folgt z. B. aus den Sinnestäuschungen. Hier werden die Wahrnehmungen nicht als der Ausdruck

eines Seins angesehen, sobald ihre Aussagen als sich widersprechend erkannt wurden. Demnach kann die Wahrheit nur durch eine Kombination von Wahrnehmen und Denken erreicht werden, d. h. das Wahrgenommene bedarf der Prüfung des Denkens.

Von diesem Standpunkte aus faßt nun Kirchmann sein Verhältnis zu den übrigen philosophischen Weltanschauungen unserer Zeit auf. Hier ist es nun von allem der transcendentale Idealismus, wie er in Form eines neukantigen Phänomenalismus (Lange, Bona Meyer, Bergmann u. a.) auftritt und der naturwissenschaftliche Materialismus (Moleschott, Büchner, Vogt u. a.), gegen die er Front macht.

Was will der Idealismus? Sein Hauptargument gegen den Realismus ist, daß das Wissen niemals aus sich heraus könne und deshalb der wahrgenommene Gegenstand im Grunde nichts als eine Vorstellung sei. Hiergegen wendet Kirchmann ein: In der Seele kann eine Einheit von Sein und Wissen bestehen, welche nur empfunden, aber nicht an sich selbst erkannt werden kann. „Deshalb ist z. B. die Wahrnehmung sich gleich; oder bei der Selbstwahrnehmung des Schmerzes bleibt nach Abzug des zur Wahrnehmung Gehörenden noch der Schmerz übrig, während bei der Wahrnehmung z. B. des Wassers nach Abzug der Wahrnehmung ein Weiteres fehlt."

Auch in der heutigen Naturwissenschaft hat das Bestreben, alle Qualität in Quantität aufzulösen, um sie so der Rechnung zu unterwerfen, ein Stück Idealismus erzeugt, der alle materialen Eigenschaften wie Farbe, Ton, Wärme, Geschmack u. s. w. in Vorstellungen auflösen möchte, denen in der Außenwelt nichts Analogisches entspricht. Denn die Moleküle und Atome mit ihren Bewegungen, Schwingungen, Gestalten und Formen haben an sich mit den als Farbe, Geschmack, Ton u. s. w. uns erscheinenden Eigenschaften der Körperwelt gar keine Ähnlichkeit. Wie Kirchmann einerseits gegen diese Idealisierung der Natur polemisiert, so wendet er sich andererseits auch gegen die Materialisierung des Geistes, welche in ihren neuesten Vertretern so beredte Verteidigung gefunden hat. Der Materialismus habe es jedoch bis jetzt noch nicht über den Satz gebracht, daß das Wissen identisch sei mit den Viberationen und Zuständen der Gehirn- und Nerven-Moleküle und daß der ganze Unterschied gewisser materialer und seelischer Prozesse darin bestehe, daß bei den letzteren die Verbindung der Elemente eine besonders komplizierte, obgleich bis jetzt noch unerkannte sei. Hiergegen macht Kirchmann geltend, daß, wenn man dieses Prinzip acceptieren wollte, dasselbe nach seinem philosophischen Erkenntniswerte völlig unfruchtbar wäre, da durch dasselbe keine einzige der mannig-

faltigen Unterschiede und Eigentümlichkeiten des Seelenlebens erklärt werde. Höchstens könne man eine Wechselbeziehung und Wechselwirkung zwischen Gehirn und Seelenthätigkeit (oder wie Kirchmann sagt: „Wissen") annehmen, aber keineswegs eine Identität. Denn bei dem totalen Gegensatz von Sein und Wissen bliebe es völlig unfaßbar, wie etwa die Umwandlung von Stößen und gegenseitigen Anziehungen von Molekülen in Vorstellungen möglich sei.

Auf diesen Grundlagen hat Kirchmann eine Art philosophischer Methodologie der Wissenszweige aufgestellt, die er in drei Kapiteln (1. „die Erkenntnis des Einzelnen", 2. „die Erkenntnis des Allgemeinen" und 3. „die Philosophie") behandelt. Die letztere ist ihm die höchste der Wissenschaften. Er teilt sie ein in die Philosophie des Wissens und die Philosophie des Seienden. Zu jener gehört die Logik, ein Teil der alten (vorkantischen) Metaphysik und die Sprachphilosophie. Dieser Teil der alten Metaphysik ist das, was Kant die Erkenntniskritik, Fichte die Wissenschaftslehre, Hegel die Logik genannt hat. Zur Philosophie des Wissens zählt Kirchmann auch die Philosophie des Glaubens oder Religionsphilosophie. Die Philosophie des Seienden teilt sich in die der Natur, der Seele und des Handelns: also Naturphilosophie, Psychologie und Ethik. Diese letztere zerfällt aber wiederum in die Technik (höhere National- und Sozialökonomie), philosophische Sittenlehre, Rechtsphilosophie und Ästhetik. Hierzu kommt die neuerdings besonders eifrig kultivierte Philosophie der Geschichte.

* * *

Von allen diesen Gebieten der Philosophie hat Kirchmann freilich nur einige wenige bearbeitet. Außer der Philosophie des Wissens und der „Lehre vom Wissen", welche eine in gedrängter Form gehaltene Prinzipienlehre seines Realismus geben, hat er eigentlich nur die Ethik, und zwar ebenfalls nur in gedrängtester Form und die Philosophie des Schönen bearbeitet.

Kirchmanns Ethik („die Grundbegriffe des Rechts und der Moral als Einleitung in das Studium rechtsphilosophischer Werke", 2. Aufl. 1873) ist eine besondere Anwendung der in der „Lehre vom Wissen" entwickelten Erkenntnisprinzipien und zwar auf die Gebiete der sittlichen Welt, aber ihre Methode ist eine andere als die der theoretischen Philosophie. Die Ethik beginnt mit der Beobachtung der Zustände und Verhältnisse der vorhandenen sittlichen Welt (der Sitte, des Rechts, der Gesellschaft, des Völkerlebens u. s. w.) und sucht auf dem Wege begrifflichen Trennens und durch Induktion zu allgemeinen Gesetzen zu gelangen und die Ergebnisse in eine übersichtliche

Ordnung zu bringen. Aber von den zahllosen Untersuchungen in den Einzelgebieten der sittlichen Welt kann die Ethik nur die feststehenden und wissenschaftlich gesicherten Resultate in sich aufnehmen. Sie wird aber auch auf die prinzipielle Auffassung in diesen Einzelgebieten nicht ohne Einfluß sein, wenn sie ihre höhere, überschauende Stellung mit Selbstbewußtsein, aber ohne Selbstüberhebung gegenüber den historischen, juristischen und sozialen Wissenschaften zu wahren versteht. Auf diesem Wege wird die philosophische Ethik ein Wechselverhältnis zu den Einzeldisziplinen des sittlichen Lebens aufrecht erhalten, das nach Kirchmanns Ansicht für beide Seiten von höchst befruchtender Wirkung werden muß.

Die „Grundbegriffe des Rechts und der Moral" teilt er in acht Kapitel ein, welche die einzelnen Teile der philosophischen Moral- und Rechtslehre behandeln (I. das Handeln; II. die Gefühle der Lust und der Unlust; III. die Gefühle der Achtung; IV. die Freiheit; V. die Verbindungen des Handelns; VI. die Gestaltung der sittlichen Welt; VII. die Wissenschaft des Sittlichen; VIII. die geschichtliche Bewegung im Sittlichen).

Kirchmanns Moral- und Rechtsphilosophie, der er in seiner Lehre von den Gefühlen eine psychologische Basis zu geben sucht, hat durch seine Theorie von den „Autoritäten" einen maßvoll konservativen, ja hier und dort fast reaktionären Grundzug, wie man ja, wenn Kirchmann z. B. von dem „sogenannten" Parlamentarismus spricht (S. 67), schwerlich in ihm den ehemaligen Steuerverweigerer der zweiten preußischen Kammer und den Herausgeber der „Demokratischen Blätter" wiedererkennen wird.

Kirchmann tritt auch in der Begründung des Ethischen in den denkbar schärfsten Gegensatz zum hohen sittlichen Idealismus Kants. „Alles Sittliche," sagt er, „ist sachlich grundlos; es ist sittlich, eben weil die Autorität es gebietet. So lange die Autoritäten ihre Macht bewahren, können ihre Gebote wechseln, da sie nur aus ihrer Lust hervorgehen. Aber wo die Macht aufhört, sind die Persönlichkeiten nicht mehr Quelle des Sittlichen. Deshalb haben die Gebote, welche der Vater an seine erwachsenen Kinder erläßt, für diese keine sittliche Bedeutung mehr. Der Fürst steht über dem Sittengesetz; denn er setzt und ändert es nach Belieben." Glaubt man hier nicht einen Thomas Hobbes oder Joseph de Maistre, Adam Müller oder Julius Stahl zu hören? Aber sonderbar! Kirchmann hat selbst das Gefühl, daß diese seine Autoritäten-Theorie besonders aber beim gesunden, natürlichen Menschenverstand (den er ja selbst sehr hoch stellt) Anstoß erregen möchte. „Diese hier versuchte Gründung des Sittlichen auf die bloße Macht der Autoritäten," sagt er, „diese Ableitung des sittlichen Inhalts und seiner Wirksamkeit auf den Willen aus einer Wirkung dieser Macht auf die Schwachen findet not-

wendig an dem sittlichen Gefühle eines jeden unbefangenen Menschen einen heftigen Gegner. Je lebhafter dies sittliche Gefühl entwickelt ist, desto stärker wird es sich von dieser Auffassung verletzt fühlen." Und dennoch dieser Aufwand von Argumenten, um die sog. „Autoritäten", gleichgültig, was auch der Inhalt ihrer Ge- und Verbote sei, als die Quelle des Sittlichen hinzustellen?! — — —

Kirchmanns Ethik, obwohl scheinbar auf psychologischer Grundlage erbaut, hat doch wenig Beachtung gefunden, mehr Aufmerksamkeit erregte seine „Ästhetik auf realistischer Grundlage" (1868), ein Werk, welches unter den neuesten systematischen Darstellungen der philosophischen Schönheitslehre sich eine geachtete Stellung errungen hat. Natürlich tritt er auch hier den idealistischen Systemen Kants, Schellings, Hegels, Weißes, Vischers, Carriers u. a., welche das Schöne aus der Idee ableiten, schroff entgegen, indem sein Versuch auch hier wieder darauf ausgeht, die Sinnes- und Selbstwahrnehmung als Quelle für das Schöne zu gewinnen. Das Schöne wird definiert als das „idealisierte sinnlich angenehme Bild eines seelenvollen Realen". Die Gefühle sind nach Kirchmann das Seelische im Realen: Lust und Schmerz. Wenn diese nicht durch die Realität, sondern durch das Bild von Lust- und Schmerzgefühlen geweckt werden, so liegt eine ästhetische Wirkung vor. Den Gegensatz zu den Lust- und Unlustgefühlen bilden die Gefühle der Achtung oder Verachtung, und ihre Steigerungen der Bewunderung, der Anbetung, der Verehrung einerseits und des Widerwillens, der Abscheu und des Entsetzens andererseits. Während dort das Ich in seinem „Für-sich-sein" genieße, wolle es hier in der Macht und Majestät eines Anderen untergehen. Jenes sind die ästhetischen, diese die sittlichen Gefühle. Kirchmann ist bemüht, im Gebiete der Ästhetik beide Gebiete möglichst von einander zu trennen und einer ästhetischen Auffassung Bahn zu brechen, die den Geltungsbereich des Schönen und der Kunst möglichst scheiden möchte vom Gebiete des Sittlichen. In Kirchmanns Kunstlehre, die den zweiten Teil der „Ästhetik" bildet, findet man eine Fülle anregender und treffender Bemerkungen über das Wesen und das Wechselverhältnis der Künste.

Wenn wir oben von einem gewissen Einfluß Kirchmanns auf die heutige philosophische Bewegung in Deutschland sprachen, so ist derselbe weniger seinen eigenen philosophischen Werken zuzuschreiben, in denen sich Kirchmann als ein zwar etwas nüchterner und schwungloser, aber höchst klarer und scharfsinniger Denker bekundet, als vielmehr jenem bekannten litterarischen Unternehmen, welches er unter dem Namen der „Philosophischen Bibliothek (1868 fg.) publiziert hat. Diese fast hundert Bände umfassende Publikation, welche die bedeutendsten Schriften der antiken und modernen

Philoſophie teils in Neudrucken teils in Überſetzungen zu verhältnismäßig billigen Preiſen darbietet, hat nicht wenig dazu beigetragen, in unſerer der Philoſophie nicht gerade ſehr günſtigen Zeit die Kenntnis der philoſophiſchen Litteratur zu verbreiten. Kirchmann hat auch zu den meiſten dieſer Neuausgaben erläuternde Bemerkungen verfaßt. Aber ſo willkommen ein ſo fortlaufender Kommentar für die Werke der großen Denker Vielen auch ſein mag, ſo hat doch der durchweg feſtgehaltene realiſtiſche Standpunkt Kirchmanns bei der Erklärung und Beurteilung der betreffenden Werke etwas arg Störendes, ja hier und da etwas Aufdringliches. Wenn man jedoch hiervon abſieht, wird man das Verdienſtliche der „Philoſophiſchen Bibliothek“ nicht verkennen dürfen.

Außer dieſen größeren Publikationen hat Kirchmann noch eine Reihe kleinerer Schriften philoſophiſchen Inhalts veröffentlicht, welche teils in Form von Vorträgen einzelne Probleme behandeln, teils eine Verteidigung ſeines Realismus anſtreben, vielfach aber gegen andere Auffaſſungen polemiſieren: „Über den Kommunismus in der Natur“ (2. Aufl. 1872), „Über die Prinzipien des Realismus“ (Leipzig 1875), „Die Bedeutung der Philoſophie“ (1876), „Über den Streit der Syſteme innerhalb der Philoſophie“ (1879), „Über die Wahrſcheinlichkeit“ (1880), und „Über die Gegenſtändlichkeit der in den Sinneswahrnehmungen enthaltenen Eigenſchaften“ (1881). Einer früheren Zeit gehört die kleine Schrift an: „Die beſondere Natur des öffentlichen Rechts“.

Von allen kritiſchen Angriffen, deren Objekt dieſe realiſtiſche Weltanſchauung geweſen iſt, dürfte Ed. von Hartmanns Schrift: „Julius von Kirchmanns erkenntnistheoretiſcher Realismus“ (1878) die bedeutendſte ſein. Auch möchten wir hier auf das verweiſen, was Hartmann ſchon früher in ſeiner „Kritiſchen Grundlegung des transzendentalen Realismus“*) und in ſeinem neueſten Werke „Grundproblem der Erkenntnistheorie“ (I. „Der naive Realismus“ S. 1—40)**) entwickelt hat. Aber auch andere Forſcher haben Kirchmanns Realismus einer eingehenden Beurteilung unterzogen, z. B. Wilhelm Wundt. „Faſt noch fehlerhafter,“ ſagt Wundt (Logik, Bd. I, Erkenntnislehre, S. 376), „iſt es, wenn man die ſinnliche Wahrnehmung als die Quelle der unmittelbaren Gewißheit bezeichnet. Schon das gemeine Leben lehrte die Wahrnehmung als eine Quelle ſo mannigfaltiger Täuſchungen kennen, daß die wiſſenſchaftliche Forſchung die Wahrnehmung ſtets als ein Hilfsmittel anſieht, durch welches man ſich zunächſt nur Meinungen über die Dinge bildet,

*) Leipzig 1885, W. Friedrich.
**) Leipzig 1890, W. Friedrich.

die aber einer mannigfachen Kontrolle und Berichtigung unterworfen werden müssen, bevor sie sich der Gewißheit nähern. Wenn ich den Himmel als ein blaues, halbkugelförmiges Gewölbe erblicke, so sind nur die Empfindungen gewiß, die diese Wahrnehmung zusammensetzen und auch sie sind nur als subjektive Thatsachen meines Bewußtseins ... Nicht bloß darin hat die antike Skepsis Recht, daß sie die Empfindungen oder, allgemeiner gesprochen, die elementaren Thatsachen des Bewußtseins für das Einzige ansieht, was uns unmittelbar gewiß ist, sondern auch darin, daß sie diesen Thatsachen nur eine subjektive Gewißheit zugesteht ... Nun ist die subjektive Thatsache an sich von geringem Werte. Sie führt niemals hinaus über das erkennende Subjekt, ja sie ist stets beschränkt auf einen gegebenen Moment. Die subjektive Empfindung hat daher überhaupt nur insofern einen Wert, als sie die Grundlage ist, von der alle subjektive Gewißheit ausgeht. Diese aber, welche allein die Grundlage im wissenschaftlichen Sinne ausmacht, ist stets schon ein Resultat der Bearbeitung unmittelbar gegebener Thatsachen des Bewußtseins durch das Denken."

Gegen eine andere Seite der Grundlegung des Kirchmannschen Realismus wendet sich ein anderer heutiger Erkenntnistheoretiker Engelbert Lorenz Fischer in seinem neuesten Werke: „Die Grundlage der Erkenntnistheorie."*) „Fassen wir die Sache," sagt Fischer (S. 333), „genauer ins Auge, so dürfte sich wohl uns ergeben, daß die Wahrnehmung oder die Erfahrung für sich allein ohne das Denken gar nicht eine, oder gar die einzige Quelle der Wahrheit ist, so wenig als das bloße Denken ohne die Wahrnehmung. Zwar stellt J. von Kirchmann als unbeweisbares, aber dennoch unumstößliches Axiom an die Spitze: ‚Das Wahrgenommene ist (existiert)', d. h. die Wahrnehmung bietet uns das Seiende. Aber, fragen wir, ist dieser Satz in dieser seiner Allgemeinheit wirklich ganz sicher und wahr, so daß er als ein unumstößliches Axiom gelten kann? Wenn wir keinen Beweis, wie Kirchmann sagt, für ihn geben können, was für eine Garantie haben wir wenigstens für seine Richtigkeit? Darauf erwidert er mit der Bewußtseinsthatsache, daß jedes Wahrnehmen seinen Inhalt als ein außerhalb seiner selbst Bestehendes und damit als ein Seiendes im Gegensatz zu dem Bewußtsein setze und daß die Setzung für den Wahrnehmenden eine notwendige sei. Allein dagegen ist zu bemerken: wenn dem wirklich so wäre, wie Kirchmann behauptet, daß das Wahrnehmen seinen Inhalt als ein außerhalb seiner selbst Bestehendes mit Notwendigkeit setze, so wäre dies noch keine hinreichende Bürgschaft für die objektive

*) Freiburg 1888.

Realität des Wahrnehmungsinhalts . . . Aber Kirchmanns Behauptung trifft auch nicht zu; denn das Wahrnehmen selbst ‚setzt' nichts, noch auch das wahrnehmende Subjekt . . . Ferner widerstreitet Kirchmann seinem eignen ersten Prinzip, wenn er sagt, daß in dem Wahrnehmungsinhalte sich mannigfache Widersprüche finden, welche in der Objektivität nicht existieren, weshalb er es für notwendig erachtete, als zweiten Fundamentalsatz aufzustellen: ‚Das sich Widersprechende ist (existiert) nicht.' Wenn wirklich das Wahrgenommene derartige Widersprüche involviert, welche in Wahrheit nicht einmal existieren, dann ist es auch nicht allgemein richtig, daß das „Wahrgenommene ist" . . . Was sodann den dritten prinzipalen Satz Kirchmanns betrifft, daß der Wahrnehmungsinhalt und der objektive Seinsinhalt identisch seien, so läßt sich auch dieser auf seinem Standpunkte nicht wohl aufrecht halten. Denn wenn diese Identität wirklich besteht, dann muß der Inhalt der Wahrnehmungen und der Inhalt der objektiven Dinge sich durchaus decken. Wenn dagegen die objektiven Dinge mehr oder weniger Inhalt in sich schließen als ihre entsprechenden Wahrnehmungsvorstellungen, so kann offenbar von einer Identität beider keine Rede sein. Nun aber sagt Kirchmann: ‚Der Inhalt des Seienden ist für die Wahrnehmung unerschöpflich; nicht bloß als Inhalt der Welt, sondern auch als Inhalt des einzelnen konkreten Gegenstandes' (Prinzip des Realismus, S. 9). Sonach deckt sich auch nicht vollständig der Wahrnehmungs- und Seinsinhalt und folglich besteht keine Identität zwischen beiden."

Die Widerlegung dieses Arguments dürfte Kirchmann, wenn er noch lebte, bei all seinem nüchternen Scharfsinn und seiner außerordentlichen dialektischen Gewandtheit, doch einige Schwierigkeiten bereitet haben.

Vor uns liegt ein langes, arbeitsreiches Leben, das eine zeitlang und während des kräftigsten Mannesalter dem Kampfe um die höchsten politischen Ideale der deutschen Nation hingegeben, später aber mit den beginnenden Greisenjahren den ernsten Interessen der Wissenschaft und der Wahrheit geweiht war.

Kirchmann wurde am 5. November 1802 in Schafstädt bei Merseburg geboren. Obwohl der Sohn eines Offiziers, schlug er doch, nicht wie es in den preußischen Offiziersfamilien traditioneller Brauch ist, die Militärkarriere ein, sondern ergriff die juristische Laufbahn. Er erhielt seine Gymnasialbildung auf dem Gymnasium zu Merseburg. Nach absolviertem Rechtsstudium auf den Universitäten Halle und Leipzig wurde er Assessor beim Oberlandesgericht in Naumburg (1829). Ein tüchtiger Kriminalist, wurde er sehr bald (1834) Richter in Halle, dann Gerichtsdirektor in Greifswald und später (1840) in Torgau. Nachdem im Kriminalprozeß

das mündliche Strafverfahren eingeführt wurde, wurde Kirchmann 1846 als erster Staatsanwalt an dem Berliner Kriminalgericht, im Jahre 1848 am Kammergericht daselbst ernannt. In dieser Stellung hatte er durch die Energie und Gradheit, die Gewissenhaftigkeit und Unparteilichkeit, mit der er sein schwieriges Amt verwaltete und auch der Regierung gegenüber vertrat, die Aufmerksamkeit der leitenden Kreise der damaligen demokratischen Bewegung erregt, so daß, als das Revolutionsjahr hereinbrach und die preußische Nationalversammlung gewählt werden sollte, Kirchmann von den Berliner Wählern in diese erste preußische Volksvertretung gewählt wurde. Hier nahm er seinen Platz neben Waldeck, Jacoby, Ziegler u. s. w. in den Reihen der demokratischen Linken. Doch wußte die Regierung den oppositionellen Staatsanwalt bald aus der Volksvertretung zu entfernen, indem sie ihn zum Vizepräsidenten des Oberlandesgerichts zu Ratibor ernannte, wodurch er seines Mandats verlustig ging. Indes wurde er noch in demselben Jahre 1848 von einem ostpreußischen Wahlkreise (Tilsit) wiederum in die Nationalversammlung gewählt. Kirchmann wurde nun sehr bald einer der Führer der demokratischen Linken. Bei dem wichtigen und entscheidenden Antrage auf Steuerverweigerung fungierte er als Berichterstatter. Im Jahre 1849 war Kirchmann auch Mitglied der zweiten preußischen Kammer bis zu deren Auflösung. Natürlich wurde von nun ab der oppositionelle Gerichtspräsident in Ratibor scharf bewacht und als er 1850 in den Hochverratsprozeß gegen den Grafen von Reichenbach wegen der Teilnahme des letztern am Stuttgarter Rumpfparlament mit den Anschauungen des Justizministers in Konflikt geriet, wurde ihm eine dreimonatliche Amtssuspension dekretiert. Nach Ablauf dieser Strafzeit übernahm Kirchmann zwar wieder den Vorsitz des Appellationsgerichts zu Ratibor; doch war er fortan seitens der reaktionären Regierung Gegenstand ununterbrochener Vexationen. Unter solchen Umständen hielt er es für geraten, um einen Urlaub von fünf Jahren zu ersuchen, der ihm auch bewilligt wurde.

Er kaufte sich in der Nähe von Dresden an und lebte hier lange Zeit zurückgezogen, ausschließlich wissenschaftlichen Arbeiten ergeben. Es war dies die Zeit der Reaktion in Deutschland. Die gesamte Demokratie hatte es, nachdem ihre politischen Ideale gescheitert waren, für angezeigt gehalten, sich vom öffentlichen Schauplatz zurückzuziehen. Erst mit dem Wiederbeginne der liberalen Ära in Preußen brach sie ihr Schweigen und fast alle Männer von 1848, soweit sie nicht in der Verbannung waren, im Gefängnisse schmachteten oder vom Alles erlösenden Tode abberufen waren, kehrten frischen Muts in die politische Arena zurück. Auch Kirchmann ließ sich 1861 in das preußische Abgeordnetenhaus wählen. Hier schloß er sich bald

der Fortschrittspartei an und galt in der Folgezeit, auch während des großen Militär- und Verfassungskonflikts als einer ihrer bedeutendsten Führer. Kurz darauf hatte er nach Ablauf des bis 1863 verlängerten Urlaubs seine Stellung als Vizepräsident in Ratibor wieder angetreten.

Mit dem durch den Verfassungskonflikt verschärften Mißtrauen gegen die liberalen Führer ging das Bestreben der preußischen Regierung Hand in Hand, dieselben möglichst aus ihren amtlichen Stellungen zu beseitigen. Doch war dies richterlichen Beamten gegenüber bei den geltenden Bestimmungen der preußischen Verfassung nicht so leicht. Es mußte also zu anderen Mitteln gegriffen werden. Bekannt ist das Vorgehen gegen Männer wie Waldeck, Twesten u. A. Gegen Kirchmann war ebenfalls bald ein Mittel gefunden. Dieser hatte im Berliner Arbeiterverein einen Vortrag gehalten: „Über den Kommunismus in der Natur", worin er die damals durch das Auftreten Lassalles schon brennend gewordene Arbeiterfrage im Zusammenhange mit den Ergebnissen der Bevölkerungsstatistik erörterte und den Wert des sogen. „Zweikindersystems" des englischen Nationalökonomen Thomas Robert Malthus mit Bezug auf die Lösung der sozialen Frage behandelte. Hierin sah nun die Regierung ein Verhalten, das eines preußischen Richters unwürdig sei und er wurde, nachdem der vom Disziplinargerichtshofe gegen ihn eingeleitete Prozeß zu seinen Ungunsten entschieden worden war, im Jahre 1867 einfach d. h. ohne jeden Anspruch auf die ihm zustehende Pension seines richterlichen Amtes entsetzt.

Seitdem nahm Kirchmann seinen dauernden Wohnsitz in Berlin, wo er in bescheidenen Verhältnissen lebend, ausschließlich wissenschaftlichen und litterarischen Arbeiten oblag. Er pflegte vielfach Umgang mit jüngeren Gelehrten, welche an den etwas streng catonischen und puritanischen Mann, der so viel Interessantes aus seinem reichen und bewegten Leben zu erzählen wußte, sich gern anschlossen. Insbesondere war es die Berliner „Philosophische Gesellschaft", welche früher das ausschließliche Sanktuarium für die in Berlin lebenden Hegelianer gewesen war, und als deren Vorsitzender er mehrere Jahre hindurch fungierte, wo der ebenso ehrwürdige als persönlich liebenswürdige Greis stets einen großen Kreis von jüngeren Denkern und Gelehrten um sich sammelte. Hier war es auch, wo er einen großen Teil seiner oben genannten Vorträge hielt. Kirchmann starb am 20. Oktober 1884 im Alter von 82 Jahren.

Eine eigentliche Schule hat Kirchmann nicht begründet. Dazu besaß weder das Prinzip seines empirischen Realismus genug Tiefe und Originalität, noch auch hat er je versucht, dasselbe durch das ganze System der philosophischen Wissenschaften durchzuführen, noch endlich besaß er diejenigen

schriftstellerischen Vorzüge, welche geeignet gewesen wären, seiner Welt- und Lebensanschauung einen großen Kreis von Anhängern zu gewinnen. Kirchmann hatte die Eigenschaften eines tüchtigen Denkers: nüchternen Scharfsinn, klare Auffassung und ernste Wahrheitsliebe. Aber zum großen Philosophen fehlte ihm doch eindringender Tiefsinn, wie der Schwung spekulativer Denkkraft.

Die treue Adele.

Eine vergeßliche Geschichte von Hermann Bahr.

(Paris.)

Ja, gleich um die Ecke! Rechts, wenn man hinuntergeht, neben dem Gewürzkrämer, der Kaserne, gerade dem Fenster gegenüber, wo die vier nassen Zwilchhosen hängen. In diesem schmalen, finsteren, aschgrauen, verwitterten und verwaschenen Laughause mit den zwei unheimlichen, grinsenden, dottergelben Flecken über dem Thor, unter dem grasgrünen Schild der alten Kuhlemann. Dort, wo die Laterne mit der zerbrochenen Scheibe ist. Es wird immerfort Drehorgel gespielt, in dem feuchten, engen, winkeligen Hof mit den vielen Karren und der langen, von dampfender Wäsche belasteten Leine, den ganzen Tag. Ja, da wohnt sie. Wer ihr einmal nachgestiegen ist, weiß es. Das ganze Quartier weiß es.

Übrigens, das ist nicht so einfach, ihr nachzusteigen. Jeder Platz ist besetzt in dem Kondukt, von ständigen Abonnenten. Immer den ganzen langen Weg bis zu dem großen Galanteriegeschäft in der breiten Straße, in dem sie die reichen, mattgelben, schwedischen Handschuhe verkauft und die braunen, fleckigen Rohre mit den dicken, goldenen Kugeln am Ende. Früh und spätmorgens, wenn sie mit hastig zusammengerafften Kleidern, die Hutnadel verbogen, den Cul lose und schief, an dem zierlichen Stiefelchen den dritten Knopf ins fünfte Loch verirrt, daß sich das Leder ächzend sträubt, das spitze, in einen Widerhaken ausgebogene Näschen, auf dessen hellflaumige Wurzel die blonden Flocken der widerspenstigen Stirnlocke niederbaumeln, fröstelnd in die kitzelnde Schmeichelei der grünlich weißen Boa vergraben, allen Grüßen blind und jeden Augenblick in einen ahnungslosen Wanderer verrannt, atemlos und immer verspätet wie ein kleiner Schraubendampfer dahinkeucht; abends, wenn sie mit zierlich glatter Taille, den Ärmel mit weiser Sorgfalt ein wenig zurückgeschlagen, daß sich das Armband zeigt, die runden Wangen leicht mit Puder eingestäubt, den rosigen Schleier kokett

auf die kirschige Oberlippe gezogen, mit schweifendem Blicke, vor jedem Schaufenster ihre Neugierde anhaltend, jeder vorwitzigen Bewunderung mit einem glücklichen Lächeln dankbar, lässig und gemächlich, wie ein selbstgefälliges Segelschiff in sommerlichem Winde, nach Hause trottet.

Eine kuriose Menagerie, diese Abonnenten der Begleitung, die die kleine Tierbändigerin alle Tage hinter sich herschleppt! Da ist der klapperbeinige Lieutenant von den blauen Dragonern mit dem fuchsroten Schnurrbart und den ziegelroten Wangen und der veilchenroten Nase, ein brennender Dornbusch auf Stelzen, der immer sagt: Man muß die Blümchen, die der liebe Gott gepflanzt hat, begießen, sonst verkümmern sie. Dann der dicke Assessor mit dem glänzenden Gesicht, der eigentlich „prinzipiell die Witwen vorzieht", aber doch nicht bloß Prinzipienreiter ist. Der junge Mann der alten Kuhlemann, der Hebamme, mit dem fetten, faltigen, schwarzen Kandidatenrock, ein dürrer, finsterer, behender Schatten, mit zwei unheimlichen, gierig lodernden Feuerballen in dem verkohlten und ausgesogenen Gesicht, der aus England her die heiligen Traktätlein und nach England hin die unheiligen Mägdlein besorgt, ein ergiebiger Tauschhandel. Dann der eilige Rechtsanwalt, der immer alle Hände voll zu thun hat, mit fuchtelnden Armen und zappelnden Beinen, und im Schnee noch schwitzt, aber doch, so oft er die Kleine sieht, „Donnerwetter" sagt und seinen überstürzten Galopp einen Augenblick anhält, den Überschuß seiner bewegten Seele in ein großes feuerrotes Tuch ausschnaubend, auf welchem die ganze Schlacht bei Wörth gemalt ist mit dem Kronprinzen zu Pferd, den Degen blank und hochgeschwungen. Dann der blonde August, der Agent, mit dem strohgelben, stacheligen Schnurrbart, die Liebe aller Kellnerinnen, weil er die besten Plätze in den Kneipen zu vergeben hat, und er weiß auch so schön zu thun und erzählt immer die schnurrigsten Geschichten, der sie nicht anschauen kann, ohne einen schmerzlichen Seufzer: „schade! jammerschade!", und es immer wieder aufs neue versucht; denn er treibt sein Geschäft nicht bloß um Gewinn, sondern aus Neigung, mit Leidenschaft, wie ein Blumenzüchter. Und wenn es regnet, da ist dann noch überdies der ehrwürdige, alte Maler, der die wunderschönen, bleichen Madonnen malt, mit dem wehmütigen Lächeln und der frommen Himmelssehnsucht im schmachtenden Auge; aber nur wenn es regnet, daß man nur auf den Zehenspitzen über die Straße trippelt, mit angewandter Vorsicht — denn er will etwas sehen, etwas gediegenes und etwas reelles.

Am besten hatte es entschieden der dritte Doktor. Doktor aus Höflichkeit der Leute nämlich, nicht eigentlich vor den Behörden, die immer gleich was Schriftliches verlangen. Und er zog auch schon lange genug auf den

Hochschulen umher, daß er es wohl verdiente, und überall, in ganz Deutschland, jedes Halbjahr wo anders, Nord und Süd.

Die Mediziner sind überhaupt glücklich daran, mit den Frauen. Sie sind so verwendbar. Sie wissen allerhand Rat und, wie man das vermeidet und wie man sich da heraushilft; wenn man es auch gerade nicht braucht, so weiß man doch nie, was einem nicht noch irgend einmal passiert. Und dann, es ist mit ihnen wie mit dem Pfarrer: da braucht man sich nicht zu genieren. Und natürlich, sie sich auch nicht. „In unserem Berufe!" sagen sie mit Würde und machen das ernsteste Gesicht zu den lustigsten Sachen.

Und dann kann man lange nach Einem suchen, mit dem man sich so prächtig amusiert! Er schnarrte von Schnurren, wie eine Rakete, der Doktor. Er wußte immer das Neueste und es war immer zum Totlachen. Er hatte auch immer Zeit, wenn man wollte. Und immer fiel ihm wieder was ein. Und Geschichten hatte er erlebt, nein, Geschichten! Wenn einer so in der Welt herumkommt, der erfährt es erst, was mit ihnen los ist, mit diesen vornehmen Damen. Ja wohl! Und das will noch hochmütig sein, am Ende. Und dann war er so aufmerksam, wirklich nett. Gleich als er eingezogen war, das erste Mal, da sie sich auf der Treppe begegneten, hatte er ihr schon den Puls gefühlt, ob sie nicht krank sei. Ohne daß es was gekostet hätte. Und dann meinte er, sie hätte vielleicht einen kleinen Herzfehler. Und so drang er immer tiefer. Und zum Kaffee hatte er immer vorzüglichen Kuchen, mit Schlagsahne.

Dahingegen der lange Friedrich! Er war zur nämlichen Zeit eingezogen wie der Doktor: auch ganz oben, im vierten Stocke, unter dem Dache, die Stube nebenan. Sie sah ihn kaum mehr an. Es war nichts los mit dem; und überdies trug er die Haare auf der Seite gescheitelt, und nicht einmal durchgezogen. Solche Leute läßt man einfach links liegen, sagte sie mit der zuversichtlichen Entschlossenheit desjenigen, der genau weiß, was er zu thun und was er zu lassen hat.

Er hatte ein besonderes Pech mit ihr, der lange Friedrich mit den roten Händen und den kurzen Hosen, abgestoßen und ausgefranst am Ende, mit wegstehenden Fäden. Er liebte sie.

Er liebte sie, wie man mit siebzehn Jahren liebt, wenn man in einer kleinen Stadt unter großen Büchern aufgewachsen ist, in Träumen, und alte Philologie studiert. Er hatte lange das Bedürfnis nach Liebe: ein Bedürfnis nicht nur des erwachenden Herzens, ein Bedürfnis des reifenden Geistes, um seine Bildung zu ergänzen und seinen Klassikern gerecht zu werden. Nun hatte er die Liebe. Seit dem ersten Tage, da er sie das erste Mal gesehen, wußte er's.

Was nun? Zunächst machte er Gedichte. Einen Monat lang, anderthalb. Dann wurde er verwegen. Seine Begierde warf die Zügel ab. Er dachte sogar daran, sie einmal anzureden.

An diesem Tage, nachdem er lange mit sich gekämpft, wagte er es. Als er ihr begegnete, unten auf dem Treppenabsatz, zögerte er einen Augenblick, sah sich nochmals nach allen Seiten um, ob sie auch wirklich allein wären, von keinem Verräter belauscht, und indem er sich rasch einige Beispiele heroischen Mutes aus der Geschichte zu Hilfe rief, wagte er es: mit einer linkischen Geberde zog er den Hut, sagte stammelnd: „Guten Tag, Fräulein," und bis in die Schläfen hinein errötend, indem er mit einem stolpernden Satze gleich vier Stufen auf einmal nahm, war er atemlos um das Thor verschwunden.

Was thun? Was thun? Schreiben! Sagen würde er es ihr doch nie können.

Also schreiben! Er schrieb. Wieder einen Monat lang, anderthalb. Auf wunderschönem, schneeweißem Papier, Vergißmeinnicht oben in der Ecke, mit einer ganz spitzen Feder, feingestochene Buchstaben. Aber zuerst fand er keinen Anfang und dann fand er kein Ende und niemals hätte er den Mut gefunden, es ihr wirklich zu senden. Schreiben, das war leicht gesagt. Aber, was schreiben? Daß er sie liebte, ja — und? Es war doch ein braves Mädchen und er war doch kein Lump. Konnte er sie denn heiraten, jetzt, wo er noch drei Jahre bis zur Prüfung hatte? Wovon denn, womit denn? Und wollte er sie denn betrügen, ins Unglück bringen, zur Schande? Konnte er denn mit Redlichkeit vor sie hintreten, klipp und klar: ich will dich zur Frau, in vierzehn Tagen soll Hochzeit sein — wie's einem ehrlichen Burschen gebührt? So gingen seine Gedanken im Kreise herum, ohne Ausweg.

Die nächste Zeit verbrachte er hauptsächlich auf der Treppe, der Himmelsleiter, darauf sein Engel auf und nieder stieg; wenn irgend eine Hoffnung war, sie zu treffen. Seine Einbildung, mit Wunsch gedüngt, war fruchtbar an solcher Hoffnung: sie konnte ja ihr Taschentuch vergessen oder Nasenbluten bekommen haben und es war auch möglich, daß das Geschäft einmal niederbrannte, plötzlich. Bloß um sie zu sehen, recht oft zu sehen, wann es nur möglich, ohne andere Gedanken. Immer treppauf, treppab, mit fliegendem Atem und brennender Stirn, den langen Hals lauschend vorgebeugt wie ein englischer Renner, den Blick scheu vor den Nachbarn gesenkt, nach der Mauer gedreht; denn er zweifelte nicht, daß sie sein verwerfliches Treiben längst durchschaut haben müssen, und wer im Hause lachte, lachte über ihn, offenbar. Und nun erst, wenn sie nun wirklich kam, gar

vor ihr ſelber, völlig kopfverloren, in unbändiger Flucht wie vor einem Geſpenſt, in dieſer heilloſen Angſt, ſich zu verraten und daß ſie, beleidigt in ihrem Stolze und an ihrer Ehre verwundet, wenn ſie einmal das finſtere Verbrechen von ſeiner Wange geleſen, ihm ihr ganzes Leben nicht wieder verzeihen könnte. So jagte ihn den ganzen Tag, wie wilder Fieberdurſt, dieſe einzige Sehnſucht nach ihrer Begegnung; und wenn ſich die ſtürmende Begierde endlich erfüllte, in der Befriedigung gerade litt er die ſchlimmſte Höllenpein, einen blutigen Rutenlauf des Gewiſſens und wie aus Todesgefahr atmete er auf, wenn das Entſetzliche endlich vorüber. Dann ging die Geſchichte wieder von vorne los, ein erfreulicher Lebenswandel, manchem Jüngling vertraut.

Sie hatte das bald heraus, daß da irgend etwas nicht in Ordnung war, mit dem ſchlanken Jungen. Er mißfiel ihr nicht. Sie ließ es ſich merken. Das Lächeln, das ſeinem haſtigen Gruße dankte, aus ihrem purpurnen Munde emporflatternd wie ein Schmetterling aus dem Kelche der Pfingſtroſe, verweilte in den von milchigem Flaum erhellten Grübchen. Sie blieb ſtehen. Sie redete ihn an. Sie richtete ihr Strumpfband. Sie bat ihn um kleine Gefälligkeiten. Einmal, da in dem Romane des Abendblattes, gerade wie die anderen Hinderniſſe von dem ſiegreichen Helden endlich glücklich bezwungen waren, was franzöſiſches vorkam, das ſie nicht verſtand, ſtieg ſie ſogar in ſeine Kammer hinauf, ſich Rat zu holen, abends.

Nun war es ganz aus. Welches teufliſche Ungeheuer hätte er nicht ſein müſſen, ſo viel Argloſigkeit und Vertrauen zu mißbrauchen! Offenbar: die Taube ahnte den Falken gar nicht, den gierigen Stoßfalken in ſeiner Seele! Er erſchauderte vor ſich ſelbſt. Welch ein Abgrund!

Ja, in vier Jahren, wenn er ein kleines Lehramt hoffen durfte! Aber zum Welken ſollte dieſe Lilie nicht gebrochen werden, niemals! Er ward noch linkiſcher und ſelbſt ſein Blick verſtummte.

Sie ärgerte ſich. So etwas war ihr noch nicht vorgekommen. Was hatte er denn eigentlich? Warum denn nicht? Übrigens — ſein Schade, nur ſein eigener Schade! Sie hatte es nicht nötig — Gott ſei Dank! Und ſie zuckte die runden Schultern und warf die krauſe Oberlippe auf. Von der Sorte — mehr als ein Dutzend, Gott ſei Dank!

Offenbar: nun hatte ſie es endlich doch gemerkt. Oh, wie er mit ſich haderte, ſich mit ſtacheliger Reue geißelte! Sie achtete jetzt kaum mehr auf ſeinen Gruß und ihr Blick flog über ihn weg. Wie ſie, in ihrer Reinheit und Herzenseinfalt, wie ſie ihn haſſen mußte, verachten, verabſcheuen! Abbitten, auf den Knieen abbitten — aber er würde es nie wagen und würde ſie ihn denn hören? Nein, das war alles dahin, unwiederbringlich dahin.

Es gab keine Gemeinschaft mehr zwischen ihnen, wie es keine Gemeinschaft giebt zwischen der Tugend und dem Laster, zwischen der Sonne und der Nacht.

In jener Zeit fing die kleine Adele an, wahrzunehmen, daß der lange Friedrich den Scheitel auf der Seite trug und nicht einmal durchgezogen; und seit jener Zeit pflegte die kleine Adele zu sagen, mit dieser zielbewußten Entschlossenheit: Solche Leute läßt man einfach links liegen.

Da, in der größten Not, packte ihn das Glück am Schopfe und zog ihn heraus. Es war aber nicht das gewöhnliche Glück, die schlanke Tänzerin auf der rollenden Kugel mit dem zierlichen Knöchel. Es war ein besonderes und hatte die Gestalt eines wohlgenährten Burschen von neun Jahren, just an der Schwelle der Flegelei, mit ölig glänzenden Wangen, pfiffigen Schlitzaugen und großen, weit abstehenden, durchscheinenden Ohren, die er bewegen konnte, auf und ab, und wenn er die Stirne recht runzelte, selbst nach der Seite, wie ein Pferd. Das war aber auch das einzige, was er konnte, und darum brauchte er einen Hofmeister, für die anderen Lebenskünste, was einen Haufen Geld kostete und alle Augenblicke eine neue Annonce in der Zeitung: denn keiner hielt es lange aus und so kam die Reihe zuletzt an den Friedrich.

Er mußte weg aus der kleinen Kammer neben dem dicken Doktor, der übrigens zur nämlichen Zeit die Stadt verließ, um wieder eine andere Hochschule mit seiner Gegenwart zu beglücken, ein rastloser Wanderbursche der Wissenschaft. Es war nämlich die Bedingung gestellt, daß er gleich in der Nähe seines Schülers wohnen müßte, nur wenige Häuser davon. Sonst endete es immer mit Unzukömmlichkeiten: eine ganze halbe Stunde hatte sich der vorige Hauslehrer einmal verspätet.

Er hatte ein gutes Leben da. Der Junge war ein Lausbub'. Aber die Herrschaft war gütig und ließ dem Gesinde nichts abgehen: zwei Sonntage im Monat hatte die Köchin Ausgang, er einen.

An einem solchen Sonntage, nach dem Essen — ein Jahr mochte vergangen sein — wanderte er einmal nach der Haide hinaus, zur Belustigung. Der Frühling schwamm in der Luft. Es tanzte ihm das Herz im Leibe und die Thaler in der Tasche. Seine Genußsucht schweifte aus. Er betrachtete die Riesendame, mit anhaltender Bewunderung, für drei Groschen; er zeigte seine Schießkunst; und von dem Mädchen mit den weißen Haaren und den roten Augen konnte er sich gar nicht trennen. Immer aber, wenn er aus der Bude heraustrat, hielt er ein wenig an und, den Kopf leicht zurückgebeugt, mit hochgestreckten Armen sog er langsam den balsamischen Duft ein, den in sanften Wellen ein laner Wind von dem nahen Walde herüberspülte, einträumend und buhlerisch.

Er verweilte vor der Rutschbahn. Sehr vergnüglich, wie der Karren vorübersauste, wie aus einer Kanone geschossen. Die Weiber kreischend durcheinander gerüttelt, eine über der anderen, mit fliegenden Röcken, die Hände krampfhaft an den Hüten, die sich gegen den Strom des Windes aufstellten, kerzengerade emporgesträubt. Und vorüber wie der Blitz, nurmehr ein dumpfes Grollen, in der Ferne verhallend. Als ob Kegel geschoben würde mit Menschenleibern.

Drollig. Er mußte das auch versuchen. Aber da, gerade wie er die Treppe hinaufwollte, stand sie auf einmal vor ihm, wie aus der Erde heraus. Es fuhr ihm ein Stoß ins Herz. Er taumelte.

„Schau!" sagte sie. „Du bist's. Sieht man Dich auch wieder einmal? Ich glaubte Dich gar nicht mehr hier."

Er kniff sich in die Lenden, zweimal, um den Traum davonzujagen, die Augen auseinandergerissen, die Brauen aufgerollt wie die Stachel eines Igels. Sie lachte. Sie schritt die drei Stufen herunter, geradewegs auf ihn zu, und indem sie die Arme langausgestreckt auf seine Schultern legte und mit zärtlichen Fingern ihn leise an beiden Ohrläppchen zupfte, versetzte sie ihm, nachdem sie ihre Wange eine Weile sanft an seiner Brust gerieben, langsam ihre Lippen auf die seinen schiebend, einen vollen, saftigen Kuß. Er empfing ihn wie ein heiliges Wunder, wortlos, zitternd. Er erwartete jetzt nur noch, daß sie ihn in die Arme nehmen und mit ihm fortfliegen würde, von der Erde weg, in die Ewigkeit.

Und sie lachte noch immer. „Ja freilich! Hast geglaubt, daß ich Dich nicht mehr kenne, weil es schon ein Jahr her ist! Aber ich bin nicht von denen, die so leicht vergessen. Oh! Ich bin treu!" Und sie wurde ganz rot vor Stolz, aufgebläht vor Befriedigung wie eine Taube, die gurgelnd die Federn sträubt. „Ich bin treu. Was ich einmal liebe, das vergesse ich nicht wieder."

Ihm dampfte der Kopf. Er tappte mit den Händen vor sich hin wie ein Geblendeter. Es brodelten ihm die Sinne. Über ihm jagten sich die kleinen, runden Wolken, in fieberweißen Wolljäckchen mit ausgezupften Ärmeln, flohen und gesellten sich. In ihm wirbelten verwegen Hoffnungen, überschlugen und purzelbäumten sich, stellten sich auf die Nase und trillerten mit den Zehen. Es war ein einziger reißender Strudel, in dem alles verschwand, oben und unten, innen und außen, ein heißer, fieberisch gaukelnder Tanz, in dessen stäubendem Gischt Himmel und Erde versank.

„Wenn's Dir recht ist, bleiben wir zusammen heute. Ich habe ohnedies keinen." Sie nahm seinen Arm. Er wankte dahin wie ein Trunkener. Er wußte nichts, verstand gar nichts. Ihm war, als würde er auf schwel-

lenden Roſenkiſſen, von Jasmin gefächelt, in den Äther emporgetragen, höher und höher, wohin keine Kunde der Erde mehr dringt, von verzückten Engelschören umringt mit ſüßen, jauchzenden Schalmeien aus großen, goldenen, gewundenen Hörnern, und ihm ſchwände die Beſinnung.

„Wo wohnſt Du jetzt eigentlich?" fragte ſie, als ſie nach der Stadt heimkehrten, abends, Arm in Arm, während er Viſionen ſtammelte. Er nannte die Straße. „Donnerwetter! Da habe ich einen ſchönen Weg nach Hauſe. Aber nicht wahr, Du zahlſt mir eine Droſchke, gelt? . . . Und weißt Du, auf was ich mich am meiſten freue? Was glaubſt Du, rate einmal!" Er erriet es aber nicht, gar nichts.

„Herrgott! Biſt Du ungeſchickt," ſagte ſie ärgerlich, als ihm das dritte Zündhölzchen verſagte. „Und ich bin ſchon ſo neugierig darauf!"

„Aber wo iſt es denn nur? Und ſie ſchnupperte mit dem Blick in allen Winkeln herum, wie ein Hund, der einen Brocken fallen gehört hat, aber nicht ſieht. „Wo haſt Du es denn nur?"

Er begriff kein Wort. Er bat ſie, es ihm zu erklären. „Ah, Schlingel!" kreiſchte ſie. Du haſt es verſetzt! Wahrſcheinlich! . . . Oh, oh! Und ich hatte mich ſo gefreut darauf!"

Er wiederholte die Bitte, dringlicher. „Ah, thu doch nicht ſo!" ſagte ſie unmutig und gab ihm einen Klaps. „Du weißt ſchon — wir haben uns immer ſo amüſiert damit. Es war auch zu drollig . . . das Skelett!"

Nun gab es ihm einen Ruck und plötzlich ſtand er wieder auf der Erde, mit beiden Füßen. Es war aus mit der Himmelfahrt. Er erinnerte ſich. Der dicke Doktor, in der Ecke der Kammer, hatte ein männliches Skelett, einen gelben Fez auf dem Totenſchädel, eine lange Pfeife mit blauen Quaſten zwiſchen den zahnloſen Kiefern, ein lächerlicher und ſchauriger Anblick. Er hatte es oft geſehen, mit Ekel und Furcht. Er erbleichte.

„Das war der Doktor! Ich bin Friedrich, der Philologe!" Mehr brachte er nicht heraus.

Sie rieb ſich das Näschen an der Fenſterſcheibe, ein wenig verlegen. Dann, indem ſie flink auf den Abſätzen herumwippte, lachte ſie deſto ausgelaſſener. „Nein, nein! . . . Richtig, ja! Das war der Doktor! Nein, wie ich euch verwechſeln konnte — er war doch dick, mit einem großmächtigen Bauch, oh, ich erinnere mich jetzt ganz genau . . . Übrigens, da ich doch einmal da bin . . ."

Sie ſperrte die Augen weit auf, durch Verwunderung vergrößert. Er hatte ſich über den Tiſch geworfen, das Geſicht in den Händen vergraben, und weinte und weinte, bitterlich.

„Richtig, richtig!“ murmelte ſie. „Der lange Friedrich! Ich erinnere mich jetzt . . . Es kam mir immer nicht recht richtig vor . . . Und jetzt ſieht man es ja!“

Und leiſe, auf den Zehenſpitzen, ſchlich ſie hinaus, ohne ein Wort, wie eine Katze, und war froh, wie ſie draußen war.

Am anderen Morgen geſchah es, daß ſich auch der neue Hauslehrer um eine ganze halbe Stunde verſpätete. Er war ſehr bleich und hatte dicke ſchwarze Ringe um die Augen. „Die Leute haben kein Pflichtgefühl mehr,“ ſagte der Vater traurig zu der Mutter, „ſondern Räuſche.“ Und ſie zogen es ihm am Gehalt ab.

„Das darfſt Du nun nicht ſo tragiſch nehmen, mein Lieber,“ ſagte ſein Freund Konrad, als er es ihm erzählte. Er war um drei Jahre älter, ſchon ganze zwanzig; da hat man keine Illuſionen mehr. „Was willſt Du? Die Weiber!“ Er machte eine verächtliche Geberde. „Sie ſind einmal ſo, ein vergeßliches Geſchlecht, eine wie die andere. Das macht — ſie haben um ſo viel weniger Gehirn, weißt Du?“

„Aber ich habe ſie ſo geliebt!“ ſchluchzte der lange Friedrich.

„Ja, das darf man halt nicht! Das darf man halt nicht!“

Briefe eines gebildeten dummen Jungen.

Moderne Tragikomödie von Arthur Gutheil.

(Hamburg.)

Liebſter, beſter Freund!

Weißt Du noch, daß ich vor Jahren, als wir noch zuſammen ſtudierten, oft, wenn wir nachts nach Hauſe gingen, Dir mancherlei erzählte, das ich einzig und allein Dir anvertrauen zu können meinte, und das, bei Licht betrachtet, gar nichts ſo ganz Außergewöhnliches war? Du wirſt Dich dieſer Nächte noch ſo gut erinnern wie ich. Alle paar Tage oder Wochen fühlte ich das Bedürfnis, gerade mit Dir einmal wieder ganz allein zu ſein, weil ich wußte, daß Deine liebe- und rückſichtsvolle Freundſchaft für mich alles über ſich ergehen ließ, womit ſie zu beſchweren ich für unumgänglich nötig halten mochte.

Was für Schmerzen hatte ich damals, wie oft mußteſt Du mich tröſten und — wie kindiſch war ich oft in jener Zeit!

Ich bin immer ſanguiniſch geweſen; ich hielt alles, was mir als etwas mir Neues zuſtieß, für außergewöhnlich. Ich habe mehrfach eingeſehen, daß ich oft ſehr unreif und thöricht Andern gegenüber erſchienen ſein muß. Aber ob ich mich, wenn ich auch fünf Jahre älter geworden, merkbar gebeſſert habe? Du mußt das beſſer beurteilen können als ich. Auch das war ein Zeichen meiner Unerfahrenheit und Subjektivität, daß ich mir einbildete, mich weit beſſer und genauer zu kennen, als andre dies vermöchten. Dieſe anmaßende Anſicht habe ich glücklicherweiſe verloren, dennoch —

Ich fühle, daß ich Dich langweile.

Und Du fühlſt, daß ich Dir etwas Außergewöhnliches, in dieſem Fall thatſächlich etwas Außergewöhnliches, mitzuteilen habe, und daß ich gleich der bekannten Katze um den bekannten heißen Brei herumlaufe, weil ich den richtigen Anfang nicht finden kann oder nicht zu finden wage.

Soll ich gar nichts ſagen?

Du lächelſt, da Du mich wieder einmal für albern hältſt.

Lieber, ich bin es nicht, ich bin auch nicht verliebt, aber —

Glaube mir, daß Du Dir keinen Begriff von ihrem Äußern machen kannſt.

Das iſt nicht denkbar.

Solch ein Weib muß man ſehen, denken kann man es nicht.

Und was habe ich geſehen, wie habe ich es geſehen!

Jeder Zoll eine Königin!

Dieſes ſich üppig drängende Haar, dieſe großen, feuchten, glänzenden Augen von unbeſtimmter Farbe, dieſe vornehm-vollen Geſichtszüge, die Hände, ſchneeweiß, die roſig überhauchten Fingernägel, dieſe — nicht Juno-, nein, Venusgeſtalt!

Ja, eine Venus, die Göttin des Liebesrauſches, ſchön wie Pandora, durch jede Bewegung entflammend, ſinnverwirrend ihr Blick, ſüße Schauer erregend ihr leichter Händedruck. —

O Gott, Menſch, ich weiß nicht was ich eigentlich denke, ſage und thue.

Und ich bin nicht verliebt, ich ſchwöre Dir's, ich bin nicht verliebt, haſſen könnte ich, haſſen möchte und will ich dies verführeriſche, verlockende, dies ſo unnahbar ſtolze Weib.

Ja haſſen, aber das Schreckliche, Fürchterliche iſt ja die Gewißheit, die ich in mir fühle, die Gewißheit, daß ich dies Weib, dieſe wahrſte Venus, die je exiſtiert hat, bis zum Selbſtmord lieben werde, und zwar bald, in wenig Tagen, vielleicht morgen, vielleicht gar ſchon heute — heute! —

Wie ſie ſchön iſt! Und ſo jung!

Man verſichert mich, ſie ſei keine vierundzwanzig Jahre alt.

Würde man mich fragen, für wie alt ich sie halte, ich könnte nichts sagen; solche Frauen haben kein Alter.

Und ihr Mann — selbstverständlich, daß sie verheiratet ist — wenn man dies Paar sieht — er noch einen halben Kopf größer als sie, breitschultrig, mit vollem Haar und Bart, der Typus der Kraft, ein Mann von Eisen — die beiden zusammen ein Anblick, der zur Bewunderung hinreißt!

Und ich — achtundzwanzig Jahre alt, nicht verheiratet, nicht verlobt, nicht verliebt — begreifst Du, was das heißt?

Ich darf nicht weiter schreiben, ich werde sonst, glaub' ich, verrückt!

Schreib mir nicht, ich muß erst wissen, ob ich noch Ich bin.

Lieber Freund!

Was ich vorausgeahnt, gewußt, ist eingetroffen.

Ich liebe sie!

Und wie liebe ich sie!

Ich kann nichts andres denken als sie — ich sehe nichts andres als sie, ich höre keine andre Stimme als die ihrige, ich verspüre fortwährend den sinnraubenden weichen Duft, der aus ihrem Haar, aus ihren Kleidern strömt.

Was ich thun, wie ich mich ihr und ihrem Gatten gegenüber verhalten soll?

Ich weiß es nicht, unschlüssig, kraft- und widerstandslos stehe ich einer unbekriegbaren Macht gegenüber, kraft- und widerstandslos werde ich dieser fürchterlich süßen Macht zum Opfer fallen.

Sprich mir von Mannestugend, Energie, sittlichem Selbstgefühl — wie leerer Hauch zieht das alles an meinem Ohr vorüber — dies Weib gesehen haben und dann noch mit sich selbst ohne dasselbe fertig werden wollen ist ein Verlangen, das zu erfüllen es weit, weit mehr als menschlicher und männlicher Kraft bedarf.

Was sind wir sogenannten Herren der Schöpfung doch für jämmerliche machtlose Kreaturen der Krone der Schöpfung gegenüber!

Du hast mir geschrieben, trotz meiner Bitte, es zu unterlassen.

Du kanntest mich wieder einmal besser als ich mich selbst, denn Du thatest Recht daran, mir zu schreiben. Dein Brief hat mir wohlgethan, hat mich wenigstens für eine kurze Spanne Zeit über mich selbst zu täuschen vermocht, mich zu einer, wenn auch nur äußerlichen Ruhe gebracht. Das hat es mir möglich gemacht, einmal nachzudenken, was nun eigentlich werden soll.

Und ich habe nachgedacht.

Was dabei herausgekommen ist?

Selbstverständlich nur der eine Gedanke: Du mußt diese Frau fliehen, Du mußt unverzüglich fort, weit fort, irgend wohin, von wo Dir die Rückkehr möglichst erschwert ist, z. B. nach Amerika oder nach dem Nordpol.

Ich war nahe daran, diesen Gedanken zum festen, unumstößlichen Entschluß zu machen, da erhielt ich eine Einladung ihres Mannes zu einer Abendgesellschaft!

Allen guten Vorsätzen tritt der Teufel entgegen und weiß ihre Ausführung unmöglich zu machen.

Ich habe ihren Gatten, den Freiherrn Karl von Siegen, Majoratsherr auf Klingendorf und Ministerialbeamter außer Diensten, durch Vermittlung eines uns beiden bekannten Offiziers kennen gelernt. Er mochte Gefallen an mir finden, denn er bat mich, ihn und seine Gattin durch meinen Besuch zu erfreuen. Junge Ärzte, zumal wenn sie durch Unterstützung durch hochgestellte „Kollegen" eine Laufbahn vor sich haben, wie sie mir zu winken scheint, sind ja auch in adligen Kreisen bisweilen nicht ungern gesehene Anhängsel.

Übrigens muß ich dem Freiherrn volle Gerechtigkeit widerfahren lassen; er ist Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle, hochgebildet, liebenswürdig und in der Unterhaltung ungemein anregend.

Das ist's ja, was den Aufruhr in mir noch schürt. Wäre er ein unbedeutender und blasierter Mensch, ich würde mich den Teufel um ihn kümmern. Aber er ist ein Mann, vor dessen Wissen und Charakter ich die größte Hochachtung haben muß, was viel sagen will, weil wir Mediziner, vertraut mit unsrer so äußerst schwierigen, in so hohem Maaße den ganzen Menschen für sich fordernden Wissenschaft, nur zu leicht geneigt sind an Andre zu hohe Anforderungen zu stellen.

Daß alle Überlegung, alle Vorsätze wie ein Windhauch verschwunden waren, als ich die Einladung erhielt, wirst Du mir ohne Weiteres glauben.

Morgen ist der große Tag. Ich zähle die Stunden, die Minuten. Meine ärztliche Thätigkeit ist mir eine Qual; was mögen meine Patienten von ihrem sonst so ruhigen und sachlichen Berater denken.

Liebster, einziger Freund!

Es ist zwei Uhr nachts. Ich komme graden Wegs von ihr. Wie ich den Weg nach Hause gefunden und daß ich ihn überhaupt gefunden, ist mir ein Rätsel. Ich war mit einigen Offizieren und Juristen noch in einem

Kaffeehaus. Wir haben Champagner getrunken, um die Brüderschaft zu besiegeln, welche ich mit dem jungen Offizier gemacht, der mich bei Siegens eingeführt. Er ist ein lieber, freundlicher und lustiger Mensch, ich könnte ihm jeden Gefallen thun, wenn er etwas von mir verlangte, so unsäglich glücklich hat er mich gemacht, ohne es selbst zu ahnen.

Ich habe viel, sehr viel Sekt getrunken, aber ich bin nicht berauscht, mein Kopf ist leicht, meine Gedanken völlig klar.

Wie hat man mich im Hause des Freiherrn aufgenommen! Nicht wie einen Neuling in jenen Kreisen, nein, wie einen langjährigen Freund, der immer zu ihnen gehört hat.

Der Freiherr wie seine Gattin besitzen jene feine Bildung, die jedem Fremden zu zeigen vermag, daß er, da er ihr Gast ist, ihnen nicht als Fremder gegenübersteht.

Zum ersten Mal war ich mit Melanie zusammen — früher konnte ich den Namen nicht leiden, jetzt klingt er mir wie Sphärenmusik.

Das erste Mal mit ihr zusammen — bei meinem Antrittsbesuch hatte ich nur ihn getroffen.

Ich habe es mit einer Ängstlichkeit vermieden, mich ihr zu nähern, die, wie ich jetzt glaube, einem aufmerksamen Beobachter aufgefallen sein muß, wenn einer dort war. Einmal sah sie mich, dessen Augen unbemerkt von Andern stets auf sie gerichtet waren, mit einem Blick an, der fragend und ermunternd zugleich war. Dann trat sie auf mich zu und fragte, da grade musiziert wurde, ob ich nicht geneigt sei, die Gesellschaft durch den Vortrag einiger Lieder zu erfreuen. Verwirrt entschuldigte ich mich mit Heiserkeit — es wäre mir nicht möglich gewesen auch nur einen Ton ruhig zu singen.

Eine Dame setzte sich an den Flügel und spielte, nein hackte eine Rhapsodie von Liszt herunter. Noch nie hatten die entsetzlichen Disharmonien, das wüste Durcheinander dieser Kompositionen mein musikalisches Empfinden so roh verletzt, wie heute Abend. Ich zitterte vor innerer Wut und Erregung, ich ging in ein andres Zimmer — da sah ich mich plötzlich der Frau vom Hause gegenüber. Außer uns war niemand in dem kleinen Gemach.

Melanie — verzeih', aber es ist mir nicht möglich, sie in meinen Gedanken anders zu nennen — mochte meine augenblickliche Verwirrung bemerken, denn sie sagte in sehr freundlichem Ton sofort: „Es wird Ihnen wohl etwas zu fortschrittlich im Musiksaal, Herr Doktor; mein Geschmack ist Liszt auch nicht; so hoch ich ihn als Virtuosen schätze, für seine Kompositionen habe ich vielleicht kein Verständnis."

Ich wußte nichts zu antworten: was waren mir alle Komponisten, ich hätte über so gleichgültige Dinge nicht sprechen können.

Aber wie fein wußte sie meine Unbeholfenheit zu übersehen! Sie fragte mich nach meinen Familienverhältnissen, nach meiner ärztlichen Thätigkeit, ich antwortete, zuerst kurz und zerstreut, und dabei ertappte ich mich ein paar Mal, wie ich sie förmlich anstarrte. Sie mußte das gewahr geworden sein, denn sie wurde ernster und machte Anstalt, das Gespräch mit mir abzubrechen. Ich hörte, daß man sich in den andern Zimmern zum Aufbruch rüstete. Sie erhob sich, ich ebenfalls. Dabei ergriff ich, ohne selbst zu wissen was ich that, ihre Hand und preßte einen glühenden Kuß auf dieselbe. Ich war wie von Sinnen.

„Gestatten Sie mir, gnädigste Frau, daß ich mir wieder die Ehre gebe —"

In dem Blick, mit dem sie mich ansah, lag ein verachtender Stolz.

„Es wird meinem Manne und mir angenehm sein, Sie wiederzusehen," sagte sie mit eisiger Kälte. — — —

Seit drei Tagen laufe ich umher und weiß nur eins: nicht eine Woche kann es so weiter gehen, ich werde sonst sicher verrückt. Ich habe einen befreundeten Kollegen gebeten, mich für einige Tage zu vertreten, da ich wegen eines körperlichen Unwohlseins unfähig sei, meiner Pflicht nachzukommen.

Noch war ich nicht wieder bei ihr, aber ich muß hin, heut noch. Und ich werde hingehen. Mag geschehen, was da will. Mein Leben ist doch zerstört, ein Wunder müßte geschehen, wenn ich wieder gesund werden sollte.

Gegen meine Krankheit giebt es keinen Arzt; meist hat sie tötlichen Ausgang zur Folge.

Lebe ich noch, bin ich noch auf der Erde, ist alles, was ich um mich sehe dasselbe, was früher schon da war, oder bin ich in eine fremde Welt versetzt?

Die Erde ist nicht groß genug für mich, überall ist mir so eng, die menschliche Sprache ist zu arm, als daß ich in Worte fassen könnte, was ich fühle.

In meiner Brust lodert und brennt es, mich dürstet, ihr Kuß allein kann die Glut kühlen.

Wir haben Mund an Mund, Auge in Auge nebeneinander gesessen, wir haben uns geküßt, unzählige Male — sie hat also ihre Ehe gebrochen.

Wie gleichgültig mir das ist! Und ihr auch!

Sie liebt mich, sie liebt mich! Wie ein rasender Sturm hat es sie erfaßt, als ich meiner Sinne, meines Willens nicht mächtig vor ihr nieder-

ſtürzte, Thränen der furchtbarſten Aufregung vergießend, ſie um Gnade, um Erhörung anflehte.

Daß ich nicht noch immer an ihrer Seite ſitze, ſie an mich preſſe, ihre Lippen, ihre Augen küſſe — ich begreife es kaum.

Heut Nachmittag in der Dämmerung war's, als ich zu ihr ging.

Ihr Gatte war auf der Jagd, ſie allein zu Hauſe.

Man führte mich in denſelben Salon, in dem ich an jenem Abend mit ihr geſeſſen. Auf dem Tiſche ſtand eine Lampe mit einem roſafarbenen Schleier, es war ganz ſtill und dämmerig in dem verführeriſch ausgeſtatteten kleinen Raum. Als ſie hereintrat, lief ein nervöſes Zucken durch meinen Körper, ich fühlte, daß ich kreideweiß wurde, was ich dann ſagte, weiß ich nicht mehr; meine Erinnerung beginnt erſt von dem Augenblicke wieder, wo ſie mich aufhob, wo ich ſie an mich riß und ihr den erſten ſekundenlangen brennenden Kuß gab.

Mehrere Stunden ſaßen wir bei einander, ich ſtrich ihr über das Haar, immer wieder preßte ich ſie an mich, immer wieder küßte ich ſie, küßte ſie mich.

Es waren Stunden überirdiſcher Wonne, die ich verlebt. — —

Die Feder zittert in meiner Hand, ich kann nicht weiter ſchreiben. Leb' wohl.

Heute Morgen erhielt ich einige Zeilen von ihr. Ihr Mann bleibt acht Tage fort. Ich eilte zu ihr. Wir ſprachen wirklich ernſt zuſammen, aber aus jedem ihrer Worte faſt merkte ich, daß in dieſem Weibe eine Leidenſchaft verborgen iſt, die mich erſchrecken könnte, wenn ich nicht ſo glühend liebte. Ihr Mann iſt immer gut gegen ſie geweſen, ich ſoll ſie daher nicht eher ganz mein nennen dürfen, als bis ſie nicht mehr ſein Weib iſt. Das bringt eine lange Zeit qualvollen Wartens. Aber ich muß mich fügen, ſie will es ſo.

Geliebt hat ſie ihren Mann nicht, er war ihr nicht zuwider, ſie hatte ihn gern in ihrer Nähe, aber Mann und Weib ſind ſie vor ſich ſelbſt nie geweſen, nur vor der Welt. Er iſt über fünfzehn Jahre älter als ſie und hat, wie ſie meint, ein mehr väterliches Gefühl für ſie. Noch weiß er nichts. Sie will ihm auch nichts ſchreiben, ſie will ihm alles ſagen. Dazu gehört ein heroiſcher Mut. Dieſe Frau hat ihn, ſie kann ſo manchen Mann beſchämen.

Die Zurückkunft des Freiherrn verzögert ſich. Eigentlich bedaure ich den Mann, und doch, wie gleichgültig iſt es mir, was aus ihm wird! Täglich bewundere ich Melanie aufs Neue. Sie hat eine Selbſtbeherrſchung, wie ich ſie bei einem ſo leidenſchaftlichen Weſen nicht für möglich gehalten.

Sie schreibt ihrem Gatten einen Tag um den andern, von allerlei gleichgültigen Dingen, und denkt dabei doch nur an ihre neu erwachte Liebe, an ihre glutvolle, verhaltene Leidenschaft. Auch mir gegenüber sucht sie sich so viel wie möglich zu beherrschen, nur manchmal bricht es mit elementarer Gewalt aus ihr hervor. Wenn sie mich dann umschlingt, mich küßt, daß mir der Atem auszugehen droht — dann wird mir manchmal ganz ängstlich und unheimlich zu Sinne und mir kommen allerlei sonderbare Gedanken. — —

Fast drei Wochen sind verflossen und die Ankunft des Freiherrn steht noch nicht zu erwarten. Dagegen ist ein andres Wesen bei Melanie eingezogen, eine Nichte ihres Mannes, ein reizendes, unschuldiges Kind von achtzehn Jahren, mit blonden Haaren und blauen Augen. Es wundert mich selbst, daß ich so genau weiß, wie das Mädchen aussieht. Ihr Äußeres hat mir wirklich sehr gefallen.

Heute fragte mich Melanie, ob es mein Wunsch wäre, daß sie ihrem Gatten schriftlich alles mitteile; er habe auf seinem Gute verschiedene Unregelmäßigkeiten entdeckt, die sich der Verwalter habe zu Schulden kommen lassen, so daß es noch einige Zeit dauern könne, bis er zurückkehre.

Ich wußte nicht recht, was ich antworten sollte. Ich bat mir bis morgen Bedenkzeit aus, dann würde ich ihr meine Meinung mitteilen. Als ich dies gesagt, sah sie mich so sonderbar an, wüßte ich nur, was sie dabei gedacht hat . . .

Heute Mittag traf ich Fräulein Hedwig, Melanies Nichte, in einem Geschäft. Sie ist wirklich eins der lieblichsten jungen Mädchen, die ich je kennen gelernt habe. Ich begleitete sie nach Hause. Dort fragte ich nach der gnädigen Frau; sie war in ihrem Wohnzimmer. Sie kam nicht wieder auf ihre gestrige Frage zurück, ich glaube, ihr Stolz hinderte sie daran. Wir sprachen über allerlei. Sie war auffallend kühl, nur einmal bemerkte ich, daß sie mich forschend ansah und dabei leuchtete und blitzte ihr Auge. Vor der Frau könnte ich mich fürchten, wäre sie meine Feindin. Aber wir lieben uns ja.

Endlich sagte ich — ich weiß selbst nicht, weshalb ich es nicht so recht herausbringen konnte — sie möge dem Freiherrn lieber noch nicht schreiben, es würde ihn zu sehr aufregen —

„Wie rücksichtsvoll Du mit einem Mal geworden bist," unterbrach sie mich scharf und mit flammendem Blick mich ansehend. „Früher warst Du nicht so." —

Plötzlich fühlte ich mich von ihr umschlungen, sie hing an meinem Halse und sagte in fliegender Hast:

„Oskar, Oskar, verlaß mich nicht, mir ist so bange, daß ich Dich verlieren könnte — aber es ist ja Einbildung, nicht wahr — o Gott, o Gott — Oskar" — hier wurde ihre Stimme rauh und drohend — „wenn ich sähe, daß Du von mir gehen wolltest, mich abschütteln — ich würde Dich hassen, viel mehr noch, als ich Dich jetzt liebe."

Ich suchte sie zu beruhigen, ich streichelte ihr Gesicht, ich konnte aber den alten, unbefangenen Ton nicht wiederfinden.

„Sieh mir ins Auge," sagte sie und hob meinen Kopf.

Ich vermochte kaum ihren ernsten Blick zu ertragen.

Ich hörte, daß die Thür geöffnet wurde; ich machte mich los und blickte hin, sah aber nur noch einen Zipfel von Hedwigs Kleid, die sich eilig wieder entfernte.

Verlegen stand ich vor Melanie.

„Hedwig hat uns gesehen," sagte ich halblaut.

„Das schadet nichts," erwiderte Melanie, „nun müssen wir um so fester zusammenstehen."

Es war ein eigentümlicher, mir unbekannter Ton, in dem diese Worte gesprochen wurden.

Lieber Freund!

Lies zuerst all die einzelnen Blätter, die ich Dir mitschicke, und dann erst diesen Brief.

Als ich heute Morgen in Melanies Haus kam, war sie nicht daheim. Einem plötzlich auftauchenden Gedanken folgend, fragte ich nach Hedwig; ich ließe sie auf das dringendste bitten, mir ein paar Minuten zu schenken.

Sie kam. Wie sie hereintrat, ging eine dunkle Röte über ihr Gesicht.

Ich empfand plötzlich, ich weiß nicht aus welchem Grunde, ein tiefes, inniges Mitleid mit ihr, ich hätte weinen können.

Unwillkürlich fand ich die richtigen Worte, um ihr eine Erklärung dessen zu geben, was sie gestern gesehen. Ich beichtete ihr wie ein reuiger Sünder, ich bat sie um Verzeihung, ich beteuerte ihr, daß ich allein an allem die Schuld trüge, daß Melanie rein von jedem Makel sei, daß ich mich hätte hinreißen lassen und was ich sonst noch sagte.

Ich sah, wie sie sich eine Thräne abwischte.

Dann blickte sie zu mir auf und sagte:

„Ich glaube Ihnen, Herr Doktor; aber, nicht wahr, Sie thun das

nicht wieder, ich könnte meiner Tante ja nicht wieder grade ins Auge sehen. Sie versprechen es mir, nicht wahr?"

Ihr Blick, der Ton ihrer Stimme waren so rührend, daß ich alles vergaß, ihre Hand ergriff und sagte:

„Ich verspreche es Ihnen, mein liebes, teures Fräulein, ich verspreche es Ihnen." —

Du weißt also, wie es um mich steht. Die wenigen Worte, die Hedwig zu mir sprach, haben mir die Augen geöffnet. In meinem ersten Briefe schrieb ich Dir, daß ich Melanie nicht liebte; das ist das Wahrste, was ich Dir überhaupt geschrieben. Geliebt habe ich sie niemals. Das weiß ich jetzt, wo ich fühle, was Liebe, wirkliche Liebe ist. Ich war in einem Zauberbann gefangen, ich hatte jedes Ziel, jede Richtung verloren.

Jetzt ist mir alles klar geworden. Aber was geschehen wird und muß, das weiß ich nicht. Du kannst Dir denken, wie es in mir aussieht. Nicht um die Welt kann ich Melanie heiraten. Was bleibt mir übrig?

Vor mir gähnt ein Abgrund, ich muß hinüber und sehe keine Möglichkeit, das fertig zu bringen, keine. Oder ich muß — ah — ich fühle mich so klein, so erbärmlich; ich fürchte mich vor Melanie. Wie kann, wie soll ich ihr sagen, daß es aus ist zwischen uns — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Drei Tage später.

Liebster, teuerster Freund!

Es ist zu Ende, ganz zu Ende.

Gestern war ich nicht bei Melanie. Als ich heut zu ihr ging, sah ich es ihr sofort an, daß sie alles wußte. Von wem, das ist mir gleichgültig. Ich merkte auch, daß sie schon lange Verdacht gehabt.

Sie wußte alles, aber sie sagte nicht ein Wort darüber.

Sie forderte mich auf, mich niederzusetzen, wir wollten ruhig mit einander plaudern.

Dann ließ sie durch den Diener eine Flasche Champagner bringen.

Wir stießen an, das Glas zitterte mir in der Hand.

„Auf Dein Wohl, mein süßer Schatz," sagte sie laut lachend, und trank das Glas auf einen Zug leer.

Ich sprang auf.

„Melanie, wir spielen Komödie," rief ich. —

„Ja, nur schade, daß die Komödie so tragisch enden muß."

Heftig erschreckend sah ich mich um.

Der Freiherr stand im Zimmer.

Mit funkelnden Augen, wie ein Tiger blickte er mich an.

Laut mit den Sporen klirrend und mit der Reitpeitſche durch die Luft ſchlagend kam er auf mich zu.

„Ich danke Ihnen, mein werter Herr Doktor," ſagte er heiſer, „daß Sie meiner Gemahlin während meiner Abweſenheit mit Ihren Späßen ſo gut die Zeit vertrieben haben. Sie haben ſich gewiß beide ausgezeichnet amüſiert. Wenigſtens hat meine Gemahlin mich deſſen geſtern Abend verſichert, wenn ich mich recht erinnere. Aber ich will meinem aufrichtigen Dank Nachdruck verleihen, damit Sie auch dran glauben." —

Und pfeifend fuhr die Reitpeitſche durch die Luft und auf mein Geſicht.

Heulend vor Wut ſtürzte ich auf den Freiherrn zu — da traf mich ein zweiter Schlag: Ich ſank ins Knie.

„Und nun hinaus, wenn ich Sie nicht hinauswerfen laſſen ſoll!"

Ich habe dem Freiherrn eine Forderung geſchickt.

Ruhig habe ich meine fünf Kugeln auf ihn geſchoſſen, eine davon iſt ihm in die Schulter gedrungen. Es ſoll eine ſehr ſchwere Verwundung ſein.

Was liegt mir daran! — — —

Bewahre dieſe Blätter; ſpäter lieſt Du ſie vielleicht einmal wieder durch und denkſt an mich als an einen unſeligen, verlorenen Menſchen, aber, ich fühle es jetzt ſchon, Du wirſt dann ohne Groll an mich denken.

Dieſe Nacht werde ich wach bleiben; ich muß Hedwig ſchreiben. Gott, wie liebe ich dieſe ſüße Unſchuld!

Und morgen — morgen — morgen — Leb' wohl!

Unſer Dichteralbum.

Wunderliche Stimmung.

Unruhe ſtrömt Dein Bild zu mir herüber,
Der ich mich — ſeltſam! — nicht erwehren kann.
Es raunt, umflüſtert mich, wogt auf, ſchäumt über:
„Das iſt ein echter, iſt ein ganzer Mann."

Ich ſeh' Dein Auge blitzen, Flammen ſprühen,
Ein Wetterleuchten um den ſtolzen Mund;
Seh' das Gewitter kommen — mild verglühen!
— Und fühl' im Auge Thränen ohne Grund. —

Preßburg. O. Siebenliſt.

Sonette.

I.

Für Wahrheit und Recht!

Du biſt Poet! Was kümmern dich die Leute,
Die — ſtockproſaiſch und hausbacken nüchtern,
Doch in der Selbſtvergötterung nicht ſchüchtern —
Dich bellen an, gleich einer rüden Meute!

Fielſt du der Läſtermäuligkeit zur Beute,
Dein Troſt: die Zukunft ſie gehört den Dichtern,
Nicht aber jenen, die zu ihren Richtern
Sich werfen auf nnd „Kreuzigt!" ſchreien heute.

Inmitten der Verleumdung halte Stand
Und ſtehe feſt, wie eine deutſche Eiche,
Die Heilsſtandarte in erhobner Hand;

Zu Boden ſchlage den mit wucht'gem Streiche,
Der als gekaufter Jeſuitenknecht
Was wahr und recht zu leugnen ſich erfrecht!

II.

Endlicher Sieg.

Da fahre drein ein kräftig Donnerwetter!
Weil er nicht paßt in ihren Schematismus,
So zerren ſie herab den Zolaismus
Und ſpreizen ſich noch gar als Volkserretter!

Es fürchten ſich die falſchen kleinen Götter
Nur vor dem Rieſengott, dem Realismus,
Drum nennen lautre „Wahrheit" ſie „Cynismus",
So geht's als Kehrreim durch faſt alle Blätter.

Ihr „Volkserretter" ihr! daß ich nicht lache!
Statt Licht zu ſpenden auch den weitſten Schichten,
Iſt durch und durch verlogen euer Dichten!

Einſt kommt der Tag der würdevollen Rache
Für das erwachte Volk, und auf den Thron
Hebt es der Wahrheit gottgebornen Sohn.

Leipzig. Bruno Tellheim.

Zöllner Stauffacher.

„Wir können dir Hochlandsgeschichten des auf dem Gebiet der Gebirgsromantik zu einer gewissen Meisterschaft gelangten Verfassers Maximilian Schmidt speziell einem schweizerischen Leserkreis nicht empfehlen, da sie nur dazu beitragen können, das Interesse am eigenen und auch eigenartigen schweizerischen Gebirgsleben abzustumpfen ... Wir wollen die litterarischen Zollschranken auf allen jenen Gebieten errichtet wissen, auf denen Schweizer ihre eigenen Landesprodukte zu schonen und zu pflegen haben"

Nr. 26 des „Berner Bund" 1889. Dr. J. V. Widmann, geb. 1842 zu Arnnowitz in Mähren.*)

„Freie Schweizer! Duldet nicht,
Daß der fremde Untreddrücker,
Volkslitteraturzerstücker,
Über eure Grenze bricht!
Manche Tellthat gilt's vollbringen
Gegen fremde Geistesschwingen!
Von dem teuern Väterboden
Gilt's die Werke fortzuroden
All' der Korsen — Atilla's —
Dschingiskahne — Perserschah's —
Die mit mächt'gen Dichterzungen
Schier den Erdenkreis bezwungen.
Gegen alles, was von fern,
Gilt's die Murtenschlacht zu schlagen
Mit der Dummheit Morgenstern!
Krieg der Genialität!
Was auf unsrem eig'nen — Beet
Wächst, nur das taugt unserm Magen!

Wohlgemütlich ward die Zeit.
Friedlich kann man jeden Streit
(Abgesehn von krit'schen Streichen —)
Durch Zollsperren heut begleichen.
So errichtet Steuerschranken
Gegen alle Hochgedanken.
Stellt auf jede Gletscherjacke
Einen Mann in Zöllnerjacke;
Laßt ihn lugen dort, ob Dichter
(Vagebundhaftes Gelichter!)
Über unsre Grenze streifen,
Wenn sie nicht nach Landsbrauch pfeifen,
Müssen Höhenfeuer flammen!
Eidgenossen allzusammen
Sollen dann ins Stierhorn stoßen,
Daß den frechen Schmugglern graust!
„Kisten auf! Die klein und großen!
Lear — Tartuffe — und Tell — und Faust!"

Dichter jeder Völkerfahne
Sollen pilgern zur Douane!
Du dort mit dem Bettelsack!
(O man kennt euch, Lumpenpack!)
Heißest Homer? Ja, stell' dich blind!
Blinde sehn selbst, wer wir sind,
Daß für Geistes-Odyssee'n
Hier kein Platz, an Land zu geh'n.
Du dort! her! Wie heißt dein Lappen?
Dante — Hölle — dreißig Rappen,
Maximilian Schmidt — Geschichten —
Schnell retour mit solchen Früchten!
Conrad: Was die Isar rauscht?
München? Bah, wird nicht getauscht.
Held: Der Pfaffe Don Juan —?!!
Ein Lustmörder! Packt ihn an!!

Name? „Goethe." Waare? „Xenien."
Ist für uns zu attisch-witzig.
Hier wird nie ein Dichter hitzig,
Wenn ein Kritikpapst ihn schmäht,
Beugt sich unser Majestät.
„Herr Revisor! Iphigenien
Kann man doch nicht inhibieren?
Auch Kollege Sophokles
(Jener, der dort sinnend wandelt)
Hat den gleichen Stoff behandelt —"
Packt euch! Hier wird nix gehandelt!
Denn wir selber produzieren
Griechendramen — Schweizerkäs.

Dennoch — hm, im Schweizerland
Sind Sie nicht grad' unbekannt.
Faust? Das zeugt unzweifelhaft
Von gewisser Meisterschaft.
Doch welch Knüttelverskolonnen!
Unerträglich ausgesponnen!

*) Anmerkung des Setzers:
Und den wahrhaft Frei'n im Schweizerlande
Darf ein Mähre hirten diese Schande?

Poeſie der Butzenſcheiben!
Fauſt mag uns vom Halſe bleiben!
Scheren Sie ſich rückwärts flix,
Fauſtpoet! Sie kennen nix
Von der Litteraturgeſchicht' —
Denn Sie Ärmſter wiſſen nicht,
Daß Ich (außer Orgetorix)
Und manch' andrem Jambo-Nix
Daß Ich Selbſt (— Sie Stoffe-Dieb! —)
Eine Iphigenie ſchrieb.
Und wir brauchten fremden Segen,
Der in Auslandsköpfen ſpukte?!
Nein! Wir wollen ſchonen, pflegen
Unſre eig'nen Kohlprodukte!

„Schont die Schwachen!" ſchmunzelt Heine,
„Schont das ideale Minnen!
Schonet die Patrizierinnen!"
„Prodnziert doch meinthalb Schweine!"
Donnert Grabbe — nnd gekränkt
Ruft der Mann der Fauſtgedanken:
„Wozu braucht der Zoll und Schranken?
Jeder Zoll an ihm — beſchränkt!"

Eine echte Schweizerkuh
Sah dem Vorgang brummend zu
Paris.

Hinter ihrem Pfählegitter —
Näher brummt ein Ungewitter.
Wie ſie brüllend aufbegehrt,
Als ſie Donnermurren hört!
„Wolke! Schleunigſt rückwärts ziehe!
Nur waſchächte Schweizerkühe
Haben hier das Recht, zu blöken —
Nah dich nicht den Gitterſtöcken!"

Und ſie ſtemmt ihr plumpes Horn
An den Zann in ſtumpfem Zorn —
Stampft voll Wut den Wolkenſchatten,
Der hinſegelt auf den Matten;
Weiter rückt die Wolkenmauer,
Sendet einen Praſſelſchauer
Spottend auf das Fell der Kuh,
Hebt ſich dann den Gipfeln zu,
Bis zur höchſten Gletſcherzacke,
Bis zum Mann in grüner Jacke.
Dieſer ſchreit: „He! Eure Namen!"
Niemand weiß, woher wir kamen,
„Unſer kühner Blitzesreigen,
Allen Völkern iſt er eigen.
Dichterblitze, falkenhurtig
Fuchteln frei durch alle Welt!
Schlagen zu reitpeitſchenwnchtig,
Bis der Lüge Schild zerſchellt!"

Franz Held.

Am Kamin.

Wir ſaßen beide am Kamin,
Es ſprüht und glänzt des Feuers Glut;
Durchs Fenſter grau die Dämm'rung ſchien; —
Ich ſchwieg, mir war ſo trüb zu Mut.

Ich ſah Dich an und wieder an,
Du warſt mein Liebſtes auf der Welt,
Und nun iſt Dein ein and'rer Mann, —
Mich Kranken Gram und Kummer quält.

Mein Leib taugt nicht für Weiberküſſe,
Für Weiberarme heiß und weich, —
Mir iſt, als ob ich ſchwinden müſſe
Vergeſſen, bald, ins Schattenreich.

Ich ſeh' Dein lockig lockend Haar,
Ich ſeh den wunderſüßen Mund,
Das große braune Augenpaar —
Und beinah werde ich geſund.

Da dröhnt ein Schritt: es naht Dein Mann
— Wie glänzt Dein Blick! Es löſcht der Schimmer
Des Feuers. Dunkel wird es dann — —,
Und leiſe ſchleich' ich aus dem Zimmer. —

Digitized by Google

Der Glücklichſte.

Es haucht durch die Lande liebkoſende Luft,
Es flutet und wogt berauſchender Duft,
Die Vöglein, ſie ſingen in Moll ſo entzückt,
Die Poeten werden jetzt frühlingsverrückt,
Es blühet und ſprießet, etcetera:
Der Lenz iſt heuer 'mal wieder da —
Und die Menſchen, wie ſind ſie ſo ſelig!

Da unten am einſamen Waldesſaum,
Da wandeln zwo, wie verſunken im Traum.
Er hält ſie, ſie blickt ihn an ſo lang,
Es wird ihnen ſüß, es wird ihnen bang;
Die Welt liegt ihnen ſo weit, ſo weit —,
Sie werden faſt traurig vor Glücklichkeit
— Und die Beiden, wie ſind ſie ſo ſelig!

Am Bach, auf der Wieſe, im grünen Gras
Da treiben die Kinder den tollſten Spaß;
Sie prügeln ſich, patſchen ins Waſſer hinein,
Sie jubeln und jauchzen und zanken und ſchrein,
Sie ſchäkern und hetzen, wie junge Hunde,
Es iſt eine köſtliche Mittagsſtunde:
— Und die Menſchlein, wie ſind ſie ſo ſelig!

Auf dem Fahrwege, auf der andern Seit',
Da giebt man dem Toten das letzte Geleit',
Und hinter dem Sarge wankt traurig allein
Ein gebrechliches, altes Mütterlein.
Die Sonne brennt ſo glühend heiß,
Der dicke Pfarrer wiſcht ab den Schweiß;
Etwas betrunken iſt der Küſter,
Doch die andern Männer blicken recht düſter
— Und der tote Menſch: der iſt ſelig!

Hamburg. Fritz Böhl.

Beſiegt.

Ich hab' es gebannt, ich bin ihm entflohn,
Dem Bild, das vor Zeit mich verſtrickte zu tief —
Ich glaubte, es wäre geſtorben ſchon —
Ich habe geirrt, es ſchlief nur, es ſchlief.

Als ich wieder kam zu dem Lindenbaum,
Der in Blüten ſtand, wie er blüte vor Zeit —
Da kam er zurück, der verſunkene Traum,
Der mich einſtens berauſchte mit Wonne und Leid.

Als ich von ihr ging, wie zürnend allda,
„Auf ewig fahr wohl" von den Lippen mir ſcholl —
Als ich wiederkam und ſie weinen ſah,
Wo war da mein Zorn, wie verrauſchte mein Groll!

Mit der Klage im Herzen ſo wollte ich nahn,
„Du zerriſſeſt mein Herz, warum thateſt du das?" —
Und ich ſagte kein Wort, ich blickte es an
Das geliebte Geſicht, ſo bethränt und ſo blaß.

Meinen Frieden kam ich zu heiſchen zurück,
Und ich ſah ſie ſelbſt in Leiden und Qual —
Ihr zu Füßen ſank ich — „du nahmſt mein Glück,
Und willſt du, ſo nimm es zum zweiten Mal." —

Berlin. Ernſt von Wildenbruch.

Die Tochter der Berge.

Aus dem Spaniſchen des Antonio de Trueba.

I.

Dort unten in dem Thale
Weiß ich ein Hüttchen klein,
Das hüllen Blütenbäume
In ihren Schatten ein,
Und zwiſchen ihren Zweigen
Schallt ſüß der Vöglein Lied,
Wenn vor dem Glanz des Tages
Das nächt'ge Dunkel flieht.

Dort neben einem Hüttchen
Entſpringt ein luſt'ger Quell,
So friſch, voll kühler Labung
Und wie das Silber hell,
Und zu dem kleinen Fenſter
Klimmt Wind' und Paſſiflor',
Auch dunkelgrüner Epheu
Rankt ſich zu ihm empor.

Nur fehlet meinem Hüttchen —
Ob's je mein Herz erreicht? —
Ein wunderſüßes Antlitz,
Das ganz dem Deinen gleicht.
Liebreizend Kind der Berge,
Verlaß Dein rauhes Heim!
Kehr' doch zu meiner Hütte
Und laß' uns ſelig ſein!

II.

Dieſe blauen Himmelsaugen
Künden, wunderholdes Kind,
Daß der Liebe ſüße Freuden
Dir gar hoch willkommen ſind.
Folge mir zum ſtillen Thale!
Wie erglüht mein Herz für Dich!
Was die Liebe kann gewähren,
Weih' ich Dir, erhöre mich!

Alle Mädchen, die zur Meſſe
In der Früh' hinuntergeh'n,
Werden Dich mit ſtillem Neide
Solch ein Glück genießen ſehn.
Wie gar arm an ſolchen Freuden
Ihre rauhen Berge ſind,
Werden ſie dann voll erkennen,
Trautes, anmutsvolles Kind!

Dir gebühret wohl vor Allen
Hier ein irdiſch Paradies;
Laß es dieſe Hütte werden,
Die Dir meine Liebe wies.
Wunderholdes Kind der Berge,
Komm, verlaß Dein rauhes Heim,
Eile ſchnell in meine Hütte,
Laß uns beide ſelig ſein!

Eine allein.

Aus dem Spaniſchen des Antonio de Trueba.

Dein glutvoll' Aug' gefällt mir ſehr
Und auch Dein glänzend Haar;
Dein lieblich' Antlitz ſchau ich gern,
Den wonn'gen Leib fürwahr.

An Dir gefällt mir alles ſehr
Vom Wirbel bis zum Fuß,
Und dennoch lieb ich, Maid, Dich nicht
Und ſagen ich Dir muß:

Wie zwei Gemächer nicht zugleich
Erhellt der Kerze Schein,*)
So pocht mein Herz trotz Deinem Reiz
Für Eine nur allein!
Es sucht mein Aug' das Deine nicht,
Weil es in andere schaut,
Ein anderes Mädchen lieb' ich mehr
Und ich bekenn' es laut:

Wohin mein Herz sich hat gelenkt,
Dort weilt mein Sinn allein,
Um zwei zu lieben ist mein Herz
Doch wahrlich viel zu klein!
Wie einer Kerze Schein erhellt
Zwei Kammern nicht zur Zeit,
Ist auch mein Herz zwei Herzen nicht
Zur selben Frist geweiht!

Güstrow. Wm. Fiedler.

Schlaflos.

Schwül war der Tag, und schwüler noch die Nacht,
Und müde lag ich, schlaflos, abgehetzt.
Die Dornenkrone schien mir aufgesetzt
Im Traum, und wie am Kreuz hab' ich gewacht!

Die Arme, ausgestreckt nach Tagesschlacht,
Die Füße fühlt' von Nägeln ich verletzt,
Kein Schwamm mit Essig, der den Gaumen letzt,
Als Christus hab' im Traum ich mich gedacht!

Die Nägel schlugen Neid und Mißgunst. — Quälen
Wollt' mich Vertrau'n in Menschen, die's nicht wert —
Von Vielen kann die Dornenkron' erzählen!

Verrat hat mit der Lanze mich versehrt ...
Ich bat: Herr, laß den Kelch vorübergehen!
„War alles Traum?" frug ich beim Neuerstehen. —

Berlin. Alfred Friedmann.

Tagebuch eines Realisten.

Von Johannes Normann.

(Berlin.)

III.

August-September.

„Ganz Berlin ist jetzt auf Reisen", las ich dieser Tage in einem unserer Klatschblätter. Fast könnte es so scheinen. Die Theater spielen nicht, die Kaffeehäuser sind leer und jene Gesichter, denen man sonst alltäglich zu begegnen gewohnt ist, sind verschwunden. Ist die Saison wirklich tot, wie behauptet wird?

*) Una luz no puede alumbrar dos aposentos. Spanisches Sprichwort.

Zählt doch nach, wie hoch ſich die Summe der ſtändigen Einwohner beläuft, die Berlin augenblicklich fortgegeben hat! Ich wette, ihr werdet keine 10000 zuſammen bekommen. Welch verſchwindende Summe im Vergleich zu der ungeheuren Kopfzahl der Rieſenſtadt! Und ſtehen infolge der Abweſenheit dieſer wenigen Tauſende die Fabriken vielleicht ſtill? Schlafen die Räder der Maſchinen? Sind die Markthallen geſchloſſen? Die Geleiſe der Pferdebahnen verödet? Sind die Rollläden der Geſchäfte herabgelaſſen? O, nichts von alledem. Auf allen Straßen, allen Bauplätzen das gleiche Gewimmel wie früher! In allen Werkſtätten unverkürzte Arbeit! Die Wagen überfüllt . . . Alles geht ſeinen ruhigen, gleichmäßigen Gang, Geſchäft und Arbeit, wie im tiefſten Winter — und ihr wollt uns weiß machen, Berlin ſei tot, ganz Berlin ſei außerhalb ſeiner Mauern.

Bei Licht betrachtet — woraus beſteht denn dieſes „ganz Berlin", welches ſich ſelbſt von den Herrn Journaliſten beſcheidentlich ſo nennen läßt? Zerlegt es doch einmal in ſeine Elemente! Da ſind zunächſt dieſe drei Dutzend frecher, großmäuliger, beſtochener Journaliſten ſelbſt, welche die öffentliche Meinung der — Zeitungen beherrſchen. Da ſind ein paar Hundert Börſenbeſucher, Kommerzienräte, Makler, Galopins mit lauten, näſelnden Stimmen, welche ihre Anſichten der Welt ſo laut als möglich in die Ohren ſchreien, und die überbildeten anmaßenden Frauen und Töchter derſelben, nach dem neueſten Geſchmack der Pariſer Kokotten gekleidet, über alle Dinge in der Welt, Politik, Kunſt, Perſonen, witzelnd, abſprechend, von keinem andern Gedanken beſeelt, als ihre Körper ſo teuer als möglich zu verkaufen, an Jemanden, der geneigt iſt, ihre horrenden Anſprüche auf die materiellſten Genüſſe zu erfüllen. Da ſind eine Anzahl mit höchſtem Raffinement gekleideter Frauenzimmer: Maitreſſen, unterhaltene Damen, von demſelben Beſtreben erfüllt, nur daß ſie die Verträge auch auf Monate, Wochen, Tage, Stunden abſchließen und keine amtliche Formalität verlangen, die doch meiſt nur eine Form bleibt. Jede dritte Frau iſt eine Durchgegangene, eine offenkundige Ehebrecherin, jedes dritte Mädchen eine Gefallene, und die zwei andern ſtehen keineswegs auf höherer Stufe, denn ſie hält von ähnlichem Treiben nur Bequemlichkeit oder Häßlichkeit zurück. Von den meiſten verheirateten Frauen weiß jeder offen zu ſagen, wen ſie vor der Ehe mit ihrer vollen Gunſt beglückt hatten, ſie ſelbſt brüſten ſich mit ihren Liebhabern. Da ſind 25 reiche Müſſiggänger in Schnabelſchuhen und roten Kravatten, deren väterliches Vermögen, das ſie möglichſt ſchnell durchzubringen ſuchen, ihnen den Luxus erlaubt, ſich ein paar Jahre lang überall zu zeigen, bei Uhl oder Dreſſel zu ſpeiſen und ſich eine als teuer bekannte Maitreſſe zu halten. Da ſind ein paar Dutzend berufsmäßige Spieler,

Buchmacher, Pferdejuden, verlumpte Schriftsteller, ein paar Hundert Schauspieler, die den Rezensenten ins Gesicht katzbuckeln und hinterm Rücken über sie schimpfen, und Schauspielerinnen, für welche die Kunst nur der Deckmantel ist, ihr eigentliches Gewerbe ohne Störungen und Weiterungen seitens der Polizei zu betreiben. In dieser ganzen Gesellschaft ist nicht ein Mann, der den Begriff der persönlichen Ehre kennt, nicht ein Weib, welches sich nicht verkaufte, sobald ihm ein annehmbarer Preis geboten würde, nicht Einer ist unter diesen Allen, der Ehebruch, Bestechung, gewerbsmäßiges Spiel, Schwindel, Verbreitung der größten Unwahrheit nicht für harmlos, erlaubt, förderlich hielte. Nicht einer in dieser Gesellschaft kennt das Wort „Arbeit", erfaßt den Sinn desselben, nicht einer hat eine ernste, den Geist ausfüllende Thätigkeit, welche thatsächliche, der Menschheit nützliche Werte schafft. Und diese Gesellschaft drängt sich überall herrschend in den Vordergrund, sie belegt die Plätze bei den ersten Aufführungen in den Theatern, sie überflutet die Kaffeehäuser, sie macht sich überall breit, sie drängt durch den Mund der Zeitungen ihre verfaulten Anschauungen der Welt als öffentliche Meinung auf, sie macht jeden Erfolg, sie erhebt auf den Schild, wer ihrer Gemeinheit schmeichelt, ihre Lüsternheit kitzelt, und verurteilt Jeden, schweigt ihn tot, verläumdet ihn, der es wagt, ernst und zielbewußt zu arbeiten, große Gedanken auszusprechen, heilige Ideale zu verteidigen. Diese Menschen wollen nur gekitzelt sein, nur Zerstreuung haben, sie hassen den Gedanken, die Arbeit, den Ernst, die Wahrheit. Und die große Masse, im Frondienst der Arbeit geknechtet, nimmt sich nicht die Mühe selbst zu prüfen, selbst zu urteilen — auf Treu und Glauben nimmt sie hin, was jenes zusammengelaufene, müßige Gesindel ihr aufnötigt. Das ist die „Gesellschaft", das ist „ganz Berlin" — die übrigen 1490000 Menschen, deren einziges Lebensziel die Arbeit, das unausgesetzte Schaffen zum Wohl des Vaterlandes und der Menschheit ist — sie existieren nicht für diesen Schwarm von Tagedieben, Lumpen, Dirnen, Schwindlern, sie sind Luft, Krötenzeug, Sandkörner, die man nicht zählt, nicht beachtet. Und ihr glaubt wirklich, daß diese eure Frechheit so ungestört weiter gehen und alles Hohe, Ernste, Fleißige ersticken und erdrücken wird? Ihr glaubt wirklich, daß die Hunderttausende sich ewig die unverschämte Bevormundung von euch Dutzenden gefallen lassen werden? Ihr irrt euch! Eine einzige mächtige Welle wird euch wie Kehricht hinwegspülen, eine Welle, welche der Sturm der Wahrheit aufgewühlt hat. Hört ihr sein Brausen? Über Nacht wird eure ganze Herrlichkeit zersplittert sein, weggeschwemmt, vernichtet!

* * *

Dieſer Tage weilte Ediſon hier. Der Mann, der dem Jahrhundert den Stempel ſeines Geiſtes aufgedrückt hat, dem es gelungen iſt, durch ſein Genie die ganze alte Kultur umzuwälzen, der mit ſeiner neueſten Erfindung, dem Phonographen, wieder eine unberechenbare Menge kultureller Verhältniſſe umgeſtalten wird — er zog in die Stadt der Intelligenz ein, wie ein ſchlichter Handlungsreiſender. Ein paar ſeiner Fachgenoſſen erwarteten ihn am Bahnhof, das war alles. Keine Ehrenkompagnie begrüßte ihn mit Trommelwirbel, kein Miniſter hatte es für nötig gefunden ſich in den Frack zu werfen, kein Prinz bezeugte ihm den Willkommengruß, kein Bürgermeiſter gab der Ehre Ausdruck, einen der größten Geiſter aller Zeiten in der Hauptſtadt zu ſehen, kein Zimmer im kaiſerlichen Schloſſe war für ihn in Stand geſetzt — nichts von alledem: ein Fremder weilte mehr hier in Berlin, das war alles.

Fühlt man denn nicht in unſeren maßgebenden Kreiſen, wie man ſich mit ſolchem Verhalten bloßſtellt, lächerlich macht, in den Augen der ganzen gebildeten Menſchheit ſchadet? Wenn der König irgend eines Südſeeſtaats, deſſen Namen und Thaten noch kein Kulturmenſch vernommen, in Berlin angekommen wäre: welche offiziellen und öffentlichen Ehren hätte man auf ſein Haupt niederregnen laſſen! Einen der genialſten Erfinder dieſes Jahrhunderts aber läßt man einfach unbeachtet, er iſt nichts für den Staat, die Regierung, die Behörde: er hat keine Orden, keine Titel, und vor Allem — keine Uniform; er iſt ja nur der einfache Miſter Ediſon! Und da will man beſtreiten, daß unſer Land ein Barbarenland iſt, da will man uns einreden, wir lebten in einem Kulturlande, da läugnet man, daß die roheſte Bureaukratie, der brutalſte Militarismus Deutſchland in Banden geſchlagen haben? Da wundert man ſich, daß Frankreich in der ganzen Welt die allgemeine Liebe genießt, und Deutſchland den allgemeinen Haß? Ja, ahnt denn keiner der weiſen Herren oben an den grünen Tiſchen, worin die Urſache beſteht? daß ſie einzig und allein in der Achtung beſteht, die Frankreich vor dem Talent hat, vor der kulturellen Leiſtung, vor dem Geiſte und in der Verachtung und Vernachläſſigung, die man in Deutſchland Allem entgegenbringt, was nicht verzopft iſt, was nicht amtlichen Titel führt oder mit dem Säbel klappert? Es iſt jetzt in Berlin ſo weit, daß bald jeder Unteroffizier, der 1870 mit gekämpft hat, ſeine Straße haben wird, die nach ihm benannt iſt — jene Berlin entſtammenden Rieſengeiſter aber, die für die Größe, den Ruhm, die Kultur Deutſchlands tauſendmal mehr gethan haben, als ein paar Dutzend Generäle zuſammen, ein Gutzkow, ein Willibald Alexis, ſie ſind noch heut in ihrer Heimatsſtadt ungeehrt, ungefeiert: ſie hatten ja eben nie militäriſche Charge, ſie haben nie eine offizielle Bureauſtellung be-

kleidet. Ein Dummkopf wie Wrangel hat sein stolzes Denkmal, ein Heinrich von Kleist, ein Fichte, die Miturheber unserer nationalen Wiedergeburt, warten vergeblich darauf. Kein Verdienst, keine geistige Leistung, keine ideale Großthat bestimmt die Rangfolge in der Hoffähigkeit, sondern allein die militärische Charge! Wenn man das nicht Barbarei nennt, nicht rohe Vorherrschaft des Militarismus, so weiß ich nicht, was man darunter verstehen soll. Ahnen denn unsere großen Diplomaten, welche die Geschicke des Landes so wunderbar leiten, ahnen sie nicht, daß alle amtlichen Bündnisse wertloses, beschriebenes Papier sind, so lange die Sympathien der Völker sie nicht bestätigen? Und wer hat mit Deutschland Sympathie? In der Stunde der Gefahr werden die Herzen aller Völker der Welt ausnahmslos auf der Seite unserer Gegner schlagen. Man gebe dem Geist sein Recht in Deutschland, man halte das Reich der Kultur, der Gesittung, des Fortschritts nicht auf, man dämme den brutalen Militarismus ein, und wir werden keine Bündnisverträge, keine Magazingewehre, keine Heeresvermehrungen brauchen, denn die Liebe aller Völker der Welt wird auf unserer Seite sein.

Man verstehe mich nicht falsch! Nicht, daß ich meinte, man solle unser Heer entwaffnen, das rauchlose Pulver zu Feuerwerken verwenden, die Kanonen vernageln. Um Himmels willen, solcher Wahnwitz liegt mir fern. Ein stets schlagfertiges, großes, aufs Beste ausgerüstete Heer ist die erste Bedingung und Grundlage der Existenz eines Staates. Machiavell wird immer Recht behalten. Abrüstung hieße Selbstmord. Die ganze Welt würde über uns herfallen, uns zerstückeln. Aber Wehrhaftigkeit ist nicht Militarismus. Die Franzosen sind kein geringeres Soldatenvolk als wir, jeder Franzose ist Soldat mit Leib und Seele, und die Aufwendungen Frankreichs für militärische Zwecke kommen stets unseren mindestens gleich. Eben so ist's in Italien, in allen Ländern. Aber in Frankreich, in der ganzen übrigen Welt betrachtet man den Krieg und was dazu nötig ist nicht als den alleinigen Zweck des menschlichen und staatlichen Lebens, das Militär ist nur ein unvermeidliches Übel — der kriegerische Geist unterdrückt nicht wie bei uns völlig den kulturellen, der große Künstler, der große Gelehrte, der große Schriftsteller steht dem guten Soldaten völlig ebenbürtig gegenüber und kein anderer Adel gilt, als der des Geistes, des Könnens. Nur der Grad der Leistung wird erwogen, nicht wie bei uns die Art — und eine auf Kosten aller anderen bevorzugt. Das ist der Unterschied. Wir Deutschen scheinen unser ganzes Leben lang zu keinem andern Zwecke auf der Welt als um zu „dienen", der Franzose ist fünf Jahre Soldat, um sechzig Jahre Kulturmensch sein zu dürfen. Er weiß, daß der Staat die Aufgabe hat auch noch für andere Dinge zu sorgen außer Melinit

und Sperrforts. In Preußen bemüht ſich der Kultusminiſter ſchon ſeit Jahren vergeblich, eine lächerlich geringe Summe für den Bau einer neuen Kunſtakademie in Berlin, von der die geſunde Fortentwickelung der Kunſt in Preußen abhängt, in den Etat einzuſtellen, Fürſt Bismarck ſtreicht ſie jedesmal — für ſolch überflüſſige und thörichte Dinge wie Kunſtpflege hat er kein Geld!

Als kürzlich der Kaiſer von Öſterreich hier war, ein Mann von der begeiſtertſten Teilnahme für die Beſtrebungen und Leiſtungen auf jedem geiſtigen Gebiete — was wußte man ihm da zu zeigen, welche Ehre erwies man ihm, welche Unterhaltung? Paraden und Manöver — Manöver und Paraden: nichts weiter.

Unſerem Kaiſer zeigte man in Wien wenigſtens das Burgtheater — hier war von geiſtigen, von künſtleriſchen Dingen nicht die Rede — alles nur nackter Militarismus. Denn wenn mit dieſen Dingen noch irgend ein höherer Zweck verbunden geweſen wäre, ein Nutzen für das Vaterland! Für die Manöver will ich ihn gern zugeben, aber Kundige werden mir beiſtimmen, daß Paraden ganz zweckloſe, überflüſſige, nur auf äußerliche blendende Wirkungen berechnete Veranſtaltungen ſind. Die armen Soldaten werden durch Wochen vorher für den einen Tag gequält, geſchunden, abgemüdet, nur damit hohe Augen einen angenehmen Schmaus haben — ein Nutzen für das Vaterland, für die Wehrhaftigkeit erwächſt daraus nicht, nein, vielmehr geht viel koſtbare Zeit verloren, die mit der Ausbildung der Mannſchaften im Schießen und im Felddienſt beſſer angewendet wäre.

* * *

In dieſen Tagen überſiedelt die geſamte Berliner Polizei aus dem alten, ſchmutzigen, winkligen Hauſe in den neuen, ungeheuern, endlos weitläufigen Palaſt am Alexanderplatz. Welch einen gewaltigen Apparat bedarf der Sicherheitsdienſt dieſer Rieſenſtadt, welche Menſchenmenge, wie viele Zimmer, Säle, Bücher, Berge von Aktenſtücken! Und trotz alledem — wie viel läßt er noch zu wünſchen übrig! Die Berliner Polizei hat in den letzten Jahren viele ſchwere Niederlagen vor der Öffentlichkeit erlitten, die ihren einſt glänzenden Ruhm bedenklich geſchmälert haben. Wenn eine Bühne ein künſtleriſches Werk erſten Ranges von höchſter Sittlichkeit aufführen will, ſo verbietet ſie es mit ſchneller Gewalt, den unſittlichſten, volksvergiftenden Pariſer Schmutz, die freche Rohheit der Tingeltangel aber läßt ſie ungeſcheut ſich breit machen. Um das Seelenheil der guten Berliner iſt ſie aufs höchſte beſorgt, wenn aber durch ungeheuere Menſchenzuſammenrottungen bei Kaiſer Wilhelms Beerdigung das Leben, die Geſundheit von Zehntauſen-

den bedroht iſt, ſo thut ſie als ginge ſie die ganze Geſchichte durchaus nichts an. Zeitungen unterdrückt und quält ſie wo ſie kann, jede freie geiſtige Regung wird von ihr bekämpft, und in dem Kriege gegen die „Volkszeitung“ hat ſie ſich eine tötliche Niederlage geholt — aber das Leben der Bewohner der Reſidenz erſcheint dadurch nicht ſicherer, und ſowie eine Mordthat mit etwas verwickelten Umſtänden ſich ereignet, wie die Unthaten in der Invaliden- und in der Krausnikſtraße, ſteht ſie ſofort ratlos und alle ihre Anſtrengungen ſind vergeblich. „Ungeſchickte“ Beamte wie Ehren-Wohlgemuth ſtellen ſie dem Auslande und allen wahren Vaterlandsfreunden gegenüber bloß und laſſen ſie bei Böswilligen in dem natürlich ungerechtfertigten, aber ſehr peinlichen Lichte einer Behörde für Hetzerei und Anſtifterei erſcheinen, während ſie in Wahrheit die Schützerin des Rechts und Ordnung ſein will. Der Prozeß Savine fügte ihr eine neue Schlappe zu — der Mann, den ſie auf die Anklagebank gebracht, beſchuldigt ſie in offener Gerichtsverhandlung der Abſicht, ehrliche und unſchuldige Leute mit Fleiß ins Unglück zu bringen, ihnen Fallen zu ſtellen — und der Gerichtshof ſpricht den Angeklagten, den von der Polizei Verfolgten, frei.

Ich glaube, alle dieſe Umſtände zuſammen betrachtet, geben viel zu denken. Ich glaube, ſie beweiſen, daß die Berliner Polizei nicht mehr auf der Höhe ſteht, die ſie bisher eingenommen, daß ihre Organiſation veraltet iſt, ihre Leitung ſchlechter geworden, ihr Geiſt herabgeſtiegen. Eine gute Polizei iſt gewiß die preiſenswerteſte, heilſamſte Einrichtung eines Staates. Der Schutzmann, der bei Sturm und Wetter auf ſeinem Poſten ſteht, dem Verbrecher bis in ſeine gefährlichſten, verborgenſten Schlupfwinkel folgt, ihn auf halsbrecheriſchen Wegen über Dächer und Zinnen verfolgt und jede Stunde ſein Leben einſetzt für die Sicherheit der Bürger — er iſt für mich ein Held, ich bewundre ihn. Aber die Polizei fällt aus ihrer natürlichen Rolle, ſobald ſie mehr ſein will als Schützerin, ſobald ſie eine Leitung auf irgend einem Gebiete beanſprucht, am ſchlimmſten auf geiſtigem Felde. Die Polizei ſoll das Eigentum, das Leben, die öffentliche Ordnung ſichern, ſie ſoll alle ungeſetzlichen Ausſchreitungen fern halten, welche unſer materielles Wohlbefinden ſtören können. Aber ſie verläßt ihre Aufgabe, ſobald ſie auch unſer geiſtiges Verhalten bevormunden will und ſie muß geradezu verderblich wirken, ſo wie ſie ſich um Theater, Zeitungen u. dergl. bekümmert. Unſere Polizei treibt zu viel Politik und Äſthetik, ſtatt ſich nur um die Ausmittelung von Verbrechern und die Ordnung auf der Straße zu bekümmern. Alles übrige iſt vom Übel. Der deutſche Schutzmann ſieht faſt immer wie ein Angreifer aus, nicht wie ein Schützer. Von was für einer

Art die Geheimpolizisten sind, hat seiner Zeit Herr von Puttkamer selbst zugestanden: „Nichtgentlemen". Sie mögen den Straßendirnen gegenüber an der rechten Stelle sein, in geistige Bewegungen gestellt, wie die Politik eine ist, können sie nur Unheil stiften. Was vollends ein trockner, jedes künstlerischen Verständnisses baarer Beamter in der Kunst für Unsegen stiften muß, in der Architektur sowie in der Litteratur, im Theater, in der Malerei u. s. w., braucht nicht erst ausgeführt zu werden. Wenn die Polizei verfälschte Milch konfisziert und in den Rinnstein gießt, so ist das sehr löblich, denn ob Milch verfälscht und damit gesundheitsschädlich ist, vermag der zivilversorgungsberechtigte ehemalige Unteroffizier schlimmstenfalls zu beurteilen; wenn sie aber eine Zeitung oder ein Theaterstück unterdrückt, weil ihr diese oder jene Stelle darin nicht gefällt, so ist das verwerflich; ob dieser Artikel, dieses Stück gut oder schlecht, gefährlich oder nicht gefährlich ist, vermag der Beamte nicht zu beurteilen, denn für die Milch der frommen Denkungsart giebt es keinen Galektometer.

Mit einem Wort: die Berliner Polizei in ihrem gegenwärtigen Zustande hat sich überlebt, entspricht nicht mehr den Anforderungen der modernen Zeit, und eine Umwandlung erscheint dringend wünschenswert. Ein neuer Geist thut noch mehr not als ein neues Haus.

Über die Nemesis-Idee.

Von Prof. M. Goldschmidt in Kopenhagen.
Deutsch von Emil Jonas.
(Berlin.)

III.

Die Nemesislehre ist von keinem einzelnen erdichtet oder „gemacht", nicht eine Folge von Verzückungserscheinungen, die jemand gehabt haben will, sondern ein einfacher Ausdruck für große poetische Vorstellungen, für Ideen, die in dem Menschengeschlecht seit den fernsten Zeiten gelebt haben. Sie bezeichnet eine Reihe von Ideen über die Lebensangelegenheiten der Menschheit innerhalb der Natur der Dinge, unternimmt es aber nicht, eine neue Erklärung über die Rätsel des Weltdaseins zu geben. Sie weiß nicht, ob die Kreisung der Planeten um die Sonne, ob der Gang des Mondes um die Erde, ob Ebbe, Fluth, Stürme u. s. w. einen besonderen verborgenen

Zweck haben, und vermag auch nicht zu sagen, ob Stürme und Wellen ein Werk der Gerechtigkeit vollbringen, wenn sie ein Schiff zerschellen und die Besatzung vernichten. Man hat dies freilich auch unter dem Namen Nemesis versucht; z. B. Carl von Linné, der unter anderem erzählt, daß ein junger Jurist, welcher durch Zurücksetzung eines älteren, verdienstvollen Mannes ein Amt erhielt, vor Hunger, mit der Ernennung im Munde, umkam, als er auf der Reise nach seinem neuen Posten bei seiner Überfahrt über das Meer Schiffbruch erlitten und sich auf einer unbewohnten Insel retten mußte. Im Allgemeinen braucht man den Naturkräften eine solche barbarische Gerechtigkeit nicht zuzuschreiben, so lange man vermeint, daß es einem jeden passieren kann, Schiffbruch zu leiden und vor Hunger zu sterben.

Die Linnésche Erzählung mag Dienste leisten als eine abschreckende Dichtung und in anbetracht des Gerechtigkeitsgedankens selbst, den sie zu wecken sucht, — obgleich sie über das Maß hinausschießt, — kann man sagen, daß die griechische Menge, wenn sie „Nemesis" rief, auf ähnliche mystisch-grausame Weise einen Gewissensschrei in die Welt hinaussendete. Aber wie derjenige, der naturhistorisch das Pferd schildern will, in seinem Gedanken das Beste, das vollkommenste Pferd wählt, so müssen wir, um das wahre Wesen der Nemesis-Idee zu verstehen, uns an die umfassendsten Aussprüche und Bilder halten, und dann werden wir namentlich dahin zurückgeführt, daß Nemesis-Adrasteia sowohl in der Bedeutung der Weltordnung und Weltgerechtigkeit, als auch der unseres Mitwissens der Gerechtigkeit (des Gewissens) ein Wort ist, das aus der Grundvorstellung von einem göttlichen Lebenshauch im Dasein, in der Natur, in den Dingen und den Gemütern hervorgegangen oder wenigstens mit ihrer Ahnung verwachsen ist. Was nun den Hauch, das Wesen, das Bewegende in der Natur selbst, d. h. in der physischen Natur betrifft, so zeigt die Erfahrung hinlänglich, daß die Natur weit davon entfernt, unseren privaten Wünschen zu entsprechen, unsere Urteile zu vollstrecken, ihre eigenen Wege geht, uns verwirre und erschrecke; ja der Verzweiflung nahe bringen könne. Wer kennt nicht ihre schmerzende und tötende Gewalt sowohl in den täglichen Begebenheiten des Lebens, als auch in dem außergewöhnlicheren: Erdbeben, Sturmflut, Mißwachs, Hungersnot, Pest! Wohl kann man versucht sein, eine Ordnung auch hier zu erblicken, z. B. englische Gelehrte meinen, ein gewisses Verhältnis zwischen den Sonnenflecken und der Hungersnot in Indien gefunden zu haben, indem die größere oder geringere Menge derselben auf Wind- und Feuchtigkeits-Verhältnisse einwirken. — Aber gleichwohl schwindet der Gedanke bei diesem Ordnungszusammenhange zwischen Sonnenflecken und denen, die vor Hunger

sterben, bei der Solidarität zwischen allen Lebenden auf der Erde und den unendlich fernen Sternen.

Von einem anderen Standpunkte aus kann man sagen, daß, wären im Dasein nicht Gefahren, Leiden, Vernichtung, Tod, dann würde das Menschenleben auch vor dem Heldenmut der Aufopferung, der Entsagung und allen den hohen Empfindungen, durch welche die Persönlichkeit sich zum Ideal erhebt, ausgeschlossen sein. Dies ist gleichfalls ein großer Ordnungsgedanke, aber auch in diesem liegt ein Gefühl jenes Unerforschlichen, „Ewigen", wie es das Leben umgiebt, und wodurch auch auf „Nemesis" ein Schatten des „Mystischen" geworfen wird.

Wir müssen uns daher bestreben, der lebendigen Ordnung auf anderen Wegen zu folgen, wo sie sich vielleicht deutlicher „innerhalb des Horizonts des Lebens" zeigen wird.

Da die Engländer aus guten Gründen sich den Sonnenflecken gegenüber machtlos verhalten müssen, haben sie sich bestrebt, der indischen Dürre durch Auffammlung und Leitung der Gewässer der Flüsse, durch Berieselungsanlagen entgegenzuwirken, über deren Großartigkeit man einen ungefähren Begriff erlangt, wenn wir hinzufügen, daß sie bisher 20 Millionen gekostet haben und der fernere Kostenüberschlag noch 25 Millionen Pfund Sterling erfordert, und dennoch in einiger Ausdehnung nur die Wiederaufnahme von Werken aus alter Zeit sind.

Dies führt unseren Gedanken auf den Lebenshauch der menschlichen Gesellschaft, auf die innewohnende treibende Kraft, oder auf das Prinzip, welches bewirkt, daß wir die Natur durch Benutzung der Natur selbst bekämpfen, uns von derselben befreien, ja, wie wir auch in Augenblicken des Stolzes sagen, Herr über sie werden. Es ist nicht der einzelne Mensch, der diesen Kampf führen kann. Obschon die selbständige, selbstbewußte Persönlichkeit als Ziel dasteht, ist dennoch der Mensch als wirklich vereinsamt undenkbar. Der einzelne ist alles und dennoch existiert er nur als Teil der Gesellschaft, und nur die gemeinsamen Kräfte der Menschheit führt den natürlich-magischen Kampf, den jeden Augenblick das alltägliche Leben erfordert, ohne daß wir im täglichen Verkehr darüber nachdenken. Wir geben selten darauf Acht, welcher große gemeinsame Kampf vorhergehen muß, damit ein Jeder von uns des Morgens, bevor er an seine Arbeit geht, — gleichviel, ob er den Staat verwaltet, oder Holz sägt, oder ein Buch schreibt, — sein Frühstück bekommen könne. Alle Kultur, das weiß ein Jeder, beruht auf der Ernährung. Aber käme dann der Ackerbauer und sagte, daß die Kultur auf ihm beruht, dann stellt sich ihm gegenüber die Frage, was er denn auf die Länge thun würde ohne Pflug, Kalender, Astronomie,

Handel. Es ist eine stets kreisende Solidarität, welche die Gesellschaft umfaßt, sowohl in ihrer primitiven Einfachheit, als in ihrer mächtigen Herrlichkeit, wo umgehende Kräfte ganz von selbst sich zu bewegen scheinen, aber in der Wirklichkeit ganz vom Lebenshauche bewegt werden. In diese Herrlichkeit dringt dann eines Tages eine Störung von anderen Gesellschaftsverhältnissen; die „Konjunkturen" — die Fäden, welche konjugieren und alle Menschenschicksale, glückliche und unglückliche äußere Verhältnisse ineinanderfügen, — zeigen einen Umschlag; in großem Umfange wird es gefühlt, daß ein Bissen Brot Seelenbedeutung hat, an die innersten Kräfte der Gesellschaft wird apelliert und sie treten hervor.

Dieses führt uns schließlich zum Lebenshauch, welcher in der Bewegung der Gesellschaft nach innen wirkt. In der Gesellschaft kämpft der Mensch nicht bloß den Kampf gegen die äußere Natur, sondern gegen seine eigene. In der Gesellschaft wird man frei, nicht bloß als Herr der Natur, sondern in einem höheren Verständnis als verantwortlich.

Gegen die natürliche Forderung, daß Jeder sich selbst der Nächste sei, stellt die Natur der Gesellschaft das Gebot, daß sie Alle für Einen und Einer für Alle im Leben einzustehen haben. Das ist die „leitende Idee" der Gesellschaft — alle Mängel in der Praxis eingeräumt, alle Veränderungen und Fortschritte durch die Kraft des Lebensgeistes vorbehalten. Zusammenhaltend das, was sie als Lebensbedingung, von der Doppelheit des Lebens selbst vererbt, in sich trägt: Eigenwille und allgemeiner Wille, Ordnung und Unordnung und alles, was daraus folgt, straft und belohnt sie nicht nur auf dem offenbaren, bürgerlichen Wege, sondern still und doch stark wirkend, unwillkürlich durch die Gewissen.

Sie geht weiter: sie führt zur Ordnungserkenntnis und bringt den einzelnen Trost und Kraft zum Leben, wie auch zum Sterben.

Aber wie die Gesellschaft von altersher den Geisteskampf gegen die äußere Natur geführt, die Scholle unter Ordnung gebracht, das Land mit Gesetzen zu kultivieren, Wasser und Winde bezwungen, Entdeckungen und Erfindungen gemacht, Litteratur und Kunst hervorgebracht hat, so haben die Menschen auch seit Urzeiten den innern Kampf auf eine mit unserer Kampfführung sehr verwandte Weise geführt. Es ist z. B. eine historische Thatsache, von dem dänischen Ägyptologen Professor Waldemar Schmidt kürzlich nachgewiesen, daß die ägyptische Religion eine Vorbereitung zu den 10 Geboten enthielt. Man kann nämlich aus dem ägyptischen Sündenbekenntnis, welches aufgefunden worden ist, mit Deutlichkeit ersehen, daß ähnliche Gebote diesem Volke vorgeschwebt haben, hervorgerufen, wie wir hier sagen, aus ihrem Gesellschafts-Geist, oder, wie sie selbst sagten, aus der Akhu, dem

Gotteshauch hervorgegangen. Sowohl aus dem Sündenbekenntnis, wie aus vielfältigen anderen Formen, Hymnen, Gebeten, Bildern sieht man ferner, daß sie eine Lehre nicht bloß über Schuld und Strafe besaßen, sondern auch über Milderung, Gnade, Erlösung. „Angehaucht von dem gnädigen Hauche des Urgottes", wie sie selbst sagten, brachten sie in ihr primitives Gesellschaftsleben Vorstellung über Schonung, Barmherzigkeit u. s. w. hinein; hoben dieselben aus unwillkürlichem, poetischem, schaffendem Drange, aus Inspiration in den Himmel als Göttergewalten empor, welche in der Not, wenn die Unordnung über die Ordnung zu siegen drohte, herabzusteigen vermochten, Gestalt annehmen und Rettung bringen konnten. Man kann dieser Vorstellung die höchste Geistigkeit absprechen, die Bilder, in welche sie gekleidet wurden, bisweilen für unser Gefühl abstoßend finden, — sowie sie auch zu ihrer Zeit schon irre führten: — aber die Ideen waren doch auf eine solche Weise vorhanden, daß z. B. der Kirchenvater Sanctantius und später andere, welche einen Funken von Ägyptismus erhaschten, mit Erstaunen in demselben ein übernatürliches dunkles Vorbild, ein seltsam mirakelhaftes Vorspiel, welches das Kommende verkündete, oder eine unvollständige himmlische Offenbarung erblickten.

So wird die Sache freilich von uns nicht aufgefaßt. Wir sehen die ganze Menschenentwicklung als einen historischen Wuchs, aus den ersten, dunkeln oder uns verborgenen Keimen, von dem Lebenshauch oder dem Gotteshauch bewegt, hervorgehend, in engster Vereinigung mit der Sprache, mit ihren „Wurzeln" den einfachsten Ausdrücken für sinnliche Auffassungen, sich entfaltend, und das stets reicher werdende Gedanken- und Gefühlsleben tragend. Bilder, Symbole, Formen, welche irgendwo von dem Lebensgeist nach dem Vermögen des Organismus und der umgebenen Natur geschaffen sind, überleben sich selbst, werden hinfällig und sterben. Aber man gewahrt doch ihre Wirksamkeit in anderen Gliedern der zusammenhängenden Kette der Menschheit; dieselbe Art von Kampf und tiefem Drange, dieselben Bekümmernisse, Beängstigungen und Hoffnungen bringen in stillem Wirken und in großen Ausbrüchen der Personen neue, verschiedene und doch verwandte Formen für die allgemeine Idee hervor, und jeder einzelne in der Gesellschaft eignet sich dieselbe auf seine Weise an, findet, daß der Geist sich ihm durch sie befriedigend oder nicht befriedigend genährt hat, macht sein Wohl nach sämtlichen Lebens-Umständen außer- und innerhalb seiner selbst. Geführt und getragen zur Wahl macht jeder die Wahl und ist verantwortlich für die Aufrichtigkeit der Wahl und deren Durchführung in den Thaten der Gesellschaft. Und dieser Lebenshauch, worin wir uns bewegen, der uns als Notwendigkeit trägt und führt und als Freiheit in uns lebt, dieser ge-

waltige und magiſche Hauch, von dem wir uns nie befreien können, iſt, wenn auch in größerer Ferne und Klarheit geſehen, heute derſelbe wie von Tauſenden von Jahren.

Es war das Gefühl dieſer lebensbewegenden Gewalt, ein unmittelbar geiſtiges Schauen (Intuition) in die Dinge hinein, vereinigt mit der Erfahrung über die Natur — über den Lebenskampf und den Tod, welches in uralten Tagen Ausdruck in der Vorſtellung von einer uralten Gottheit, einer Göttin fand, die nach der umfaſſenden Vielfältigkeit ihres Wirkens die „Göttin mit den tauſend Namen" wurde: — Die Natur in ihrer ganzen Ausdehnung als phyſiſche Natur und Geiſtesnatur, entſtanden und zugleich ſelbſtſtändig (theiſtiſch — pantheiſtiſch). Man benannte ſie: Gottes Weltwohnung, Hathar, das Firmament mit den milden und ernſt ſchauenden Sternen; die gebährende und nährende Natur auf Erden; die Fruchtbarkeit, die himmliſche Kuh Aha; die ſtarke, herrſchende, bindende Gewalt, Mena, Nemt; die Wirkende in Erfindung und Wiſſenſchaft; die Läuternde, Nehemoa, die Empfangende im Tode, die Herrſcherin in der Unterwelt, wo das Urteil geſprochen wird; die Schreckliche, die Tröſtende und Erneuende, die heilige Gerechtigkeit. Der gewöhnlichſte Name war Hathar, und indem wir einen der anderen Beinamen: Nemt wählen, ſtellen wir Hathar-Nemt mit Adraſteia-Nemeſis zuſammen.

IV.

Es ſoll nun bewieſen werden, daß Hathar-Nemt und Adraſteia-Nemeſis mit voller Berechtigung als verwandt oder als Ausdruck für gleichartige Vorſtellungen zuſammengeſtellt werden können.

Der Beweis müßte mit Hülfe der neuen Kenntniſſe, welche durch Wiederentdeckung und Ausgrabung der alten Welt am Nil erworben ſind, geführt werden, aber war es nötig, an anderer Stelle,*) eine ziemlich umfaſſende Darſtellung zu geben, durch welche man eine Verkettung auf der einen Seite zwiſchen Ägyptiſchen und Jüdiſchen direkt oder indirekt bewies — ſo kann das Reſultat hier in dieſer kurzen populären Darſtellung um ſo kürzer durch die Wiederholung einer kleinen Reihe von Thatſachen gegeben werden, welche darthun, daß der griechiſchen Nemeſis, wie ſie in der Tempel-, Bilder- und Sagenwelt gelebt hat, ein auffallendes Gepräge der Ähnlichkeit mit Hathar-Nemt beſitzt, ſobald Weſen und Attribute dieſer Geſtalt bekannt und erkannt werden.

Dieſe kurz zuſammengefaßten Aufſchlüſſe ſind folgende:

Der Grieche Plutarch berichtet, daß die Ägypter ihrem oberſten Gott

*) In des Verfaſſers „Lebenserneuerungen und Reſultate". II.

den Namen Hauch oder Geist, griechisch Pneuma gaben, und unter vielen anderen Autoren hat der Kirchenvater Eusebius in seiner Polemik gegen das Heidentum dasselbe ausgesagt.

Man hat dies früher nicht verstehen können, jetzt aber vermögen wir durch Deutung der Hyrogliphen das eigene Zeugnis der Ägypter über die Einhauchungslehre vorbringen, und dies Zeugnis besteht darin, daß sie schon in den ältesten Zeiten einen Gott anbeteten, welcher Num, der Hauchende, (Ni, Hauch auf dem Wasser) hieß; er war der erste Bewegende, derjenige, der die Welt aus seinem Munde (d. h. durch das Sprechen) hervorgehen ließ; auch hat er sich in die ursprüngliche Welt, in die Urgewässer, in die Urmacht, in das Chaos oder Tohuoa Bohu eingehaucht und „mit einem gnädigen Hauch alles Lebende geschaffen" und dem Menschen Geist gegeben. Jene Einhauchung, jenes Eindringen in den Stoff, wodurch die lebende Natur-Ordnung geschaffen wurde, nannte man eine Vermählung: Hathar wird als mit „Num" vermählt dargestellt, und hat die Sonne geboren. Aber das Schriftzeichen selbst, womit man die Gewalt des Geistes bezeichnete, war ein Vogel, dessen „Vermählung" also mit einem andern Vogel sich vollzog und hieraus erklärt es sich, wie die griechische Nemesis auch als ein Vogel gedacht wurde, welcher durch den Gott ein Ei gelegt hatte, wie auch aus dem Vorhergehenden erklärlich wird, daß sie, die Weltordnung, Tochter der Nacht benannt wurde.

Ferner wird es deutlich, weshalb die Tochter der Nacht, die leuchtende Ordnung am Himmel, eine Kleidung trägt, welche mit Sternen besetzt ist. Griechisch-römisch wird Nemesis der erste Keim der Dinge genannt; in der ägyptischen Sprache: „Herrscherin im Heim des Ursprungs". Als einfaches, naives Zeichen der bindenden Gewalt der Natur trägt Hathar Bänder in der Hand, dieselben Bänder auf den Nemesis-Bildern hat man in Unkenntnis des Zusammenhanges Eisenzügel genannt.

Man nannte die Göttin, sowohl auf ägyptisch als auf griechisch schrecklich, weil sie alles auffaßt und umfaßt, alles sieht und alles weiß.

Wissend wie eine Mutter, sanft und wissend wie die Vernunft in der Natur und in den Verhältnissen, vertröstet Hathar auf das Urteil und reicht der Seele den Saft vom Baum des Lebens und einen Zweig des Baumes wie die Vase oder Schale, worin dessen Saft sich befindet, haben wir bereits bei Beschreibung eines Nemesisbildes erwähnt.

Als Diejenige, welche die Toden empfängt und welche Herrscherin im Ament (Unterwelt, Richterstelle) ist, trägt Hathar die Mauerkrone der Unterwelt als Diadem; auf den Nemesisbildern sieht man dieselbe Krone, und Nemesisstatuen setzte man auf griechische Gräber.

In diesen Thatsachen, welche einander unterstützen und ergänzen, dürfte wohl Beweis genügend vorhanden sein.

Aber wie viel Gewicht ich auch darauf lege, daß man dies richtig und zutreffend, als neues Wissen über alte Dinge finden soll, so würde eine Anerkennung dessen als bloß totes Wissen mir gleichgültig erscheinen, weil da mir das ganze als Deutung einer früheren Bildersprache gilt in welcher ein poetischer Blick auf das Lebendige, worin auch wir leben, enthalten war.

V.

Ist es also meine Überzeugung, daß Nemesis auf die angeführte Weise das umfassende Leben des Daseins, das Bewegende in dem Ordnungsgange der Welt und in dem entsprechenden Ordnungsgefühl des Menschen und so weit das Antreibende in der Wirksamkeit bedeutet, wodurch die Gesellschaft mittels der Einzelnen die Ideen entwickelt, deren sie zu ihrem Leben unter Forderungen des Gesetzes bedarf, so folgt von selbst, daß ich, indem ich alles Leben unter die Nemesis stelle, vor allen Dingen mein eigenes darunter stellen mußte, und ich that es in einer Schrift,*) die zugleich den Namen und dessen Verhältnis zu den ältesten und späteren Zeiten erklärt.

In einer Biographie genannter Art konnte vernünftigerweise von einer Gestalt nicht die Rede sein, welche als eine freundliche oder feindliche Fee an der Wiege stand und vorwärts führte, sondern es mußten übereinstimmend mit der Nemesisidee selbst, soviel als möglich sämtliche Umstände, sämtliche Fäden, welche das Lebensschicksal, den Lebenskampf und die Ausbeute in dem Bewußtsein bilden, nachgewiesen werden.

Unvollständig und unbefriedigend mußte es bereits aus dem Grunde werden, weil man sterben muß, um abzuschließen, und selbst ein solcher Abschluß giebt anderen keine ausfüllende Mitteilung. Aber es kann ja dessenungeachtet doch in einem Bruchstück, in einem einzelnen Abschnitt ein Ganzes und Umfassendes enthalten sein, insoweit als es Licht über den Grundgedanken und den tragenden Lebenssinn wirft, und anderen Gelegenheit bieten kann, dieselben an sich selbst zu erproben.

Wie ganz eigen ein jedes Leben auch ist — und das meinige in seiner jüdisch-dänischen Doppelheit nicht weniger — wird es dennoch zugleich etwas Allgemeines enthalten und in dieser Hinsicht Dienste thun können.

Ich habe an anderer Stelle durch Beispiele bewiesen, wie der Lebensgeist der Gesellschaft das Leben in Bildern wiederschafft, welche die Phantasie ergreifen und das suchende Gemüt leiten, und ich habe dazu sowohl

*) Die früher angezogene Schrift „Lebenserneuerungen und Resultate".

diejenige Poesie und Symbolik gebraucht, welche direkt Gott sucht, und die, welche den göttlichen Geist in der Welt sucht. Was die erstgenannte Art, die leibliche betrifft, habe ich nun die symbolische Deutung auf die Erzählung von Gott und Abraham bei Sodoma angewendet und gezeigt, welch merkwürdige Geistesfülle und welch tiefer Blick in die menschliche Gesellschaft in den Worten liegt, daß die Stadt, um nicht unterzugehen, zehn Gerechte aufweisen solle. Da entsteht denn Uneinigkeit mit den Gläubigen, nämlich über die Frage, ob Gott herabstieg, mit Abraham zu Tische saß und ihm jene Worte sagte, oder ob die Erscheinung und die Rede aus dem „heiligen Hauch oder Geist des Menschengeschlechts" selbst hervorbrachen, welcher durch Intuition und Erfahrung das lebendige Gesetz für die Gesellschaft und die Seele schafft. Andere Beispiele sind aus poetischen Werken von Männern entnommen, welche aus ihrer Gesellschaft mit großem Ordnungssinn und mit stark geistigen Mitteln ein Leben in Bildern schufen, den Gang der Ordnung in Begebenheiten und durch Persönlichkeiten zeigten, in großen Lebensschicksalen, welche die Gemüter mächtig ergreifen und verjüngen und den Ordnungssinn stärken. Man kann freilich sagen, daß diese Männer, das, was sie fühlten, und was ihre Bilder darstellen sollten, nicht mit Namen und am allerwenigsten mit „Nemesis" benannten; aber die Frage ist, ob nicht die richtig erkannte und gedeutete „Nemesis" gerade von der Urzeit her der Name des allgemein religiösen Ordnungsblickes war, welcher in ihr wirkte.

Aber auf der andern Seite gehört es auch unter die Nemesis als die doppelte, daß schlechte, irre leitende Dichtungen aus dem Boden der Gesellschaft, aus den eigenen Neigungen und Leidenschaften der Gesellschaft emporschießen, und sie muß die Wirkung aus sich herausreißen, wenn sie leben will. Die Nemesis liegt in den Umständen, in den Neigungen, in den Leidenschaften, in der schmerzlichen Erfahrung, welche diese mit sich führen, und in jedem Worte, das sich in dem Gewissen zum Kampfe für das gemeinsame Leben erhebt.

Dies führt uns schließlich zur Frage, welche Berechtigung die Nemesis-Vorstellung selbst hat, welche Dienste sie in der Gesellschaft zu leisten vermag. Als Beitrag zur Beantwortung dieser Frage erinnere ich auf folgende Weise an das bereits angedeutete Wesen der Nemesis-Lehre und das Verhältnis zur Gesellschafts-Bewegung.

Durch unsere Zeit strömt unter anderen starken Lebenshauchen des Gesellschaftsgeistes die moderne Naturwissenschaft mit steigender, bewegender Gewalt; sie wirkt im allgemeinen wie etwas Anspornendes, Befreiendes,

und zugleich als ein Druck auf etwas im Gemüte, indem es alles in mechanisch-physische Bewegung auflösen will.

Es dringt auch, hervorgerufen durch das Forschen und Suchen der Gesellschaft in die Zeit hinein — ein Geist aus den alten Tagen. Derselbe bringt Mitteilungen über die „Religiosität aus dem Morgengrauen der Zeiten über Psychologie der kulturhistorischen Menschheit". Dies ist, wie hier aufgefaßt, die Nemesislehre. Aus dem Psychologischen und ohne eine andere Autorität als die Vernunft, den Geist, oder, wenn man will, das Gehirn anzurufen, beweist sie, daß jene andere Geistesbewegung nur anscheinend und nicht wirklich das mit sich führt, was ihre Träger behaupten. Das Mechanisch-Physische, als Bedingung für den Weltgang, erweist sich selbst von etwas Unerklärtem, Unerklärlichem, Ewigem bedingt. Da dieses Ewige eine Eigenschaft an der Welt ist, so existiert auch in dem Menschen-Organismus eine Eigenschaft, ein Sinn für dieselbe. Es würde schwierig sein, sich einen Menschen als ein bloßes Verstandswesen ohne die Ahnung der Phantasie, der Poesie und des Gemüts, der Ewigkeit zu denken. Diese Eigenschaft an der Welt und unseren Sinnen giebt uns gegenseitig einen Unendlichkeitswert.

Sie macht dadurch das Leben mit seinen Unordnungen gegeneinander so ernst, so schmerzlich groß, mit dessen Ruf zur Ordnung so feierlich, zeigt das Leben so durchdrungen von jenem, aus den ältesten Zeiten bekannten heiligen Geist, daß die Persönlichkeit, so gut sie es vermag, von sämtlichen Umständen berührt und geführt, die ewige Gewalt sucht, aus welcher der Hauch hervorgegangen ist.

Dies ist eine kurze und daher unvollständige Übersicht über die Nemesisidee auf Grund der genannten Schriften, welche freilich auch unvollständig sind, aber auf die dennoch verwiesen werden mußte.

VI.

Als Anhang noch einige Bilder und Bemerkungen darüber.

Während es schon notwendig ist, für das Verständnis der poetischen Bilderwelt des Altertums, daß man diese Bilder vor sich hat und sich nicht bloß auf die Texte stützt, hat er noch größere Schwierigkeiten, ägyptische Götterbilder einem Publikum vorzulegen, dessen Augen an die griechischen, römischen und modernen Bilder gewöhnt sind. Es findet sich sowohl Schönheit als Majestät in der ägyptischen Kunst, aber es kam bei der Vorstellung des Göttlichen nicht auf die schöne Harmonie an. Es war gewöhnlich nur eine Sammlung von Zeichen. Man wollte z. B. die Allmacht bildlich darstellen, setzte dann einen Widderkopf auf eine Menschengestalt und fügte er-

klärend hinzu, daß der Gott dennoch nicht so aussähe. Die Hathar, die Naturordnung, welche die Seele mit dem Saft des Lebens-Baumes tröstet, ist eine der Ausnahmen, und wird trotz ihrer Seltsamkeit wegen einer gewissen Naivetät anmuten; aber ich gestatte mir hier eine der vielfältigen anderen Hathar-Bilder hinzuzufügen, deren Gestalt abstoßend wirkt, bevor sie durch die Erklärung gewinnt. Sie enthält mit ihren Zeichen ungefähr alle die Vorstellungen, welche, wie vorstehend ausgeführt, im Ägyptismus an die Natur geknüpft sind.

Der untere Teil des Hathar-Bildes ist bedeckt mit Fischschuppen und bedeutet das Meer, die Urgewässer, aus denen die geordnete Welt durch den Hauch, durch den Geist hervorging.

Die Hörner über der Krone bezeichnen die Fruchtbarkeit, die nährende Kuh, „die himmlische Kuh", und die Sonne zwischen den Hörnern zeigt den Umfang der Natur im Universum, sie hat ja „die Sonne geboren".

Sie reicht dem König ihr Halsband, Ment (Stärke) entgegen und kann natürlich die Stärke zurücknehmen.

Auf dem Rücken hängt von dem Halskragen ein Zeichen herab, welches sehr häufig vorkommt und geordnetes Land, Stadt, Kultur bedeutet, und daher die Göttin als Schutzgewalt der Kultur, als Herrscherin im Menschenleben darstellt. Es ist dasselbe Zeichen, welches auch auf den Nemesisbildern vorkommt und ein Rad genannt worden ist, womit sie dahin fährt, ja sogar vernichtet, und es ist dasselbe „Rad" an Fortuna zu finden, mit welchem Worte die Römer bisweilen die griechische Nemesis übersetzten — und noch gilt bei den Gelehrten die Deutung des Bildes, daß Fortuna schnell dahin fährt oder das Glücks-Rad dreht.

Endlich sagt die Inschrift, welche dem Bilde hinzugefügt ist, daß Hathar, die Herrscherin in Ament, der Unterwelt, ist d. h. die Natur, welche ihre Kinder wieder empfängt, und alles wissend, ihre Rechnung mit ihnen abschließt.

Fügen wir hier Hathar als Göttin des Lebensbaumes aufs neue hinzu, welche der Seele den Trank der Verjüngung aus dem Saft des Baumes bietet, dann hat man ein ganz verständliches, zusammenfassendes Bild der Natur in ihrer Ausdehnung als physische und geistige Natur, eine Macht außerhalb der Menschen und eine Gestalt, welche in die Menschen das Erdenleben niedergelegt haben, welches aus dem Grunde der Natur in ihnen hervorgewachsen ist.

Wie sehr auch die griechische Kunst sich von der ägyptischen nach und nach unterscheiden mochte, sprach dieselbe dennoch in verwandter Weise in Zeichen. Wie wir in der ersten Abteilung dieses Artikels gesehen haben,

hat man die Nemeſis als beflügelt, mit dem Greif, dem man die Bedeutung des Sieges beilegt, und über den Greif ein Zeichen geſetzt, das auffallend einer ägyptiſchen Hyrogliphe für Licht ähnlich war. Auf dem Kopfe trägt ſie die Mauerkrone, in der rechten Hand die Schale mit dem Saft des Lebens, in der Linken das Zeichen von Fruchtbarkeit; etwas fern von ihr ſteht Athene Promachos (Vorkämpferin) gleichſam auf der Wache. Stellt man die Zeichen in zuſammenhängender Rede zuſammen, dann iſt der Sinn folgender: Nemeſis, die Umfaſſende, die Leuchtende und Siegreiche, die Fülle und Segenbringende, die im Leben und im Tode Vergnügende, mit der forſchenden Klugheit im Bunde.

Die Nemeſisſtatue von Thorwaldſen, welche am Haupteingange zum Schloſſe Chriſtiansborg in Kopenhagen iſt, hat als Attribute das Steuerruder, den Zweig und das „Rad".

Auf einem der Basreliefs von Thorwaldſen in ſeinem Muſeum ſieht man Nemſies dem Zeus die Liſte über die Thaten der Menſchen bringen.

Auf einem anderen zieht Nemeſis zu Wagen einher, — auf eine Weiſe, welche an den Zug der Seelen in „Phädros" erinnert — unter den Himmelszeichen der Gerechtigkeit. Voran geht ein ſpurſuchender Hund; nach ihr kommen zwei Genien, von welchem der eine das Schwert trägt, der andere das Füllhorn, den Siegeskranz und den Hermesſtab, das Symbol der Betriebſamkeit und der Kultur.

Indem Thorwaldſen den Hermesſtab in das Bild hineinſetzte, hat er vielleicht keinen tieferen Sinn über Hermes ſelbſt hineinlegen wollen, welche auf griechiſchen Bildern mit der Nemeſis gleichzeitig gefunden werden kann. Es ſind indeſſen ſehr bedeutungsvolle Ideen, welche aus dem Griechiſchen zuſammengeſtellt mit dem Ägyptiſchen in Hermes — (das Licht, das Wort, die Vernunft, die Offenbarung der heiligen Wahrheiten) gefunden werden können; aber es mag hier genug ſein, einen Hinweis auf die „Nemeſis" zu geben, und ich will nur noch hinzufügen, daß in den Zeiten der Magie und der Alchemie Hermes als derjenige betrachtet wurde, welcher die Geheimniſſe verbarg, über das Myſtiſch-Verſchloſſene gebot, und von dieſem Wohlverſchloſſenen kommt z. B. die Bezeichnung „Hermetiſch" bei den in verſchloſſenen Doſen eingekochten Sachen.

Auf ſolche Weiſe werden Ideen begraben.

Berliner Autoren.

Von Ernst Wechsler.*)

(Berlin.)

Auf folgenden Blättern will ich versuchen, gewissermaßen von der Vogelperspektive aus ein Bild des gegenwärtigen litterarischen Berlins zu entwerfen. Selbstverständlich kann dieses Bild nur ein unvollständiges, fester Umrisse entbehrendes sein, es soll eben nur jene Kenntnisse und Erfahrungen, jene Eindrücke und Anschauungen enthalten, welche ich mir während meines vierjährigen Aufenthaltes in Berlin erworben habe. Ferner möge der nachsichtige Leser bedenken, daß ein Österreicher der Verfasser dieser litterarischen Revue ist, der manches mit anderem Auge sieht, von anderem Standpunkt aus beurteilt, als der Norddeutsche. Der Weg, den ich auf diesem Streifzuge durch die Berlinische Litteratur einschlage, meine Art der Gruppierung der einzelnen Autoren mögen vielleicht nicht immer glücklich sein, aber sie erschienen mir als zweckmäßig, als einzig richtig, wenn ich auch nur einigermaßen meine unabsehbare Aufgabe erfüllen wollte. Die Rubrizierung und Schematisierung der Schriftsteller als Dramatiker, Epiker und Lyriker wäre zu pedantisch und mußte zu ermüdenden Wiederholungen führen, denn kein einziger Autor bebaut nur ein poetisches Feld, die meisten sind auf verschiedensten Gebieten thätig. Ich gruppierte die Schriftsteller nach ihrer dichterischen Wahlverwandtschaft, gleichviel ob sie Dramatiker oder Feuilletonisten sind, und brachte nur jene zusammen, welche nach meinem Gefühl und Urteil, wenn auch auf den entferntesten Wegen, einem und demselben künstlerischen Ziele zustreben. Ich stellte ferner Autoren nebeneinander, deren litterarische Physiognomien die größten überraschendsten Gegensätze bilden, und doch sind sie im Berliner Kapitel der Weltlitteratur enge Nachbarn, weil sie das Ihrige dazu beitragen, dem litterarischen Charakter Berlins Farbe, Glanz und Gestalt zu verleihen. In den Vordergrund dieser Studie stelle ich auch nur solche Schriftsteller, aus deren Schriften und Wirken man die Konturen der Litteratur der nordischen Kaiserstadt ziehen kann, die allein den Begriff der Berlinischen Litteratur bilden, und

*) Obiger Artikel bildet den Schluß meines demnächst bei Wilhelm Friedrich in Leipzig erscheinenden Buches: „Berliner Autoren". In diesem Artikel finden sich über verschiedene Schriftsteller Urteile, welche im Widerspruch zu manchen in der „Gesellschaft" erschienenen Kritiken stehen. Angesichts der geradezu beispiellosen Objektivität der Redaktion ihren Mitarbeitern gegenüber werden diese Widersprüche den Leser keineswegs befremden. E. W—r.

erst nach diesen komme ich auf jene Autoren zu sprechen, deren Werke, abgesehen von ihrem Werte an sich, in keiner direkten Beziehung zu Berlin stehen, sondern höchstens die Berliner Litteratur reicher, mannigfaltiger, stattlicher machen, ohne ihre Eigenart auszugestalten und ihre Lokalfarbe zu kräftigen. Dabei war für mich der Umstand, ob ein Werk in Berlin abspielt oder nicht, nicht immer von entscheidender Giltigkeit: viele Romane handeln in Berlin, ohne Berlinischen Charakter zu haben, man braucht nur die Namen der Straßen zu ändern und man hat, jenachdem man will, einen Wiener oder Münchener Roman, während aus anderen Werken, die nicht Berlin zum Schauplatz der Vorgänge besitzen, der echt Berlinische Charakter des Autors spricht. Der Berlinische Charakter, Geist, das Berlinische Fühlen eines Autors war für meine Auffassung über ihn viel wichtiger, als die Örtlichkeit in seinen Werken.

Drei Schriftsteller sind es, welche mir persönlich am meisten als der Ausdruck des litterarischen Berlinertums erschienen sind: Karl Frenzel, Theodor Fontane und Ernst von Wildenbruch. In Karl Frenzel vereinigen sich immense Gelehrsamkeit mit eigentümlich vollendeter Darstellung, polemische Schärfe mit feiner, träumerischer Ironie, realistisch klares Erfassen der Außenwelt mit einem Anflug geheimnisreicher Romantik, über all diesen glänzenden Eigenschaften lagert gewissermaßen ein dünner Herbstnebel, von Sonnenlichtern durchglitzert. Ist die Komposition in Frenzels Werken oft von wundersamer Meisterschaft, so zerflattert und zersprüht diese manchmal bei Fontane in tausend kleine Stimmungsbilder, lyrische Details, philosophische Aphorismen. Ich empfinde es als einen großen Mangel dieses Buches, daß ich Fontane und Spielhagen nicht ausführliche Essays gewidmet habe. Während ich meine Arbeit über Spielhagen nur aus einem äußerlichen Grunde erst im zweiten Teil der „Berliner Autoren" veröffentlichen kann, fühlte ich mich offen gesprochen noch nicht recht imstande, Fontanes Wesen näher kritisch zu beleuchten, ich bin noch nicht Berliner genug, um den norddeutschesten aller norddeutschen Schriftsteller bis in alle Ecken und Winkel seiner herrlichen Individualität folgen zu können. Von seinen Prosa-Werken, die ich bisher kennen lernte, haben mich „Grete Minde" und „Irrungen, Wirrungen" geradezu entzückt. Das letztere ist eine Berliner Geschichte von wundersamstem Reiz. So sehr ich Fontane als Erzähler schätze, als Lyriker, beziehungsweise Balladendichter steht er mir noch viel höher. Ich halte Theodor Fontane für den bedeutendsten Balladendichter der Gegenwart. Ich kann die Wirkung nicht beschreiben, die seine Gedichte auf mich machten. Vor diesem schmalen, einfachen Bändchen verschwinden unzählige Prachtwerke unbekannter und auch so mancher berühmten

Dichter in Nacht und Dunkel. In ihrer herben Süßheit, ihrer markigen Kraft, ihrem Wohllaut gehören Fontanes Gedichte zum Schönsten, was die gesamte deutsche Litteratur geschaffen, und können nur mit der deutschen Sprache selber untergehen.

Ernst von Wildenbruch hat uns bisher mit zwei vollgiltigen Berliner Dichtungen beschenkt: der „Heiligen Frau" und den „Quitzows", einer Meisternovelle und einem Meisterdrama. An einer anderen Stelle meines Buches habe ich dargethan, welche große innere Ähnlichkeit zwischen Wildenbruch als Dramatiker und Spielhagen als Romancier besteht. Friedrich Spielhagen ist einer jener wenigen Schriftsteller, die auf mich mit elementarer Kraft eingewirkt haben. Schon als blutjunger Gymnasiast war ich sein Bewunderer und verschlang heißhungerig seine Werke. In meinen damaligen Tagebüchern finden sich wahre Hymnen auf ihn und er wird es mir wohl selber gerne glauben, daß ich ihn lieber als Julius Cäsar und Xenophon las. Ich versenkte mich derart in den Charakter seiner Helden, daß ich wochenlang mich für dieselben hielt und Herr Oswald Stein ist schuld darin, wenn ich mich in meinem sechzehnten Jahre als einen gefährlichen Frauenbezwinger und einen hochinteressanten „bleichen Träumer" betrachtete. Andersen und Hamerling, „Tausend und eine Nacht" und Friedrich Spielhagen wollte ich lesen, aber nichts anderes. Meine Bewunderung für Spielhagen hat heute allerdings ihre Überschwänglichkeit, aber nicht ihre Wärme und Aufrichtigkeit eingebüßt. Die wundersam komponierte, erregte, ich möchte sagen oft kochende Handlung, die fliegende Hast der Szenen, deren geschickte Gruppierung die höchste dramatische Wirkung erzielt, das Abenteuerliche, Überraschende der Fabel, das farbenlodernde Kolorit, die von mächtigen Impulsen bewegten Männer mit ihrer feurigen Beredsamkeit und ihrem schmerzlich schönen souveränen Pessimismus, die herrlich schönen, üppigen Frauen, deren Augenaufschlag ein Sonnenaufgang ist, die theatralisch-pathetische und doch tief zum Herzen gehende Sprache, die namentlich in den Liebesszenen hinreißend und entzückend ist, der glänzende Humor, der weltweite philosophische und politische Horizont der diese Schöpfungen umspannt — das alles stürmt mit unwiderstehlicher Gewalt auf den Leser ein, macht ihn in einem Atem lachen und weinen, wühlt sein Inneres oft orkanartig auf, daß er das Unwahrscheinlich-Sensationelle manches Kapitels gläubig hinnimmt und sich ganz dem dramatischen Sprung, dem poetischen Zauber, dieses Autors ergiebt.

Verleiht Spielhagen durch seine Romane der Berliner Litteratur ein volles, prunkend-reiches Leben, so bereichert dieselbe ein anderer Autor in stiller, ruhiger Weise mit anmutigen Werken, deren Wert auf kulturhistorischem

Gebiete liegt. Ich meine Julius Rodenberg. Über diesen Autor kann ich mich hier, soviel ich auch über ihn zu sagen hätte, nur auf wenige Seiten beschränken, mit dem ausdrücklichen Bemerken, das Versäumte nächstens nachzuholen. Julius Rodenberg ist vor allem einer der gemütstiefsten, formedelsten, sinnigsten Lyriker der neuen Litteratur, dessen Gedichte übrigens einen seltenen Erfolg hatten, denn sie liegen bereits in sechster Auflage vor. Zahlreiche interessante Reisewerke, Romane und epische Dichtungen sind die Früchte seiner langen, litterarischen Thätigkeit. Hier möchte ich mich nur näher mit seinen „Berliner Bildern" (Paetel, Berlin) befassen, die ihrem Urheber in der Berliner Litteratur einen hervorragenden Platz anweisen. Julius Rodenberg ist eigentlich kein gebürtiger Berliner, aber er lebt seit fünf und dreißig Jahren in Berlin, hier hat er seine Werke geschrieben, hier befindet sich sein großer, einflußreicher Wirkungskreis, hier entstand, wuchs und wurzelte sein Name, und so ist es kein Wunder, daß er mit inniger Liebe an dieser seiner geistigen Heimat hängt. Ich wüßte nach Frenzel und Fontane keinen lebenden Berliner Schriftsteller zu nennen, der eine solche liebevolle Kenntnis des Berliner Lebens verrät, als Rodenberg. Seine Schriften über Berlin bilden eine wertvolle litterarische Spezialität in doppelter Beziehung: denn aus ihnen lernt man nicht nur Berlin kennen und lieben, sondern springt auch die Eigenart des Autors in ihren lichten, weichen Umrissen aufs Genaueste hervor. Durch diese Schriften geht — heißt es in einem früheren Feuilleton von mir über diesen Gegenstand — eine warme lyrische Empfindung, eine sinnende Beschaulichkeit, ja ein Zug von Andacht und Frömmigkeit. In gefälligem Wechsel reiht er Bilder der Lust und Trauer aneinander, Bilder irdischen Daseins und irdischer Vergänglichkeit. An die Wehmut über das Vergangene knüpft er die behäbige genießende Freude mit dem Gegenwärtigen. Nicht allein im Leben, auch in seinen Schriften zeigt er sich als Berliner Spaziergänger; sentimental, nachdenklich, forschend, grübelnd. Auf seinen Wegen sprossen vor ihm alte Häuser, alte Straßen auf, die Menschen, die sie bevölkern, deren Schicksale, deren Leben und Treiben. Er gedenkt der großen Umwandlungen, die sich an den Häusern, Straßen, ganzen Gegenden und Stadtteilen vollzogen haben, und schildert die Stimmungen und Strömungen, den Charakter und die Farbe einer jeden Zeitepoche. So träumt er die Geschichte Berlins, sieht aber mit scharfem Auge den Gegensatz zwischen einst und jetzt, vom dämmernden Grunde der Historie hebt sich funkelnd das Bild der Gegenwart ab. Aus tausend Zügen, die er mitteilt, entwickelt sich bei ihm wie von selbst die Charakteristik der Menschen und Straßen und Stadtteile, des ganzen Berlins, ja der letzten zwei Jahrhunderte. Mit Vorliebe verweilt er vor alten,

öffentlichen Lokalen, tritt in Friedhöfe ein, lieſt die Inſchriften der Grabſteine ab, dann wird er der kundige Cicerone, der uns von einer hiſtoriſch intereſſanten Kneipe zur andern führt, namentlich Konditoreien und Weinſtuben ſind das Feld, das er ſouverän beherrſcht. Er weiß wie vielleicht kein Zweiter, wo man einen lauſchigen, ſtillen Winkel in Berlin findet, wo man einen guten Tropfen Wein bekommt, — wo es ſich am angenehmſten, ungeſtörteſten von alten Zeiten und Menſchen träumen läßt. Wenn ſich auch ſeine Seele dem Beſchaulichen, Sinnenden hinneigt, beſitzt er trotzdem den ſcharfen Blick für die Außenwelt. Er erzählt von den Haupt- und Staatsaktionen der Weltgeſchichte, mit denen das Geſchick Berlins in Beziehung ſtand, er weiß im Palaſt des Königs Beſcheid, er ſchildert die Gräuel des Krieges, die Schreckniſſe der Revolution, dann führt er die Segenswerke des Friedens vor, die Berlin zur ſchönen, ſtolzen Stadt gemacht, die eiſerne beharrliche Thätigkeit der Bürger. Aus dem Palaſt des Königs verſetzt er uns in das kleinſte Haus, das jetzt abgebrochen wird, aus der feierlichen Sitzung der Akademie in die beſcheidene Arbeitsſtätte des Handwerkers; er ſucht das Berliner Volk bei ſeinen lauten, gemütlichen Vergnügungen auf und belauſcht den Künſtler, den Dichter bei ſeiner ſtillen Arbeit. Nichts entgeht ſeinen Augen, der kleine Bürgersmann in ſeiner engen Häuslichkeit hat für ihn nicht minder intereſſante Seiten als der große Feldherr und Politiker. In langen Reihen ziehen an unſerem geiſtigen Auge alle die bedeutenden und intereſſanten Perſönlichkeiten vorüber, die mehr oder weniger lange Zeit in Berlin lebten und auf die dortigen Verhältniſſe Einfluß ausübten, wie Leſſing, die Rachel, E. T. A. Hoffmann, Moſes und Felix Mendelsſohn, Schleiermacher, Chamiſſo, Nicolai, Devrient, Chodowiecky, Iffland, Gutzkow, Meyerbeer u. ſ. w. u. ſ. w. Rodenbergs Technik, zu erzählen, iſt in ihrer Sprunghaftigkeit intereſſant und künſtleriſch. Seine Schilderungen ſind eine pikante Legierung von anekdotiſchem Beiwerk, lyriſch gefärbten eigenen Erlebniſſen, hiſtoriſchen Szenen, Naturbildern, ſtatiſtiſchen Daten, bald erglänzend im ſcharfen Lichte der Wiſſenſchaft, bald humoriſtiſch angehaucht, bald ſentimental bewegt, in jedem Moment tragen ſie ein anderes Gepräge, und doch in einem Punkte ſich gleichbleibend: um dieſen feſten Mittelpunkt drehen ſich alle dieſe kaleidoskopartig durcheinander wirbelnden Bilder und Farben, und das iſt die innige, treue, feſte Liebe zu Berlin. So iſt Rodenberg ein Berliner Chroniſt im größten Stil: an den Nekrolog über eine verſchwundene reiht er den Prolog einer beginnenden Sache, indem er die Geſchichte der Stadt Berlin ſchreibt, wird er zugleich Autobiograph, ſein Leben, ſeine Erlebniſſe ſind untrennbar verknüpft mit Berlin ſelbſt, ſeine „Bilder aus dem Berliner Leben“ ſind ein Lebenswerk,

die Memoiren eines bedeutenden Mannes und zugleich die einer großen Stadt, sie nehmen eine ganz eigenartige Stellung in der modernen Litteratur ein.

Wir kommen nun zu einer Reihe älterer und jüngerer Schriftsteller, die es sich zur Aufgabe machten, die Berliner Lokal-Belletristik auf eine hohe künstlerische Stufe zu bringen. Von diesen führe ich hier an: Paul Lindau, Fritz Mauthner, Hugo Lubliner, Max Kretzer, Karl Bleibtreu und Konrad Alberti. Man mag über Lindaus dichterische Befähigung denken wie man will, er bleibt auf alle Fälle ein Mann von außerordentlich großen, litterarischen Verdiensten, ein Schriftsteller, der wie wenige seiner schreibenden Zeitgenossen einen bedeutsamen Einfluß auf die moderne Litteratur ausübte und der vor allem das große Rätsel, auf allen litterarischen Gebieten mächtige Erfolge zu feiern, gelöst hat. Paul Lindau verpflanzte eine gewisse Art der Wiener Kritik nach Berlin und wurde einer der gelesensten und gefürchtetsten Kritiker. Er war es, der Jahrzehnte hindurch zwischen Frankreich und Deutschland einen litterarischen Rapport herstellte, seine eigenen Theaterstücke gingen über die Bühnen Europas und als er den ersten Band seines großen Roman-Cyklus „Der Zug nach dem Besten" veröffentlichte, errang er den größten äußeren Erfolg der letzten Jahre. Paul Lindau genießt eine ungeheure Popularität, ich glaube, kein lebender deutscher Schriftsteller ist gegenwärtig im Ausland bekannter als er. Für mich wird es eine interessante Aufgabe werden, Lindaus Arbeiten mit der weitgehenden Wirkung, die sie ausübten, in kritische Beziehung zu setzen. Ich konnte mich mit manchem, was er geschrieben, nicht befreunden, ohne daß ich auch nur einen Augenblick seine wirklichen und besonderen Vorzüge vergaß. Schon die Thatsache allein, daß er den genialen spanischen Dramatiker Echegaray in Deutschland einführte, mußte genügen, ihm Sympathie entgegen zu bringen. Auch Fritz Mauthner trat wie Paul Lindau vor das Publikum mit einem Berliner Roman-Cyklus. Nichts ist charakteristischer für die litterarischen Verhältnisse Wiens und Berlins als der Umstand, daß die Wiener Litteratur nur wenige Lokal-Romane und -Novellen aufzuweisen hat, während in Berlin bereits zahlreiche anerkannte Schriftsteller nach dem Muster Zolas in Roman-Serien ihre Berliner Eindrücke und Erfahrungen zu gestalten suchen. Fritz Mauthner ist im Grunde genommen ein drastisches Beispiel für die alte Thatsache, daß manchmal rauschende Erfolge ein großes Unglück sind. Seine amusanten, prickelnden und treffenden Parodien „Nach berühmten Mustern" erlebten an zwanzig Auflagen und seitdem gilt Mauthner überall als „Parodist". Schrieb er Feuilletons, meinte man, er sollte neue Parodien verfassen, schrieb er Ro-

mane, warf man ihm vor, warum er das eigentliche Feld seiner Thätigkeit und Begabung verlassen wollte. Und so dürfte Mauthner noch sehr viel zu thun haben, um die durchschlagende Wirkung seiner Parodien wieder vergessen zu machen. In seinen erzählenden Arbeiten vermisse ich das rein dichterische: Stimmung und Empfindung, auch in bezug auf Komposition und Technik lassen sie viel zu wünschen übrig. Im übrigen sind selbe scharf geschaute, klar entworfene Sittenbilder, in denen eine große satirische Kraft herrscht. Aus seinen kritischen Schriften schöpfte ich viele Anregungen; Fritz Mauthner erweist sich da als ein selbständiger, rücksichtsloser Autor, der aber in vielen seiner Urteile zu weit geht, er überschätzt Keller, den ich selber außerordentlich verehre, ebenso sehr, als er die Bedeutung Zolas nicht erfaßt; seine Angriffe auf Georg Ebers waren viel zu scharf, und daß er Hamerling, einen Dichter ersten Ranges, zu wiederholten Malen befehdete, kann ich persönlich ihm nicht verzeihen. An Ursprünglichkeit der Empfindung, Fülle und Gewalt dichterischer Begabung stelle ich Max Kretzer weit über Fritz Mauthner. Dieser Autor gehört zu den wenigen, welche Berlin, wenigstens nach einer Seite hin, genau kennen und diese ausgezeichnet darzustellen vermögen. Es ist nur jammerschade, daß es diesem elementaren Talente an innerer Durchbildung fehlt. Sein Roman „Die Verkommenen" ist bei all' seiner technischen Mangelhaftigkeit ein grandioses und erschütterndes Werk. Wie Max Kretzer macht auch Konrad Alberti mit Vorliebe Berlin zum Gegenstand seiner Darstellungen. Er gehört mit Karl Bleibtreu, über den ich an anderer Stelle ausführlich gesprochen habe, zu den Hauptverfechtern des modernen Realismus. An Vielseitigkeit, dichterischer Größe steht Bleibtreu viel höher als sein Kampfgenosse. Was aber an Konrad Alberti besonders zu schätzen ist, das ist sein unermüdlicher Fleiß, sein rastloses Streben nach Vollkommenheit und sein Zielbewußtsein. Er ist vielleicht unter den modernen Stürmern und Drängern die geschlossenste Individualität. Zerrissenheit der Stimmung, dämmernde, unklare, künstlerische Begriffe sind bei ihm nicht zu finden. Ich bin überzeugt, daß Alberti eine große litterarische Carriere machen wird, und zwar vorzugsweise als Kritiker und Essayist. Seine Leistungen auf diesem Gebiete sind bereits jetzt in hohem Grade beachtenswert. Was seine Romane und Novellen anbetrifft, so zeigt sich in ihnen bis jetzt mehr der Schriftsteller als der Dichter, mehr Kopf als Herz, mehr Verstand, kritischer Scharfblick als Gemüt und poetischer Zauber. Alberti sucht vor allem das Leben nach seiner sozialen Seite darzustellen und den Darwinismus auf die Kunst nicht nur als Kritiker sondern auch als selbständig schaffender Künstler zu übertragen. Muß man vor dem hohen Streben Albertis, durch das er

sich von so vielen müssig hintändelnden und nichtiges schaffenden Schriftstellern merksam unterscheidet, die größte, ehrlichste Achtung haben, so sind seine oft ganz einseitigen, beschränkten, sogar persönlichen Angriffe umso entschiedener zurückzuweisen. Alberti hat nicht das Recht, Schriftsteller, deren künstlerischen Ziele von den seinigen abweichen, sozusagen als Verbrecher zu behandeln. Durch derlei Ausfälle schadet er seinen künstlerischen Schriften mehr als sie seinen ästhetischen Ansichten Geltung zu schaffen vermögen. Ich spreche diesen Tadel um so entschiedener aus, weil ich weiß, wie ernst es Alberti mit der Kunst nimmt, mit welch' bedeutenden Problemen er sich trägt und wie er Gefahr läuft, daß man an der Lauterkeit seiner Gesinnung zweifelt. So ist es gekommen, daß seine Novellen „Riesen und Zwerge", „Plebs", sein Roman „Wer ist der Stärkere" und sein Drama „Brot" manchmal sehr ungerecht beurteilt worden sind. Man übersah die oft großartige Anlage, den dämonischen, fieberhaften Wirklichkeitssinn, der in ihnen lodert, die scharfe Beobachtungsgabe und das kräftige Talent, Menschen zu zeichnen.

An dieser Stelle möchte ich eine Dame erwähnen, welche allerdings keine Berliner Romane schreibt, aber durch ihr öffentliches Wirken und ihre zahlreichen Schriften eine originelle, charakteristische Erscheinung des Berliner litterarischen Lebens ist. Frau Lina Morgenstern, eine der eigentlichen Leiterinnen der großen Frauenbewegung, tritt für eine vernünftige Emanzipation des weiblichen Geschlechtes ein, sucht die soziale Stellung des Weibes zu heben und ihm eine Art Gleichgestellung mit dem Manne zu erringen ohne Aufgebung der weiblichen Würde und Hintansetzung der wirklichen und ewigen Pflichten des Weibes. Frau Lina Morgenstern rief auch eine Anzahl gemeinnütziger Institutionen ins Leben und hat sich so um das öffentliche Wohl sehr verdient gemacht. In unermüdlicher, aufopferungsfreudiger, geradezu idealer Weise wirkt, schafft und waltet diese Frau, deren Namen bereits weit über die Grenzen Berlins hinausgedrungen ist. Ihre Schriften sind alle interessant und lehrreich, ihr großes Werk „Die Frauen des neunzehnten Jahrhunderts" sogar von litterarischem und kulturhistorischem Wert, nur eines gefällt mir an ihr nicht, und zwar ihre Gedichte: Wohlgemeint und herzlich in Gesinnung und Empfindung, sind sie von einer solchen Dürre und Trockenheit, daß sie keinen Genuß gewähren können.

Berlin hat eine eigentümliche herbschmeckende Frucht gezeitigt, nämlich den Berliner Witz, der an Kaustik, Schärfe und trockener Lakonik nichts zu wünschen übrig läßt. Dicht daneben steht auch ein ebenso eigenartiger Berliner Humor, harmlos, poetisch, voll feiner Spitzen, ohne zu verwunden. Oskar Blumenthal, einer der erfolgreichsten Lustspieldichter der deutschen

Litteratur, ist der klassische Vertreter des Berliner Witzes. Seine Epigramme sind von mörderischer Wirkung und hierin ebenbürtig den satirischen Bemerkungen des Wiener Autors Daniel Spitzer. So oft ich ein Buch von Blumenthal las, kam ich aus dem Lachen nicht heraus. Man kann nicht sagen, daß Blumenthal den Kalauer kultiviert, sein Witz steht auf einer höheren litterarischen Stufe, er hat ihm sogar einen ausgeprägten, scharf abgeschliffenen Charakter verliehen. Man muß dem Witz Blumenthals einen um so größeren Wert zuerkennen, weil er kein müßiger ist, sondern tiefe Wahrheiten enthält und gegen wirkliche menschliche Schwächen im Allgemeinen und Besonderen zu Felde zieht. Während Blumenthal treffen will und trifft, giebt sich Julius Stettenheim harmlos und liebenswürdig. Julius Stettenheim ist der Urheber der weltberühmten Wippchenfigur, dem Don Quichote unter den Reportern. Seine Spezialität besteht darin, Phrasen durcheinander zu schütteln und so die komischsten Verwechslungen zu begehen. Sein Wippchen ist eigentlich der Jongleur des Wortwitzes. Durch diesen prächtigen Typus, dem er seit Jahrzehnten die ergötzlichsten und überraschendsten Züge andichtete, ist Stettenheim in Berlin ein populärer und in ganz Deutschland bekannter Schriftsteller geworden.

Noch harmloser als Stettenheim ist Oskar Justinus, der Verfasser einiger erfolgreicher Schwänke und Lustspiele. Ich habe eine besondere Vorliebe für Justinus, denn er bildet im Tummel und Trubel der Großstadt eine litterarische Oase. Seine Arbeiten tragen einen so pausbäckig-gesunden, altväterisch-anheimelnden, hausbacken-gemütlichen Zug, daß einem dabei ganz wohl zumute wird. Inmitten des großstädtischen Raffinements ist er von einer rührenden Naivetät. In seinen Schriften ist ein Löffel Suppe wirklich ein Löffel Suppe und nicht wie bei anderen Schriftstellern ein magenverderbendes lucullisches Mahl, und eine Tasse Thee wirklich eine Tasse Thee. Der Autor des prächtigen „Anton Notenquetscher", Alexander Moszkowski, pflegt mit großem Glück den musikalischen Witz und muß an dieser Stelle mit besonderer Hervorhebung genannt werden wie Johannes Trojan und Heinrich Seidel, denen sich zwei wahlverwandte Dichter anschließen: Julius Lohmeier und Rudolf Löwenstein, denen wir herzerfreuende, entzückende lyrische Poesien verdanken. Noch dreier Schriftsteller muß ich erwähnen, welche allerdings nicht durch ernste oder heitere poetische Arbeiten sich den spezifisch berlinischen Autoren anreihen, wohl aber in zahlreichen feuilletonistischen Bildern und Skizzen ihre große Kennerschaft Berlins bezeugen und so einen gewissen Rang in der hiesigen Lokallitteratur einnehmen, und zwar Paul Lindenberg, Hans R. Fischer und A. O. Klaußmann.

Die Kritik und Feuilletonistik trägt in Berlin einen wesentlich anderen Charakter als in Wien. Sie ist in Berlin ernster, sachlicher, wenn auch nicht so glänzend als in Wien. Man darf sich unter dem Feuilleton, das in Berlin erscheint, absolut nicht das sogenannte Wiener Feuilleton vorstellen. Das Berliner Feuilleton ist eine „höhere Tochter", das Wiener eine Grisette, jenes mehr Abhandlung und Essay, dieses mehr Kauserie und Stimmungsbild. In Berlin wirkt ein Essay von Frenzel, Rudolf Genée, Hermann Grimm, in Wien blendet ein Feuilleton von Groß, Bauer und Herzl. Die Berliner Kritik, wie sie von Frenzel, Fontane, A. Rosenberg, einem feinfühlenden und verständnisvollen Autor, Blumenthal, Mauthner, Schlenther, einem glänzenden Stilisten von schärfster Eigenart, Ehrlich, Gumprecht, betrieben wird, hebt sich deutlich ab von der Wiener Kritik, die in Speidel und Hanslick ihren größten Ausdruck findet. Neben den oben genannten müssen wir noch eine Reihe geachteter Kritiker erwähnen, wie Otto Brahm, Eugen Zabel, einen genauen Kenner und vortrefflichen Darsteller russischer Litteratur, Otto Neumann-Hofer, J. Landau. Der populärste unter den Kritikern ist vielleicht Ludwig Pietsch, der langjährige Mitarbeiter der „Vossischen Zeitung", die von Friedrich Stephany mit bewunderungswürdiger Sorgfalt, musterhafter Energie geleitet und auf der Höhe ihres riesigen Einflusses gehalten wird. Berlin besitzt im Verhältnis zu Wien eine geringe Anzahl berufsmäßiger Feuilletonisten. Aus der bunten Fülle vortrefflicher Feuilletonisten und Journalisten greifen wir nur einige wenige heraus: S. Samosch, dessen Spezialität Italien und seine Litteratur bildet, Gustav Karpeles, den bekannten Heineforscher, Eugen Sierke, der treffliche Berliner Skizzen schreibt, Hermann Lessing, Franz Violet, R. Thiele, Hermann Trescher, Dr. J. Kastan, H. Herold, Max Horwitz, einen der trefflichsten Lokalredakteure Berlins, L. Schönhoff, Theophil Zolling. Dieser trat zuerst mit einem Epos „Die Jungfrau vom Stuhl" auf. Seine in der „Neuen freien Presse" erschienenen Feuilletons „Reise um Paris" machten seinen Namen in den weitesten Kreisen bekannt. Große litterarische Verdienste erwarb er sich durch seine kritischen Studien über Kleist und die Ausgabe der Werke dieses Dichters. In jüngster Zeit veröffentlichte Zolling einen Berliner Roman: „Der Klatsch", welches Werk große Beachtung von seiten des Publikums und der Kritik fand. Mir war es leider noch nicht möglich, Zollings ersten Roman zu lesen.

Die Mitte zwischen Kunst und Journalismus hält Karl Pröll inne, mit dem ich mich aus mehrfachen Gründen hier etwas näher befassen will. Er ist nicht nur einer der originellsten und frischesten unter den

lebenden Feuilletonisten, sondern auch ein politischer Schriftsteller, dessen Wirken für die Deutsch-Österreicher von weittragender Bedeutung geworden. In allen Wechselfällen seiner bewegten Vergangenheit als politischer Redakteur ist er stets seinem Ideal treu geblieben, der Anwalt der bedrängten Deutschen in Österreich zu sein, die Reichsdeutschen an ihre nationale Bruderschaft zu mahnen und durch zahlreiche Kampfschriften ihnen das Verständnis für die politische Lage in Österreich zu erschließen. Einer der mannhaftesten, hochachtbarsten deutschen Schriftsteller, sucht er also in seinen Schriften eine Brücke zwischen Deutschland und Österreich zu bauen. Karl Pröll ist bereits seit 1867 als Redakteur thätig. Damals leitete er die „Österreichische Gartenlaube". Ein Jahr darauf übernahm er die Redaktion der „Klagenfurter Zeitung", und als dieses Blatt offiziösen Charakter erhielt, begründete er in Klagenfurt eine neue Zeitung, die „Freien Stimmen". Gegen Ende 1872 wurde er zum neugegründeten deutsch-nationalen Central-Organ, zur „Deutschen Zeitung" berufen. Im Mai 1873 besuchte er den deutsch-böhmischen Parteitag in Teplitz, dem Pröll wie allen früheren allgemeinen und prinzipiellen Parteitagen beiwohnte. Es kommt dort zum harten Zusammenstoß verschiedener politischer Parteien, und die bitteren Erfahrungen, die Pröll dabei machen mußte, reifen in ihm den Entschluß, in das neubegründete Deutsche Reich auszuwandern. Im Jahre 1874 finden wir ihn bereits in Frankfurt a. M. als Redakteur der „Frankfurter Presse", zwei Jahre darauf (1876) als Leiter des „Mainzer Tageblattes". 1878 folgt er einem Rufe der „Breslauer Zeitung" und wird deren stellvertretender Chefredakteur. Im Sommer 1881 übersiedelt er nach München, um in die Redaktion der liberalen „Neuesten Nachrichten" einzutreten. Aber auch in München hielt es ihn nicht allzulange, nach zwei Jahren reist er nach Berlin, wo er bis zum heutigen Tage als Korrespondent der Wiener „Deutschen Zeitung" thätig ist. Karl Pröll wich nie um Haaresbreite von seinen politischen Überzeugungen ab, Preßprozesse, öffentliche und private Anfeindungen prallten an ihm machtlos ab und konnten ihn höchstens nur veranlassen, seine jeweilige Stellung aufzugeben. Man ist heutzutage im großen Publikum nur allzuleicht geneigt, in einem Journalisten einen Mann zu sehen, der zwar Meinung macht, aber keine besitzt, Ansichten ausspricht, aber an sie nicht glaubt, — man kann daher nicht genug entschieden auf ein so leuchtendes Beispiel von strengster Redlichkeit hinweisen, wie es die deutsche Journalistik in Karl Pröll besitzt. In diesem nur der belletristischen Thätigkeit gewidmeten Buche kann ich nicht auf seine einzelnen politischen Kampf-, Trutz- und Trostschriften in Vers und Prosa eingehen. Nur was er als Feuilletonist leistete, gehört in den Kreis meiner Betrachtungen.

Karl Pröls feuilletonistische Arbeiten sind eine eigentümliche Mischung von Poescher Phantastik mit drastischer Satire. Bald voll quellender Frische und Heiterkeit schlagen sie in groteske, schauerliche Romantik um, bald von liebenswürdiger Anmut und Harmlosigkeit gehen sie in tiefgründige philosophische Grübeleien über. Aber alle seine Skizzen sind von einem scharfen, modernen Geist durchatmet, der sich selbst in den bizarrsten Phantasieen nicht verleugnet. Pröls Skizzen haben auf das große Publikum eine außergewöhnliche Anziehungskraft ausgeübt. Seine in Buchform unter dem Titel „Moderner Totentanz" gesammelten Feuilletons haben die vierte Auflage (3 Bände, Berlin, A. Landsberger) erreicht, — ein für unsere tristen Verhältnisse geradezu enormer Erfolg. Nicht minder Glück hatten seine weiteren Sammlungen: „Kreuz und Quer", „Bilderbuch eines Bummlers", „Berliner Federzeichnungen eines Deutsch-Österreichers" (sämtlich bei Landsberger, Berlin). Karl Pröll hat die innere Genugthuung, welche wohl den wenigsten Journalisten vom Schicksal gegönnt wird, daß seine journalistische Thätigkeit keine vergebliche gewesen, er kann auf große Erfolge zurückblicken, sein politisches Wirken wird sichtbare Spuren hinterlassen, und was von allen diesen schönen Dingen vielleicht das Schönste und Wertvollste ist: in dem Trubel der Tageskämpfe hat er sein eigenes Selbst unverfälscht zu bewahren gewußt.

Wenn ich nun weiter das riesige Feld der Berliner Litteratur überblicke, bleibt mein Auge an einer Gruppe von Dichtern haften, die teils konservativ in ihren künstlerischen Prinzipien, teils einem gemäßigten Realismus huldigend, doch alle mehr oder weniger in geistiger Beziehung zu einander stehen. Der Hervorragendste und Bekannteste unter ihnen ist Otto von Leixner, über welchen ich wie über Schweichel und Wichert im nächsten Bande ausführlich berichten werde. Otto von Leixner gehört zu unseren besten und erfolgreichsten Kulturhistorikern und Ästhetikern. Umfassendes tiefes Wissen vereinigt sich bei ihm mit einer geläuterten Kunstanschauung. Wohnt seinen wissenschaftlichen Werken ein bedeutender Wert inne, so glänzen in seinen Skizzen kritischen und belletristischen Inhalts poetische Empfindung, Gestaltungskraft und vor allem eine satirische Kraft, wie sie nur wenigen deutschen Autoren zu Gebote steht. Leixner ist ein ehrlicher, aufrichtiger Schriftsteller, der mit der ganzen Macht seiner Überzeugung, seines Wissens, seiner produktiven Begabung für das Hohe und Gute, sowohl in der wirklichen Welt als in der imaginären der Litteratur eintritt, mit scharfem Auge beobachtet, das Schlechte und Verwerfliche mit ätzendem Spotte geißelt und mit bewunderungswürdigem Spürsinn immer jene Stelle zu erfassen weiß, wo der von ihm bekämpfte Gegenstand wirklich verwund-

bar ist. In seinen Feuilletons, kleinen Erzählungen, Sprüchen und Fabeln zeigt sich tiefes Gemüt, mannhafter Charakter, sind mit wahrhaft verschwenderischem Reichtum so viel Gedanken aufgestapelt, daß man damit einige Dutzend Romanschriftsteller speisen könnte. Seine Werke sind von einer erstaunlichen Mannigfaltigkeit der Themen und von einer großen Beweglichkeit der Auffassung modernen Lebens. Da blendet uns nichts, täuscht uns nichts; alles ist solid und gleicht der vornehmen Eleganz eines Patrizierhauses, das mit seinem Reichtum nicht flunkern will, aber in würdiger Weise seinen Herrn repräsentiert und die Gäste aufnimmt. Von seinen poetischen Werken nenne ich hier nur die „Dämmerungen", eine Dichtung von hinreißendem, prophetischem Schwung, voll feuriger Empfindung, und in vollendeter Form dargestellt. Neben Otto von Leixner sei es mir gestattet einen jüngeren, sehr fruchtbaren Dichter zu nennen: Oskar Linke. Ganz vom Zauber der Antike umfangen, schafft er seine Werke aus dem Geist derselben heraus. Epen, Romane und märchenartige Skizzen bekunden nicht nur seine gründliche Kenntnis des klassischen Altertums, sondern auch einen lebhaften Geist und ein feines Formgefühl. In neuerer Zeit machte sich auch bei ihm der Drang nach Erfassung und Darstellung des modernen Lebens bemerkbar, und diesem Drange verdanken wir einige Berliner Geschichten. Für das bedeutendste seiner Werke halte ich den „Heiligen Antonius", den ich mit besonderem Genusse gelesen habe. Hier zeigt sich eine feurige, üppige Phantasie, berlinisch kaustischer Witz und ein großartiges Kompositionstalent. Oskar Linke gehört unbedingt zu den vornehmsten Dichtererscheinungen der jüngeren Litteratur, seine Vorliebe für Robert Hamerling hat auch einen Abglanz auf sein Schaffen geworfen, ohne daß er an Selbständigkeit und individuellem Gepräge Abbruch erlitten hätte. Linke steht im bewußten und von seinem Standpunkt aus gerechtfertigten Gegensatz zu den modernen Stürmern und Drängern: während jene die Antike verachten und sich von dem Einflusse derselben gänzlich frei machen wollen, schwört dieser auf Pallas Athene und Apollo. Zwischen Oskar Linke und dem extremen Realismus stehen Heinrich und Julius Hart, zwei junge Schriftsteller von ebenso hervorragender poetischer Begabung als kritischem Feingefühl. Man kann mit vollem Recht behaupten, daß dieses litterarische Gebrüderpaar trotz seiner jungen Jahre auf die modernste Litteratur einen gewissen Einfluß ausübte. In ihren poetischen Arbeiten suchen sie mit Erfolg künstlerisch das zu erreichen, was sie ästhetisch als das Ziel der Richtung bestimmen. Heinrich Hart schafft soeben an einem epischen Cyclus von ungeheuerlichen Dimensionen, dem „Liede der Menschheit". Es ist ein litterarischer Eiffelturm, den der kühne Poet da er-

bauen will. Zwei Gesänge liegen bereits vor, hoffentlich ist das Unternehmen bis zum Erscheinen des zweiten Bandes der „Berliner Autoren", um einige Stockwerke höher gediehen. Ein nachdenklicher, an originellen Zügen reicher Schriftsteller ist F. Lange, dessen „Harte Köpfe" mich sehr interessiert haben. Die beiden Hauptgestalten, ein Pastor und ein Apotheker, sind mit feinster Kunst entworfen. Das Buch ist eine der merkwürdigsten kleinstädtischen Geschichten, die ich bisher kennen gelernt habe. Mit Langes neuestem Epos: „Lothar" konnte ich mich leider noch nicht beschäftigen. Aus dem Trosse der jüngeren Poeten, die sich im Laufe der letzten Jahre bemerkbar gemacht haben, müssen an dieser Stelle Adalbert von Hanstein und Richard von Hartwig genannt werden. Der erstere hat mit seinen „Menschheitsliedern" und „Von Kain's Geschlecht" in rascher Zeit große Beachtung in litterarischen Kreisen gefunden. Des letzteren „Weltmärchen" und „Gedichte" sind reife, sympathische Kundgebungen eines tief empfindenden Gemütes und eines ehrlichen Charakters. In beiden Büchern finden sich Partien von philosophischem Tiefsinn und edler künstlerischer Schönheit. Eine noch wenig bekannte junge Dichterin Martha Hellmuth, die ich für ein ernstes und tiefes Talent halte, möchte ich hier besonders erwähnen. Sie schlägt eigentümliche, das Herz seltsam bestrickende Töne an. Sie giebt sich einer mystischen, pantheistischen, aber modernen Natursymbolik hin; in ihrem Innern treibt und gährt eine dämonische Kraft, sie rüttelt an dem Schleier, der das Geheimnis alles Daseins umspinnt, sie versenkt sich in die tiefsten Abgründe des Zweifels und der Sorge, und wenn sie himmelhoch emporschwebt, so geschieht dies nicht in jauchzender Wonne, sondern um das Leid, den Jammer der Welt von der Vogelperspektve aus zu betrachten. Und doch ist das Endziel ihres Strebens, alle Widersprüche, alle Unbegreiflichkeiten, allen Kummer der Welt philosophisch zu begreifen und in den heiligen Dreiklang der Poesie aufzulösen. Eine verhaltene sinnliche Leidenschaft schluchzt und sprüht in ihren Versen, ohne daß dieselben melodischen, sangbaren Charakter annehmen können, denn zu sehr lastet auf ihnen die Wucht des Gedankens. Nicht immer gelingt es der Dichterin, Klarheit in ihre Ideenkreise zu bringen und eine Handlung plastisch zu gestalten, es fehlt ihr an philosophischer Schulung, der Reim erzeugt bei ihr oft den Gedanken und zwingt sie vom Inhalt abzuirren. Aber dies Ringen mit der Form, mit Äußerlichkeiten, ihr Streben, das zu sagen, was ihre Seele füllt, erregt Sympathie. Die Dichterin ist keine Alltagserscheinung und schreibt auch nicht für Alltagsnaturen. Obwohl weder A. Trinius noch Olga v. Oberkamp in Versen dichten, gehören sie doch hierher. A. Trinius ist vor allem bekannt durch seine „Märkischen Streif-

züge" und „Thüringenſchen Wanderbücher", in denen außer topographiſchen und hiſtoriſchen Kenntniſſen eine unleugbare poetiſche Darſtellungskunſt zu Tage treten. Ich kenne von dieſem Verfaſſer auch kleine erzählende Skizzen, die einen ſolchen poetiſchen Zauber aushauchen, daß ſie ſelbſt einem Turgenjew zur Ehre gereichten. O. v. Oberkamps Dichtungen ſchweben ein klein wenig in der Luft, die Dichterin erfüllt zu wenig die Bedingungen des realen Lebens, aber inbezug auf heiße, glühende Stimmung erweiſt ſie ſich als glänzendes, wohlbeachtenswertes Talent. Viele ihrer Szenen gemahnen in ihrer phantaſtiſchen Farbenmiſchung an Böcklin.

Nur mit einem gewiſſen Zaudern komme ich auf Alfred Friedmann zu ſprechen, den ich ja längſt hätte erwähnen ſollen, denn er gehört nicht mehr zu den jüngeren Schriftſtellern, eine ſtattliche Reihe von Epen, Dramen, Romanen und lyriſchen Sammlungen liegen bereits von ihm vor und machten den Namen ihres Urhebers in den weiteſten Kreiſen bekannt. Ich ſpreche deshalb mit einem gewiſſen Widerſtreben über Friedmann, weil es mir unangenehm iſt, zu konſtatieren, wie ſich ein urſprüngliches, friſches, flottes, graziöſes Talent ſo ſehr in die Untiefen einer allzu eifrigen und verwäſſerten Produktion verloren hat. Alfred Friedmanns erſte Arbeiten haben mir ausnehmend gut gefallen, ſie waren vollgiltige Proben einer liebenswürdigen und vielſeitigen Begabung, deren Entwickelung man mit Vergnügen folgte. „Merlin", „Die Feuerprobe der Liebe", „Savilia", „Leichtſinnige Lieder", „Vertauſcht", „Lebensmärchen", das alles waren allerliebſte, ſchmucke Leiſtungen, die einen von Herzen freuten. Wenn ich nicht irre, waren es die „Optimiſtiſchen Novellen", die meiner Verehrung für Friedmann den Grenzſtein ſetzten. Was nachher kam, war angeleſen, anempfunden, zum großen Teil geſchmacklos, und ſo hat er ſich es ſelbſt zuzuſchreiben, wenn man über ſeinen letzten ſchlechten Schriften ſeine erſten guten vergaß. Sein glühender Ehrgeiz ſcheint ſeine Selbſtkritik verzehrt zu haben; ſein verhängnisvoller Eifer, ſtets und ſtets mit neuen Büchern aufzutreten, hat ihm den Sinn für Selbſtzucht umnebelt und ſo läuft er Gefahr, das zu verlieren, was er in ſeinen erſten Arbeiten erwieſen hat, nämlich ſein Talent. In ſeinen neueren Sachen finden ſich Partien von dilettantiſcher Zerfahrenheit und Geſchmackloſigkeit. Friedmann ſcheint keinen einzigen wahren Freund zu beſitzen, der ihm den Rat giebt, ſich für einige Zeit gänzlich von der Litteratur zurückzuziehen und erſt dann wieder mit einer Dichtung hervorzutreten, wenn er ſich und ſein Talent wiedergefunden hat.

Die namentlich in Öſterreich verbreitete Meinung, daß man in Berlin weder Stimmung noch Anregung zu belletriſtiſchem Schaffen findet, wird

durch die Thatsache widerlegt, daß hier verhältnismäßig am meisten belletristische Schriftsteller leben. Ich nenne nur außer Frenzel, Fontane, P. Lindau, noch Ernst Wichert, Robert Schweichel, Adolf Glaser, Hans Hopfen, Hermann Heiberg, Alexander von Roberts, F. Dernburg, Karl Emil Franzos, der, so viel ich auch persönlich an seinen erzählenden Werken auszusetzen habe, ebenfalls gerechtermaßen an erster Stelle genannt werden muß, Rudolf Lindau und Hans Hoffmann. Ich bin ein besonderer Verehrer der beiden letzten Autoren. In Rudolf Lindau tritt eigentlich das dichterische Element weniger zu Tage, aber er besticht durch die Feinheit der Darstellung und vor allem durch das internationale Kolorit, mit dem er die überraschendsten Effekte erzielt. Hans Hoffmann ist einer der originellsten, sprachgewaltigsten Dichter-Novellisten der deutschen Litteratur. In seinen Novellen blühen Partien von unsagbar schönem landschaftlichen Reiz. Ein wie bedeutender Dichter Hoffmann ist, beweist er am besten dadurch, daß er oft die brüchigsten und gewaltsamsten Probleme künstlerisch siegreich und menschlich ergreifend zu bewältigen versteht. In bezug auf internationales Gepräge erinnert manchmal an Rudolf Lindau einer der tüchtigsten und begabtesten jüngeren Schriftsteller: Fedor von Zobeltitz. Er ist ein genauer Kenner der Offiziers- und Finanzkreise, ein Vorzug, der ihn begünstigt, äußerst lebendige, wahrheitsgetreue Schilderungen jener Gesellschaftsklassen zu entwerfen, was seinen Arbeiten einen speziellen Charakter verleiht. Er verfügt über gemütsvollen Humor und reiche Erfindungsgabe, die in seinen ersten Werken das klare Gefüge der Handlung zu überwuchern drohte. Aber allmählich wußte er anstatt des Sensationellen und Abenteuerlichen das Wahre und Natürliche zu setzen und aus seinen Werken eine geläuterte, gesunde und sympathische Weltanschauung hervorleuchten zu lassen. Er verwertet mit besonderem Geschick die zahlreichen Eindrücke, die er auf seinen großen Reisen sammelte, und diese setzten ihn in Stand, den Horizont seiner Arbeiten weit zu spannen und dem Leser ein farbenreiches, interessantes Weltbild zu entrollen. Wer seine Romane „Karadi-Nisa", „Flittergold", das eine in exotisch-reizvoller Manier, das andere blühend von echtem Leben kennt, wird stets mit Vergnügen zu seinen weiteren Arbeiten greifen. Gerade in unserer Zeit, wo das Raffinement überall herrscht, muß man mit umso größerem Nachdruck auf die Leistungen dieses phantasievollen und doch schlichten, dieses wohlerfahrenen und stets die Grenzen der Kunst beobachtenden Autors hinweisen. Die deutsche Litteratur hat auch stark zu rechnen mit zwei feingestimmten und äußerst begabten Erzählern: Hermann Sudermann und Ernst Remin. Sehr schade ist es, daß Frau Bertha Glogau, die mit einigen Novellen ein ungewöhnliches Talent verriet, bei-

nahe nichts mehr von sich hören läßt. Die Unterhaltungslektüre, wie sie von den meisten Familienjournalen gepflegt wird, stammt zum überwiegendsten Teile von weiblichen Federn her, ein belletristischer Redakteur kann heutzutage ohne weibliche Mitarbeiterschaft sein Blatt nicht mehr zur Zufriedenheit der Abonnenten herstellen. Frau Bertha Glogau ist eine jener seltenen Schriftstellerinnen, welche den Geschmack des Publikums treffen, und doch wirkliche Künstlerinnen bleiben. Ein reizendes, bewegliches Talent für die kleine Skizze besitzen wir in Emmy Rossi, die oft mit wenigen Strichen ein allerliebstes kulturhistorisches Genrebild zu zeichnen versteht. Litterarisch allerdings unter B. Glogau stehend, lassen die Skizzen Frau Rossis doch nicht künstlerische Ansätze vermissen.

Ich schließe hiermit meine dürftige und lückenhafte Umschau über die gegenwärtige Berliner Litteratur. Es ist unmöglich, im Rahmen eines kurzen Aufsatzes alle bedeutenden Erscheinungen zu nennen, ohne nicht einen litterarischen Katalog oder kritischen Bädecker zu liefern. Aber diese wenigen Daten dürften genügen, um zu beweisen, daß Berlin auch litterarisch die Hauptstadt des Deutschen Reiches ist, daß sich die Berliner Litteratur mit einem Glanz, einer Fülle, einer Mannigfaltigkeit äußert, über welche jeder Deutsche die herzlichste Freude empfinden muß.

Das alte zopfige Vorurteil, daß die gute Litteratur mit dem Tode der Klassiker zu Ende sei, daß die Epigonen nur Untergeordnetes leisten, ist Gott sei Dank immer mehr und mehr im Schwinden begriffen. Und es stände um den geistigen Rang der deutschen Nation sehr schlimm, wenn nicht in einer Zeit, die unter dem Zeichen Darwins steht und in der Edison seine weltbewegenden Entdeckungen macht, bei uns Dichter aufträten, die den bezwingenden, lähmenden Bann der Klassiker durchbrechen, und die Anschauungen, die Ideen der Gegenwart glänzend und ergreifend zum Ausdruck bringen.

Die Schmutzforscher in der Kritik.

Von Fritz Hammer.

(München.)

Es entspricht ganz dem Zuge, d. h. der Kraft der Zeit, daß auch die Kritik sich die Zerteilung ins Spezialistische gefallen lassen muß. Das Weite, Freie, Überschauende, Zusammenfassende ist nicht mehr zeitgemäß. Es ist auch nicht leicht, denn es fordert ganze Kerls. Wo wären die in der landläufigen modernen Kritik zu finden? Aber das Kleine, Einzelne — das Splitterchen, ja, das wird bewältigt! In diesem Zeichen wirst du siegen, — und der moderne Kritikus wird Kleinmeister, Einzelforscher, Splitterrichter. Man streckt sich nach der Decke und fühlt sich eine Größe im Kleinen.

Eine Spezialität, die heute mit Vorliebe in der Kritik angebaut wird, ist die Schmutzforschung, d. h. die Verthatsächlichung, die Herausstellung, Beleuchtung und Bemoralisierung einer Fiktion — der Fiktion, daß sämtliche bedeutendere Dichter der Gegenwart eigentlich keine Dichter, sondern Schmutziane oder kurzweg Schweine sind. Namentlich die entschiedenen, waschechten Realisten.

Wer als Kritikus seine Sporen verdienen, in Ansehen kommen und ein Geschäft machen will, wirft sich auf die Schmutzforschung. Das geht immer; das ist ein sicheres Brot. Und die ganze wirkliche Schweinewelt steht hinter dem Schmutzforscher und applaudiert mit allen Vieren und grunzt frenetisch: „das ist unser Mann!“ so oft ein ehrlicher, wahrheitsliebender, humaner Schriftsteller vom Prof. Doktor Schmutzianus als — Schmutzian kritisch abgethan wird. Denn Kritisieren heißt heutzutage abthun. Das bringt die Gründlichkeit so mit sich. „Totmachen“ sagt der Dr. Lingg. Einer der fleißigsten und glücklichsten Schmutzforscher in der zeitgenössischen Litteratur ist der berühmte Redakteur des „Bund“, Ehrendoktor Joseph Viktor Widmann in Bern, geborener Mähre. Seine Leistungsfähigkeit ist enorm. Sobald er „schweinisches Wühlen im Schmutz“ konstatieren kann, läßt er seinen Autor nicht mehr los, geht mit ihm durch Dick und Dünn, fortwährend mit wühlend und schnüffelnd und die schönsten Stellen notierend mit diplamatischer Treue. Von allen Schmutzforschern ist er der gewandteste und passionierteste. Es ist ein Schauspiel, ihn bei der Arbeit zu sehen. Er forscht mit den Augen, mit der Nase — natürlich vornehmlich mit der Nase, das bedingt die Spezialität — mit den Fingerspitzen. Dazu noch, wo die natürlichen Werkzeuge nicht ausreichen, die Herbeiziehung aller er-

denklichen Maschinen und Apparate. Ganz erstaunlich: er liest wie ein Blinder, hört wie ein Tauber, wittert wie zehn Geruchlose, schmeckt mit den Augen, sieht mit der Zunge, kostet mit der Nasenspitze, riecht mit den Lippen. Kurz, er kann alles, sobald er nur ein Atom von Schmutz erhascht. Der Schmutz inspiriert, begeistert, verwandelt, vervielfältigt ihn, verleiht ihm hundert Sinne und steigert seine sprachgewaltige Phantasie und kritische Schöpferkraft ins Unglaubliche. Kein Zweifel, Dr. J. V. Widmann ist der größte Schmutzforscher, der genialste Schmutzkritikus der modernen Litteratur. Die Schweizer können auf diesen außerordentlichen Forscher, den ihnen das Land Mähren geschenkt hat, stolz sein. Und wie man hört, sind sie's auch. Man wird dereinst Medaillen auf ihn schlagen oder kneten, wie auf Gottfried Keller, den großen Dichter; Böcklin wird ihm huldigen, indem er ihn zum Gegenstand einer seiner großen symbolischen Farbenträume macht, und der Radierer Stauser in Bern ist extra nach Rom gereist, um sich zum klassischen Bildhauer auszubilden, damit er zu Widmanns hundertstem Geburtstage den unsterblichen Forscher aushauen und ihn, etwa wie den Marius auf den Trümmern Karthagos, den Viktor des Schmutzes auf den Trümmern der deutschen Dichtung der Nachwelt zur Adoration vorführen kann. Das Material wird nicht übermäßig kostspielig sein für diese Erinnerungs-Schaustücke; die Künstler werden es aus dem Elemente wählen, in welchem der Kritiker selbst sein Lebenlang forschend geschwelgt hat.

Als glückliche Mitbewerber des Schweizers aus Mähren sind in neuerer Zeit eine Reihe deutscher Schmutzforscher aufgetreten, deren Anfangsleistungen zu den schönsten Hoffnungen berechtigen. Sowohl in den hochgeachteten „Grenzboten" wie in den nicht mindergeachteten „Blättern für litterarische Unterhaltung" haben sich diese Spezialisten mit Erfolg angesiedelt. In letztgenannter Zeitschrift hat ein vielversprechender Schmutzgelehrter gelegentlich der Durchforschung des Wallothschen Romanes „Der Dämon des Neides" eine interessante Entdeckung gemacht. Er hat nämlich gefunden, daß man beim Lesen dieses Buches „hohe Wasserstiefeln" anziehen müsse, um glücklich durch die fünfhundert Seiten hindurchzukommen. Das läßt auch hinsichtlich der Methode, nach welcher dieser Gelehrte arbeitet, tief blicken. Er betreibt seine litterarische Forschung offenbar mit Vorliebe nicht mit den oberen, sondern mit den unteren Extremitäten, nicht mit dem Kopf, sondern mit den Füßen. So werden von den zünftigen Kritikspezialisten nach und nach alle Körperteile in den Dienst der Litteratur gestellt werden, und wie man in diesen dichtungsfreundlichen Kreisen jetzt schon mit der Nase liest und mit den Füßen kritisiert, so wird der Tag nicht mehr ferne sein, wo unsere durchgebildeten Kritiker sich die Arbeit in

der Weise erleichtern werden, daß sie mit ihrer ganzen Hinterfront oder wenigstens mit dem unteren Teile derselben das kritische Geschäft erledigen.

Es ist nicht überraschend, daß auch der kritische Dilettantismus, der zu allen Zeiten in Deutschland mehr in Blüte stand, als bei irgend einem anderen Kulturvolk der Erde, sich mehr und mehr auf die Spezialität der Schmutzforschung hinüberschlenkert. Man erkennt den strebsamen kritischen Dilettanten hauptsächlich an zwei Dingen: an einer gewissen physischen Zimperlichkeit und an einer unverleugbaren moralischen Entrüstungsstärke, die sich am lautesten in robuster Schimpferei äußert.

Ein gutes Muster dieser Sorte von dilettantischer Schmutzforschung habe ich zufällig in der Beilage der „Bayerischen Lehrerzeitung" gefunden. Ein Herr Ludwig Göhring in Nürnberg spielt sich da in einem langen und widerspruchsvollen, mit den heitersten Unsinnsbehauptungen durchblümten Aufsatz als Kennzeichner der „realistischen Bewegung" und des „jüngsten Deutschlands" auf. Gleich im Eingang kokettiert er mit seiner und seiner Leser — der Dilettant thut's ja nie ohne öffentliche Apostrophierung seines geehrten Lesers! — physischer Empfindsamkeit und „bittet zu zeitweiligem Gebrauch auf diesen Streifzug ein Riechfläschlein mitzunehmen".

Ein Riechfläschlein! Wie zart und wie klassisch! Daß sie ja nicht in Ohnmacht fallen, die tapferen Mannen!

„Nachbarin, Euer Fläschchen," stöhnt ja schon das keusche Gretchen.

Nachdem die Schwachmattigkeit sich sothanermaßen salviert und die zimperlichen alten Weiblein beruhigt hat, bricht das zweite Merkmal heraus: die Entrüstungsextase, die Schimpferei und Lästerei. „Diese Bordelldichter", „Tagesschmierer"! Dann: „Wie traurig wäre es um die Dichtung der Zukunft bestellt, wenn sie nur Figuren wie die des ‚Adam Mensch' enthielte!" Dann wieder: „Mit dem vierten Schritte geraten viele unserer Herren vom ‚jüngsten Deutschland' in den Schlamm geschlechtlicher Brutalitäten, und dann waten sie herum mit der Befriedigung eines Jungen, der mit aufgestülpten Hosen nach dem Regenguß in den Pfützen sich vergnügt, mit undefinierbarer Schamlosigkeit und endlosem Cynismus, ohne daß hinter den wüsten Thatsächlichkeiten eine höhere Idee bemerkbar würde, wie bei Daudet und Zola."

Bum! „Wie bei Daudet und Zola". Das genügt zur Belehrung der bayerischen Lehrer!

Im Stile dieses Herrn Ludwig Göhring kann sich natürlich der erste beste Hundejunge, der sich in seinen Mußestunden ein wenig an der Litteratur gerieben hat, als kritischer Schmutzforschungs-Dilettant produzieren

und die realistische Bewegung in Deutschland mit albernem Geschwätz besudeln.*)

Übrigens soll diesen neumodischen Spezialisten der Kritik, die in unserer neuen Litteratur nur nach Unrat schnüffeln, zugestanden werden, daß sie bereits in unserer klassischen Dichtungs-Epoche ein sehr würdiges Vorbild in einem gelehrten Kritiker unseres Idealisten Friedrich Schiller hatten. Da lebte nämlich ein Karl Philipp Moritz, Verfasser des sittengeschichtlich heute noch bemerkenswerten Romans „Anton Reiser" und späterer Intimus Wolfgang Goethes. Selbiger Moritz besorgte damals in der Tante Voß die litterarische Kritik und erlaubte sich, den Berlinern u. a. folgende Besprechung des Schillerschen Dramas „Kabale und Liebe" vorzusetzen: „In Wahrheit wieder einmal ein Produkt, was unseren Zeiten Schande macht! Mit welcher Stirn kann ein Mensch doch solchen Unsinn schreiben und drucken lassen, und wie muß es in dessen Kopf und Herz aussehen, der solche Geburten seines Geistes mit Wohlgefallen betrachten kann!" Als man diese Rezension öffentlich angriff, antwortete Moritz in der bekannten, von unseren heutigen Schmutzforschern bis zur schwindelndsten Virtuosität ausgebildeten Manier mit einer „Blumenlese" einzelner geschickt aus dem Zusammenhang gerissener Sätze, um dann also zu schließen: „Doch ich bin endlich einmal müde, mehr Unsinn abzuschreiben, ich wasche meine Hände von diesem Schillerschen Schmutze und werde mich wohl hüten, mich je wieder damit zu befassen!"

Der arme Tropf hatte noch Reinlichkeitsbedürfnisse.

Das zeichnet unsere modernen Schmutzforscher vor ihrem Vorgänger aus: sie werden ihres Handwerks nie müde — und so oft ein Buch in

---

*) Wie gründlich sich dieser kritische Musterknabe mit der vaterländischen Litteratur beschäftigt hat, geht u. a. auch daraus hervor, daß er in dem angeführten Aufsatz den biedern alten Rochlitz Freih. v. Liliencron ausdrücklich und mit Anführung seines Geburtsjahres 1820 zu den modernen Realisten rechnet! Er hat also von Detlev v. Liliencron, dem genialsten Lyriker und originellsten Prosaisten, dessen kleine Erzählungen und Skizzen alles überragen, was die berühmtesten Ausländer wie Turgenjew, Daudet u. a. in dieser Gattung geschrieben, auch nicht eine Zeile gelesen! Und ein solcher Ignorant will in einer Lehrerzeitung Beiträge zur „Kennzeichnung der realistischen Bewegung" liefern! Irren wir nicht, so ist dieser stümpernde Schmutzforschungs-Dilettant identisch mit jenem Schmieranten, der als litterarischer Ehrabschneider im „Fränkischen Kurier" sich versucht und dafür vom Herausgeber der „Gesellschaft" die gebührende Abführung erhalten hat. Siehe „Gesellschaft", Jahrgang 1888, Seite 94, 95 u. 256. Sammler von Dokumenten zur Geschichte der litterarischen Kritik im heutigen Deutschland seien darauf aufmerksam gemacht.

ihre Hände fällt, blitzt neue Begeisterung aus ihrem Blicke: „Ach, nur recht viel Schmutz, das ist der wahre kritische Gottessegen“. Natürlich, wer all' sein Sach' auf Schmutz gestellt und sich eine angenehme Existenz auf kritischen Unrat gegründet hat, kann dessen nie genug kriegen. Damit nun ihre Spezialität floriere, ihre Kritisier- und Lebsucht ein volles Genügen finde, fälschen sich diese edlen Kostgänger der Kunst und Dichtung ihr Notdurfts-Material zusammen; sie arbeiten mit ihren dressierten Sudelorganen so lange an der Litteratur herum, bis sie vor kritischem Schmutze starrt und die getäuschte Welt den Eindruck empfängt, nicht der Kritiker, sondern sein Opfer sei der wahre Schweinepelz.

Litterarische Krankheiten.

Von Johannes Guttzeit.

(Leipzig).

Die Leisetreterei.

Sie mag wohl mit unserer ganzen unwahren und feigen Umgangsweise zusammenhängen, die häßliche Sitte, Veröffentlichungen, wodurch irgendwelche Personen, mit denen man es nicht verderben will, (und sei es auch nur bei dem Unverstand) in übles Licht gesetzt werden könnten, aufzuschieben bis nach deren Tode. Eine hübsche Aussicht, daß erst nach unserem Tode, wo wir uns nicht mehr verteidigen können, die Ehrabschneider alle aus ihren Winkeln hervorkommen werden! Ist auch die Regel „de mortuis nil nisi bene“ vom Standpunkte der Gerechtigkeit aus nicht unanfechtbar, so ist sie doch besser, als die entgegengesetzte: de mortuis nil nisi male, zu der man durch jene furchtsame Rücksicht auf eine bei den Lebenden vorausgesetzte empfindliche Eitelkeit kommen kann.

Aber thut man denn durch eine solche Voraussetzung wirklich dem Menschen eine Ehre an, oder vielmehr dadurch, daß man bei ihm statt der Eitelkeit eine edle Liebe zur Aufrichtigkeit und Wahrheit und stete Gewissenhaftigkeit in seinem Handeln annimmt? Einen Solchen aber kann nichts „kompromittieren“, nichts „bloßstellen“, in dem Sinne, daß seine Blöße ihn beschämen müßte, was — sehr bezeichnend für unsere kranke Überfeinerung — schon in den Begriff „Blöße“ gelegt ist. Was wir sind und was wir haben, das haben wir von der Natur, und keiner ihrer Gaben haben wir

uns zu schämen. Unsere Sache ist es nur, sie, nach bester Einsicht, im Dienste des Guten und nicht des Schlechten zu gebrauchen.

Haben Platon oder Xenophon ihrem Sokrates einen falschen Namen gegeben? oder deshalb, weil sie's nicht thaten, ängstlich vermieden, ihn oder über ihn etwas sagen zu lassen, was ihm in der Achtung irgend eines Schiefsehers schaden konnte? Ja, brauchte jenes auch nur Aristophanes zu thun? Es muß uns auffallen, daß die alten Schriftsteller gar häufig Zeitgenossen bei Namen nennen unter Umständen, wo man heute an stillschweigende Übergehung der Thatsache oder wenigstens Verschweigung des Namens sich gewöhnt hat. Jene schrieben vor der Welt unbefangener, als man heut im „Bekannten"-Kreise spricht. Dort wollte nicht Jeder derart für fehlerlos gelten, daß er die öffentliche Behauptung eines Andern, er hab' irgend einen Fehler gemacht, hätte als eine schwere Herausforderung aufnehmen zu müssen geglaubt; und daher war es auch keine solche. Die Menschen fühlten sich mehr wie Geschwister unter einander, während in neuerer Zeit die Entbrüderung schon an der Anrede mit „Sie" (dritte Person der Mehrheit!) die kräftigste Stütze gewonnen hat. Ward in jenen gesünderen Zeiten Einem vor Tausenden etwas vorgeworfen, so waren die Tausende dadurch nicht gegen seine Tugenden so geblendet, um nicht am Tage darauf ihn deretwegen verherrlichen zu können. Sie hatten eben zum Urteil mehr Fähigkeit und mehr Mut und waren doch vielleicht minder urteilsüchtig, als man im heutigen Lesevolk und noch mehr im Schreibvölklein durchschnittlich geworden ist. Auch mochten Jene vom Menschen an sich eine würdigere Grundvorstellung gehabt haben.

Nun gilt es jedoch, solchen Schwächen und Krankheiten bei uns nicht immer noch weiter durch sorgliche Rücksicht Nahrung zuzuführen. Laßt uns vielmehr einander gesund und stark machen, indem wir einander so behandeln, als wären wir es! Dann, so sollt' ich meinen, müßte das zu gesundem Leben Unfähige allmählich absterben und abfallen. Fort insbesondere mit jener Ängstlichkeit, von Menschen, die wir nicht „angreifen" wollen, irgend etwas öffentlich unter Namensnennung zu erwähnen, was ein Schmählsüchtiger ihnen ohne nähere Untersuchung zum Vorwurf anrechnen könnte, was aber entweder moralisch völlig gleichgültig ist, oder, recht aufgefaßt, gar zum Ruhme gereicht! Verhüten wir die Herrschaft des Pöbels dadurch, daß wir uns nicht der angenommenen unterwerfen! Der Pöbel aber kann auch hinter Papier und Tinte sitzen.

Können wir denn überhaupt dem Lesevolk etwas Edles und Schönes liefern, wenn wir es uns aus niedrigen Geistern zusammengesetzt denken? Welcher lyrische Dichter würde ein Gedicht hinausgeben können, wenn er

sich dabei die unedlen Seelen vorstellte, die oft noch sicherer, als im Volk, an der zu ihm führenden Pforte anzunehmen sind und die sich gewöhnt haben, alles nach einem trivialen Maßstabe zu messen? Das Erhabenste ist ja eben das Unbefangenste, und dieses werden die verdorbenen Seelen höchstens in erzungener Nachfolge, doch nie aus sich selbst, bei der ersten Begegnung, anerkennen; sie werden hier, wenn sie es nicht totschweigen, sich immer nach der Waffe des Spottes umschauen. Allein wodurch unterscheidet sich denn der höher stehende Schriftsteller von dem untergeordneten, wenn nicht dadurch, daß, während dieser seine Schriften für die Erbärmlichkeit berechnet, jener an seinen Lesern sich eine Gesellschaft vorstellt, seiner würdig — nicht ihm gleich, auch nicht notwendig unter ihm stehend, wohl aber ihm ähnlich und aller edeln menschlichen Empfindungen fähig?

Wer von uns Schriftstellern verlangt, wir sollen von ihm nichts öffentlich erwähnen, wozu er uns nicht die ausdrückliche Erlaubnis gegeben hat, da es ja von niedrig denkenden Menschen übel aufgefaßt werden könnte, der verlangt von uns, daß wir unsere Schöpfungen für die menschliche Niedrigkeit berechnen und uns zeitlebens nicht in die Region der Wahrheit, der Freiheit und des reineren Menschentums hinaufheben sollen. Von ihm ist anzunehmen, er werde auch von seiner Seite diejenigen, die er vielleicht am meisten verachtet, dennoch am meisten zu befriedigen bemüht sein, weil er sie auch am meisten fürchtet. Und wie es danach mit seiner Selbstachtung, mit seinem moralischen Wert aussehen muß, — das mache er mit sich selbst ab.

Die kindische Furcht vor der Öffentlichkeit, insbesondere in Fällen, wo auf irgend eine Art hier oder da ein ungünstiger Eindruck von unserer Person hervorgerufen werden könnte, scheint nur die Kehrseite der Ruhmsucht zu sein. Zwar habe ich beides schon bei Leuten getroffen, die sich selbst einen außerordentlichen Wert beilegten; allein, jener Umstand ließ mich zweifeln, ob sie wirklich von ihrem Werte so durchdrungen und nicht vielmehr bestrebt waren, sich einen künstlichen beizulegen und ihn aufrecht zu halten.

Aus welchem Grunde sollten wir nun aber, wenn wir die kränkliche Rücksicht auf jene noch kränklichere Scheu verabschieden, gefährlicher sein, als diejenigen, die grundsätzlich sich von Haus aus in Acht nehmen, Jemandem ins Gesicht oder öffentlich von ihm etwas irgendwie möglicher Weise Anstößiges zu sagen, sollte es auch die Gerechtigkeit noch so dringend verlangen, sollte es andererseits dem Einsichtsvollen auch noch so unschuldig, vielleicht lobenswert erscheinen? Sagen diese Überrücksichtsvollen nicht hinter der Hand, ja sobald sie nur der Gunst des Andern entraten können, von

ihm absichtlich meist um so Nachteiligeres, und nur zu oft unter verleumderischer Entstellung der Wahrheit?

Sie, die Wahrheit, d. h. die wahrhafte Äußerung der Meinung eines Andern über ihn, sollte nie den Gewissenhaften beleidigen, sondern allein erfreuen können, auch wenn sie öffentlich verkündet wird, ja selbst bei der Möglichkeit, daß dieser und jener deshalb schlechter von ihm denkt. Er bleibt getrost, er kennt die Macht des Guten. Er verlangt nicht, daß die Menschen deswegen, weil sie in ihren Meinungen irren können, dieselben nicht verlauten lassen sollen, welcher Grund von denen vorgeschützt wird, welche die Wahrheit unterdrücken, weil sie sie fürchten. Erscheint er andern in einem Punkte als tadelnswert oder unvollkommen, so werden sie, vernünftiger Weise, ihn darum noch nicht im Ganzen verwerfen. Jeder von uns hat seine Fehler und Schwächen, vollkommen ist keiner, aber wir alle sollen beständig nach Vervollkommnung streben, nach Heilung all' unsrer Gebrechen. Und die heilen am besten, wenn man ihnen die reine Luft der Offenheit, gelegentlich auch die frische, ja etwas scharfe Luft der Öffentlichkeit hinzuläßt. Nach unserm Tode ist es damit zu spät.

Wer mich als Freund öffentlich nennt, wird, selbst wenn er mich tadelt, mein bestes dabei im Auge haben; und wer einfach als Mensch verfährt, nur das Menschheits-Interesse vor Augen hat und gar keine persönliche Rücksicht nimmt, von dem hab' ich noch weniger zu fürchten. Sagt man mir mit Wahrheit etwas Unrühmliches nach: nun wohl, bin ich in jenem Punkt noch derselbe, so verdiene ich die Rüge, sie mag mich bessern; bin ich's nicht mehr, so geht jener Hieb an mir vorüber, ich bin dem Freunde oder Feinde, der mich bessern will, schon zuvorgekommen. Einiges von dem, was ich that, sprach und war, könnte ich gegen die ganze Welt vertreten, wenn sie's mir vorwerfen wollte; anderes müßte ich verleugnen, und sollte es auch die ganze Welt an mir loben wollen.

Beim Einsiedler im Steinbruch.

Von Oswald Hinterkircher.

München, im September 1889.

Nicht weit oberhalb der bayerischen Königsstadt sieht man die reißende Isar aus einem engen tief eingerissenen Thale brechen. Wenn man, nach einem Blick über ganz München und das Isarthal, von der großartigen Eisenbahnbrücke der Station Großhesselohe aus stromaufwärts wan-

dert, gelangt man nach einstündigem Marsche, der einem, wie im Märchen, von der Großstadt plötzlich mitten in eine gewaltige Hochgebirgsnatur versetzt, in dem tiefen und breiten Flußlaufe, dessen beiderseitigen hohen und steilen Ufer — Abstürze mit Hochwald, Burgen, Ortschaften und einzelnen Gehöften besetzt sind — zu der Aue von Höllriegelsgereute. Diese in der Nähe einer Großstadt so seltene Naturschönheit wird leider nur von sehr wenigen Menschen gewürdigt.

Der Name eines Mannes, der in der ganzen Welt in den grellsten Widersprüchen genannt wird, verbreitet seit einiger Zeit auch den Namen „Höllriegelsgereute" in weiter Ferne. Wer kennt ihn nicht, den „Sonderling", den „wunderlichen Kauz", den „Narren", den „Kohlrabi-Apostel", den „verrückt gewordenen Maler" Karl Wilhelm Diefenbach? Wenn nicht schon sein Künstlertum ihm einen berühmten Namen gegeben, so hätte dies allein schon die Polizei zu Wege gebracht, die in eifriger Sorge zur Rettung des Staates und der Gesellschaft vor dem gefährlichen Manne danach trachtet: „seinem Treiben ein Ende zu machen". Von diesem „gefährlichen" Menschen hatte ich in meiner Heimat schon so viel gelesen und gehört, daß ich beschloß, meinen Erholungsurlaub zu einer Reise nach München zu benützen, um den „wurzelfressenden Höhlenbewohner" von Höllriegelsgereute mit eigenen Augen zu sehen und mit ihm zu sprechen. Nach längerer Verirrung zwischen den Altwassern der Isar, gelangte ich endlich auf dem Umwege über einen Kalkofen, erst bei einbrechender Dunkelheit an das Ziel meiner Wanderung. Ich fand die „Höhle" leer; der „Löwe" war ausgegangen. Ein armes Opfer desselben, ein fünfzehnjähriger Knabe, trat mir in weißem, griechischem Gewande (dabei echt oberbayerischen Sprachweise) freundlich und munter entgegen und lud mich ein, bis zur Rückkehr des „Meisters" auf der „groben Unfugs"-Stätte zu warten. Die rasch zunehmende Dunkelheit, das dumpfe Rauschen der reißenden Isar, das zeitweilig übertönt wurde durch das Abendläuten des über der Isar gelegenen Dorfes Grünwald, neben dessen Kirche die alte Raubburg gleichen Namens gespenstisch in die Luft ragt; das dumpfe Gerölle der sich im Steinbruch beständig loslösenden Erdmassen — steigerte meine Erwartung auf den außergewöhnlichen Menschen und meine Fantasie fing an sich mit Ungeheuer-Gestalten zu erfüllen. —

Da endlich kommt er — der „Narr"! — Ein „Löwe" mit mächtigem Kopfe und langer dichter „Mähne" —; aber der Löwe war krank, wenigstens sehr leidend und schwach, denn er stützte sich auf einen schlanken etwa zweiundzwanzigjährigen Jüngling und legte sich, ehe er mit mir sprach, auf sein im Freien stehendes Ruhebett nieder. Ich schilderte ihm mein Interesse für

ihn und meine Irrwanderung und fragte ihn, ob ich nicht in seiner „Höhle" (eine wahre Palast-Höhle) übernachten könne. Mit gebrochener Stimme, welcher man aber ihre frühere Stärke und Gewalt anhörte, sagte der müde Mann, daß dies nicht möglich sei, da seine sämtlichen Lagerstätten von seinen Schülern besetzt seien und bedauerte, nicht weiter mit mir reden zu können; er wies mich zum übernachten in das nächstgelegene Wirtshaus. Ich war wie gebannt; meine Gedanken schwärmten in Gebieten, in welchen der Name Wirtshaus wie ein häßlicher Mißton klang. Auch war es mittlerweile ganz dunkel geworden und meine Furcht vor einer nochmaligen Verirrung in der weiten Einöde bei der Nacht bewegte das Herz des als „Menschen-Feind" verschrienen Einsiedlers, so daß er mir erlaubte, auf dem Ruhebett, auf welchem er einige Stunden des Tages zubringt, mich zu legen, nachdem dasselbe in die „Höhle" geschafft worden war.

Nach einer fast schlaflosen Nacht, in welcher mich ein Meer wogender und stürmender Gedanken durch alle Höhen und Tiefen des Menschenlebens trieb, staunte ich am anderen Morgen, meinen leidenden Gastgeber schon in frühester Stunde eifrig thätig zu sehen. Auch seine Schüler, gegenwärtig drei (außer seiner Haushälterin und einem Famulus, der „Wagner" heißt), verließen mit Tagesgrauen ihre Lagerstätten, um den Meister in seinem Arbeitszimmer zu begrüßen. Der kranke „Löwe" ist den größten Teil des Tages noch immer an das Lager gefesselt; die bekannten Eselstritte aus der Fabel haben seit vielen Jahren den Mann so unausgesetzt getroffen, daß in dem harten Kampfe um seine Ideale die einstige Riesenkraft seines Körpers seit Jahren gebrochen ist.

Jede Minute, die ich in seiner Nähe zubrachte, steigerte meine Empfindungen und wenn ich auch vorher trotz so vieler üblen Nachreden nur Gutes von dem Manne gedacht hatte, wuchs mein Staunen und meine Bewunderung über die Erhabenheit seines reinen und gewaltigen Charakters. Nach einer kurzen Andeutung über sein Schicksal, das tausendfältigen Stoff zu dicken Romanbänden böte, entließ er mich zur Besichtigung der Ausstellung seiner Kunstwerke, indem er betonte, mit drängenden Schreiben zur Rettung seines gefährdeten Lebens überlastet zu sein. Er diktiert diese Schreiben von seinem Ruhebette aus einem seiner Schüler oder der Haushälterin „Maja", welche lieber als Sekretär der „Humanitas" denn in der Küche arbeiten möchte; (an letzteren Posten stellt sie dann den „Wagner" ein). Während der ruhebedürftige Mann sein Gehirn abquälte in dem ihn aufgezwungenen widerwärtigen Kampfe um sein Recht, besichtigte ich seine Kunstarbeiten, an deren Vollendung und Verwertung sein „Schicksal" ihn seither gehindert hat. Ich kann in diesen Zeilen nicht die einzelnen hier

ausgestellten Werke und nicht die Gefühle schildern, welche diese hochkünstlerischen Schöpfungen in mir hervorriefen. Aber diese Gefühle machen es mir zur Pflicht, alle kunstsinnigen guten Menschen in der großen Welt aufmerksam zu machen auf den wahrhaft göttlichen Schatz, der in der einsamen Höhle des bis zur Todesschwäche gehetzten „Narren" verborgen ist. Zugleich erfülle ich damit eine Pflicht mitleidender Menschlichkeit gegen einen ungerecht und roh verfolgten edlen Menschen! Es schmerzt mich, daß ich nicht früher hierher gekommen bin, um in der guten Jahreszeit alle Bewohner und Besucher Münchens zu einem Ausflug nach Höllriegelsgereute veranlassen zu können. Ich schreibe diese Zeilen mit dem herzlichen Wunsche, daß sie trotz der vorgerückten Jahreszeit, noch viele Menschen hierzu bewegen mögen. —

Hinter einem langen Gange, von dem aus Thüren in mehrere große Zimmer gehen, öffnet sich der Eingang zu einer Vorhalle in gedämpftem Lichte. Die Wände und die Decke sind von braunroter Farbe und erstere bis auf Handbreite mit Studienarbeiten und angefangenen Gemälden des „Narren" bedeckt. Eine ungefähr drei Meter breite und ebenso hohe Öffnung der ehemaligen Hausmauer führt uns in den neuerbauten glasgedeckten, hellstrahlenden Ausstellungssaal. Den ersten Blick des Eintretenden bannt die herrliche antike Statue des betenden Knaben (Adorant), auf einfachem Sockel, umgeben und überragt von einer mächtigen Fächerpalme, auf mannshohem Felsen, der wieder von einer Gruppe kleinerer Palmen und anderer Edelsträucher umgeben ist. Elegante Sofas und Fauteuils mit dunkelrotbraunem Plüschüberzug laden den müden Wanderer nach der steinigen Einöde, wie eine Leib und Seele erquickende Oase, zur Ruhe ein. Von dem ersten Sofa erblickt man in der linken Ecke des Saales, auf hohem schwarzbehangenem Postamente, ebenfalls umgeben und überragt von einer über fünf Meter hohen Pflanzengruppe, das edle Haupt des sterbenden Kruzifixus von Michel Angelo. Anschließend an diese Gruppe, hängen an den über sechs Meter hohen Wänden, welche gleich dem Vorraum von einfacher rotbrauner Farbe sind, die wenigen Entwürfe, welche der „Narr" bis jetzt zu dem geplanten großen Bilderkreise, das Leben Jesu darstellend, gemacht hat. Ich erwähne unter diesen nur das einzig fertig gewordene, die Seele tief ergreifende Bild des sterbenden Gottmenschen mit der Unterschrift: „Vater, verzeih' ihnen, sie wissen nicht, was sie thun!" Es ist dies das letzte Gemälde, welches Diefenbach „zusammenbrechend unter der Last *seines* Kreuzes mit zitternder Hand malte (Februar — März 1887)".*)

*) Aus der Broschüre: „Wo ist Diefenbach? Verteidigung eines in Wehrlosigkeit Angegriffenen von Hugo Höppener."

Ich kann mich nicht enthalten, eine Kritik über dieses Bild in der angemerkten Broschüre von dem Kunstschriftsteller Ludwig Delius hier wieder zu geben. Er schreibt an Hugo Höppener: „München, August 1888. Mit Freuden ergreife ich die Feder, um Ihnen zu gestehen, daß mich das Aquarell „Sterbender Christus" Ihres Meisters Diefenbach wunderbar ergriffen hat. Es ist ein so unendlich rührender Anblick, den dieser, mit großer Meisterschaft gezeichnete edle Kopf, mit den zum Himmel aufgerichteten Augen und dem brechenden Blick des Sterbenden gewährt, daß es kaum mehr des darunter stehenden letzten Wortes des edelsten Dulders bedarf, um in dem Beschauer ein unendlich tiefes Mitgefühl zu wecken. Ein solches Kunstwerk kann nur aus den Händen eines Künstlers, der selbst den bittersten Kelch des Leidens bis zur Neige leeren mußte, hervorgehen. — Daß diesem Manne ein freundlicheres Geschick den Lebensabend erheitern möge, dies hofft und wünscht von Herzen Ludwig Delius." —

Dieser Christusgruppe gegenüber befindet sich in der rechten Ecke des Saales ein Tisch mit der Aufschrift: „Verkauf für arme Kinder!" Hier liegen außer den bis jetzt erschienenen Druckschriften und Druckschreiben, sowie verschiedenen Zeitungsartikeln über den „Narren", des Lichtdruckbildes von ihm mit seinem ihm nun entrissenen Helios, eine Abbildung des geschilderten Christusbildes, sowie mehrere Karikaturen, welche in der Öffentlichkeit über ihn als „Kohlrabiapostel" erschienen sind. Außerdem liegt noch das „Kassenbuch für das Kinderasyl" auf, in welches alle jene Menschen und Besucher, die in dem „Narren" einen edlen Menschen erkennen, ihre Namen eintragen und den freiwilligen Geldbeitrag zu seiner Unterstützung. — Diesen Tisch überragt aus der Ecke das Bild eines Mädchens, welches den Beschauer ansieht mit einem Blicke, der bis in die Seele dringt und jedes Herz bewegt. An dieses Bild, welches trotz seiner Unvollendung, auf jeden Besucher eine himmlische Wirkung hervorbringt und welches, wenn es dem „Narren" vergönnt wird, es mit eigener Hand fertig malen zu können, zu den kostbarsten Schätzen der Kunstschöpfungen aller Zeiten gehören wird, reihen sich oben, den Hauptraum der hohen Längswand bedeckend, Landschaftsgemälde, alle unvollendet, die meisten nur als flüchtige Skizzen in kleinem Format, aber alle von einer gewaltigen Eigenart, die Seele des Beschauers tief erregend, wie die Augen jenes Mädchens. Die meisten dieser Bilder stellen Sturm dar, Bilder aus der Seele des jetzt so ruhigen Dulders. Ich beschränke mich, außer einer gewaltigen Meeresbrandung, welche ein Schüler jetzt in der dem Charakter des Bildes entsprechenden Größe (vier Meter lang) zur Ausführung vorbereitet, nur zweier dieser Landschaftsbilder besonders zu erwähnen. Der große einfache Rahmen trägt

ein Metallschild mit der Inschrift: „Höllriegelsgereute". Über der gewaltigen Masse des verlassenen Steinbruches zieht ein schwarzes, schweres Gewölke; der Sturm rast, die Bäume und Sträucher beugend und den Staub hoch aufwirbelnd auf dem weiten Platze; aus gewaltigen Steinhaufen ragt, grell beleuchtet, in Kolossalgröße ein Kruzifixus; unter und vor demselben sitzt auf hohem Felsen der „Narr" mit gebeugtem Haupte, die langen Haare im Sturme flatternd, die herabhängenden Hände gefaltet; der Staub, der nur den unteren Teil des hohen Christuskörpers erreicht, umtobt den stillen Beter. —

Welche Stürme muß eine Seele durchlebt haben, die solches empfindet und in so stiller und doch so gewaltiger Sprache darstellt! Das andere Bild heißt ebenfalls „Höllriegelsgereute"; es ist von anderer Stelle aufgefaßt: Im Hintergrunde sieht man die Giebelseite des langgestreckten Hauses; darüber düsterer Gewitterhimmel; im Vordergrunde ragt der Kruzifixus des vorigen Bildes in die Luft, von fahlem Scheine beleuchtet, hell von dem dunkeln Hintergrunde sich abhebend; bei dem großen Felsblock, der vor dem Kreuze liegt, spielen und arbeiten die Kinder des „Narren": ein etwa sechsjähriges Mädchen sitzt auf einem kleinen Grasflecke, die Hände einem etwa einjährigen Kinde, das noch schwankend auf den kleinen Beinchen steht, zur Hilfe entgegenstreckend; auf dem schmalen Wege, der sich zwischen Geröll und Weidengebüsch nach dem Hintergrunde hinzieht, steht hoch aufgerichtet, ein etwa achtjähriger Knabe; das helle Leuchten des „armen Jesus" hat ihn von seiner Arbeit, welche durch Schaufel und Schubkarren dargestellt ist, aufsehen machen; mit halberhobener Hand schaut er sinnend auf das leuchtende Bild. Es ist „Helios", der seinem Vater so grausam Entrissene. —

Welche Empfindungen mögen die Seele dieses Kindes bewegen, das einst, als es mit seinem Vater vor einer Kunsthandlung in München stand, plötzlich ausrief: „Vater, da bist Du gemalt!" Es war Munkaczis „Christus vor Pilatus". Und auf dem Heimwege seinen Vater, dessen ernstes Schweigen auch den Kindermund schweigend gemacht hatte, fragte: „Vater, wollen Dich die bösen Menschen auch an das Kreuz nageln?" Welch' rührende und erschütternde Sprache auch in diesem Bilde!

Neben diesen Sturmbildern hängen ruhige Seebilder im ersten Erglühen und im Untergehen der Sonne, sowie in hellster Mittagsbeleuchtung.

Unter diesen Landschaften zieht sich der ganzen Wand entlang der kleine Entwurf zu dem sechzig Meter großen Fries: „Kindermusik". Dieses Werk, in welchem der „Narr" seine ganze Lebens- und Weltanschauung in entzückend schöner und heiterer Weise offenbart, hier zu beschreiben, ist mir

nicht möglich; ein Vorwort zu derselben von „Fidus" (Hugo Höppener), jenem Schüler des „Narren", der zwei Jahre lang treu seinen leidenden Meister pflegte und für ihn kämpfte, schildert die Entstehungsgeschichte der Kindermusik, die zugleich in gedrängter Kürze ein klares Bild von dem innersten Wesen Diefenbach's und von seinem Schicksal giebt. Dies Vorwort ist einstweilen, bis die Veröffentlichung des schon seit einem halben Jahre fertigen ersten Teiles der Kindermusik möglich ist, als Autogramm vervielfältigt. Der eben erwähnte, zur Vervielfältigung fertige erste Teil der „Kindermusik" bringt im Charakter eines Marsches einzelne Figuren, aus welchen sich der Gedanke des erwähnten großen Frieses entwickelt hat. Tiefe Wehmut ergriff mich, als ich in dem Gedanken an das fürchterliche Schicksal des „Narren", dessen Herz blutet über die rohe Entreißung und Entfremdung seiner Kinder, die Kindergestalten betrachtete, welche der göttliche Genius des mißhandelten Mannes, seine Gedanken-Kinderwelt verkörpernd, in diesen Bildern schuf. Hinreißend und bezaubernd tanzen, springen und schweben, teils auf leichten Halmen und Blumen, teils in freier Luft diese reinen Naturkinder singend und musizierend, als ob in und mit ihnen die ganze Natur ertönte in himmlisch großartiger Harmonie des Weltalls.

Nicht geringe Wehmut ergriff mich, als ich die ersten Anfänge der „Kindermusik" sah, welche Diefenbach als 23jähriger junger Mann machte, während der Todeskrankheit seiner Mutter, der hoffnungslos Leidenden, Erquickung zu bereiten. Das Bild seiner Mutter, die er wie eine Heilige verehrt, hat er öfter gemalt, den Blick mit milder, tiefbewegter Seelenstimmung in die Augen des Beschauers gerichtet.

Von hohem Interesse ist ein Familiengruppenbild, das in genialer Weise mit Benutzung eines im Jahre 1866 von einem ehemaligen Schüler seines Vaters, Leonhard Diefenbach, nach dem Leben gemalten Bildes, entworfen ist; von den Schwestern Diefenbachs steht die eine singend im Mittelpunkte des Bildes am Klavier, vor welchem die andere, sie begleitend, sitzt. Hinter dem Klaviere sitzt der damals 15jährige „Karl", den „Robinson" lesend. Was hat er, der Jüngling, durchlebt und gethan, bis er sich als „verdächtiger, staatsgefährlicher Narr" „da draußen in dem Steinbruche" einnistete? Auf der linken Seite des Bildes sitzen die Eltern Diefenbachs in schwer erkämpftem stillen Familienglücke. — Wenn sie hätten ahnen können das Schicksal ihres Sohnes!

Die Unzahl der übrigen Gemälde auch nur dem Inhalte nach anzuführen, müßte ein Buch geschrieben werden. Ich will nur eins noch erwähnen: Auf hoher Bergesspitze sitzt ein liebendes Paar. Die kerngesunde Gestalt eines oberbayerischen Holzhauers ragt in schöner Silhouette in die

reine Luft. An seiner Seite sitzt, das goldhaarige Köpfchen an seine breite Brust geschmiegt, eine junge Sennerin; sie blicken in weite Ferne, ins tiefe Thal, erhaben über die Niedrigkeit des großen Haufens. Im Hintergrunde schließen Gletscherhäupter das Bild. Welch' keusche, urkräftige Poesie liegt in demselben! Und dieser Zug des Großen und Reinen liegt allen den ausgestellten Arbeiten des „Narren" zugrunde. Edelste Empfindung, großartigste Auffassung, tiefstes Naturverständnis und wahrhaft klassische Formenschönheit. Ich muß mir Gewalt anthun, die übrigen Bilder, deren jedes einen eigenartigen, bestrickenden Reiz besitzt, nicht zu beschreiben. Berufsgeschäfte hindern mich daran und ich glaube auch mit dem Wenigen, was ich über die „Diefenbach-Ausstellung" hier niedergeschrieben habe, den Zweck dieser Zeilen zu erreichen: bei allen gutdenkenden Menschen Hochachtung für einen edlen Mann, Teilnahme für ein hartes Schicksal und heiligen Zorn über die Ungerechtigkeit, mit welcher er von zeitgenössischen Gewalthabern und gehässigen Zunftnutznießern behandelt wird, „um seinem Treiben ein Ende zu machen". Wahrlich eine Schande für unsere Zeit, liegt der Einsiedler von „Höllriegelsgereute" in harter Bedrängnis und Not auf seinem Leidensbette! Soll ewig der Kassandraruf unerhört bleiben, soll ewig das Göttlicherhabene in den Kot gezogen und sein Verkünder an das Kreuz geschlagen werden!?

Alle Besucher, die bis jetzt nach Höllriegelsgereute pilgerten, sprachen sich einstimmig in diesem Sinne aus, und das überall öffentlich auftretende Gespräch über Diefenbach beweist, daß er ein außergewöhnlicher, bedeutender Mensch sein muß. Wenn seine Unterdrücker es seither fertig gebracht haben, daß in vielen Zeitungen mit Spott und Hohn oder Verdächtigung von dem „Narren" gesprochen wurde und daß von den meisten Zeitungen die Ausstellung seiner Arbeiten, durch welche er seine Ehre und sein Leben verteidigt, totgeschwiegen wird, wenn von der Polizei der Besuch seiner Ausstellung beeinträchtigt wird, durch das Verbot auf den öffentlichen Plakaten die Lage der einsamen Kunstausstellung in der Nähe von vielen beliebten Ausflugsorten und Wirtschaften anzugeben — so ist es die Pflicht jedes Menschen, den der gute Geist der Menschlichkeit zu dem Einsiedler von Höllriegelsgereute geführt hat, überallhin zu verbreiten,*) daß hier ein

*) Erst am 29. August brachte eine Münchener Zeitung folgendes, Diefenbach jedoch nicht völlig gerecht werdendes „Eingesandt":

„Wer kennt nicht in München und weit über dessen Grenzen hinaus jenen durch eigentümliche Tracht auffallenden Mann mit wettergebräuntem Gesicht und wallendem Kopf- und Barthaar, wer kennt nicht den Maler Karl Wilhelm Diefenbach? Veranlaßt durch die in letzter Zeit an allen Straßenecken Münchens angeklebten

Verbrechen geſchieht an einem edlen Menſchen; daß das öffentliche Urteil gegenüber trete der Ungerechtigkeit verblendeter Gewalthaber.

Wann wird die alte Wunde narben?
Einſt war's finſter, und die Weiſen ſtarben!
Nun iſt's lichter, und der Weiſe ſtirbt.
Sokrates ging unter durch Sophiſten,
Rouſſeau leidet, Rouſſeau fällt durch Chriſten,
Rouſſeau — der aus Chriſten Menſchen wirbt.

Würde die ſeitherige Unterdrückung Dieſenbachs noch länger fortdauern, ſo würde ſein Tod die baldige Folge ſein und Schiller würde auch von ſeinem Grabe ſagen, was er von dem Rouſſeaus ſagt:

Monument von unſrer Zeiten Schande,
Ew'ge Schmachſchrift deiner Mutterlande,
Rouſſeaus Grab, gegrüßeſt ſeiſt du mir!
Fried und Ruh den Trümmern deines Lebens!
Fried und Ruhe ſuchteſt du vergebens,
Fried und Ruhe fandſt du hier.

Noch iſt es möglich, Dieſenbach zu retten! Sein Geiſt iſt ſo klar als gewaltig; ſeine Seele ruhig und ſtark, trotzdem ihm das Herz blutet; ſein Körper nur hingeſtreckt durch qualvolles Nervenleiden infolge des ſeither erduldeten Martyriums. Welche Lebens- und Schaffenskraft trotzdem ihn erfüllt, beweiſt nicht nur der eiſerne Mannesmut, mit welchem er allein, zeitweilig nur von einigen ſchwachen unreifen Menſchen umgeben,

---

Plakate, welche zwei Ausſtellungen Dieſenbachs ankündigen: ein Bild „Höllriegelsgereute" im Kunſtſalon von Neumann von deſſen Schüler Fehrenberg und eine Sammlung Bilder von Dieſenbachs eigener Hand, in einem ſpeziell hierzu erbauten Lokale in Höllriegelsgereute, benützte ich ein paar freie Stunden, um dieſe beiden Ausſtellungen in Augenſchein zu nehmen und muß offen ſagen, daß ich höchlich überraſcht und befriedigt war und beide Wege nicht bereute. Das Bild „Höllriegelsgereute" zeugt von einer reichen und künſtleriſch edlen Phantaſie, die Technik verrät ein großes Können, der Eindruck des Bildes iſt wuchtig und von ſeltener Art. Als ich das erſtemal nach „Höllriegelsgereute" kam, war Dieſenbach mit ſeinen Schülern noch in voller Arbeit, die Ausſtellung fertig zu gruppieren und ich mußte die Ausdauer Dieſenbachs, der ſich in ſehr kränklichem Zuſtande befindet, bewundern; einige Tage ſpäter traf ich die Ausſtellung fertig. Auch ſie bekundet ein großes Können und es iſt ein wirklicher Genuß, den Ideen eines ſo eigentümlich veranlagten Menſchen in ſeinen Werken zu folgen. Es ſollte daher kein Kunſtliebhaber verſäumen, ſich dieſen billigen Genuß zu verſchaffen, umſoweniger, als er noch damit auch noch ein gutes Werk thut für einen nach mancher Richtung hin verkannten Mann.

Ein Nicht-Dieſenbachianer."

seinen mächtigen Unterdrückern und einer Welt von Vorurteilen gegenüberſteht, zeigt ſeine jetzt noch tägliche Arbeit des Unterrichtens, Predigens und Diktierens (der vielen ihm aufgedrungenen Schreibereien); zeigt namentlich auch der Bau des Ausſtellungsſaales: ohne Geld, ohne Hilfe, einzig durch die hinreißende Macht ſeines überzeugenden Wortes, die kleinlichen Bedenken der um ihren Verdienſt beſorgten Arbeitsleute überwindend, hat er in unglaublich kurzer Zeit in weltentlegener Wildnis dies Werk vollbracht, das in edler Vornehmheit, klaſſiſch daſteht. „Gott" weiß, mit welch qualvoller Überanſtrengung ſeines leidenden Körpers.

Nur die reine Lebensweiſe, rein pflanzliche Ernährung (Fleiſcheſſen verſchmäht er als beſtialiſch), Vermeidung von Alkohol, Tabak u. ſ. w.; leichte, aber doch würdevolle Kleidung (er trägt einen einfachen, langen Mantel); Gebrauch von Sonnen- und Luftbädern (die durch das Haus umſchleichende Gensdarmen als „grober Unfug" angezeigt und von Staatsanwalt und Richtern als „ſchamloſe Unſittlichkeit" verurteilt wurde), vermochte es, neben dem gewaltigen lebenserhaltenden Geiſte, ſeither den Tod, dem er ſo oft nahegedrängt war, fernzuhalten. — Er hofft, wenn jetzt endlich ihm Ruhe und Pflege zu teil wird, von ſeinem vierzigſten Lebensjahre an (er zählt jetzt achtunddreißig Jahre) ein neues Leben beginnen zu können, in welchem er die reichen Erfahrungen ſeines ſeitherigen Lebens in Werken der Religion, Kunſt und Wiſſenſchaft verkörpert und durch Offenbarung derſelben beiträgt zur Entwickelung der Menſchheit aus dem tiermenſchlichen Zuſtande zum gottmenſchlichen, — der Vereinigung mit Gott.

Auf der Giebelſeite ſeines Hauſes, dem von München aus auf rechtem Wege Nahenden, in großen, goldnen Buchſtaben entgegenleuchtend, ſteht: „Humanitas" — Menſchlichkeit! Auf dem mit Geröll und Weidengebüſchen bedeckten Platze, zwiſchen dem Hauſe und dem Steinbruche, ragt an hohem Maſte eine mächtig winkende weiße Fahne in die Luft, Reinheit, Friede und Liebe predigend; am Wege hängt am einfachen Kreuzesbalken das Bild des Gottmenſchen von Nazareth, deſſen „Treiben" die hohen Prieſter und die Richter ſeinerzeit ein „Ende machten", deſſen Körper ſie wohl morden konnten, deſſen Geiſt und Seele aber fortlebt in allen edlen Menſchen. — Und ein ſolcher iſt der „Narr", der „Gotteslästerer", der „Volksaufwiegler", der „Jugendverderber", Karl Wilhelm Diefenbach.

Beim Verlaſſen des Hauſes blickt der Beſucher unwillkürlich zurück und ſieht das goldne Wort „Humanitas", ſieht die weiße Fahne der Reinheit, der Liebe und des Friedens, ſieht den für ſeine welterlöſenden Ideale als Narr, Gotteslästerer, Volksaufwiegler und Jugendverderber an das Kreuz

geſchlagenen Chriſtus, deſſen Namen von den „Chriſten" ſo viel im Munde und ſo wenig im Herzen getragen wird.

In der Ferne rauſcht der Bergſtrom an der Einſiedelei vorüber und tiefer Schatten des Waldes umfängt den, in ſeltſamen Gefühlen und ungewohnt tiefem Denken verſunkenen, in „die Welt" Zurückkehrenden.

Conrad Alberti:

Was erwartet die deutſche Kunſt von Kaiſer Wilhelm II.

Kritiſche Bemerkungen von M. Schwann.

(Tolz.)

Selten habe ich ein Buch oder eine Broſchüre mit größerem Intereſſe geleſen, als Conrad Albertis „zeitgemäße Anregungen", und ſelten iſt mir unter dem Leſen eines Buches das eine ſo ſcheinbar gänzlich unmotiviert vorgekommen, daß ich plötzlich aus allen Himmeln durch einen Satz des Autors herausfiel. An wem lag die Schuld? Am Autor? Oder an mir? Ich ſuchte eine Antwort, und wie dies immer der Fall iſt, ſchob ich die Schuld, wenn man von einer ſolchen reden darf, natürlich auf den Autor. Und dabei hätte es ſein Bewenden gehabt, hätte ich nicht unterdeſſen Äußerungen anderer über denſelben Schriftſteller geleſen und gehört, welche mir meine Empfindung als berechtigt erſcheinen ließen. Die Beleuchtung der Frage wird demnach ein allgemeines Intereſſe haben. Rücken wir ihr alſo einmal auf den Leib!

Der erſte Satz Albertis, der mich befremdete, war der folgende (S. 17): „Indem die Kunſt die Wahrheit abzulöſen verſuchte von der Wirklichkeit, ward ſie ſelbſt zur Lüge." Zugeſtanden! Dazu aber die Anmerkung: „Hier iſt natürlich von der Wahrheit und Wirklichkeit im geiſtigen Sinne die Rede. Für das Altertum waren Centauren, Tritonen und Faunen wahr, denn die Alten glaubten an dieſelben, ſie ſahen ſie mit ihrer glühenden Phantaſie und alſo waren ſie im phyſiſchen Sinne wirklich, gerade ſo gut, wie die Geſichte einer Hellſeherin für dieſe ſelbſt durchaus real ſind, denn ſie glaubt dieſelben nicht zu ſehen, ſondern ſieht ſie wirklich. Wir aber ſehen keine Centauren und Tritonen mehr, auch nicht mit der glühendſten Phantaſie, und alſo ſind ſie für uns Böcklins Geſtalten, Fratzen und Lügen." Auf Seite 50 wiederholt der Autor ſeine Anſchauung über Böcklin.

Nun hatte ich aber auch einen Teil dieser „Böcklinfratzen“ öfters gesehen und einen ganz andern Eindruck von ihnen gewonnen, den Eindruck, daß sich eine hohe Realität in ihnen berge. Wie kommt das? Nun, ich glaube, die Antwort ist einfach. Trotz aller Fortschritte auf dem Gebiete der Naturforschung stehen wir heutzutage einer relativ ebenso großen Zahl von Rätseln in der Natur gegenüber, wie einstens die Alten. Bei einem Künstler also, der denkend, frei und eigenartig vorgeht und mir solche Rätsel in vergeistigter Weise, wenn auch mit Hilfe mythologischer Gestalten darzustellen sucht, fällt für mich die Frage nach der Berechtigung seines Thuns von vorneherein fort. Ob derselbe höher oder tiefer steht, als ein anderer, der diese Rätsel in der Gestaltung von Kühen oder Schafen findet und sie mit seiner Kunst zu entziffern sucht, mag dahin gestellt bleiben. Sehe ich Böcklins Meerfrau mit ihrer seelenlosen Wollust sich an den kaltglatten Körper der Seeschlange schmiegen, im Tiere und Weibe dieselbe Seele — gar keine — so frage ich mich doch, ob die Darstellung der Meernatur in dieser Weise keine künstlerische Berechtigung haben sollte? Ich konnte mir dasselbe sagen, was Alberti sagte: Fratzen und Lügen, und doch sagte ich mir es nicht. Warum nicht? — Und ein solches Rätsel, wie es in diesem Bilde Böcklins lebt und ebenso in ihm die dem Künstler beliebte Antwort findet, begegnet uns bei Böcklin stets wieder. Es tritt diese tiefgründige Rätselnatur so eindringlich, lockend und berückend bei ihm auf, daß ich mich stets davon ergriffen fühlte, daß mir niemals der Eindruck kam, ich stände vor einer Lüge. Und jetzt dieser Alberti mit seinem scharfen Blick und hohen Kunstverständnis predigt mir auf einmal, ich hätte mich geirrt. Es muß also in seiner Natur etwas fehlen, wenn in der meinigen etwas zu viel ist, daß ich nämlich da etwas sehe, wo er nichts sieht.

Dieses Gefühl wurde mir zum Bewußtsein, als ich weiter las, als ich hörte, wie Conrad Alberti von der Musik redet. Er glaubt nämlich zunächst, daß dieser Kunst unter allen Künsten der geringste Einfluß auf die Kulturentwickelung eines Volkes zuzuschreiben sei. Nun, ein Blick in unsere verschwommene musikalische Zeit hätte ihn eines anderen belehren können!

Zunächst glauben wir, daß es nicht in der Willkür eines Volkes liegt, diese oder jene Kunst zu dieser oder jener Zeit vornehmlich zu pflegen. Ein jedes zu seiner Zeit! Und die Bestimmung darüber trifft das auf- und absteigende Leben der Völker. Wie es derselben bedarf, erweckt es notwendig und unwiderstehlich diese oder jene geistige Bethätigung.

Dann glauben wir ferner, daß die Musik nicht nur „eine Art Hypnose“ ist, oder „eine angenehme Einschläferung mit schattenhaften Träumen“, sondern daß sie die Sprache des Menschengeistes ist zu der Zeit, da neue

Offenbarungen an ihn herandrängen, wenn er es fühlt, daß etwas vorgeht in der Welt und in seiner Seele, ohne daß er diese Vorgänge jedoch noch begrifflich zu fassen vermöchte. Wenn der Menschengeist wieder einmal in ein neues Stimmungsstadium eintritt, so erhebt sich die Musik als die Stimme der Stimmungen zu neuem Leben. Nicht vor die Zeit des Einschlafens stellen wir deshalb die Musik und ihre notwendige Pflege, sondern vor die Zeit des Erwachens. Daß die Musik rückwirkend die Fähigkeiten besitzt, die der begrifflichen Fassung vorangegangenen Stimmungen wieder wach zu rufen, uns wieder in einen Urweltstraum zu versetzen, ist ihrer Natur nur analog. Und in dieser rückwirkenden Kraft liegt die unschätzbare Bedeutung, die ihr Alberti „als edelstes Mittel zur Erholung nach angestrengter Arbeit" zugesteht. Daß dann der größere Teil der Menschheit, wie er sich in seine Kinderträume zurückzuversetzen liebt, sich dieser Wirkung der Musik gern wieder überläßt, ist dem Trägheitsgesetze, welches in der Menschennatur wirkt, ebenso analog. Deshalb möchten wir die „prohibitive Pflicht des Staates", der Erschlaffung des Volkes durch die Musik entgegenzuarbeiten, ehe wir sie anerkennen, einer weiteren Diskussion unterworfen sehen. Denn die Geister des Volkes schreiten nicht gleichmäßig fort. Wo der eine schon weiß, da brütet der andere noch. Und die Musik, welche dem Einen half, mag darum auch dem Zurückgebliebenen weiterhelfen!

Ob sie es thut? Ja! Wenn wir auch mit Alberti annehmen wollten, sie thäte es bei dem einen oder anderen nicht direkt, sie „könne keine jener geistig befreienden Wirkungen ausüben", welche Alberti für die Hebung unseres Volkes verlangt, so thut sie es doch indirekt, indem sie den Menschen einlullt. Der Schlaf und der Traum ist aber auch eine geistige Befreiung. In diesem wachen Traum vergißt der Mensch seine kleinlichen täglichen Sorgen und fühlt sich wieder einmal wohl. Den Punkt des Vergessens erreicht zu haben, ist schon etwas. Vergißt man öfters und länger und fühlt sich selig dabei, so ist das noch mehr. Allerdings müssen wir Alberti zugestehen, daß diese dauernde Erreichung des Nullpunktes im Vergessen der Anfang vom Ende sein kann. Nicht aber auch des Anfangs? Kommt es jetzt nicht lediglich auf die subjektive Natur des Individuums, auf die dasselbe umgebenden günstigen oder ungünstigen Verhältnisse an? Soll die Militärmusik etwa den Soldaten einschläfern? Hämmert der Schmied, der zur Arbeit singt oder pfeift, nicht noch einmal so lustig darauf los? Wer aber schlafen will, den laßt doch schlafen! Wir wünschen ihm die ewige Ruhe!

Und nun der Zusammenhang zwischen der Musik und Böcklin! Fühlt man ihn nicht? Sieht man nicht, wie Conrad Alberti hier vor dem

gleichen Rätsel steht, zu dem all sein Verstand ihm den Schlüssel nicht giebt, zu dem er die Lösung in seiner Natur noch nicht gefunden? Ob er sie finden wird? — Hören wir Karl Bleibtreu! Er bespricht in seinem „Kampf ums Dasein der Litteratur" Conrad Albertis Drama „Brot". Bei allen Anerkennungen und Aussetzungen sagt er, sei dabei festzuhalten, daß diese letzten eigentlich keinen bestimmten Tadel, sondern mehr eine Betonung der Talent-Grenzen Albertis bedeuten solle. „Denn das Stück, wie es da vorliegt, erscheint uns immerhin als eine hervorragende Leistung. Was hier fehlt, kann nie erlernt werden: der undefinierbare Duft der ‚Stimmung', der echten dichterischen Anschaulichkeit." Auch hier ist ein Zusammenhang in dem, was Alberti leistet und in dem, was er empfindet. Vermißt Bleibtreu das „Undefinierbare" in dem Werke Albertis, so vermissen wir in seiner Natur dasselbe. Für das „Undefinierbare" ist der Mann nicht geschaffen, der so klar und deutlich seine Grenzen, die Grenzen seines Wollens und Könnens zieht. Und doch wäre es schade, wenn das Undefinierbare aus der Welt geschafft würde. Denn dieses an sich ist kein Hindernis für die menschliche Kulturentwickelung, sondern die Vorbedingung dazu. Es ist jenes Dunkel, welches durch die erste Berührung mit dem menschlichen Geiste zum Halbdunkel wird, aus dem dann Centauren und Tritonen geisterhaft nebelhaft aufsteigen. Und merkwürdig, Alberti erklärt dieses zu uns in Beziehung getretene Dunkel selbst für den Urboden des Seins (S. 15). Nur insofern ist es ein Hindernis, als etwas damit gemacht wird, als wir an den Glauben festgenagelt werden sollen, wo es uns mit der Zeit vergönnt wäre zu sehen und zu erkennen. Und das ist Böcklin gewiß nicht eingefallen, wie dieses Eindudeln dem Wesen der Musik nur durch die Weise ihres Gebrauchs und Mißbrauchs anhaftet. „Eine große Entdeckung wird nie erfolgen ohne den kühnen Flug der Phantasie", sagt Bleibtreu in demselben Werke, und wenn wir nun fragen, was der Folge, dem heutigen realen Streben, zunächst voraufgegangen sei, so stehen die Namen eines Richard Wagner und Arnold Böcklin nebeneinander. Man ziehe den Schluß selbst, wenn man das Undefinierbare der Zwischenphasen, welche von einem Begriffe zum andern, oder von einer dunklen Ahnung zum Begriffe führen, zu ahnen vermag!

Alberti wird erkennen, daß ich historisch zu Werke gehe, daß ich von dem Heute nichts weiß, wenn ich das Gestern nicht erkannt habe. Er wird ebenso erkennen, daß er nicht so zu Werke gegangen ist, trotzdem er das Gestern erkannt und das Heute versteht. Alberti macht Vorschläge. Er will die Bühne reformieren. Alle Achtung! Es thut not. Dabei verlangt er: „besondere Berücksichtigung der nationalen dramatischen Produktion, welche

im Augenblick in einem gewaltigen Aufschwung begriffen zu sein scheint. Keine Rücksicht auf die angebliche Tendenz eines Stückes, nur auf den künstlerischen Wert, den ernsten Geist, die Bühnenfähigkeit des Werkes, die selbstständige Kraft, die sich darin ausspricht: Nur was in seinem Grundgeiste gegen die Verfassung, die Religion, den Anstand verstößt, sei grundsätzlich ausgeschlossen." Wir wollen Alberti nicht absichtlich mißverstehn, sondern das Undefinierbare, welches uns hier entgegenzustarren scheint, definieren. Er meint, daß Verfassung, Religion und Anstand als Grundlage der Fortentwickelung erhalten bleiben sollen, so lange, bis diese Fortentwickelung eingetreten. Oder meint er nicht so? Ich weiß es nicht. Ich kann mir diese Sätze in ihrer Folge nicht anders zusammenreimen. Meint er es so, so stimmen wir ihm zu, d. h. . . .; meint er es nicht so, dann stimmen wir ihm nicht zu, d. h. . . . nun ja, wie er es eben meint.

Wir wollen unsere Ansicht darthun. Verfassung, Religion und Anstand sind in unseren Augen Erzeugnisse der Zeit und darum dem Untergange geweiht. Wir wollen für dieselben die freie Bahn, die Möglichkeit der Fortentwickelung bis zum Ende. Alberti stimmt uns da zu. „Der Staat, als die reine und ungehemmte Entfaltung des Volksgeistes (also ein ewig Wandelbares), unterliegt dem Gesetze der organischen Fortentwickelung wie alles Menschliche, er steht in beständiger Berührung mit dem ewig fließenden Geiste der Zeit, das heißt dem kosmopolitischen Geiste der Gesamtmenschheit, und beide durchdringen, ergänzen, fördern einander unablässig, und vom Tauschstrom derselben getragen, flutet und wallt die Kunst zu immer tieferen Gedanken, immer höheren Gebilden." Was will also Alberti mit jener Einschränkung? Hat er dabei an Afterkunst gedacht? Die wäre überhaupt einzuschränken, wenn es möglich wäre. Aber das erzielt man ja nur durch eine höhere Bildung des Publikums. Die ist unmöglich bei dem Stande der heutigen Verfassung, der Religion und des Anstandes. Nur ein Beispiel sei angeführt! Man braucht nicht weit zu greifen.

Die Regierung erteilt Befehle. In dem Befehle wird auf den Gesetzesparagraphen hingewiesen, der den Ungehorsamen zur Strafe verdammt. Tausende „Adressaten" — das ist die gewöhnliche Anrede — erhalten täglich derartige Schreiben. Der Befehl wäre recht. Die beigefügte Drohung ist eine Beleidigung, die nicht einmal mit dem Begriff von „soldatischer Ehre" bestehen kann. — „Das ist doch Geschäftssprache!" — Gut, sie mag es sein, und ein Volk, welches eine derartige Geschäftssprache erleidet, ist kein freies, kein anständiges Volk, kein verfassungsfähiges, kein religiöses Volk, kein Volk von Ehrgefühl. Daß man das nicht fühlt, daß man den Hohn dieser „Geschäftssprache", die unter Banditen am Platze wäre, auf alle

persönliche Freiheit und Ehre nicht begreift, zeigt, wie der deutsche Staatsbürger diese beiden letzten Attribute, die für ihn die ersten sein sollten, gar nicht oder doch nur von Staats wegen kennt. Die Kunst soll ihn zu diesem Gefühl für Wahrheit, Freiheit und Ehre erheben; der Staat soll wieder die Kunst unterstützen; der Staat aber ist mit der Verfassung in den Bann geschlagen; daraus soll ihn die Kunst nicht befreien, da der Künstler auch Staatsbürger ist. Also eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt! Wie wird's anders?

Diese Frage steht überall am Ende. Die Antwort lautet immer gleich: das Leben wird's besorgen. Laßt die Not wachsen! dann werden die Mittel gefunden. Alberti fand Mittel, er bot sie dar, aber er wird es sehen, daß bei der ersten Anwendung derselben sich die Unhaltbarkeit des Faulen auf allen anderen Gebieten darthun wird. Die Staatsmänner fühlen so etwas und wiegen das Haupt. Bismarck sieht es. Und doch hat er das Gesetz für Alters- und Invalidenversicherung durchgebracht. Er weiß was dahinter steht, daß es kein „Zurück" giebt, und so hätten wir den Anfang der schönsten Fortentwickelung. Wer mit seinem Geiste die Zukunft bestreicht, wer Reform will, darf keine Einschränkung machen! Thut er es dennoch in der Absicht, daß der Stein schon weiter rollen wird, ist er einmal in Bewegung, verlangt er einstweilen nur das letztere, so handelt er „staatsmännisch", aber nicht dichterisch. Die dichterische Freiheit aber ist es, die Alberti will und anerkannt sehen will, und darum befremdete uns sein Zusatz.

Die Verfassung hat an sich gar keine reale Bedeutung, denn die wenigsten im Volke wissen etwas von ihr. Wenn das Volk lebt, wie es lebt, der Verfassung gemäß oder nicht gemäß, so thut es das aus andern Gründen, als aus denen des Bewußtseins. Ändert sich aber das Leben des Volkes, wächst das Kind zum kraftvollen Menschen, so zieht ihm die Hosen aus, die ihm zu kurz geworden sind, und gebt ihm andre! Denn wäre es gutmütig genug, zum Spotte der Welt in der immer kürzer und enger werdenden Hose weiterzulaufen, sie könnte ihm am Leibe zerplatzen und seine Blößen würden offenbar. Dann aber wehe der Welt um des Ärgernisses willen! — Das ist Fortentwickelung, welche Alberti verlangt. Die Verfassung ist doch nur ein Kompromiß, den die alte Zeit, die geistige und politische Erbschaft der Väter mit dem Geiste der neuen Zeit abgeschlossen hat. Was aber geschieht, wenn wir selbst Väter geworden sind oder gar schon sind? Dann wird wieder ein Kompromiß nötig und so fort in alle Ewigkeit. Und das ist gut. Denn diese Art und Weise gewährt die Möglichkeit, daß der Teil des Volkes, der noch im Urgroßväterzeitalter steht, langsam nachkommen kann. Will also Alberti das eine, daß die Dichter

und Denker auf diesen neuen Kompromiß hinarbeiten sollen, so stimmen wir ihm zu. Will er, daß das Heute der Ausgangspunkt für das Morgen bleiben soll — recht! Dann aber fort mit dem für mich unlogischen Verbot, ein Diskutierbares und der ewigen Diskussion Unterworfenes nicht durchzusprechen!

„Er hat es ja selbst gethan!" — höre ich flüstern. Ja wohl! Er hat es selbst gethan. Das Undefinierbare hat sich ihm mit elementarer Gewalt in seine Kreise geschoben und dieselben verschoben.

Wir hörten Alberti an anderer Stelle sagen, er wünsche die Zuchthäuser in Häuser des Mitleids und der Liebe umgewandelt. Hier treffen wir uns. Das Ethische läßt sich nicht in gesetzliche Paragraphen fassen, so wenig, wie das Künstlerische in eine Grammatik. Aber dem läßt sich beikommen, was die Ursache ist, daß wir nicht ethisch und moralisch, daß wir nicht künstlerisch sind: der Krankheit der Menschheit. Ein gesunder Mensch wird nicht zum Verbrecher, glaubt Alberti. Ein gesunder Mensch besitzt natürliche Moral; ein gesunder Mensch geht aber auch nicht auf die Stilsuche, sondern er ist selbst stilvoll: das potenzierte Abbild aller in der Natur wohlthätig und wohlthuend wirkenden Kräfte. Ein gesunder Mensch glaubt nicht, was er nicht weiß, sondern arbeitet, es zu erfahren; bei der Arbeit kann er nie Pessimist werden, da die freudige Regung seiner Kräfte ihm vollauf Genugthuung giebt. Ein gesunder Mensch überschreitet keine Grenzen, da er die Grenzen seiner Kraft kennt und über dieselben nicht hinaus verlangt; er wirft deshalb auch keine Verfassung über den Haufen, findet keine Freude an der Lüge in Kunst und Leben und läßt sich mit keiner „Geschäftssprache" abthun, da er sich nicht als Nummer, sondern als Individuum fühlt und Ehre im Leibe hat. Wozu also alles Paragraphieren und Systematisieren? Sorgt für Ärzte, macht die Menschheit gesund! Und König und Bettler werden sich finden und Freunde werden.

Man muß eine Ahnung davon haben, wie die Geschlechtskrankheiten mit ihrem ungeheuren Gefolge von Übeln die Menschheit anfressen, man muß gesehen haben, wie die Leute hereinfallen überall, in allen Kreisen, wo sie solches niemals ahnten, und man wird es verstehen, warum wir keine moralischen Vorschriften, sondern nur hygienische verlangen. Und das ist der Punkt, wo wir Alberti verlassen. Er glaubt durch staatliche Bevorzugung dieses oder jenes Stiles ein neues Stilgefühl erwecken zu können. Wir glauben, er wird damit nicht sehr weit kommen. Denn kein Stil ist von der Menschheit geschaffen worden, um vergessen zu werden und unbenutzt zu bleiben. Der Stil unsres Zeitalters ist die Stillosigkeit, die Vermengung aller Stile. Was nennt man nicht alles Renaissance? Aus diesem

Chaos erſt kann ein neuer Stil, der Stil der modernen Kultur, die über die Nationalität hinausgreift und die Völker aus den Banden des Chauvinismus und der Selbſtſucht erlöſt, ſich erheben. Wie das Dunkel der Urboden alles Seins, ſo die Begriffsverwirrung und -Vermiſchung, das Chaos der Anfang einer neuen Zeit. Man ſieht es dem Miſthaufen nicht an, welche herrlichen Blumen und Blüten, Blätter und Gewächsteile ihn gebildet, und doch blüht aus ihm, deſſen unſcheinbare, mit Leben und Kraft geſchwängerte Erde alle elementaren Beſtandteile ehemaliger Bildungen enthält, ein kräftiges, neues, herrliches Leben empor. So mit den Blüten unſerer Kultur. Wenn es alſo zu einem neuen Stilgefühle kommt, ſo wird das nicht durch die ſtaatliche Bevorzugung und Unterſtützung, ſondern durch die den Künſtlern ermöglichte Arbeit ſelbſt geſchehen, die ſich bei der Durchdringung großer Vorbilder und der Arbeit an großen Vorwürfen wieder einmal als Herrn der in ihnen wohnenden Kräfte fühlen. Und wie die geſunde Arbeit den Künſtler immer geſunder macht, ſo werden ſeine Werke der Menſchheit die Augen über ihre Krankheit öffnen und ſie zu gewiſſenhafterer Pflege ihrer Geſundheit veranlaſſen. Die glückliche Arbeit ſchützt uns vor Peſſimismus, dieſer Lebensanſchauung, die nur den Miſthaufen, nicht die in ihm gährenden Kräfte ſieht, ſie ſchützt uns auch vor Krankheit und bewahrt uns den Glauben an die Heilbarkeit der menſchlichen Krankheit. Jene über alles traurigen Fälle von Krankheit in den letzten Jahren ſollten die Menſchheit zur Erkenntnis bringen. Am eigenen Leben rächt ſich die Übertretung und ideologiſche Verſchiebung der natürlichen Grundkräfte, die Wirkung einer lügenhaften, verzottelten Kultur. Nicht nur vor den Mitgliedern der Geſellſchaft ſollten die andern geſchützt werden, welche dem Nebenmenſchen direkt nach dem Leben ſtreben oder ihn mit Cholera und Typhus bedrohen, ſondern mehr noch vor denen, welche die andern im Traume mit einer Lügenliebe vergiften. Eine wahre, menſchlich denkende und wirkende Geſundheitspolizei wird alle andern Poliziſten überflüſſig machen. Sie wird auch Stilvorſchriften überflüſſig machen, da die Geſunden ihre Kräfte ſelber rühren und alſo den Fortſchritt der menſchlichen Kultur herbeiführen werden. Und wie wir Mitleid haben mit jedem Schwindſüchtigen und andern Todelenden, ſo werden wir Mitleid haben mit allen, die ein Unglück, ſei es welcher Art auch immer, getroffen. An dieſem oder jenem Individuum mag die einwohnende Krankheit unheilbar ſein, an der Menſchheit iſt ſie es nicht. Dafür bürgt uns die zuverſichtliche und hoffnungsfreudige, die von ſo hohem Menſchlichkeitsgefühl und Nächſtenliebe getragene Arbeit unſrer Hygieniker und Ärzte. Nur ſo kann der Staat helfen, indem er den Geſunden und Lebenskräftigen, den zur Geſundheit Strebenden Arbeit ſchafft und Unter-

ſtützung angedeihen läßt und für die Geneſung der Kranken ſorgt. Das Ziel, welches erreicht wird, geht den Staat erſt etwas an, wenn es erreicht iſt. Bis dahin hat er ſich in die Arbeit ſeiner indirekten und freiwilligen Mitarbeiter nicht zu miſchen! Die müſſen frei ſein, vollkommen frei, denn nur ſo wird es gelingen, zur freien Arbeit die freie Kritik zu erzeugen, welche auf die Fehler aufmerkſam macht und das endgültige Verfahren des Karrens verhütet.

Indem der Staat für die Geſundheit ſeiner Bürger ſorgt, faßt er an dem Punkte an, wo das individuelle Intereſſe mit dem der Allgemeinheit zuſammentrifft. Und das iſt ſeit Menſchengedenken der einzige Hebelpunkt, den es überhaupt giebt. Über Moral, religiöſe und künſtleriſche Neigungen und Anſichten läßt ſich ſtreiten, darüber aber, ob jemand geſund oder krank iſt und ſein will, kann man nicht ſtreiten. Und indem man von allen abgeleiteten, erſt aus der Verwicklung des Lebens und der Lebensintereſſen entſtandenen Begriffen oder Mißbegriffen abſieht und das Leben ſelbſt, das geſunde Leben als Baſis aller menſchlich geſunden Forteutwicklung anerkennt und wieder zu ſchaffen ſucht, wird man zum wahren Realiſten. Hier muß die Lüge ſchwinden, ſoll ſie anderswo vernichtet werden.

Böcklin und Muſik haben es verſucht, dem Halbdunkel der romantiſchen Zeit reale Geſtalten abzuringen, oder doch wenigſtens realen Ausdruck zu verleihen, der etwas mehr als Halbdunkel war. Und damit ſind ſie der allmählich durchdringenden Erkenntnis unſerer Zeit vorausgegangen. Denn nicht und niemals treten feſte Begriffe aus dem Dunkel plötzlich vor der Menſchheit Auge. Dazu gehört die Überleitung, und dieſe beſorgt in den letzten Jahrhunderten, ſeit der Myſticismus an Kraft verlor, die Muſik zuerſt, in ihrem Gefolge die andern Künſte. Böcklin aber iſt der Muſiker unter den Malern. Daß ſich ſeiner Conrad in „Pumpanella, dem Buche für geiſtreiche Leute, die abſeits gehen", gegen die ſchweizeriſche Kunſtpolizei ſo freundlich und humorvoll angenommen, hat uns nicht wenig erfreut.

Iſt ein Gebiet dem Begriffe anheimgefallen, entſchlüpft es aus der künſtleriſchen Hand in diejenige der Wiſſenſchaft. Man ſehe in die Geſchichte und man wird dieſe Ablöſung überall finden. Darum ſagten wir, es ſei nicht in der Macht des Volkes und ſeiner Willkür, jetzt künſtleriſch, jetzt wiſſenſchaftlich ſich zu bethätigen, oder aber dieſe Kunſt vor jener zu pflegen, ſondern alles zu ſeiner Zeit, wie es die Notwendigkeit erfordert. Verſtehen wir aber recht die Stimmung des Zeitalters, ſo iſt allerdings die Zeit der Künſte, die Richard Wagner herauszuführen begann, die zunächſt bevorſtehende, denn nur die Kunſt, die freie Phantaſie vermag die Wiſſenſchaft aus den abſtrakten Bahnen wieder zu befreien, in welche ſie ſich eben zu verrennen begonnen.

Der neue Gedanke thut es nicht allein, sondern er muß die volkstümliche Form finden, um zur Geltung zu kommen. Und diese zu finden mit der unverrammelten Aussicht in eine ewige Fortentwicklung, das ist die Aufgabe der Kunst, war sie wenigstens bis heute.

Zu alledem gehört freie Arbeit. Die Möglichkeit dazu hat der Staat zu geben. Denn nur so hat sein Fortbestehen ein natürliches Recht. Das geistige Szepter allein ist es, dem sich die Völker beugen, und keine zehn Dreibünde werden uns die Russen auf die Dauer vom Halse halten, wohl aber wird dies durch die hingebende Sorge des Staates für alle Kulturarbeiten, namentlich für die volkstümlichste von allen, die Arbeit der Künstler und Schriftsteller, erreicht werden können. Darum keine Sorge um tote Begriffe wie Verfassung, Anstand, Religion! Das Reale allein ist das Leben; inwiefern es in seiner Krankheit oder Gesundheit dieser oder jener Hilfsmittel bedarf, laßt es selbst bestimmen! Bedarf es der Verfassung, gut! Der Religion, des Anstandes — gut! Aber laßt ihm die freie Verfügung über inhaltlichen Wechsel und Ausbildung dieser Begriffe, die in ihrer Abstraktion nur für ein krankes, nicht für ein gesundes Volk Zeugnis ablegen!

Hat ein Vater seine Söhne mit allem Guten und Wissenswerten, das er zu geben vermochte, für das Leben ausgestattet, so wird seine Liebe beruhigt sie dem Leben überlassen; er wird überzeugt sein, daß seine Kinder ihm nur Ehre, niemals Schande machen werden! Daß die Söhne fortgehen und ihr eigenes Leben versuchen, darüber wird das Vertrauen des Vaters seine väterliche Liebe in ihrem Schmerze trösten. Dieses Vertrauen aber ist es, welches ein Volk, ein in harter Arbeit gereiftes Volk von seinen Herrschern und Priestern verlangen darf und verlangen muß. Denn ein Tyrann und Mörder, ein niederträchtiger Egoist wäre der liebreichste Vater, wollte er das Opfer der Entsagung von seinen Söhnen verlangen, wollte er sie bereden, ihr Leben nach seiner Idee, nicht nach dem in ihrem eigenen Busen hellauflodernden Triebe hinzubringen. Wertlos wäre ein solches Leben für den Vater, wie für die Söhne. Und Deutschlands Fürsten sollten kleiner denken, als der liebevolle Vater, der den Söhnen den Segen mit auf den Lebensweg giebt? Der so erst recht zum angebeteten und verehrten Vater seiner Kinder wird? Das glaube, wer mag!

Conrad Alberti! Wir haben uns verloren — und gefunden, denke ich! Lese alle Welt die Schriften dieses tapfern Streiters gegen Lüge und Versumpfung und man wird mir zustimmen, daß wir uns im Reiche des Undefinierbaren fanden!

Noch einmal das Modellweſen.

Von Karl Bleibtreu.

(Charlottenburg.)

In ſeinem gründlichen und ſcharfſinnigen Artikel über dies Thema in Heft 10 der „Geſellſchaft“ verwickelt ſich Herr Chriſtaller in allerlei Widerſprüche oder richtiger, er geht, um ſprichwörtlich zu reden, wie die Katze um den heißen Brei herum. Wenn man den Kern ſeiner Ausführungen aller Hüllſel entkleidet, ſo ſchrumpft derſelbe darauf zuſammen: Nur die wiſſentliche Verleumdung in einer Romanfigur iſt ſtrafbar. — Ja, was heißt denn „wiſſentlich?“ Herr Chriſtaller will doch par excellence als ein realiſtiſcher Denker gelten; da muß er ſich über die eigentümliche Selbſttäuſchungsfähigkeit der Cerebralfunktionen und die ſchwankende Unfeſtigkeit des Willenscentrum im Klaren ſein. Ich kann öffentlich bona fide etwas begehen oder behaupten, was mir ſpäter als unrecht erſcheint. In dem famoſen Stöcker-Prozeß ſtand der Hofprediger unter dem öffentlichen Verdacht des „wiſſentlichen“ Meineids, welcher ungeſcheut von der Preſſe kolportiert wurde. Er kam mit einer Art Rüge davon, da er ſich mit Gedächtnisſchwäche entſchuldigte. Darob inſinuierendes Halloh: Da könne Jeder kommen. Welche Rohheit! Ob das eine bloße Ausrede oder eine ſubjektive Wahrheit war, kann doch wirklich nur Herr Stöcker ſelber wiſſen, ja vielleicht nicht einmal er ſelbſt, ſondern nur jener höhere Richter, der als oberſte Subſtanz alles durchdringt und ſich im Gewiſſen hörbar macht. Jede andere Gegenbehauptung muß verſtummen, als eine einfache Verleumdung. — Wer will aber, wenn ſchon ein wiſſentlicher Meineid kaum zu beweiſen ſcheint, gar das „Wiſſentliche“ einer Verleumdung unterſuchen! Denn in gewiſſem Sinne genügt der ſogenannte Wahrheitsbeweis nicht einmal, um die bona fides darzuthun: Wer bürgt dafür, ob A. nicht ſelbſt ſeine geheimen Zweifel über eine von ihm als wahr ausgeſprengte Verleumdung hegt, trotzdem er bloß thatſächlich beſtehenden Mitteilungen Anderer Glauben ſchenkte?! Und umgekehrt: X. klatſcht dem Y., was Z. über ihn Böſes geſagt; Y. läßt Beide antreten und Z. ſpricht ſeine ſogenannte Reue über ſeine Unbedachtſamkeit aus. A. erfährt nun die ganze Affäre vor und nachher, bildet ſich ſeine eigene Meinung über den ſachlichen Thatbeſtand und die ſpätere Abbitte des Z. läßt ſeiner perſönlichen Auffaſſung die Handlungsweiſe des Y. darum noch lange nicht „koſcher“ erſcheinen. Erwähnt A. nun bei Gelegenheit ſpäter die ganze Affäre irgendwo, ohne indes ſein eigenes Urteil über den Fall beizufügen, ſo beruft ſich Y. darauf, daß dem

A. die „Reue" des Z. bekannt gewesen sei, A. also „wissentlich" Unwahres neu aufgewühlt hätte! — In ersterem Fall, wo jeder Richter auf „unwissentliches" Verbreiten von Unwahrheiten erkennen muß, könnte man also vor seinem eigenen Gewissen „wissentlich" schuldig sein, falls man selbst nicht an den Klatsch geglaubt hat. In letzterem Fall aber ziemte das Prädikat „unwissentlich", da der notgedrungene Widerruf des Z., der vielleicht privatim bei seiner früheren Meinung verharrt, das eigene ungünstige Urteil über den Fall nicht ändern kann. — Ja, ich gehe noch weiter: Wenn man hundert Zeugen zum Wahrheitsbeweis zitiert, so kann nicht nur die Beschuldigung gelogen, sondern man selbst samt all seinen hundert Zeugen ein „wissentlicher" Lügner sein. Hingegen giebt es zweifellos begnadete Menschenkenneraugen, welche die versteckteste Seele, kraft einer Art psychologischer Hellseherei, durch und durch blicken und daher Dinge sehen, die kein Anderer ahnt. Verkündet ein Solcher nun, was er sah, ohne den geringsten thatsächlichen Anhalt dazu, so verleumdet er doch offenbar „wissentlich" auf seine Gefahr hin und dennoch kann er die volle Wahrheit gesagt haben, wie vielleicht später aller Welt kund wird.

Wenn wir somit durch „wissentlich" oder „unwissentlich" auf eine schiefe Bahn geraten, so verstrickt uns Christaller vollends in bedenkliche Konsequenzen durch sein Herumfuchteln um den Begriff des Kunstwerks, dem alles erlaubt sei, im Gegensatz zum absichtlichen Tendenzwerk. Wer will das entscheiden! Kaum ein Sachverständigenkollegium. Selbst wenn Dichtungen existierten (ich kenne keine, außer direkten Satiren und Pasquillen ohne weitere Fabel-Umhüllung), welche lediglich der tendenziösen Schmähsucht dienen, so kann darum noch kein Mensch dem Künstler beweisen, daß er nicht künstlerische Absichten verfolgt habe. Dieser Standpunkt geht vollends in die Brüche, sobald der Betreffende sonst stets sein Künstlertum in productiven Werken bethätigte; warum also nicht auch hier, wo subjektive Voreingenommenheit etwa das Gegenteil annimmt. Ohnehin wird dieser Einwand hinfällig, da die Modellbeleidigung sich doch nicht um das Publikum, sondern um die davon Betroffenen dreht; diese aber werden doppelt geschädigt, je höher der Wert des Kunstwerks selber steht. Alle Schmähschriften gegen Byron wurden schon bei Lebzeiten Makulatur; seine fürchterlichen Invektiven im „Don Juan" wirken aber noch heute, brandmarken z. B. Southey, als Privatmensch Ehrenmann, für ewig. Ob dies mit Recht oder Unrecht geschieht, kümmert die Nachwelt gar nicht, wie denn z. B. der treffliche Turnkönig Maßmann durch Heines boshafte Rachsucht noch heut als komische Figur gilt. Hier herrscht also unumschränkt das Recht des Stärkeren, und Marsyas muß sich eben in Acht nehmen, Apollo zu reizen. Des

Sängers Fluch überlebt alle Zeitgenoſſen, ob auch dieſe ihn niederſchimpfen, er behält immer das letzte Wort. Und wo hört denn die bloße „Beleidigung“ auf und fängt die „Verleumdung“ an? Vollends über den Grad und die Schwere eines ſolchen Angriffs kann doch nur das ſubjektive Gefühl entſcheiden. Wenn ich z. B. ſage, Jemand habe eine Mesalliance begangen, ſo könnte ein Dritter dies als eine tugendhafte Handlung des Betreffenden auffaſſen; er ſelbſt aber empfindet es als Verleumdung und Beleidigung. Mache ich hingegen das Äußere eines Menſchen lächerlich, was man, falls es ohne beſondere Veranlaſſung dazu geſchieht, als eine rüpelhafte Albernheit bezeichnen könnte, ſo ſieht jeder Richter darin nur eine kleine Beleidigung, trotzdem der Betroffene ſeine Eitelkeit davon tötlich verletzt fühlt. Warum dieſen Unterſchied machen? Man müßte doch einfach die Strafe nach der effektiven Schädigung des Klägers bemeſſen. Da kommen wir aber alsbald zu einem ſeltſamen Schluſſe. Denn offenbar ſchädigt nur die „Verleumdung“, welche trifft.

Als Wilhelm Jordan heftig zur Ordnung gerufen wurde, weil er in ſeinem Roman „Die Sebalds“ den berühmten katholiſchen Hiſtoriker Janſſen aus perſönlicher Feindſchaft in ehrenrührigſter Weiſe porträtiert haben ſollte, ſchwieg der Beleidigte achſelzuckend. Warum? Der deduktive Ideologe ſagt natürlich: Aus Edelmut und Großſinnigkeit. Der induktive Realiſt aber, der da weiß, daß jedem Motiv der Eigennutz zugrunde liegt, leitet dieſen Stoizismus aus dem befriedigten Gefühl Janſſens her: daß der Angreifer nicht ihm, ſondern ſich ſelbſt geſchadet habe. Eine alte pſychologiſche Regel (natürlich mit möglichen Ausnahmen) lehrt: Wer ſich getroffen fühlt, ſchreit. Da nun aber die Schädigung des Nebenmenſchen für humane Rechtspflege allein entſcheidet, ſo wird der „Wahrheitsbeweis“ ganz hinfällig. Denn gerade wenn der „Verleumder“ die Wahrheit ſagte, nur dann hat er wahrhaft geſchädigt. Als der Roman „Friendſhip“ von Ouida erſchien, erhob ſich ein grimmer Lärm über ſolche Indiskretion. Ein ſtadtbekanntes unſittliches Verhältnis war nämlich hier ausführlich analyſiert und das leidende Opfer desſelben im Roman, die reine edle Künſtlerin Etoile, ſollte eine der Verfaſſerin ſehr naheſtehende Dame vorſtellen. Nun ja, ein Racheakt, unſtreitig. Dieſelbe zeternde Geſellſchaft zwang mit der ihr eigenen Konſequenz die Schuldigen, ihre Heimat zu verlaſſen. Alſo eine Schädigung, ſchlimmer als Folter und Rad, und grade, weil's Ouidas beſtes Buch, ein ewigwährendes Kainsmal. Hätten die Schuldigen aber geklagt, ſo wäre die Dichterin unſtreitig wegen „libel“ zu ſchwerer Strafe verdonnert, da ein ſtrikter Wahrheitsbeweis in ſolchen Dingen unmöglich. Doch freilich würde ja ein ſeltener Grad von Unverſchämtheit dazu gehören, den Wahrheitſprecher

als Verleumder öffentlich „hereinzulegen“, falls an der angeblichen Verleumdung etwas Wahres. Denn ſelbſt wenn der ungerecht Verleumdete wähnt, alle Welt glaube an die Wahrheit der geſchleuderten Anklage, und nicht hofft, auf andre Weiſe Satisfaktion erlangen zu können, ſo genügt dennoch erhabene Verachtung, um den gewiſſenloſen Ehrendieb zu züchtigen. Hochkomiſch wirkt freilich Rachſucht beſonders bei ſolchen entrüſteten Heiligen, die immer chriſtliche Milde predigen, und auch derlei ſoll vorkommen. Die ſelbſtgewiſſe Unſchuld pflegt ſich im Allgemeinen anders zu gebärden.

Herr Rechtsanwalt Fuld hat im Novemberheft vorigen Jahrgangs das öffentliche Verhandeln von Beleidigungsſachen für einen Übelſtand erklärt, weil man deswegen das Klagen ſcheue. Doch trifft dies den Angeklagten noch ſchärfer, weil durch die öffentliche Verhandlung ſein Vergehen erſchwert und beſonders der Wahrheitsbeweis viel ſtrafbarer wird, als bei privater Verhandlung mit Ausſchluß der Öffentlichkeit. Auch würde man viele Zeugen bei nichtöffentlicher Unterſuchung viel willfähriger zu Ausſagen gegen den Kläger finden. Auch die entſtellenden Referate mancher Gerichtsreporter würden vermieden, wodurch der Skandal nur zehnfach vergrößert wird. — Wendet man aber einmal gegen Romanfiguren § 187 an, ſo muß man auch zugeben, daß ein intelligenter Rechtsanwalt § 182 (Schädigung des Kredits) gegen ungerechte unverſchämte „Kritiker“ anwende, z. B. gegen ſolche, die auf Grund beliebig herausgeriſſener Zeilen mit künſtleriſchen Ehrabſchneidungen um ſich werfen, wie: „Der iſt kein Dichter“, „der hat überhaupt kein Gemüt“ u. ſ. w. mit Grazie in infinitum. Was würde wohl ein Kaufmann ſagen, dem man wegen einer riſſigen fleckigen Zipfelecke ſeine ganze Ware verunglimpfen, ja ihm überhaupt die Solidität abſprechen würde? Er würde ohne weiteres den Vorwitzigen vor Gericht fordern. Dem wahren Künſtler aber liegt ſeine Kunſt, die er höher achtet als ſein Leben, weit mehr am Herzen, als ſeine ſogenannte perſönliche Ehre und andrer relativer Firleſanz.

Was bleibt der Weisheit letzter Schluß? Ehrengerichte von Fachgenoſſen und Sachverſtändigen. So lange aber dieſe wichtige Inſtitution nicht eingeführt, ſo muß das Geſetz, falls es Romanporträts als Beleidigungen auffaßt, wenigſtens zwei Dinge als abſolut mildernde Umſtände berückſichtigen: 1) Falls der Künſtler wirklich bona fide auf zugetragenen Klatſch fußte, 2) falls wiederholte Reizung des Klägers vorliegt. Phantaſie und Reizbarkeit des künſtleriſchen Temperaments entſchuldigen dann Alles. Treffen dieſe beiden Umſtände nicht zu, dann nehme das Geſetz ſeinen Lauf.

Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

1. Ergebnisse der I. Jahresausstellung von Kunstwerken aller Nationen im kgl. Glaspalast.

Ein furchtbar langer, plumper, unkünstlerischer Titel in seiner offiziellen Fassung: „Münchener Jahresausstellung von Kunstwerken aller Nationen im königlichen Glaspalaste 1889"!

Eine Einrichtung, die alljährlich wiederkehren und kennzeichnend für das Kunstleben einer Stadt sein soll, müßte mit der Kürze und Kraft eines Schlagwortes bezeichnet werden und nicht mit der Aneinanderreihung von Wörtern von mehreren Bandwurmlängen.

Zunächst hätte der Ausdruck „Ausstellung" vermieden werden sollen, weil er in dem Durcheinander unserer modewütig sich ablösenden und kreuzenden Ausstellungen aller nur erdenkbaren Gattungen alles Hervorstechende verloren hat.

Dann dieses breite und breitige „von Kunstwerken aller Nationen", das zudem eine Aufschneiderei ist! Als ob es außer den sogenannten „bildenden" und graphischen Künsten nicht auch noch andere gäbe! Es ist uns nicht bekannt, daß im Glaspalast z. B. auch musikalische und dichterische Schöpfungen mit ausgestellt worden wären — Werke, die doch auch „Kunstwerke" sind sozusagen! Nach übereinstimmender Annahme aller Kulturforscher ist die Poesie die erste, ursprüngliche und verbreitetste aller menschlichen Künste gewesen, während es durch religiöses Gesetz gewissen Völkern von Anfang an untersagt war, sich „irgend ein Bildnis oder Gleichnis von dem zu machen, was auf, unter oder über der Erde ist" — ein Gesetz, das z. B. bei den islamitischen Nationen heute noch zu Recht besteht.

„Aller Nationen" — auch das stimmt nicht, denn die Geschichte kennt noch eine ganze Reihe kunstschöpferischer Nationen, die in den Münchener und gewöhnlich auch in anderen europäischen Ausstellungen nicht vertreten zu sein pflegen.

Die vielgerühmte deutsche Gründlichkeit und wissenschaftliche Exaktheit ist mithin bei der Namensgebung dieser neuen Münchener Einrichtung nicht in Thätigkeit gewesen.

Dies ist das erste, und wie wir gleich mit Vergnügen beifügen wollen, einzige negative Ergebnis dieser „Jahresausstellung".

Daneben sei das bedeutendste positive Ergebnis gestellt, jenes positive, das in der heutigen Welt bei Hoch und Niedrig als das erstrebenswerteste gilt: das mammonistische, handelsmännische, materielle, in klingender Münze zählbare. Als Bildermarkt hat diese erste „Jahresausstellung" einen unerwartet glänzenden Erfolg aufzuweisen: sie hat für nahezu eine halbe Million Kunstwerke „abgesetzt" — trotz der furchtbaren Konkurrenz der Pariser Weltausstellung und anderer Wettbewerbungen.

Finanzpolitisch hat sich also diese neue Einrichtung durchaus bewährt. München hat sich als erster deutscher Bildermarkt im verdienstlichsten Lichte gezeigt. Aber auch kunstpolitisch ist dieses Ergebnis nicht gering anzuschlagen. Die im Glaspalaste

zusammengebrachten Bilder, welche so zahlreiche kauflustige Beschauer anlockten, gehören der Menge und Bedeutung nach der Münchener Produktion an. Die Berliner und Dresdener Ateliers haben sich fast gar nicht, die Düsseldorfer und Wiener nur schwach beteiligt. Gut war Karlsruhe vertreten. Also München hat den Haupttrumpf ausgespielt; es hat sich der Welt wirklich als erste deutsche Kunststadt vorgestellt. Wenn es nur ernstlich will, kann es auch für die Folge seine Stellung als Mittelpunkt deutscher Kunst festhalten, wenigstens als Mittelpunkt deutschen Kunsthandels. Denn wenn nach der Versicherung des alten Herrn Friedrich Pecht die „Münchener Künstlerschaft zu mindestens einem Drittel aus Polen, Ungarn, Russen, Griechen, Skandinaviern und Amerikanern besteht" und — nach der Versicherung des nämlichen alten Herrn, „es überaus interessant zu sehen ist, wie scharf besonders die beiden ersteren ihre Nationalität in der Kunst ausprägen, obwohl sie in München ihre künstlerische Bildung empfangen haben", so hat München als Kunststadt seinen Schwerpunkt hauptsächlich in der Schule und im Markt, weniger in dem Geiste, der, vom Boden und der Luft aus, München als schöpferisches Kunstorgan voll charakteristischer und geschlossener Kraft durchflutet. Es wäre also mehr ein Zufallsverhältnis, das zwischen München und der Kunst besteht, nicht eine naturnotwendige Kulturströmung, welche die Stadt und ihre Künstler unzertrennlich an einander fesselt. Mit andern Worten: es wäre nicht eine spezifisch Münchenerische Kunstatmosphäre, die Einheimische und Fremde gleichermaßen erfüllt und umhüllt, wie z. B. in Paris das spezifisch Parisérische nach und nach alle in Paris schaffenden Künstler zu einem eigenartigen Typus zusammengeformt und ihren Werken einen unverkennbaren örtlichen, nach Natur, Geschichte und Gesellschaft scharf bestimmten Stempel aufgeprägt hat, sondern mehr eine Thatsache der Statistik sozusagen, daß München zufällig so und so viele kunstbegabte Menschen beherbergt, welche hier zusammen kommen, um lediglich die Vorteile der Unterrichtsmittel und des Marktes für ihre persönlichen Zwecke auszunützen, ohne eine große, ins Soziale getriebene, mit der Kraft eines eigenartigen Kunstideals faszinierend wirkende Thätigkeit zu entfalten, in welcher alles zu machtvoller Blüte in die Höhe kommt, was nur dieser Kulturboden, von jedem anderen unterschieden, an verborgenen Keimen und Triebkräften enthält. Oder kurz gefragt: enthüllt sich in München ein neues Geheimnis ursprünglichen Kunstgeistes — oder wäre alles, was hier an Kunstwerken hervorgebracht wird, nach Art, Kraft und Bedeutung in jeder anderen Stadt, welche die äußeren, materiellen Vorbedingungen erfüllte, ebenso gut ausführbar? Ist München nach seiner Natur, Geschichte, Gesellschaft und Kulturhöhe so stark mit innerer kunstschöpferischer Kraft gesättigt, daß ihm hierin in ganz Deutschland keine andere Stadt gleichkommt?

Wer hierauf mit Ja antworten kann, der giebt damit zugleich die Folge zu: München ist in der That und Wahrheit in Deutschland, was Paris in Frankreich ist — die Kunstmetropole, die durch kein noch so widriges politisches oder wirtschaftliches Geschick um den Rang gebracht werden kann, den sie im Reiche der künstlerischen Ideale und Interessen zum Segen der Menschheit einnimmt.

So Hochachtbares und Erfreuliches diese erste Münchener Jahresausstellung auch enthält und so kraftvoll auch der Unternehmungsgeist ist, der sie ins Leben gerufen: ein Ja auf die soeben gestellten Fragen ist kaum unter den Ergebnissen, auf die wir bei ihrem Schlusse zurückblicken können.

Abgesehen von Verschiedenem, was später angedeutet werden soll, entbehrt sie

der nationalen Geschlossenheit, der kernigen Deutschheit. Erstens hat sie sich zu sehr an die Ausländer herangebiedert, um von ihnen, in allererster Linie von den Franzosen, Sensationsstücke für die Gaffer aufstellen zu können, zweitens hat sie eine große Zahl von Werken aufgenommen, die jeder Originalität entbehren, bloße Nachahmereien ausländischer Muster und öde technische Nachschreibereien sind, drittens hat sie in der Annahme und in der Art der räumlichen Zurgeltungbringung wie in der Auszeichnung durch Prämien nicht immer jenes Feingefühl und jenen Takt walten lassen, welche wir von einem maßgebenden Unternehmen auf deutschem Boden zu fordern berechtigt sind. Es ist da viel Dilettantisches und nicht aus den idealen Grundsätzen des Kunstwesens genügend Erklärliches mit untergelaufen.

Am schwächsten ist das Ergebnis der Plastik, sowohl was die Zahl und Vollendung als die deutsche Eigenart der ausgestellten Werke betrifft. Die Zahl der Skulpturen, die teils im Palmengarten, teils in den 48 Sälen und Kabinetten zur Ausstellung gelangt sind, ist quantitativ und qualitativ unverhältnismäßig gering. Dabei hat einer der strebsamsten und fleißigsten Münchener Plastiker, dem nur das hartnäckigste Übelwollen Talent und Fertigkeit wird abzusprechen vermögen, es erleben müssen, daß seine sämtlichen eingesandten Werke, farbig behandelte Büsten, der Reihe nach zurückgewiesen worden sind. Zuerst wollte die Jury wenigstens seine Döllinger-Büste annehmen, jedoch unter der Bedingung, daß der Künstler — Joseph Echteler ist sein Name — nicht ein chromisch behandeltes, sondern ein weißes Exemplar liefere. Und als der gequälte Künstler, der seit Jahren mit größten Opfern Experiment auf Experiment in der Bemalung der Statuen anstellte, sich noch besann, wie er sich dieser merkwürdigen Bedingung gegenüber benehmen solle, revidierte die Jury ihren ersten Beschluß und lehnte überhaupt seine Beteiligung an der Ausstellung ab. Der Besucher des Glaspalastes wurde dadurch um den Vorteil gebracht, einen talentvollen Plastiker kennen zu lernen, der zuerst in München in ausgedehntestem Maßstabe der Frage nach der Bemalung der Skulpturwerke mit konsequenten Experimenten näher trat und durch die Erfindung einer wetterbeständigen Masse und durch gelungene Bemalungsversuche der modernen Kunstbildhauerei einen wesentlichen Dienst geleistet hat. Gerade seine Döllinger-Büste ist neben der des Universitätsprofessors Dr. v. Maurer nicht nur eine sehr starke Talentprobe, sondern auch ein von der Kritik längst anerkanntes Kunstwerk von unbestreitbarem Werte.

Mag dieser Fall, den die Prüfungskommission auf ihre Kappe zu nehmen hat, vereinzelt dastehen oder nicht — betrübend bleibt es unter allen Umständen, daß durch solche Vorgänge Kunst, Künstler und Kunstfreunde gleichmäßig in ihren berechtigten Erwartungen und Vorteilen geschmälert werden dürfen. So ist es gekommen, daß in dieser ganzen ersten „Jahresausstellung" nur zwei Werke vorhanden sind, die der noch immer brennenden Frage nach Art und Umfang der Bemalung plastischer Kunstwerke eine diskrete Lösung zu geben versuchten: ein fein ausgeführtes „lachendes Mädchen" in sanft angetöntem Marmor von Rudolf Maison in München und die Porträtbüste zweier Kinder in Terrakotta von Nikolaus Geiger in Berlin, ein höchst lebendiges, anmutiges Werk. Alles, was sonst an Groß- und Kleinplastik vorhanden, ist herkömmliche Arbeit, gut und weniger gut, manches handwerkmäßig virtuos, wie bei den Italienern, aber ohne Bemühen, die Ausdrucksmittel der Kunst zu vermehren und zu steigern und an Problemen kühn herumzurätseln. Von Sturm und Drang und genialem Wagemut zeugt kein einziges der ausgestellten plastischen Werke.

Sehr erfreulich dagegen ist das Ergebnis der Malerei hinsichtlich der neueren Technik und Verinnerlichung des Ausdrucks, vertreten durch die sogenannten Hellmaler. Diese erste „Jahresausstellung" hat den vollgiltigen Beweis erbracht, daß die jungen deutschen Meister nicht nur mit den Herren der alten Schule, sondern auch mit den glänzendsten Darstellungskünstlern des Auslandes keinen Vergleich zu scheuen brauchen.

Hätte man die starke Zahl von Franzosen nur darum zu dieser Ausstellung herangezogen, um der siegreichen Meisterschaft der Modernen in Deutschland einen desto glänzenderen Rahmen und wirkungsvolleren Hintergrund zu geben, so könnten die Anspruchsvollsten unter uns hoch befriedigt sein. Die deutschen Realisten wissen so gut wie die geübtesten ihrer französischen Kollegen die Sonne vom Himmel zu holen und Fluten hellsten Lichtes und klarster Luft über ihre Bilder zu ergießen. Die Summe des Könnens ist bei uns so hoch wie bei irgend einem Malervolk der Welt. Und wenn heute die deutsche Kunststadt München sich entschließen wollte, eine reindeutsche Ausstellung zu veranstalten, so würde der Beschauer nichts von den technischen Überraschungen und koloristischen Bravourstücken vermissen, die man seither nur bei den unruhigen, neuerungssüchtigen Franzosen anzutreffen gewohnt war.

Allein eine solche reindeutsche Ausstellung würde, trotz des Ausschlusses ausländischer Bilder, immer noch einen hinlänglich bunten und internationalen Eindruck machen aus dem leidigen Grunde, weil jene Deutschen immer noch in der Mehrzahl sind, welche ihre Phantasie und ihr Können an fremde Stoffe verschleudern, heute türkische, morgen italienische, übermorgen russische Vorgänge und Zustände malen, ohne freilich in diesen Sujets jemals die volle Wahrheit und innere Schönheit eingeborener Meister zu erreichen. Die Nachahmungswut und der Kosmopolitismus sind bei uns immer noch mächtiger, als sich mit dem Wesen der Kunst und dem nationalen Selbstbewußtsein verträgt. Es fällt dies um so peinlicher auf, je mehr glückliche Versuche vorhanden sind, die nationale Eigenart nach Form und Inhalt gleich charaktervoll in harmonischen Kunstwerken durchzubilden. Oder ist es nicht wahrhaft ärgerlich und demütigend, einen hochbegabten jungen deutschen Meister mit jedem neuen Bilde sich von seiner Zeit und seinem Volke abwenden und alte holländische Sittenbilder pinseln zu sehen? Man betrachte sich doch einmal die wunderschönen Bilder von Klaus Meyer in München! Die alten Holländer haben in ihren begnadetsten Stunden nichts Besseres gemacht. Warum muß der junge Deutsche nur immer zu ihnen hinlaufen und ihren Nachempfinder und Nachtreter spielen, statt ein ganzer deutscher Mann und Meister von ursprünglicher Empfindung zu sein? Wozu diese abgeschmackte Sittenbild-Maskerade? Wozu dieses Kokettieren mit einem Epigonentum, wofür man z. B. in andern Künsten, in der Musik und Dichtung nur ein verächtliches Achselzucken hat? Man denke sich doch einen jungen deutschen Schriftsteller von heute, der à la Ariost dichten, oder einen ebensolchen Musiker, der à la Pergolese oder Rossini komponieren wollte! Und was in diesen Künsten eine Armseligkeit und eine Lächerlichkeit wäre, das sollte in der Malerei Größe und ein Ruhmestitel sein? Wir sind so frei, Herrn Klaus Meyer mit allen übrigen Nach- und Anempfindern, mit allen Epigonenfexen und Auslandsaffen, und wären sie die unbezahlbarsten Techniker von der Welt, einfach armselig und komisch zu finden. Man nehme sich doch einmal die Ausländer in ihrer nationalen Würde und ihrem rassemäßigen Vollgefühl zum Muster! Wie selten fällt es einem Holländer

oder Franzosen oder Italiener ein, aus ihren Landen und Leuten und Selbstschilderungen herauszugehen und sich in fremde Landsmannschaften hineinzulügen! Hineinzulügen — da steht das rechte Wort. Rückkehr zur Natur heißt auch Rückkehr zur Wahrheit und Wahrhaftigkeit. Womit wir noch lange nicht der gräulichen Pedanterie das Wort reden wollen, daß ein Phantasiescherz in übermütiger Künstlerlaune gleich eine nationale Todsünde sei. Es handelt sich hier eben nicht um Scherze, nicht um vorübergehende Spaßhaftigkeiten und Possenreißereien, sondern um die großen Ernstfälle der vaterländischen Kunst.

Ein solcher Ernstfall ist auch das größte und gelungenste der wenigen Historienbilder dieser ersten „Jahresausstellung": Karl Marrs Flagellanten-Prozession. Stofflich zwar auch entlegen, schildert es in dem Aufzuge der mittelalterlichen Geißelbrüder doch ein allgemein menschliches Seelenelend, die Reaktion der Reue, Buße und Selbstzerfleischung nach den bestialischen Egoismus-Orgien einer in Wohlleben und Üppigkeit und Lasterhaftigkeit versunkenen Zeit. Was uns Marr hier schildert, hat er nicht mühsam an alten Bildern ab- und zusammengeguckt und zu einer akademisch nüchternen Maschine aufgebauscht — es ist vielmehr die Vision einer großen, von den lauernden Schrecken der Zeit im Innersten ergriffenen Künstlerseele, dargestellt mit dem Aufgebot des vollen Könnens edler Meisterschaft.*)

Daneben begrüßen wir es gleichfalls als eines der guten Ergebnisse dieser Ausstellung, daß sie uns mit den Schreckensbildern und der von Menschenblut dampfenden Furien-Romantik des Krieges verschont hat. Wir haben von diesen herzbrechenden Scheußlichkeiten der modernen Menschenmassenschlächtereien im letzten Jahrzehnt genug hinunterwürgen müssen. Der Waffenstillstand in der Malerei ist uns nicht weniger willkommen als der Völkerfriede im Leben. Um im Kampfe ums Dasein bei heldenhafter Gesinnung zu bleiben und kein Charakterlump zu werden, ist es wahrlich nicht notwendig, uns immer die blutige Barbarei des Krieges an die Wand zu malen. (Schluß folgt.)

2. Neues von den weltbedeutenden Brettern.

Da wir erst am Anfange der Spielzeit stehen, so ist es nicht überraschend, daß die auf die sommerlichen Ferien folgenden Monate uns noch keine außerordentlichen Theaterereignisse bringen konnten. Das Hoftheater durfte noch von den frischen Erfolgen seiner neueingerichteten und mit nachträglichen Verbesserungen bedachten Bühne zehren und dem Shakespeareschen „Lear" die Calderonsche „Dame Kobold" auf dem reformierten Schauplatz — dem wir kurz den kennzeichnenden Namen „Reformbühne" geben möchten — beigesellen. Auf dieser Reformbühne werden mit Winters Anfang in neuer Einübung die beiden Teile von Shakespeares „Heinrich IV." erscheinen.

Inzwischen ist das Residenztheater mit zwei neuen Stücken hervorgetreten: „Volksfeind" von Ibsen und „Hochzeit von Valeni" von Ganghofer und Brociner.

Ibsen hat in München einen großen Verehrerkreis. Jedes seiner Werke ist darum im Voraus eines durchschlagenden Erfolges sicher. Die Begeisterung jedoch, mit welcher der „Volksfeind" aufgenommen wurde, übertraf sogar die Erwartung der hitzigsten Ibsenschwärmer. Der ungewöhnliche Beifall galt natürlich zum guten Teile der ganz ausgezeichneten Darstellung, dann den kühnen Tiraden des „Volksfeindes"

*) Vergleiche über Karl Marr „Gesellschaft" I. Jahrgang S. 913.

Badearzt Dr. Stockmann selbst, Tiraden, wie man sie mit solcher tendenziöser Schärfe noch von keinem modernen Autor von einer königlichen Bühne in das überfüllte Haus schleudern hörte. Ich wollte auch keinem jüngeren Autor, der im deutschen Unterthanenverband steht, raten, ein Stück mit solcher Tendenzverpfefferung bei einer deutschen Hofbühne einzureichen, wenn ihm der Name eines braven Bürgers lieb und eine stramme Abweisung unangenehm ist. Bekanntlich ist auch Fitger mit seinem „Von Gottes Gnaden" bei keiner großen deutschen Bühne angekommen. Es ist also dankbar anzuerkennen, daß die rücksichtslose Wahrheit eines radikalen Kritikers im Deutschen Reiche noch eine freie Zunge — wenigstens im Munde eines Nichtreichsbürgers hat. Mehr ist eigentlich dieser rabiate Dr. Stockmann, genannt der „Volksfeind", nicht, als ein radikaler Kritiker der öffentlichen Zustände von — Krähwinkel, von jenem Krähwinkel, das man freilich mit wenigen Veränderungen so ziemlich noch überall antrifft. Ein radikaler Kritiker, von dessen Lippen die Worte wie schallende Ohrfeigen fliegen, dabei ein eiserner Charakter und ein weiches Gemüt. Diese Mischung macht ihn sympathisch. Und was sogar seine Ohrfeigen sympathisch macht und die Getroffenen verhindert, Ach und Weh zu schreien, ist dies, daß Alle ihr Teil davon bekommen: die Regierer und die Regierten, die Parteien und ihre Führer, der große Haufen und seine Häuptlinge, die Böcke zur Linken und die Schafe zur Rechten. Diese göttliche Unbefangenheit, mit welcher der Dichter seine Prügel auf Gerechte und Ungerechte herabhageln läßt, macht dieses Ohrfeigenstück, diese Maulschellenserenade schließlich zu einem ganz belustigenden Schauspiel. Und damit keiner zu kurz komme, bekommt zum guten Ende auch der Dr. Stockmann seine Keile: das Volk wirft ihm die Fenster ein und die städtischen Beamten entziehen ihm den Brotkorb. Und da sich der brave Mann in diesem Zustande am mächtigsten und vermutlich auch am wohlsten fühlt, so ist alles in schönster Ordnung und das moralische Gleichgewicht vollkommen hergestellt.

Mit Ausnahme des allzu mosaikartig zusammengestifteten letzten Aktes ist das Stück wundervoll aufgebaut, namentlich der zweite Akt mit seiner wuchtigen Schlußszene von großartiger dramatischer Wirkung. Im weiteren Verlaufe, namentlich in der Volksversammlungsszene, hat sich der Dichter die Arbeit allerdings etwas leicht gemacht, indem er auf seinen Helden Stockmann alles Licht in verschwenderischer Fülle konzentrierte, während er das gesamte Volk als eine Herde von Troddeln, Schurken und Dummlöpfen darstellte, aus welchen auch nicht ein einziger ehrlicher und verständiger Mann hervorragte, der dem Doktor einen gesunden Widerpart hätte bieten können. So konnte es diesem natürlich nicht schwer fallen, als der große Wahrheitskämpe heldenhaft das Feld zu behaupten und mit seinem Schlußwort die schmeichelhafte Entdeckung zu machen, daß er der „mächtigste Mann" sei, weil er alleinstehe. Gerade vom Ibsenschen Standpunkte des konsequenten Realismus darf dieser Mangel des prächtig wirkenden Stückes nicht verschwiegen werden. Auch würde eine etwas breitere und kräftigere Herausarbeitung der nur flüchtig, wenn auch mit Meisterhand skizzierten zwei Frauenrollen dem Wirklichkeitseindruck des Ganzen nicht unförderlich sein.

Die Fabel des Stückes hat das Interessante, daß sie in der That wirklich einmal erlebt und von einem deutschen Schriftsteller, unserem unvergeßlichen Alfred Meißner, als das Erlebnis seines Vaters, des Badearztes Dr. Meißner in Teplitz, in ergreifender Schlichtheit berichtet worden ist. Man vergleiche „Aus meinem Leben" von Alfred Meißner, 1. Band, S. 19—29. Gleichgültig, ob Ibsen diese Ge-

ſchichte gekannt und als Unterlage für ſeinen „Volksfeind“ benützt hat oder nicht, das Verdienſt des Dramatikers bleibt unter allen Umſtänden vollſtändig ungeſchmälert und unantaſtbar nicht allein wegen der techniſch imponierenden Durchführung des dramatiſchen Vorganges, ſondern auch kraft der echt Ibſenſchen Selbſtändigkeit und Keruhaftigkeit des Ideengehaltes. Schauſpieleriſch betrachtet, enthält das Stück vier, fünf Männerrollen, die bezüglich der Fülle wirkſamer Charakteriſierungsmöglichkeiten zu dem Reizvollſten gehören, was begabten Darſtellern in der modernen Bühnenlitteratur geboten wird. Die Herren Hofſchauſpieler Schneider, Häuſſer, Richter, Bonn und Davideit haben denn auch glänzend, ja muſtergiltig, die ihnen geſtellte Aufgabe gelöſt.

Von dem Ibſenſchen „Volksfeind“ zu der „Hochzeit von Valeni“ der Firma Ganghofer und Brociner (Redakteure des Wiener Tageblatts) iſt ein ſo großer Schritt nach abwärts, daß wir uns ſcheuen, ihn heute noch zu thun. Der Kritiker, der kein „hochzeitlich Kleid“ anhat, könnte zudem auf dieſer „Hochzeit“ der Feuilleton-Roman-Bumbum-Komödie mit dem rumäniſchen Phraſen-Idealismus nur die Figur des ungeladenen Gaſtes machen und dem Autorenpaar, das noch in den Flitterwochen ſeines leichten Erfolges ſchwelgt, als grundſätzlicher Spielverderber erſcheinen — eine Rolle, nach der uns niemals gelüſtet hat und niemals gelüſten wird, was auch die ſchiefgewickelten idealiſtiſchen Zeichendeuter ſagen mögen. (Schluß folgt.)

Kritik.

Zur realiſtiſchen Bewegung.

Während die Herren von den alten Dichterſchulen allerlei Schliche und Kniffe erſinnen, um die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ihre notdürftigen Dichtereien und verblichenen Lorbeerkränze zu lenken und durch ihre kritiſchen Klopffechter verkündigen laſſen, daß die junge Dichtergeneration wohl mit großen Worten, aber nicht mit bedeutenden Werken zu zahlen wiſſe, herrſcht im Lager der Realiſten eine Schöpferluſt und ein Thatentrieb ſondergleichen, ihre Werke folgen Schlag auf Schlag, und es giebt keine Kraftprobe, an die ſie nicht ihren freudigſten Mut ſetzten. Alle Gattungen des ſchönen Schrifttums werden von den Vertretern des vaterländiſchen Realismus mit erſtaunlicher Kühnheit und unleugbarem Talent angebaut. Im Drama ſind Hermann Bahr („Die große Sünde“), Franz Held („Das Feſt in der Baſtille“), Gerhard Hauptmann („Vor Sonnenaufgang“) und Karl Bleibtreu („Ein Fauſt der That“) in den ſchneidigſten Wettbewerb mit den Bühnenſchriftſtellern älteren Stils getreten. Im modernen Epos hat Friedr. Lange mit ſeinem „Lothar“ ein Werk geſchaffen, das Heyſes berühmteſten novelliſtiſchen Reimereien ſowohl durch die techniſche Bemeiſterung des Stoffes, wie auch durch den echten und gerechten Geiſt deutſcher Modernität weit überflügelt, während Julius Brand mit ſeinem epiſch-ſatyriſchen Kapriccio „Mephiſtopheles“ mit den glänzendſten ähnlichen Schriften Hamerlings aufs glücklichſte rivaliſiert. Ernſt Wechsler erbringt mit ſeinen merkwürdigen Alltagsgeſchichten „Geſpenſter im Sonnenſchein“ den Beweis, daß die Meiſterſchaft in der kurzen, phan-

taſtiſch-pikanten, gemütvoll-humoriſtiſchen Erzählung nicht mehr allein den Ausländern eignet, ſondern daß auch der ſchriftſtelleriſche Nachwuchs Deutſchlands Kunſtwerke jener vielberühmten short story hervorzaubert, die den Amerikanern, Franzoſen und Ruſſen die univerſalen Erfolge und die dickſten Lorbeerkränze erworben hat. Auch auf dem Gebiete des großen vaterländiſchen Zeitromans können wir in dieſem Jahre auf eine überreiche Ernte zurückblicken. Das Feld des Realismus ſtarrt von ſchweren Garben. Die Namen Conrad Alberti, Hermann Heiberg, M. G. Conrad ſind hier in erſter Linie zu nennen. Im pathologiſchen Charakter-Roman hat Hermann Conradi mit ſeinem „Adam Menſch" den Vogel abgeſchoſſen. Wilhelm Walloth, der unvergleichliche Meiſter feinſter pſychologiſcher Analyſe, hat mit einem „Tiberius" die ſtolze Reihe ſeiner hiſtoriſch-realiſtiſchen Romane um eine Muſterleiſtung vermehrt. Von Detlev von Liliencron, dem kühnen Sänger, ſind ſoeben zwei Bände Erzählungen „Der Mäcen" erſchienen, die den genialen Lyriker aufs neue als nicht weniger genialen Proſakünſtler erweiſen. Kurzum, auf der ganzen Linie des modernen vaterländiſchen Realismus herrſcht eine ſchöpferiſche Bewegung, die an die herrlichſten Zeiten unſeres deutſchen Schrifttums erinnert und unſerer Litteratur eine Zukunft verbürgt, wie ſie reicher und ſtolzer nicht leicht einem anderen Litteraturvolk der Erde beſchieden ſein kann.

Fritz von Bruck.

Romane und Novellen.

„Geſcheiterte Liebe". Ein Novellenbuch von Adam Müller-Guttenbrunn. Leipzig, W. Friedrich.

Obgleich das Buch nur aus kurzen Erzählungen beſteht, ſo iſt es doch von hohem Werte, denn dieſe Erzählungen ſind packend, wie gelungene Dramen. Der allen gemeinſame Gedanke an geſcheiterte Liebe iſt ſo verſchiedenartig zur Erſcheinung gebracht, daß er immer von neuem anzieht und belehrt. Beſonders ergreifend ſind „Gräfin Judith" und „Mutter und Sohn"; hier folgen ſich die Ereigniſſe mit einer Notwendigkeit, die jeden Zweifel ausſchließt. Dagegen bieten „Ein Seemärchen" und „Das Chriſtkind" höchſt anmutige Entwicklungen und zeigen das gemütvolle Weſen des Verfaſſers im ſchönſten Lichte. Daß die Sprache überall einfach und natürlich iſt, verdient in unſern Tagen beſonders erwähnt zu werden. Heinrich Solger.

Himmliſche Liebe. Roman von Max Oſterberg-Verakoff. Augsburg und München, Adalbert Votſch, 1889.

Dieſer kleine Roman (158 S.) iſt offenbar das Werk eines Anfängers, der noch ſchwankt zwiſchen den Stilarten, die in Geltung ſind, und jene allein charakteriſtiſche Stilart nicht findet, die des Dichters eigenſte Perſönlichkeit am vollkommenſten zum Ausdruck bringt. Daraus erklären ſich die zahlreichen Mängel des Werkes, deſſen Vorzüge nicht ſtark genug ſind, um dem kritiſchen Leſer über jene hinwegzuhelfen. Phantaſie, Leidenſchaft, Begeiſterung — alles iſt vorhanden, was auf erzählendes Talent hinweiſt und beim Leſen Seite für Seite mit Mut und Hoffnung erfüllt. Allein ſchließlich legt man doch das Buch mit dem ärgerlichen Gefühle aus der Hand: Nun habe ich 158 Seiten lang viel Schönes und Gutes in zerſplitterten Anläufen, aber doch kein Kunſtwerk gefunden, das mich dem Verfaſſer zur Anerkennung verpflichtet. Zum Teufel auch, Max Oſterberg-Verakoff hat ſich die Sache ſicherlich zu leicht gemacht und friſch und fröhlich drauf losgeſchrieben, ſtatt erſt mit ſeinem künſtleriſchen Gewiſſen zu Rate zu gehen und von vorne anzufangen, ſobald er mit dem Fortgang

die Verirrung merkte! Wir erwarten ihn bei der nächsten Probe!

M. G. Conrad.

„Licht und Schatten". Gesammelte Novellen von C. Milanis. (Dresden, Pierson).

Ich habe diese gesammelten Novellen mit sehr gemischten Gefühlen gelesen. Der Verfasser scheint ein ernstes Wollen zu besitzen; er zeigt eine gewisse Reife der Lebensanschauung, er hat viel von der Welt gesehen und weiß manche ansprechende Reiseschilderung zu entwerfen. Aber ihm fehlt das Wichtigste: das Talent. In seinem Buche finden sich Skizzen, die von teufelsbegnadeter Talentlosigkeit zeugen. Nur wenige Erzählungen sind halbwegs genießbarer Natur, die große Mehrheit spricht laut und deutlich, daß ihr Urheber an einer entschieden unglücklichen Liebe zur Frau Muse krankt. Wir geben ihm den Trost, sich aufzuraffen und der spröden Göttin zu entsagen. Das ist für ihn und den Leser sehr wünschenswert. W.

„Anderl". Roman in zwei Bänden von A. G. von Suttner (Pierson in Dresden).

Ein sympathisches Buch trotz seiner psychologischen Lücken und technischen Fehler. Der erste Band ist sogar meisterhaft und von kulturhistorischem Wert. Der zweite Teil aber gelang dem Verfasser um so weniger. Der Zufall spielt eine zu große Rolle, die Motive der Handlung entgleiten dem Verfasser und er sucht den Leser durch Willkürlichkeiten zu entschädigen. Der ist aber damit gar nicht einverstanden. Es soll indes nicht geleugnet werden, daß A. G. von Suttner entschieden beachtenswerte Fähigkeiten besitzt und den naiven, empfänglichen Leser tief zu rühren und zu erschüttern versteht. Für Leihbibliotheken ist das Buch geradezu eine Zierde. Wir hoffen, daß der Autor demnächst mit einem Werke den ernsten Leser beschenkt, das ihn in allen seinen Teilen ebenso interessiert wie der erste Band seines „Anderl". W.

Emile Zola, Alphonse Daudet und andere Naturalisten Frankreichs. Von Emil Burger. Dresden und Leipzig, Pierson. Auch wieder einer, dems in der Gurgel juckt, in deutschen Buchläden das hohe Lied von der Kunst der Franzosen zu singen und zu thun, als hätten wir daheim nichts hervorgebracht, was sich den Arbeiten der Pariser als gleichwertig an die Seite stellen ließe. Und am Schlusse hängt er seinen Wiederkäuereien über Zola, Daudet u. a. noch einige Übersetzungen von französischen Novellchen an, als ob wir in Deutschland keine Novellendichter hätten, die nicht ebenso Gutes und Schönes auf Lager haben! Massenhaft haben wir's — aber unsere biederen Deutschen gehen als richtige verblendete Auslandsaffen daran vorüber und laufen den fremden Handlangern und Spaßvermittlern zu. Hätte doch der Monsieur Emil Burger lieber den Stiel umgekehrt und den Herren Parisern etwas aus der deutschen Litteratur vorgepfiffen und übersetzt! Aber er kennt offenbar seine Pappenheimer, der fleißige Schreibersmann. In Paris Deutsches? Ja, prosit Mahlzeit! Aber in Deutschland Französisches? Da ist immer noch ein Geschäft zu machen. Wir gratulieren dem findigen Herrn.

M. G. Conrad.

Victor Valentin. Der Seelsorger. Roman. Leipzig, Reißner.

Der Roman erzählt, wie ein Kandidat der Theologie eine geistreiche Frau vom Adel kennen lernt, um ihretwillen ein blutiges Duell mit einem Offizier besteht, auf die Kanzel verzichten muß und endlich die Geliebte erlangt. Unter den Charakterzeichnungen ist die der umworbenen Frau besonders gelungen. Wir vermuten in dem Verfasser eine — Verfasserin und

zwar eine ungeduldige, die gegen den Schluß des Werkes ſich die Sache zu leicht gemacht und uns damit um manche ſtolze Hoffnung betrogen hat, welche der breit und tief angelegte Anfang erregte.

Heinrich Solger.

Des rechten Auges Ärgernis. Roman von Auguſt Niemann. Stuttgart. Deutſche Verlagsanſtalt.

Ein intereſſantes Werk. Fließend, angenehm, in tadelloſem Deutſch geſchrieben, und dabei von ſo tiefer, ſcharfer pſychologiſcher Analyſe, daß man glauben muß, der Verfaſſer müſſe eine ähnliche Ehe ſelbſt erlebt und gelebt haben. Es iſt nämlich kein Roman im hergebrachten landläufigen Sinn, wo ein junges Mädchen und ein junger Mann ſich ſehen und lieben, durch ſo und ſo viele Verwicklungen gezerrt werden und ſich auf der letzten Seite endlich bekommen. Auch keine pikante Ehebruchs-, ſondern nur eine ganz einfache Eheſtandsgeſchichte, wie ſie Jahraus, Jahrein von Tauſenden erlebt und — erlitten wird. In hundertfachen Variationen natürlich, für die Betreffenden jedoch immer von derſelben unglückſeligen, vernichtenden Wirkung.

Das gräflich Leinzellerſche Ehepaar iſt mit allen irdiſchen Glücksgütern, dazu mit einer blühenden Nachkommenſchaft von neun Köpfen geſegnet. Zudem wurde der Bund ſeinerzeit von den beiden Menſchen aus wahrer Neigung eingegangen. Sie waren aber ſehr jung, und entwickelten ſich mit den Jahren nach ganz entgegengeſetzten Richtungen. Die Gräfin, von Haus aus ſpaniſche Herzogin, neigt ſich immer mehr zur Bigotterie, der Graf zur Vernunft und der freien Wiſſenſchaft. Daraus, ſowie aus dem leidenſchaftlichen, blind-eiferſüchtigen Weſen der Gräfin, tägliche Szenen und Konflikte über Kindererziehung und Erzieherinnen. Beider Geſundheit iſt erſchüttert. Der Graf fürchtet ſtündlich, er müſſe wahnſinnig werden und — er werde ſeine Frau töten. Wie er das ſeinem Arzt vertraut, ruft derſelbe aus: da erzählen Sie mir meine eigene Lebensgeſchichte und die faſt all meiner verheirateten Patienten! Ja wenn ich den Mann an den Nord- und die Frau an den Südpol ſchicken könnte, daß ſie ſich nie wieder träfen, wollte ich ſie alle heilen. — Sehen Sie, all' meine Witwen und Witwer blühen auf!" —

Die gefürchtete Stunde kommt, er tötet ſeine Gattin, die ihn immer noch anbetet, die er immer noch von Herzen liebt — und ſtirbt ſelbſt im Wahnſinn. — Eine Ehegeſchichte, eigentlich für Ehemenſchen geſchrieben, denn nur ſolche, glaube ich, werden ganz verſtehen, was der Verfaſſer damit ſagen will und doch nicht voll auszuſprechen wagt — oder vielmehr nachdem er es ausgeſprochen, wie als wäre er ſelbſt erſchrocken über die Konſequenzen, über die fürchterliche Unerbittlichkeit der Logik, es wieder halb zu verwiſchen, zurückzunehmen ſucht. Man beachte im zweiten Band den Brief des Engländers an die Gouvernante, S. 34—39, zum Verſtändnis des angedeuteten. — Neben dieſem Eheſtandsdrama als Hauptinhalt, bietet das Werk noch viele intereſſante Einzelheiten. Ganz vorzüglich finde ich z. B. die humorvolle Schilderung des Kleinſtadtlebens im erſten Band, mit den beiden Figuren des Dr. Brandes und ſeiner Tochter Dolly, Vater und Schweſter der Gouvernante Clariſſa im Leinzellerſchen Hauſe. Dieſe behaglichen Genußmenſchen mit ihren nur aufs Praktiſche gerichteten Grundſätzen ſieht man leibhaftig vor ſich und hört ſie atmen.

Niemand wird das Buch ermüdet, ſondern im Gefühl, neben der Unterhaltung vielſeitig geiſtige Anregung empfangen zu haben, aus der Hand legen.

Fritz von Bruck.

Iwan der Schreckliche und ſein Hund. Roman von Hans Hoffmann.

Deutsche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart. Hoffmann besitzt ein gut Teil der köstlichen Gottesgabe Humor. Humorvoll ist das ganze reizende Büchlein vom Anfang bis zum Ende. Jede Figur hat etwas Erkleckliches von des Verfassers guter Laune abbekommen, und das ist das Beste daran. Der Mathematik-Professor Belling, von den bösen Buben genannt Iwan der Schreckliche, ist eine rührende tragikomische Erscheinung, desgleichen sein Hund, desgleichen das Schicksal beider. Alles ist mit prächtigen frischen Farben geschildert. Das Leben und Treiben der kleinstädtischen Gesellschaft beinahe zu jokos, aber originell und wirksam. Sehr drollig-sentimental ist auch die Helene, des Mathematikers schließliche Braut. Alle Figuren sind sehr geschickt charakterisiert, auch die, welche nur mit einigen flüchtigen Strichen gezeichnet sind.

Marie Conrad.

Von Roseggers ausgewählten Werken, illustriert von Greil und Schmidhammer (Wien, Hartlebens Verlag), liegt der dritte Band abgeschlossen vor. Derselbe enthält auf 470 Seiten das „Buch der Novellen" und die „Sonderlinge aus dem Volke der Alpen". Bei der großen Mannigfaltigkeit der dichterischen Gestalten war es für die nachzeichnenden Künstler allerdings nicht schwierig, der ermüdenden Eintönigkeit auszuweichen und immer überraschend und fesselnd zu bleiben, besonders bei so dramatisch drauflos gehenden Geschichten wie „Die Christvesper", oder „Wenn Dämonen spielen", oder „Der Höllbart". Größer waren die Schwierigkeiten, welche der landschaftliche Schauplatz zu überwinden gab: Alpen und immer wieder Alpen! Wie leicht hätten weniger phantasievolle Künstler hier des Guten zu viel thun und uns mit ihren Bildern das Buch des Dichters bis zum Ekel verleiden können! Und sie haben wirklich das schwere Kunststück fertig gebracht, zu einem halben hundert Alpengeschichten immer wechselnde und anziehende Alpenbilder zu finden. So verdient auch der dritte Band wie die vorausgegangenen unsere vollste Anerkennung. M. G. Conrad.

Drama.

Vor Sonnenaufgang. Soziales Drama von Gerhart Hauptmann. (Berlin, Conradsche Buchhandlung.) Gerhart Hauptmanns Muse ist mir nicht fremd. Ich war es, der seine seltsame allegorische Dichtung „Promethidenlos" ehrenvoll erwähnte und dafür von dem famosen Eugen Wolff (meiner Ansicht nach identisch mit dem anonymen Offizier in Ostafrika, welcher so schöne unparteiliche deutsche litterarische Volkshefte hervorzaubert) gehörig in seiner Brochüre angelassen wurde. Ein Drama Hauptmanns, das ich im Manuskript las und das die liebe alte Hermannsschlacht behandelte, gefiel mir wenig und der junge Dichter schwieg sich lange aus, vielleicht mitbeeinflußt durch wundersame Lebenserfahrungen mit gewissen „sozialen" Litteraten. Da veröffentlichte er plötzlich in der „Gesellschaft" die Novelle „Bahnwärter Thiel", deren schonungsloser Realismus eine schon reife Kraft verriet. Dies soziale Drama nun stellt Hauptmanns hohe Begabung über allen Zweifel, ihn selbst auf die äußerste Linke der Realisten. Nur Tolstois „Macht der Finsternis", das unverkennbare Vorbild Hauptmanns, geht so bis zur äußersten Grenze des Schrecklichen und Widerwärtigen. Es ist ein „soziales" Drama im wörtlichen Sinne. Nichts als die ekelhaften Geheimnisse einer großbäuerlichen Trunkenboldsfamilie in einem schlesischen Kohlendistrikt werden in ihrer ganzen Rohheit und Gemeinheit aufgedeckt; inmitten dieses „Sumpfes" eine unrettbar verlorene reine Frauengestalt, die wie Hedwig in Ibsens „Wildente" als Opfer

fällt. Nicht umsonst wird wiederholt das Wort Sumpf gebraucht, das im Ibsenschen Drama ein solches Stichwort abgiebt, und die Figur des Hauptmannschen Arztes erinnert allzusehr an den Relling der „Wildente". Auch spielt Loth im Grunde eine ähnliche Rolle wie Gregers Werle. Wenn somit der Einfluß genannter beider Dramen unverkennbar, — hier endet er aber. An zusammengepreßter Wucht sich steigernder Tragik, an finsterer Entschlossenheit vorwärts treibender Notwendigkeiten scheint mir dieser Deutsche dem berühmten Rivalen so ziemlich gewachsen — d. h. er weist dieselben Mängel und Vorzüge auf wie jene. In den entzückenden Liebesszenen pulsiert ein Dichterherz, wie es jenen Nordländern versagt blieb, und in der Figur des Hoffmann steckt eine Meisterleistung. Das ist der echte jungdeutsche Reichsbürger, wie er im Buche steht: Innerlich weg über alle Vorurteile, das gebildete Maulwerk sogar mit sozialen Reformen tändelnd, sonst aber der brutalste Selbstling und unterthänigste Spießbürger, weil ihm eben nichts heilig als Geld und Genuß. — Ob dies Drama gerade wahre Bühnenwirkung erzielen dürfte, wage ich nicht zu entscheiden.*) Seltsamer oder vielleicht sehr begreiflicher Weise kann sich dies naturwahre und mit intimer Wahrscheinlichkeit aufgebaute Genrebild an Bühnenwirksamkeit kaum messen mit einem so konventionellen und unreifen Machwerk wie Kretzers „Bürgerlicher Tod". Ich muß es aussprechen: Die Form, welche mit unerbittlicher Lebenstreue zugleich die leichtflüssige Lebendigkeit der Handlung verbindet, hat das modern-soziale Drama noch nicht gefunden. Diese nur psychologisch, aber nicht dramatisch nötigen und berechtigten langen Gespräche über dies und das, wo sich die Personen ihre Lebensschicksale und ihre Ansichten erzählen, können auf der Bühne nimmermehr packen. Selbst bei der Aufführung der „Wildente" war ich einfach starr, wie so manches bei der Lektüre Fesselnde jetzt wirkungslos wie ein Schlag ins Wasser fiel. Daß die Ibsenianer das nicht Wort haben wollen, beweist natürlich gar nichts. Hauptmanns Drama enthält eigentlich gar keine Handlung, sondern spitzt nur einen einzigen einfachen Konflikt zu: Der Sozialist Loth verläßt sein eben gefundenes weibliches Ideal, weil er erfährt, daß deren Vater ein Säufer ist, um keine degenerierten Kinder in die Welt zu setzen. Letzterer allein tristiger Grund wird vom Dichter übrigens nur gestreift. Die sittliche Frage liegt nun meines Erachtens so. Hat ein Mann das Recht, von „Pflicht" ganz zu schweigen, seine eigene Liebe und das geliebte Wesen zu opfern (Helene, die dem allzu gewissenhaften Prinzipienreiter schon so etwas vorher andeutete, ermordet sich sofort), bloß um die Menschheit nicht mit möglicherweise degenerierten Sprößlingen zu belasten? Als Corvisart an Napoleon die Frage richtete, bei der schweren Entbindung Marie-Louisens, ob er die Mutter oder das Kind retten solle, erwiderte das sittliche Gerechtigkeitsgefühl dieses großen Mannes, obschon ihm doch nichts an der Mutter und alles an dem Erben lag: „Sauvez la mère, car c'est son droit." Der Held dieses Dramas aber opfert die Mutter zugunsten noch gar nicht geborener Kinder! In dieser tugendhaften Selbstüberwindung verbirgt sich eine thörichte Rohheit, welche also die Liebe bloß als Fortpflanzungsinstitut betrachtet. Niemand kann einem Tugendhaften verbieten, ein bemaketes Wesen zu lieben, falls er die Folgen auf sich nimmt, und es ist ein Selbstverrat, eine Knechtung der individuellen Freiheit, dem Naturinstinkt der Liebe in

*) Diese Besprechung wurde geschrieben, ehe die „Freie Bühne" das Stück zur Aufführung brachte.

solchem Falle zu entsagen. Mein Gott, braucht er denn Kinder in die Welt zu setzen?! Man versteht mich. Manches, was heut cynisch klingt, wird der Zukunft sittlich dünken. Eine wirkliche Naturnotwendigkeit kann ich also in dem jähen überstürzten Ende nicht entdecken, um so mehr bekanntlich die Vererbung bedeutenden Schwankungen unterliegt und neuerdings von einem englischen Physiologen in gewisser Hinsicht angefochten wurde, womit der Grundgedanke des Zolaismus wenigstens in so apodiktisch doktrinärer Form über den Haufen fällt. Sittlich vernünftig handelt daher nur das unglückliche Mädchen, das sich den Tod giebt, weil ihre wahre Lebensaufgabe, die Liebe für den Erwählten, ihr entrissen, obschon ja auch sie den Kampf gegen den Dämon der Vererbung tapfer ausfechten könnte. Ob der Dichter den Einfluß seines Helden billigt, vermag man nicht zu erkennen. Jedenfalls fängt aber das wahre Drama erst an, wo Hauptmann aufhört: Der Seelenkampf Loths, nachdem er erfuhr! Mindestens fehlt ein ganzer letzter Akt. Hierdurch wird jene tragische Wirkung zerstört, in welcher der Zuschauer eine Versöhnung empfinden soll, die natürlich nichts mit der berüchtigten „poetischen Gerechtigkeit" zu thun hat. — An Aufführung des Stückes kann wohl kaum gedacht werden, wegen der Naturalismen, der störenden schlesischen Mundart und Stellen wie folgender: „Es ist verkehrt, den Mord im Frieden zu bestrafen und den Mord im Krieg zu belohnen. Es ist verkehrt, den Henker zu verachten und selbst, wie es die Soldaten thun, mit einem Mordinstrument an der Seite stolz herumzulaufen. Verkehrt ist es, die Religion Christi als Staatsreligion zu haben und dabei ganze Völker zu vollendeten Menschenschlächtern heranzubilden." Horch, schreit da nicht ein Staatsanwalt: Grober Unfug, Aufreizung, Sozialistengesetz? Neuerdings sollen sich Staatsanwälte wie ich höre sogar zu litterarischen Urteilen aufschwingen und würden daher über ein solches Verbrecherdrama die kritische Zensur verüben: Kraß dilettantisch, durch und durch unreif, — wofür sie gewiß in idealistischen Verlegern und Auch-Schriftstellern geeignete „Sachverständige" zitieren könnten. Man denke sich z. B. einen verhungernden Poeten, der etwa im Delirium folgenden Wahnsinnsschrei ausstieße:

Wenn mächtig Legion an Legion
Anrückt von Ost und Westen als Vernichter,
Dann blüht dir endlich der verdiente Lohn,
Du Säufervolk der Denker und der Dichter.

Wenn endlich niederstürzen in den Staub
Die plumpen Schergen und die falschen Richter,
Wenn jede Zwingburg wird der Flammen Raub,
Dann wird gerächt das Loos der deutschen Dichter.

Verhungern müssen wir, verfolgt, verhöhnt
Von hundsgemeinem Bourgeoisgelichter.
Erst dann der Lorbeer unsere Stirne krönt,
Wenn umgeschaffen dieses „Volk der Dichter."

Diese paar armseligen Verse könnte ein Staatsanwalt sichten und sieben, bis der Unglückliche zum Galgen reif. Die Motive solcher Wahnsinn-Verzweiflung zu begreifen und ihre Ursachen zu bessern, das kümmert nicht den Staat und seine Anwälte. Und bei dieser Gelegenheit möchte ich doch auf die Komik hinweisen, welche in der Verpönung alles „Litterarischen" in „sozialen" Dichtungen liegt. Denn wir, gerade wir, das geistige Proletariat, sind die wahren Enterbten, uns muß zuerst geholfen werden und unser Elend bildet einen Hauptbestandteil der sozialen Frage. — Jedenfalls ist „Vor Sonnenaufgang" das erste wirkliche „soziale Drama" unserer Tage, mit rein realistischer Technik. Hier erkennt man, wieviel Stoffe noch brach liegen, so z. B. als verwandtes Thema: die Bauern-Millionäre von Schöneberg in ihrem Verhältnis zu Berlin. Der Held dieses Dramas nennt „Werther" ein

dummes Buch (beiläufig Unsinn, weil damals revolutionär wirkte, was uns heute sentimental erscheint) und Ibsen „keinen Dichter", sondern „nur Medizin", wovon ich freilich in dessen Herumfuchteln mit der „Ehelüge" nichts merke. Hauptmann selbst aber ist ein Dichter, doch freilich ja kein Norweger!

Karl Bleibtreu.

Neue Lyrik.

1. Alfred Beetschen. Jugendeiland. Gedichte. 1888. 8. 83 S.

2. Eugen Hané. Träumereien im Studierstübchen. Dichtungen. 1888. 8. 91 S.

3. Margarethe Adelmann. Gedichte. 2. Aufl. Herausgegeben v. Karl Schrattenthal. 1889. 8. 102 S.

4. Karl August Hückinghaus. Gedichte. Dresden und Leipzig, Pierson 1889. 8. 80 S.

Durch die hohe Ausbildung, welche unsere Muttersprache erfahren, durch die infolge der Existenz billiger Volksbibliotheken ermöglichte große Verbreitung guter Schriften d. h. trefflicher Muster in Prosa und Vers, ist eine Unterströmung von Kunstspielerei entstanden, welche die Mitte hält zwischen grobem Dilettantismus und kunstmäßigem Schaffen. Diese Gattung der Halbtalente zeichnet sich durch reine korrekte Anwendung der sprachlichen und metrischen Formen aus, die oft durch kunstmäßigen Bau die Gedankenleere zu verbergen suchen, oder sie operieren geschickt mit einem zusammengelesenen Schatz von bekannten lyrischen Schlagwörtern. Zu diesen gehört ein wenig Alfred Beetschen (Nr. 1). Nur wenig Inkorrektheiten wird man ihm nachweisen können, was Form anbetrifft, aber es fehlt doch zu sehr an Tiefe des Inhalts. Er sagt selbst (S. 65) gute Gedanken mit Bildern umranken, heißt Dichter sein, und so hat er auch „gute" hübsche Gedanken in gefälligem Kleide, aber nach so viel „Guten", möchte man auch einmal einen eigenartigen Gedanken, einen schwachen Schrei der Leidenschaft, kurz ein Fünkchen reinen Elementarismus verspüren. Ich will ihm nicht die vielen Anleihen an Heine (S. 29 f.) anrechnen, denn der Einfluß großer Poeten auf lyrische Anfänger wird immer ein notwendiges Durchgangsstadium sein — wenn man nicht eben ein Genie ist —, aber ein wenig eigenartige Physiognomie wird er sich erschaffen müssen, wenn er mehr sein will als das, was er nach der vorliegenden Gedichtsammlung zu sein scheint: Ein guter, liebenswürdiger Mensch. Einzelnes der „Stimmungsliedchen" ist trefflich gelungen. So (S. 7.):

„Saß im Grünen, vom Geäst fiel der Blütenregen nieder,
Sommerwölklein trieb der West und es duftete der Flieder.
Aus dem Blütenflockenstaub ward ein Kranz von Eiskorallen:
Maienhagel ist aufs Laub, auf mein junges Glück gefallen."

Eugen Hanés Dichtungen (Nr. 2) entstammen einer wahren Dichternatur. Hané ist in der Welt weit herumgekommen und manche Erlebnisse aus fremden Erdteilen hat er anschaulich und malerisch in Worte skizziert. Aber diese von scharfer Beobachtung des Außenlebens zeugenden Gedichte (S. 5, 71, 74) sind doch nur selten, weil er eine Innennatur, ein Contemplativpoet ist. Das Wesen seines Schaffens ist „Träumen", aber nicht ein phantastisches, sich ins Unendliche Verlierendes, ein Träumen der Seele, sondern ein Träumen des Geistes, ein Überlegendes, hin- und herwägendes. Daher nennt er seine kleine inhaltsreiche Sammlung so einsichtig „Träumereien im Studierstübchen". Und hierin liegt der Mangel seiner Begabung. Er schaut zu sehr nach innen, selten nach außen in die dunklen fragenden Augen der schweigenden Natur. Er träumt sich als Luftschiffer, als Taucher (S. 23, 27) und malt sich die Ge-

fahren aus, die sie umdräuen, die Gedanken, die ihr Hirn durchrollen; im Geiste hält er ein Zwiegespräch mit Voltaire (S. 21); im Stübchen sitzt er und sinnt, in der Hängematte liegt er und träumt u. s. f. Doch überall tritt uns ein reiner reifer Mensch entgegen, der über die Stromschnellen der Jugend hinweg ist und das ruhige Fahrwasser des Mannesalters erreicht hat. Von einer neuen Seite zeigt er sich in seinen „Szenen und Bildern" (Abt. 3). Auch sie sind Produkte seines „Sinnens und Träumens", durch Worte wiedergegebene Bilder, die sich seine Phantasie ersonnen. Hin und wieder streifen sie an die Ballade, haben aber nicht ihre einfache, prunklose, realistische Sprache und den stürmischen Gang der Handlung. Die Ballade ist die einzige lyrische Gattung, die Berührungspunkte mit dem Epos und dem Drama zugleich hat. Beschreibung und Handlung sind ihre Gründstützen; selten Monologe lyrischer Natur. Und die Hanéschen Balladen sind zu lyrisch und zu pathetisch. Der „Nordpolfahrer" (S. 65) hält nicht eine so lange pathetisch-prometheische Brandrede, wenn er im Eise festsitzt; er rennt nicht blindlings auf die Eisberge los, wo er sichern Untergang findet. Überhaupt fehlt es seinen vom inneren Auge angeschauten Bildern zu sehr an Realismus, dessen grade die Ballade so sehr bedarf. Abt. IV., „Erinnerungen" sind wiederum vortrefflich, namentlich das Gedicht „Erneſta" (S. 76) ist echt modern, indem es ein rührendes Idyll aus der Großstadt zeichnet, eine Liebe zwischen einem Studenten und einer Soubrette. Nur einige Strophen hier:

„Wir waren arm: Poet ich und Student,
Du, was man in der Kunst „Soubrette" nennt,
Ich lernt' und schrieb, Du spielteſt Kammerkätzchen.
Wir wohnten Wand an Wand im vierten Stock,
Und doch, wie stolz trug ich den einz'gen Rock,
Hingst Du am Arm mir, mein herz'ges Schätzchen.

„Wie oft, wenn der Gefährten lust'ger Schwarm
Im „gold'nen Lamm" beim Biere froh und warm
Im Hinterstübchen saß und wacker zechte,
Stand ich, erwartend Dich, am Schauspielhaus
Im Schnee und Sturm und schaut voll Sehnsucht aus,
Ob bald Dich der Komödie Schluß mir brächte;

„Jetzt läutet es und tripptrapp huscht's daher:
Sieh', wie des Schneees Flocken regenschwer
Sich auf die Locke senkt, die jäh entkräuselt
Dem Kopftuch sich entwandt, indes der Hauch
Thaufrischer Lippen, wie's der Liebe Brauch,
Im Kusse mir des Bartes Flaum umsäuselt! . . ."

Bei der Lektüre der Gedichte Margarethe Adelmanns, Nr. 3, fiel mir der melancholische Vers Leutholds ein:

Blätter sind sie eines Baumes,
Welches nie in Blüte stand.

Der Herausgeber Karl Schrattenthal versucht mit dieser Neuausgabe eine „Rettung". M. Adelmann wurde am 3. Nov. 1811 in Würzburg geboren. Im 8. Jahre verlor sie ihren Vater und wurde von ihrer Mutter ausgezeichnet erzogen. Sie blieb unverheiratet. Daß sie viel Trauriges und Bitteres erfahren, davon sprechen ihre Gedichte wie ihre Briefe (S. 5) rührend genug. 1844 erschienen ihre Gedichte bei F. A. Brockhaus. Spurlos gingen sie an dem Publikum vorbei und resigniert zog die Dichterin sie zurück. Ebenso wirkungslos blieb ein Bändchen Gedichte aus dem Jahre 1864. Vergebens machten Alexander Jung und Karl Schrattenthal in mehreren Zeitungen auf sie aufmerksam; sie blieb ungekannt wie bisher. Da wollte letzterer ihr durch eine 2. Auflage ihrer Gedichte ihren Lebensabend verschönen, aber ehe es ihm gelang, einen Verleger zu finden, starb sie im Alter von 76 Jahren am 12. Dez. 1887.

Wenn man von ähnlichen Schicksalen so oft hört, wenn man nachfühlt, wie das Büchlein gleicht einem großen Kirchhof vergrabener Hoffnungen und versunkener Träume, wenn man mit dem inneren Ohr hört, wie es zwischen den Zeilen schluchzt, wie von unterdrückten Thränen,

möchte man müde werden, sehr schaffensmüde. — M. Adelmann hat ein besseres Los verdient. Ihr gelang ein süßes Frühlingslied voll innigen Naturgefühls so gut wie die ernste getragene Contemplativlyrik der Ode. Im Lenz singt sie (S. 20):

„Freude liebt er, Freude und Lust! im Aufschwung
Kühner Freiheit, reich durch die Brust, und wogend
Hoch auf Flulen lüßen Entzückens schaukelt
Hold sich das Leben.

In trüben Stunden findet sie für ihre Einsamkeit tiefen rührenden Ausdruck. Sie weiß, sie singt nur für sich. Und wie hübsch sagt sie das mit den Worten: „Ich sing im Dunkeln!" Wenn sie die Gespenster trüber Stunden bannen will, flüchtet sie an das Herz der Allmutter Natur (S. 59 f.):

„Natur, auf deinem blumenreichen Pfühle
Verschlafe ich des Lebenstages Schmerz,
Bei deines Lichtes buntem Farbenspiele
Der Vögel Sang, der Schmetterlinge Scherz.
Da tauch ich unter in des Traumes Wellen,
Und lasse fort mich tragen in das Land
Der frohen Jugend, wo mit leichten Sohlen
Mir lächelnd, lustbekränzt die Zeit entschwand.

Ich würde mich freuen, wenn meine Zeilen manche Leserin auf die Dichterin aufmerksam machen könnten.

Karl August Hückinghaus (Nr. 4) ist der eigentliche Lyriker unter den obengenannten Dichtern. Wie bei diesen muß man auch bei Hückinghaus biographische und psychologische Momente zur Würdigung seiner dichterischen Individualität heranziehen. Da zeigt er sich nun als eine nicht grade kosmisch tiefe Natur; seine Begabung liegt auf dem eigentlich peripherischen Gebiete der Liebes- und Naturbetrachtungslyrik. Er ist ein weicher Mensch von tiefer Empfindung und daher ungemein psycho-physiologisch veranlagt für die rauhen Äußerungen des Lebens. So wird z. B. der Tod seiner Geliebten eine Art Auslösungsinstanz für seinen weihevollen Schmerz (S. 8—27), den er in tief zu Herzen sprechenden Rhythmen ausklingen läßt. Diese weichen sensitiven Naturen, deren Idealismus nur zwei Anbetungsobjekte kennt, Liebe und Schönheit (S. 1, 67), erfahren durch den Tod eines geliebten Menschen z. B. eine Morschwerdung ihrer alten Ideale, eine Durcheinanderrüttelung ihrer psychologischen Werte; sie fühlen durch Anpassung an die reiche Objektswelt die Brutalität der Wirklichkeit und es dämmert ihnen, noch in weiter Ferne freilich, ein neues Ideal auf, die Wahrheit. Sie erfahren dann einen Hauch von Realismus, indem ihre alten Ideale im Kampf ums Dasein mit der Wirklichkeit zu Grunde gehen. Aber sie sind noch subjektive Realisten, weil sie ihren eignen Schmerz überall hineintragen und überall herauslesen. So schwebt dann bei Hückinghaus der Genius der Trauer über aller Welt, die Vöglein schweigen (S. 23), der Welt fehlt die Liebe wie ihm (S. 57), nur der Kirchhof birgt Frieden (S. 58). Und eine psychologische Folge dieses Pessimismus ist, daß dieser sich selbst erhalten will, d. h. daß er sich Nahrung sucht. Und diese findet er in der melancholischen Tragik, die jede der großen Menschheitsfragen schattengleich nach sich zieht. Er grübelt über den Tod nach (65), er erkennt die Eitelkeit alles menschlichen Seins und Wissens (62), wie tausende vor ihm fragt er schmerzlich: „Wozu" u. s. f.

In Hückinghaus haben wir eine echte lyrische Begabung von zarter weicher Tonart schätzen gelernt. Ich habe ihm eben psychologisch beizukommen gesucht, weil ich es für das Hauptgeschäft eines Kritikers halte, die psychologische Eigenart einer dichterischen Individualität zu verstehen und zu erfassen. Die eigentliche litterarisch-kritische Beurteilung über das ästhetische „gut" oder „schlecht" eines dichterischen Kunstwerkes erachte ich erst für ein Erfordernis zweiten Ranges, welches jene psychologische Analyse zur Vorbedingung hat. Hückinghaus' lyrischer

Charakter ist noch nicht kräftig genug, um bei sich aufzuräumen mit dem ererbten Schatz von Motiven und lyrischen Stichwörtern, wie es sich namentlich in den wertlosen Rheinweinliedern (S. 75 ff.) zeigt. Hoffentlich wird er hierin etwas „moderner".

Freiburg i. B.

Ludwig Jacobowski.

Herr Julius Brand, der bereits die Aufmerksamkeit weiterer Kreise durch sein Drama „Thomas Münzer" erregte, veröffentlicht soeben ein satirisches Gedicht „Mephistopheles". (Zürich, Verlags-Magazin. 1889.) Herrn Brands dichterische Schöpfungen gehören ganz und gar der Tendenz an, es sind in poetische Form gebrachte soziale und politische Leitartikel; aber er besitzt auch einen scharfen, beißenden Witz, eine schwungvolle und kühne Phantasie und eine biegsame, gewandte, stellenweise glutsprühende Sprache. Alles Vorzüge, die ihm bei einem satirischen Gedichte zu statten kommen. In seinem „Mephistopheles" schildert er die Romfahrt eines deutschen Idealisten an der Seite dieses Höllensohnes, der selbst als der krasseste Materialist erscheint. Der Held verläßt Deutschland, weil man dort „keine Vollblutmenschen, sondern nur Maschinen braucht". Aber auch was er jenseits der Alpen unter Mephistopheles' Leitung sieht, ist wenig trostreich. Freilich sucht ihn Mephistopheles vergeblich zu überzeugen, daß „jede Kunst Äfferei ist", er stimmt ihm aber bei, daß „den Genius zu verdüstern und das einz'ge ihm zu rauben, was er hat: Unsterblichkeit", heutzutage auf Belohnung rechnen darf, es sei ja litterarischer Sport geworden, Schiller zu vernichten und Shakespeare von seinem Dichterthrone herabzustürzen. Aber dennoch bleibt er dabei, daß der Genius siegen wird, denn er besitze Götterkraft. — Sie gelangen nach Rom, wo die Päpste ein Jahrtausend lang durch den „Wahn" regierten. Hier lernt der Held, „daß das seltenste auf Erden war und sein wird: treue Liebe". Während er sich aber so von Liebesschmerzen martern läßt und sich seines Don Juantumes rühmt, das doch nur „den schnellsten Weg zum Grabe bahnt", besucht Mephistopheles den — Papst und versucht ihn zu verlocken, im Sozialismus das Fundament für den Fels Petri zu suchen; „denn Könige stützen sich aufs Papsttum und der Papst aufs Königtum; wenn nun aber eines wankt, fallen leichthin alle beide". Allein der Papst bestreitet, daß das Volk schon sozialistisch sei, höchstens die Städter, und zudem folge „auf die rote Revolution stets die schwarze Reaktion". Mephistopheles hält ihm die aufklärende Macht der Wissenschaft entgegen, der Papst fragt aber, ob sie „glücklich machen könne", was der Teufel mit der Gegenfrage beantwortet: „Kann's die Kirche denn?" — So lernt auch der Held von Mephistopheles, daß „ewig nur der Zweifel herrscht und die wen'gen Ideale tötet, die wir von den Vätern noch ererbten", und kommt zu der Erkenntnis, daß das zwanzigste Jahrhundert nur noch zum Mammon beten würde. Prächtig, voll geradezu vernichtender Ironie ist das Gemälde des Tempels des Gottes Mammon, hier zeigt sich so recht die Kraft der Sprache des jungen Dichters, die in dem Preislied Mammons etwas wahrhaft Dithyrambisches annimmt. — Doch kraftvoll rafft sich zum Schluß der Held empor und ruft: „Herrschen will der Geist und leben, will die Welt sich unterjochen. Auf zum Kampfe!" aber nicht in der Fremde. „In der Heimat mußt du siegen oder kämpfend untergehen!" — Herr Brand hat dichterische Begabung, er hat Geist, Phantasie und Begeisterung, aber er bedenke, daß ein wahres Kunstwerk alles rein Ten-

denziöse abstreifen muß und dieselbe zur Idee erweitern.

E. Brausewetter.

„Dijon-Rosen", Gedichte von Günther von Freiberg. (Wien, Karl Konegen.) In diesen Gedichten spricht sich eine reife und reiche Lebenserfahrung aus. Die Verfasserin vereinigt großes, in zahlreichen Metren sich bekundendes Formtalent mit feiner Empfindung. Der Band macht in seiner bunten blühenden Mannigfaltigkeit einen angenehmen Eindruck. Wir wünschen demselben den besten Erfolg. Angesichts der zahllosen leeren Verständeleien, mit denen poetische Dilettanten den Büchermarkt bestürmen, muß man mit umso größerem Nachdruck auf die „Dijon-Rosen" hinweisen. W.

„Verzaubert." Eine Herzensfabel in Versen von Marie Janitschek. (W. Spemann.) Marie Janitschek hat sich in den feinen litterarischen Kreisen durch ihre kühnen „Legenden und Geschichten" einen sehr geachteten Namen erworben. In dieser Herzensfabel zeigt sie sich wieder als echte, gedankenschwere Poetin, aber das Buch macht einen ungesunden Eindruck. Trotz der Fülle von Poesie, mit der sie ihren Stoff ausschmückt, kommt man zu keiner ungeteilten, edlen Wirkung, und das ist schade, denn die Dichterin besitzt jene seltene Eigenschaft, den Leser zu ergreifen. Hoffentlich gelingt es ihr nächstens mit einer Leistung hervorzutreten, in der keine dumpfe Krankenluft dem Leser entgegenweht, sondern der duftige Hauch einer ungetrübten Seele. W.

Singen und Sagen. Neue Gedichte von Albert Möser. (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, Aktien-Gesellschaft, vormals J. F. Richter.)

Ich habe bereits im Feuilleton der „National-Zeitung" über diese hochbedeutende lyrische Novität berichtet. Albert Möser hat mit seinen neuen Gedichten den Beweis geliefert, daß man Stoffe, die sich bisher der Versbehandlung gegenüber unüberwindlich spröde gezeigt haben, dichterisch siegreich gestalten kann. Aus diesem Grunde bilden Mösers Gedichte eine neue Phase in der Entwickelung der modernen, realistischen Lyrik. Ich behalte mir vor, über die realistische Kunst Mösers an dieser Stelle ausführlich zu berichten. Diese Anzeige soll nur den Zweck haben, auf das Erscheinen des Buches den Leser aufmerksam zu machen und ihm zu raten, die Lektüre mit Gedichten wie „Der Komet", „Moudlandschaft", „Gesang des Weltmeeres", „An Darwin", „Licht", „Telegraph im Hochalpenthal" zu beginnen. Die Wirkung ist eine überraschende: neue Stoffe in vollendeter Form! W.

Vermischtes.

E. A. Brackett. Materialisierte Erscheinungen. — Wenn sie nicht Wesen aus einer andern Welt sind, was sind sie sonst? (Aus dem Englischen ins Deutsche übertragen v. B. Forsboom und K. Du Prel. München, Kommission bei R. Oldenbourg.)

Einer Besprechung dieses Buches möchte man das Wort Aragos vorausschicken, daß außerhalb des Gebietes der reinen Mathematik das Wort „unmöglich" keinen Sinn hat.

Wenn je eine Lektüre in deutscher Sprache Staunen, Verblüffung, Kopfschütteln und leises Schwanken der bisherigen Welt- und Lebensanschauung beim Lesenden hervorzubringen imstande ist, so dürfte es dieses kleine Buch sein. Brackett ist ein angesehener amerikanischer Bildhauer. Derselbe schildert in durchaus ehrlicher und offener Weise seinen eigenen Entwickelungsgang vom vorsichtigsten Skeptiker zum vollüberzeugten Anhänger des Spiritualismus innerhalb eines Zeitraums von etwa 40 Jahren. Das Buch

gehört — um es gleich herauszusagen — zum besten und lesenswertesten, was über dieses wichtige Forschungsgebiet in die Öffentlichkeit gelangte.

Wie wenig Männer giebt es heutzutage bei uns im Deutschen Reich, die offen und öffentlich als Anhänger des verworfenen Spiritismus aufzutreten wagen, wie dies Du Prel seit vielen Jahren thut?

„Es ist erstaunlich," — sagt Brackett — „welch' anständige Männer die öffentliche Meinung zu Feiglingen macht; die Furcht, ausgelacht zu werden, ist der Schrecken der Gesellschaft; das Behaupten der Männlichkeit, die Äußerung einer ehrlichen Meinung, die Wahrheitsliebe — alles geht ihr gegenüber unter."

Wenn dieser Ausspruch eines freien Amerikaners über Zustände jenseits des atlantischen Ozeans zutreffend ist, um wie viel mehr Berechtigung hat er auf unsere heimatlichen Verhältnisse!

In diesen im Bracketschen Buche geschilderten Materialisationssitzungen, die der Verfasser mit den berühmtesten amerikanischen Medien abgehalten hat, erscheinen — wie er selbst sich ausdrückt — „vorübergehend lebende, atmende, intelligente, menschliche Gestalten, die nicht von Helfershelfern oder durch die Medien dargestellt werden". Wenn sie nicht Wesen aus einer andern Welt sind, was sind sie sonst? „Die Wahrscheinlichkeit oder auch nur die Möglichkeit eines wissenschaftlichen Beweises für das Leben des Menschen nach dem Tode, welche sie bieten, empfiehlt sie der ernsten Aufmerksamkeit aller Einsichtsvollen."

Ja wenn diese hier behaupteten Erscheinungen wirklich vorkommen, wird man einwenden, warum erforscht man sie nicht auch bei uns? Aus dem einfachen Grunde, weil wir hier zu Lande so gut wie gar keine Medien haben — ganz wenige ziemlich unentwickelte Ausnahmen abgerechnet, und weil das Beziehen aus dem Auslande dieser bei uns so selten vorkommenden menschlichen Wesen, nicht bloß mit sehr bedeutenden pekuniären Opfern verbunden ist, sondern auch die Gefahr in sich schließt, daß man ein Berufsmedium erhält, dessen eigentliche mediumistische Fähigkeiten im Ausgehen begriffen sind und welches, um denn doch in den Sitzungen etwas zu bieten, nebenbei etwas „nachhilft". Daher die so viel Aufsehen verursachenden wenig überzeugenden und verdächtigen Sitzungen mit dem englischen Medium Eglinton.

L. Deinhard.

Nachschrift der Redaktion. Wir haben vorstehender Besprechung eines spiritistischen Werkes die Aufnahme gewährt, weniger weil sie uns kritisch vollständig zu befriedigen imstande gewesen wäre, sondern vielmehr deshalb, weil wir damit Gelegenheit fanden, aufs neue unsere vollkommene Unbefangenheit und Parteilosigkeit allen menschlichen und litterarischen Erscheinungen gegenüber zu erhärten. Die unterzeichnete Schriftleitung ist der Überzeugung, daß kein gebildeter Geist auf der Höhe der Zivilisation steht, so lange er sich gewissen spiritistischen Forschungsbemühungen gegenüber prinzipiell ablehnend verhält und alle aus diesem Gebiete an ihn herantretende Kundgebungen kurzweg mit „Unsinn! Schwindel! Afterwissenschaft!" abthut. Da unsere patentierte Schulweisheit von den staatlichen Kathedern herab noch so viele sogenannte Wahrheiten verschleißen darf, die für den reifen, unabhängigen Kopf längst etwas ganz anderes geworden sind, so darf es uns freilich nicht wundern, wenn die Mehrzahl der freien Geister gegen alles von anderer, noch nicht offiziell abgestempelter Seite her vorgebrachte Mystische und Zweifelhafte sich um so energischer abwehrend verhält. Was insonderheit die spiritistische Litteratur betrifft, so ist der Ärger der freien, künst-

lerischen Geister ebenfalls begreiflich, denn die meisten dieser Schriften sind litterarisch und künstlerisch unter aller Kritik. Die Kunst feiner, eindringlicher *realistischer* Darstellung ist den allermeisten spiritistischen Schriftstellern versagt. Dies liegt nicht am Stoff — denn *jeder* Stoff läßt sich kunstgerecht *realistisch* behandeln — sondern an der ungenügenden schriftstellerischen Schulung der spiritistischen Beobachter und Experimentatoren. Das angezeigte Buch des amerikanischen Bildhauers *Brackett* ist darum wohl gehauen, aber nicht in unserem realistisch-exakten Sinne kunstmäßig *geschrieben*. Es bietet zwar eine Fülle der interessantesten psychischen und spiritistischen Beobachtungen, allein nichts rundet sich zum vollen, mit den unerläßlichen Einzelheiten bis ins Kleinste klar und überzeugend durchgeführten Bilde. Fast auf jeder Seite möchte man dem Herrn Brackett in die Feder fallen: „Bitte, langsam voran, hier fehlt dies und jenes, da die notwendige deutliche Ausmalung einer Hauptsache, dort die Erwähnung einer Reihe von Nebenumständen, hierher gehört ein psychologisches Stimmungsbild, dorthin eine wissenschaftlich genaue Beschreibung des Ortes, der Szene, der Einzelfigur u. s. w. u. s. w. Wenn die geübten und überzeugten Spiritisten diese Lückenhaftigkeit nicht fühlen, so ist dies ebenso erklärlich als wie daß wir anderen, die wir vollständig uneingeweiht sind und auf realistisch überzeugender Darstellungskunst bestehen, von diesen Lücken unangenehm berührt werden.

M. G. *Conrad*.

Die Zahl der Broschüren über den jungen deutschen Kaiser ist wieder um eine vermehrt worden. „*Wilhelm II. und die junge Generation*" nennt *Hermann Conradi* die seine, die soeben bei Wilhelm Friedrich in Leipzig erschienen ist. Die politische Broschüre ist heutzutage wohl das gangbarste, freilich auch das vergänglichste Druckwerk. Das geistige Leben (oder muß es heißen der geistige Schlaf?) offenbart sich ja in Deutschland zu unserer Zeit meist in politischer Kannegießerei, die über alles mitreden möchte und daher auch von einer unersättlichen Neugier allem gegenüber ist, was ihren Gelüsten Nahrung bieten kann. Die Überhandnahme politischer und ähnlicher Broschüren in letzter Zeit ist teils aus diesem Umstande, teils aus dem schroffen Wechsel in den historischen Ereignissen erklärbar. Der Umschwung von einer Zeit, wie es die Wilhelms I. war, in der alles seinen gewohnten, gemächlichen und sicheren Gang mit greisenhafter Ruhe ging, das plötzliche Hinüberspringen über zerstörte Hoffnungen großer Parteien zu Tagen, die nichts bieten als gänzliche Ungewißheit über alles Zukünftige, mußte notwendiger Weise eine große Zahl warnender, mahnender und prophezeiender Stimmen laut werden lassen. Welche von diesen Stimmen die Wahrheit predigt, das zu entscheiden ist Sache der Zukunft. Die Zeitgenossen können nur ihre eigenen Augen brauchen und nach den Worten, die sie hören, die Dinge prüfen, welche sie sehen. Von diesem Standpunkte aus müssen wir auch an die Conradische Broschüre herantreten. Was die äußere Form derselben anbetrifft, so mag der Verfasser mit Ibsen gedacht haben: „Man sollte niemals seine besten Kleider anziehen, wenn man für Freiheit und Wahrheit kämpft". Conradi hat andere Sachen in besseren stilistischen Gewändern auftreten lassen, als sein heutiges Thema. Den Fremdwörterkultus müssen wir bei dem Verfasser nun einmal wohl oder übel in Kauf nehmen, denn er selbst sagt ja in einer seiner Vorbemerkungen: „Das Fremdwort ist nun einmal doch das natürliche Motivationsherz des Aphorismus, es ist das Prinzip der Synthese, es hat Atmosphäre". Auch sonst ist der

Stil ungleichmäßig, teils zäh und schwerflüssig, allzu üppig, fast schwulstig durch das überflüssige Verschwenden von gleichbedeutenden Beiworten, an manchen Stellen aber auch fließend und den Leser mit demselben Zorne fortreißend, mit dem der Autor geschrieben. Doch kommen wir zum Inhalt. Was die Person Kaiser Wilhelms II. betrifft, so dient dieselbe nur zur Einleitung und zu einer kurzen Schlußbemerkung. Indem der Verfasser seine „zeitpsychologische Betrachtung" Conrad Alberti widmet, sagt er, die in dem Hefte ausgesprochenen Gedanken, Ideen, Anschauungen seien in mehr als einer Beziehung neu. Das mag besonders von den Sätzen gelten: „Preußentum ist Atheismus", und ein regierender Fürst sei immer der Träger eines tragischen Schicksals. Fast ein Drittel des Heftes dient dem Zwecke, diese beiden Sätze philosophisch zu definieren und anschaulich zu machen. Leider ist etwas zu viel Philosophie dabei, um sie einem gewöhnlichen Menschenverstande faßbar zu machen. Etwas weniger hätte auch genügt, um diese klaren Gedanken verständlich werden zu lassen. Was die erste Behauptung „Preußentum ist Atheismus" betrifft, so müssen wir dem Verfasser in dem Sinne, den er diesem Ausspruch giebt, durchaus Recht geben, auch seine Ansicht über Protestantentum und Katholizismus in sozialistisch-politischer Beziehung teilen wir. Was aber das allgemeine tragische Schicksal regierender Fürsten betrifft, so kann uns Conradi trotz seiner mühsamen Beweisführung nicht von der Richtigkeit dieser Auffassung überzeugen. Wir glauben das Gegenteil; das Schicksal der Fürsten ist im allgemeinen kein tragisches, wie es das des armen Mannes, des schlichten Bürgers so oft ist. Nur ganz wenige Ausnahmen giebt es, und eine solche war der unglückliche König von Bayern. Nur wo die innere Welt einer echten Königsseele (und diese ist nicht nur bei Fürsten zu suchen), mit der äußeren Plebejerwelt in unlöslichen Konflikt gerät, da ist ein tragisches Schicksal. Eine Plebejerwelt nun ist es, die Conradi uns des weiteren in seiner Broschüre als die junge Generation vorführt. Was hier gesagt wird, ist nicht neu, aber es kann nicht oft genug gesagt werden. Schon viele denkende Männer, die die Augen offen halten, sind zu dem gleichen Resultat wie Conradi gekommen: Börse, Zuchthaus, Kaserne, Kirche, Irrenanstalt, das ist die heilige Quintessenz der Zeit. Wir können uns der Wahrheit, die in diesen harten Worten liegt, nicht verschließen, und der einzige Trost ist vielleicht das Bewußtsein, daß wir uns in einer Übergangszeit befinden. Wahrer Patriotismus ist in solchen Zeiten wenig zu finden, für die Masse wird er zur Phrase und er muß vielfach zu grobem Unfug dienen. Nur einzelne halten ihn aufrecht, solche, die sich vor der Wahrheit nicht scheuen und nicht eine schmerzliche Operation fürchten, wenn sie wissen, daß nach ihr die Gesundheit wiederkehrt. Das faule Fleisch muß ausgeschnitten werden, und wir haben dessen genug im Reiche. Freilich dürfen wir nicht alles unserer Zeit zur Last legen. Viele der nationalen Untugenden, die Conradi hervorhebt, hat unser Volk immer gehabt und wird sie schwerlich jemals ganz ablegen. Dagegen hilft alles Predigen nichts, und am wenigsten läßt sich die Gleichgültigkeit der großen Masse durch Worte ausrotten. Dazu gehören gewaltige Schicksalsschläge, die im Allgemeinen Ganzen zugleich die Existenz jedes Einzelnen erschüttern. Es sind nur traurige Bilder, die der Verfasser uns von der jungen Generation entrollt, das heutige Deutschland erscheint als eine düstere Skizze, der auch die Existenz der wenigen Idealisten, der „natürlichen Opfer des Konfliktes zwischen der Bourgeoisie und dem vierten Stande" kein Licht zu verleihen vermag. Dieser Teil der Bro-

schüre, der uns in einer Reihe anschaulicher Bilder unsere Beamten, Soldaten, Studenten, die ohnmächtigen Machthaber in der Litteratur, die unpädagogischen Lehrer, die ihnen geopferten Kinder vorführt, ist packend und fesselnd geschrieben. Es ist hier leider nicht zu viel gesagt, so hart und schroff auch alles auf den ersten Blick erscheinen mag. Aber das Gesamtbild ist doch mehr skizziert als ausgeführt und leidet an einer gewissen Einförmigkeit. Es sind fast nur die sogenannten „gebildeten Kreise", deren trauriges Gesicht der Verfasser uns sehen läßt. Aber ist das nicht die Minderheit des Volkes? Die junge Generation ist nicht allein in diesen Kreisen zu suchen, die nicht fähig sind, eine neue Zeit heraufzuführen. Diese wird kommen, aber eine andere junge Generation, die auch schon mit und unter uns lebt, wird sie auf ihren Schultern tragen. Und diese wird leben bleiben, wenn jene andere, wie Hermann Conradi meint, einst von dem jungen Kaiser in den Tod auf den Schlachtfeldern der Zukunft geführt wird.

Franz Wichmann.

Das Baumwollengenie. Un capriccio critico-simbolico. Von Victor Valentin. Leipzig, Reißner 1889. — Ich würde lügen, wollte ich sagen, ich hätte das vorliegende Buch verstanden. Vielleicht kann einer der Leser mir darüber Auskunft geben, was der Verfasser mit dem Büchlein gemeint hat. Verschiedene Anzeichen lassen schließen, daß es als Satire gedacht war. Aber auf wen? Ein Strumpfwarenfabrikant verkauft seine Fabrik, um als Schriftsteller zu leben, zieht nach Berlin und schreibt daselbst schlechte Romane, welche sehr gut abgehen. Soll das auf Julius Wolff zielen? Aber der Held will ja „modern" sein, er schreibt eine Novelle: „Die zerquetsche Katze". Sehr witzig, nicht wahr? Nebenbei wird im Anfang Konrad Ferdinand Meyer angeulkt, einiger sprachlichen Versehen wegen. Wenn dies Meyers schwerste Sünde wäre, daß er „sich niederknieen" sagt, wahrhaftig, dann wäre er einer der Gerechtesten vor Apoll. Meyer ist sträflich langweilig, öde und akademisch, in all seinen Werken findet sich nicht ein wahrer Ton des Herzens, der ins Herz des Lebens greift, alles ist historisches Kostümfest, Zirkuspantomime — das machen wir ihm zum Vorwurf. Wäre er warm, lebendig, träten seine Figuren uns als Menschen gegenüber, nicht als Gliederpuppen, ließe er uns tiefe Blicke in das Wesen des menschlichen Empfindens und Denkens thun, in die wahren Beweggründe großer geschichtlicher Vorgänge und Umwälzungen, so wie Walter Scott, Flaubert, Walloth, Bleibtreu es thun, wie gern wollten wir ihm die paar Provinzialismen verzeihen, dergleichen sich ebenso gut bei Goethe und Lessing finden! C. A—i.

Das aristokratische Prinzip im Natur- und Menschenleben. Von Dr. P. O. Schmidt. Halle, Schroedel, 1889. Der Titel braucht niemand abzuschrecken. Der Verfasser steht auf naturwissenschaftlichem Boden und denkt nicht etwa daran, den Adel gegen das Volk zu verteidigen. Sein Bestreben richtet sich allein darauf, die Einseitigkeit der Darwinschen Lehre zu überwinden, und seine Ausführungen sind in hohem Grade beachtenswert. Das Wesen des Lebens wird besonders nach der Seite hin beleuchtet, daß es als eine Stufenfolge von Aristokratismen, d. h. in einer aufsteigenden Entwicklung vom Niedern zum Höhern, vom Guten zum Bessern erscheint. Die Gesetze des Lebens werden schon in der unorganischen Welt gefunden und sehr schön entwickelt. Der Tod erhält eine ganz eigene Beleuchtung; „er ist eine unerläßliche Vorbedingung für die Möglichkeit der Steigerung und

Vervollkommnung des individuellen Daseins". Die Lehre Darwins wird als eine einseitige betrachtet, „weil sie den negativen, beschränkenden Faktoren der Entwicklung eine vorwiegende, ja sogar ausschließliche Wirkung beimißt, und die eigentlich treibenden positiven Motive verkennt oder nur unbewußter Weise gelten läßt". Die Zurückweisung der „Affentheorie" wird vielen höchst angenehm sein. Trotzdem muß beachtet werden, daß der Verfasser die Entwicklungslehre für richtig hielt und nur „die wüste Kampf-ums-Dasein-Theorie" beseitigen will. Die Kapitel, welche das aristokratische Prinzip im Menschenleben behandeln, bringen ebenso freisinnige wie selbständige Anschauungen. Was am Schluß über Religion gesagt ist, wird zwar den Zorn der Theologen herausfordern, bei andern Leuten aber die aufmerksamste Beachtung finden.

H. Solger.

Goethe und noch immer kein Ende. (Neue Litterarische Volkshefte. Litteraturbriefe an einen deutschen Marine-Offizier in Ost-Afrika.) Berlin, Eckfteins Nachfolger.

Eine Art litterarische Herzensbekenntnisse, nicht ohne logischen Spürsinn, kritische Schlagkraft. Der Verfasser schießt manchesmal weit über sein Ziel hinaus und bringt sich so um einen Teil der beabsichtigten Wirkung, aber mit vielem, was er sagt, kann man vollkommen einverstanden sein. Für ernste Leser wird das Büchlein eine angenehme Reiselektüre oder eine willkommene Zugabe zum Nachmittagskaffee sein. W.

Mendelssohn-Bibliothek. I. Manasse ben Israel, Rettung der Juden: Die Blutbeschuldigung. Eine Schutzschrift. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. M. Herz. II., III. Gustav Karpeles, die Frauen in der jüdischen Litteratur. IV. Herzberg, W. Das Mädchen von Tanger: Einer wahren Begebenheit nacherzählt. V. Herzberg-Fränkel, Abtrünnig: Ein Lebensbild aus Galizien. VI. Weiskopf, Wenn das Glück will: Eine Erzählung aus dem Orient. — Berlin, C. & H. Engel.

Ein populäres Unternehmen, das der wärmsten Förderung von seiten der Kritik und der freundlichsten Aufnahme in den weitesten Kreisen des Publikums sicher ist. In einfacher, klarer, abgerundeter Darstellung erhalten wir kulturgeschichtliche und novellistische Skizzen von Wert und Interesse. Besonders gefallen hat uns der Essay des bekannten Schriftstellers Dr. Gustav Karpeles. Das Unternehmen wird nicht nur dem jugendlichen, sondern auch dem erwachsenen Leser vielfachen Genuß und freundliche Anregung bieten. W.

Kulturgeschichtliche Bilder aus Göttingen, von Dr. Otto Mejer. Linden-Hannover. Verlagsanstalt v. Carl Manz.

Ein Buch, das namentlich in studentischen Kreisen Anklang und Aufmerksamkeit finden wird. Einzelne Kapitel wie: „Die Entwickelung der Göttinger Universitäts-Verfassung", „Ehemalige Studentenverbindungen", „Professoren und Studenten gegenüber einer Censurmaßregel 1792", „Göttinger Studenwohnungen", „Aus des Reichskanzlers göttinger Studentenzeit", „Grimm, Dahlmann und die Festkleidung der Göttinger Professoren" sind wertvolle, amusante kulturhistorische Skizzen. Nicht minder anregend und von gründlicher Kenntnis zeugend sind: „Alte Göttingersche Gesellschaft" und „Ein Lebenslauf". Wir können dieses schön und sorgfältig ausgestattete Buch allen Freunden einer gediegenen Lektüre bestens empfehlen. W.

Ferdinand Lassalle. Ein litterarisches Charakterbild von Georg Brandes. II. mit bisher unveröffentlichten Briefen und dem Porträt Lassalles

vermehrte Auflage. Aus dem Däniſchen. Leipzig, G. Barsdorf.

Dieſe neue Auflage hat aktuelles Intereſſe, umſo nachdrücklicher muß auf die Broſchüre hingewieſen werden. Es braucht nicht eigens betont zu werden, daß Georg Brandes ſich auch diesmal als der ſcharfſichtige, eſpritreiche, originale Schriftſteller bewährt hat, für den er längſt gilt.

W.

Die Frithjofs-Sage, von Eſaias Tegnér. Meiſterwerke unſerer Dichter 54—55. Münſter, Aſchendorffſche Buchhandlung.

Dieſe Ausgabe des weltberühmten Gedichts hat der Realgymnaſial-Oberlehrer Herr Dr. O. Hellinghaus mit einer guten Einleitung und vortrefflichen Erläuterungen verſehen. W.

Zu Ferdinand Laſſalles 25jährigem Todestag hat Max Kegel eine Gedenkſchrift geſchrieben, die unter dem Titel „Ferdinand Laſſalle“ bei J. H. W. Dietz in Stuttgart erſchienen iſt. Ein gut ausgeführtes Bild Laſſalles iſt der gehaltvollen Schrift beigegeben.

Die Nummern 2560—70 von Reclams Univerſal-Bibliothek haben zum Inhalt: Geſammelte Schriften über Muſik und Muſiker von R. Schumann. Zweiter Band (2561/62) — Michael Ney. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Otto Franz Genſichen (2563) — Heitere Geſchichten von Fritz Brentano (2564) — Elictric-Electrac. Novelle von T. Leeombe. Autor. Überſ. a. d. Franzöſiſchen von E. Bagge (2565) — Maria Tudor. Hiſtoriſches Drama in 3 Tagen von Victor Hugo. Überſ. v. Wilh. Lilienthal (2566) — Farbige Scherben von Jaroslav Vrſchlicky. Ironiſche u. ſentimentale Geſchichten. Autor. Überſ. a. d. Tſchechiſchen von Edm. Grün (2567) — Francillon. Schauſpiel in 3 Aufzügen von Al. Dumas (Sohn). Deutſch von Paul Lindau (2568) — Der Waffenſchmied. Komiſche Oper von Alb. Lortzing. Vollſtändiges Buch (2569) — Der Verräter. Erzählung von Rud. von Gottſchall (2570).

Elf Jahre Balkan-Erinnerungen eines preußiſchen Offiziers aus den Jahren 1876—1887 (Breslau, J. U. Kerns Verlag [Max Müller]. — Das intereſſante Buch enthält eine Reihe von Schilderungen eines preußiſchen Offiziers und umfaßt die jüngſte Vergangenheit der Balkanhalbinſel, die an militäriſchen und politiſchen Ereigniſſen, an dramatiſchen Szenen und gewaltigen Umwälzungen ſo überreich iſt. Den Schauplatz der Schilderungen bilden Serbien, Türkei, Oſtrumelien und Bulgarien, alſo grade die Länder, die auch gegenwärtig im Vordergrunde des politiſchen Intereſſes ſtehen, und ſo dürfen denn auch dieſe Erinnerungen, in denen namentlich der Militär und der ſich mit politiſchen Fragen Beſchäftigende vieles finden wird, das ihm die Beurteilung der brennenden orientaliſchen Frage erleichtert, grade im gegenwärtigen Augenblick Anſpruch auf allgemeinſtes Intereſſe erheben.

Die ſoziale Krankheit, ihre Urſachen und ihre Heilung. Von J. Stern. Stuttgart, Kaliwoda. Mit ſo kleinen Schriften, wie die vorliegende eine iſt, ſollte man die große ſoziale Frage nicht angreifen. In dieſer, alle möglichen Verhältniſſe umſpannenden Angelegenheit muß man ausführlich begründen, wenn man Erfolg haben will. Die Broſchüren Sterns, die 10 bis 40 Pfennig koſten, haben nur inſofern Bedeutung, als ſie auf größere Werke verweiſen und zum Leſen derſelben anregen. Solger.

Geſchichte der Bocche di Cattaro, mit beſonderer Berückſichtigung der beiden Inſurrektionskriege in den Jahren

1869 und 1881—82, von Karl Vrbanić. Agram, Hartmanns Verlag. Wer den merkwürdigen Völkerschaften, mit welchen Österreich-Ungarn an seiner Südostgrenze zu schaffen hat, nähere Beachtung schenkt, kann aus den Schilderungen des Hauptmanns V. manches lernen. Schade nur, daß die österreichische Regierung die Dinge auf der Balkan-Halbinsel nicht in früherer Zeit so beeinflußte, wie es Rußland gegenüber notwendig gewesen wäre. S.

Von Herman Thom, dem Herausgeber der „Litterarischen Korrespondenz", liegen einige kleinere belletristische Schriften uns vor: „Amoretten" und „Die Schauspielerin". Man kann denselben das bezeichnendste Attribut damit geben, daß man sie ganz nett benennt. Sie wollen weniger litterarischen Charakter als belletristische Unterhaltung bieten. Es sind recht hübsche Sachen in leichtflüssigem, sonst von deutschen Erzählern nicht allzu oft gehandhabtem Plaudertone geschrieben. Sich anspruchslos gebend, verdienen die Erzählungen, ohne durch soziale Vertiefung oder romantische Verflachung auffallen zu wollen, ihrer anspruchslosen und doch gefälligen Farbenmischung wegen ein größeres Interesse als viele unserer modernen Familienblatt-Erzeugnisse. R. P.

Im Lande der Teutonen. Nach dem Französischen des Pierre Voisin. (Zürich, Verlagsmagazin v. J. Schabelitz.) Gewiß ist es für eine Nation interessant, zu erfahren, wie sie sich in den Augen einer andern darstellt. Ist diese andere nun gar eine so geistreiche und ziemlich entgegengesetzte wie die französische, so kann daraus ein sehr originelles, fesselndes Buch werden, aus dem auch der Deutsche viel lernen kann. Beim vorliegenden Buch ist das nur teilweise der Fall. Einige Teile desselben sind gut und objektiv, so die Anerkennung der in dem preußischen Königtume steckenden historischen Kraft; wieder anderes ist zu sehr auf den Effekt zugeschnitten. Der Abschnitt vom deutschen Richter beginnt mit der sehr richtigen Bemerkung, der Richter müsse „Phantasie" haben, diese werde aber in Deutschland, wenn möglich, gewaltsam ausgerottet, — aus den Beispielen, die aber dann kommen, dem verlassenen Mädchen und der unglücklichen Frau, sieht man, wie echt französisch, d. h. hier in diesem Falle unlogisch-weiblich der Verfasser denkt. Es ist charakteristisch, daß der Autor keine Beispiele aus dem Leben der Männer nennt. Wir empfehlen ihm die Bücher des Prof. Benedikt in Wien, dann wird er fühlen, wie der Deutsche die Sache der Strafrechtsreform auffaßt. Pierre Voisin bietet treffende Aperçüs, beißende Bemerkungen genug; aber in die Tiefe des deutschen Lebens ist er nicht gedrungen.

Julius Brand.

Jonel Fortunat. Ein Roman aus Rumänien von Marco Brociner. Zwei Bände. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Wer Fülle der Ereignisse, spannende Fabulierkunst sucht, greife zu, das Buch wird ihm willkommene Unterhaltung bieten. Was es an künstlerischem Werte als reines Litteraturprodukt im Leibe hat, werden wir später untersuchen. C.

Hellmalerei. Ein Spaziergang durch den Münchener Glaspalast im Sommer 1889 von Gerhard Ramberg. München 1889.

Der bekannte Kunstschriftsteller und Redakteur von Lausers „Allgem. Kunstchron." verdient sich den Dank aller Kunstfreunde, indem er von Zeit zu Zeit gut geschriebene Übersichten erscheinen läßt, welche den Entwicklungsgang der modernen Kunst kennzeichnen. Wo wäre besser Gelegenheit ihn zu studieren als in München? denn mit Beschämung müssen wir Berliner leider gestehen, daß auf

gar nicht absehbare Zeit hin München die erste Kunststadt Deutschlands bleiben wird. Wer die Zustände bei der Preisbewerbung um das Kaiser-Wilhelm Denkmal und den Gang des Berliner Dombauprojekts verfolgt hat, begreift das. Wir kommen auf diese geradezu himmelschreiende Thatsachen noch zurück. Ramberg erkennt mit richtigem Blick, daß der Schwerpunkt der modernen Malerei in der Hellmalerei liegt und mit seinen reichen Kenntnissen, seinem ganzen Urteil tritt er für sie ein. C. A— i.

Giordano Brunos Reformation des Himmels, lo spaccio della bestia trionfante. Verdeutscht und erläutert von Dr. Ludw. Kuhlenbeck. Mit zwei Sternkarten und einem Lichtdruck (Leipzig, Rauert & Rocco). Unter den Werken des großen Nolaners nimmt das philosophisch-allegorische Gedicht „lo spaccio della bestia trionfante" („Die Vertreibung der triumphierenden Bestie") einen hohen Rang ein. Die philosophische Litteratur Italiens hat keine Schöpfung aufzuweisen, die phantasievoller, ideenreicher, unerschöpflicher an Anspielungen und Allegorien aller Art wäre als dieses Buch, das gleichzeitig an spekulativem Gehalt und an Ideenfülle alle anderen Schriften Brunos weit überragt. Es ist dankbar anzuerkennen, daß Kuhlenbeck durch seine treffliche Verdeutschung das eigenartige Werk einem größeren Kreise näher gebracht hat.

Karoline Perthes geb. Claudius. Dargestellt von M. G. W. Brandt. Vierte sorgfältig überarbeitete Auflage. Mit Porträt und Faksimile. (Gotha, Friedr. Andr. Perthes.)

Martin Greif als Lyriker und Dramatiker. Von Dr. Otto Lyon. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner, 1889. 53 S. Diese tüchtige kleine Schrift erschien zur rechten Zeit, zum fünfzigsten Geburtstage Martin Greifs. Zur rechten Zeit auch insofern, als sie den alten Neidern und Streitern der Münchener Dichterschul', die an Martin Greif schon so schwer gesündigt und einen kritischen Skandal um den anderen in Szene gesetzt, gründlich vor Augen führt, wie ein gebildeter, wahrhaft vornehmer Geist das Leben und Schaffen eines vaterländischen Dichters von der Bedeutung Greifs zu erfassen und zu erklären versteht, während die alten privilegierten Münchener Meistersinger und ihre Schulknaben Greif gegenüber über elende Kritikasterei, erbärmliche Intriguen und größenwahnsinnige Selbstberäucherung noch nicht hinausgekommen sind. Die alte privilegierte Münchener Dichterschul' ist niemals müde geworden, Martin Greif von sich zu stoßen, zu hetzen und zu verlästern. Unbewußt und in einem anderen Sinne, als sie selbst vermeinte, hat sie damit das richtige getroffen: Martin Greif hat als Dichter nichts gemein mit der in München hausenden und abgehausten Meistersinger-Generation der Geibel, Heyse und Genossen, er ist niemals Geist von ihrem Geiste gewesen, dieser edle, keusche, bescheidene Künstler — er gehört einer anderen, höheren Generation an, er darf sich als Lyriker ein Zeitgenosse und Bruder fühlen des größten poetischen Genies der Deutschen, des unsterblichen Wolfgang Goethe. — Wir empfehlen die Lyonsche Schrift angelegentlich als beste Einführung in Greifs Werke. M. G. Conrad.

In einer Zeitschrift, welche den Titel führt die „Gesellschaft", darf ein Buch nicht unerwähnt bleiben, das sich selbst „Gesellschaft von Berlin" betitelt. Es ist ein wunderbar elegant ausgestatteter Band, welcher die Namen und Personalverhältnisse derer enthält, die man zur Gesellschaft von Berlin, also zu den maßgebenden und gebildeten Elementen der Haupt-

stadt zu zählen berechtigt ist. Wir finden hauptsächlich Diplomaten, Militärs, Gelehrte, Ärzte, Juristen, Schriftsteller, Lehrer, Börsenbarone, Fabrikanten, Künstler. Selbstverständlich sind die Herausgeber bei der Zusammenstellung gänzlich unparteiisch verfahren und keine Klique, Partei, Ringbildung ist bevorzugt oder ausgeschlossen. Das Buch gewährt somit ein übersichtliches Bild der tonangebenden Kreise Berlins und hat entschieden soziologischen Wert. Leider läßt die Vollständigkeit manches zu wünschen. Schriftsteller wie Ludwig Pietsch, Künstler wie J. Kaffsack, die zu den bekanntesten Persönlichkeiten in der Gesellschaft zählen, dürften auf keinen Fall fehlen. Da das Werk aber als Jahrbuch gedacht ist, so hoffen wir, daß der Verlag von O. Hein in Berlin, der es erscheinen läßt, für eine tadellosere Vollständigkeit sorgen wird. Im ersten Jahre dürfte sie freilich bei den Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens kaum möglich gewesen sein.

C. A—i.

Die materialistische und antimaterialistische Anschauung über das Walten der Natur und die sich daraus ergebenden Konsequenzen auf die Ethik der Völker. Von W. Zenker. III. Aufl. (Braunschweig, P. J. Achtelstetter.)

Die Lösung der sozialen Frage durch die Frau, nebst Angaben eines natürlichen Mittels zur Beschränkung der Nachkommenschaft. Von Dr. L. Volkmann (Neuwied, Heusers Verlag.)

Die Messalinen Berlins. Realistische Novellen und Sittenbilder aus dem high life der Reichshauptstadt. Zweite Aufl. (Berlin, R. Jacobsthal).

Zu der Sammlung „Kleine Schriften" von Kuno Fischer, die in Winters Universitätsbuchhandlung in Heidelberg erscheinen, gelangte als zweiter Band Fischers Abhandlungen „Über den Witz" zur Ausgabe. Das kleine Werk ist aus akademischen Vorträgen, die der Verfasser einst in Jena über die ästhetischen Vorstellungsarten gehalten hatte, hervorgegangen und soll in dieser Form dem Leser zu heiterer Belehrung dienen. Daß es diesen Zweck bestens erfüllt, dafür spricht die bald nach Erscheinen notwendig gewordene zweite Auflage.

***, Das vornehme Berlin (Berlin, Richard Eckstein Nachfolger). Allen denen, die das Leben des Hofes und der hohen Gesellschaft des modernen Berlins von einer augenscheinlich berufenen Feder geschildert sehen wollen, sei das vorliegende Buch zur Lektüre empfohlen. Die Verlagshandlung hat für eine elegante Ausstattung gesorgt, die dem hochfeudalen Inhalt angepaßt ist.

Der Nachbar im Osten. Kultur- und Sittenbilder aus Rußland. Von Dr. Arthur Fränkel (Hannover, Helwingsche Verlagsbuchhandlung). Arthur Fränkel ist ein kompetenter Kenner von Rußlands politischen und kulturellen Verhältnissen, um so willkommener darf dieses klar und anregend geschriebene Werk in einem Augenblick begrüßt werden, wo die Blicke mehr als je auf das gewaltige Nachbarreich gerichtet sind; es ist ein wichtiger Beitrag zur Kenntnis Rußlands und wird um so eifriger gelesen werden, als es im leichten Feuilletonstyl gehalten ist und dadurch neben eingehender Belehrung auch angenehme Unterhaltung bietet.

Reporter-Streifzüge von Hugo von Kupffer. Ungeschminkte Bilder aus der Reichshauptstadt. (Styrum [Rheinl.], Ad. Spaarmann.)

Das litterarische Urteil und Anderes. Im Interesse des Publikums, der Autoren und Buchhändler. Ungeschminkte Wahrheiten von einem Buchhändler. (Franz Pech, Spandau.)

Zeitschriften.

„Deutschland", Wochenschrift f. Kunst, Litteratur, Wissenschaft und soziales Leben.

Große Ereignisse werfen ihren Schatten voraus, gut pekuniär gestützte Zeitschriften kolossale Reklamen. Noch giebt es naive Seelen, die solch bezahlten Druckleistungen Glauben schenken und mit gespanntem Interesse der Probenummer harren, welche im Posaunenstile der Inserate angekündigt wird. Naive Seelen — ach, ihr Optimisten! Auch ich habe zu ihnen gehört, als ich zuerst von dem neuen Blatte „Deutschland" las. Fritz Mauthner ist eine Schwäche von mir. Sein Buch „nach berühmten Mustern" hat mich ergötzt, seine Kritik ist mir öfter lesenswert erschienen, als die der übrigen Großzuchtmeister deutscher Litteratur. Seine Romane haben mich zwar gelangweilt, aber der brave Wille war erfreulich, und sein Buch vom „Schmock" war immerhin ein passabler Gedanke. Als ich nun aus dem Kritikwinkelchen der Tagespresse erst leise Geigenstriche der Ankündigung vernahm, dem bald der gewaltige Einsatz von Pauken und Trompeten des großen Reklameorchesters folgte, da habe ich wahrlich mit Aufmerksamkeit treugläubig gelauscht und vermeint, auf diese hymnische Anpreisungsouvertüre werde ein tüchtiges Stück voller Kraft, Wucht und Schönheit folgen. O ich Naturbursche! O ich Mauthnerverehrer! Die schönen, großen Inserate und die freundlichen kleinen Redaktionslobnötchen haben mich einer fatalen Enttäuschung in die Arme geführt. Die Probenummer kam, ich sah sie und ich ward betrübt in meinem Herzen. O Deutschland, auch dieses „Deutschland" noch! Hast du noch nicht genug an mild abführenden Wochenschriften? Bist du noch nicht genug versehen mit periodisch erscheinenden Langweiligkeiten? — Und Mauthner, der wackere Fritz, was ist über ihn geraten, daß er seinem Vaterlande solcherlei angethan? Wozu in aller Welt dieses Wochenblatt, welches sich, nach der unglückseligen Probenummer zu schließen, wahrlich nicht messen kann mit den bestehenden ähnlichartigen Wochenschriften, wie „Gegenwart", „Nation", ja, welches nicht einmal mehr bietet als ein besseres Familienblatt, wie etwa das von Hirsch redigierte „Schorersche". Ich hatte etwas Neues erwartet, denn ich konnte nicht begreifen, was denn, bei Apoll, einen geistreichen Kopf wie Fritz Mauthner verführen könnte, ein Blatt zu gründen ohne stark ausgeprägte Neu- und Eigenartigkeit. Das war aber eben der Fehler meines Idealistengemütes. Freilich, — soll man nicht glauben, was so deutlich und schön schwarz auf weiß gedruckt steht? Hatte es nicht geheißen, wie es auch jetzt wieder auf der ersten Seite der Probenummer heißt, daß „Deutschland" ein Blatt sein solle für „alle Deutschen, die empfänglich sind für das Streben und Ringen unserer Tage, ein Brennpunkt, in dem sich die zerstreuten Strahlen des deutschen Geisteslebens sammeln" . . .? Bravo! schrie meine Seele, erscheine du löblicher Brennpunkt, sammle, sammle die Strahlen! Und weiter: Kein Familienblatt in althergebrachter Weise sollte es sein, auch kein Gelehrtenblatt, nein, der wahre Ausdruck unserer Zeit für das ganze gebildete Publikum. — O du glückseliges deutsches gebildetes Publikum, — endlich, endlich hast du, wonach du hungerst und dürstest: ich gratuliere dir. Schau her: „In Novellen und Skizzen, die, in Form und Inhalt gleich vollendet, sich nicht ängstlich abwenden von den Kämpfen unserer Tage, wird „Deutschland" einen anregenden und fesselnden Unterhaltungsstoff bieten." Das Wasser lief der hungrigen Jungfrau Germania im Munde zusammen. „Schnell komme, oh Fritz, mein Messias!" Ruhe, abwarten! Es wird auch eine famose Art von Kritik alldorten geben, eine Kritik, „die, frei

von allen Nebenrücksichten, frei insbesondere auch von veralteten Anschauungen, den Stoff durchdringend, in edler Form nur die Wahrheit erstreben und verfechten will." Und weitblickend sollte diese Kritik sein, allumfassend „das geistige Leben unserer Zeit mit allseinen wechselnden Strömungen und Gegenströmungen auf den Gebieten der Litteratur, Kunst und Wissenschaft" sollte sie „wiederspiegeln". O „Deutschland", „Deutschland" über alles! Wir werden eine freie, große, weitherzige Kritik haben, die der Wahrheit strebend nachgeht und sich in anständigem Gewande zeige. Hurra! Aber weiter! weiter! Technik, Industrie, Soziologie, Politik, Kulturfortschritt, Volkswohl — dick gedruckt ward all das verheißen und mit Rührung vernahm man, daß die hervorragendsten Dichter, Gelehrten, Kritiker und Publizisten mitarbeiten würden an diesem papierenen „Deutschland", dessen Leiter und Regierer Herr Fritz Mauthner in Berlin. Zu einer Prophezeiung enthusiasmierte den Verfasser jener Anpreisungshymne (auf das Conto Mauthners setze ich diese ungeschickte Stilübung nicht) sein Reklamephrasentaumel: hingerissen ganz und gar warf er das Wort hin, daß bald „jeder denkende deutsche Mann, jedes geistig strebende deutsche Weib" jede Nummer des Mauthner-Deutschland mit Ungeduld erwarten wird. Diesem Hochflug der Begeisterung schließt sich dann etwas matt der Ausdruck des Vertrauens an, „daß ‚Deutschland' eine Zeitschrift werde, in welcher jeder Leser alles sucht und findet, was die Zeit Großes und Neues sinnt und schafft, eine Zeitschrift, die für jeden gebildeten Deutschen unentbehrlich ist." Schrecklich, schrecklich, — das alles habe ich geglaubt, wahrhaftig und wirklich ganz ernsthaft geglaubt, obwohl es in so miserablem Buchhändlerdeutsch geschrieben war. Tief, tief war der Fall von der Höhe der auf meine Gläubigkeit gebauten Illusionen hinab in die öde Wirklichkeit von „Deutschlands" Probenummer. Nein, wenn Messias Fritz mit seinem Stabe der „hervorragendsten Dichter u. s. w." nichts besseres zusammenbringt, als dieses Heft, dann hätte er seinen Mund ein wenig weniger voll nehmen sollen mit Phrasenbrei. „Wie?!" höre ich die Schar der ganz Naiven rufen, „wie, du urteilst und verurteilst nach dieser einen Nummer das ganze Werk in seiner Folge von jährlich 52 Heften?" Ja wohl thue ich das, denn wenn einer das Klappern, so zum „Geschäfte" gehört, so vortrefflich versteht, wie der, welcher die oben behandelte Lobhymne sang, dann ist von dem auf das Gewisseste anzunehmen, daß er sich auch bestrebt hat, in seiner Probenummer ein Prunk- und Schaustück zu liefern, welches an Wert höher steht als alles Nachgeschobene, mit Ausnahme der Quartalsanfangslocknummern. Nur aus diesem Grunde auch soviel über dieses eine Heft, — vielleicht auch wird man nicht sehr lange mehr Gelegenheit haben, über „Deutschland" zu reden, denn es ist wahrhaftig nicht einzusehen, wie dieses völlig überflüssige Blatt sich halten soll. Es ist wahr, wir Deutschen sind zu einem guten Teile Namenanbeter, Leithammelgefolge, und die Spekulation auf die Namen Spielhagen und Hopfen (die Aufsätze und Namen dieser beiden sind breiter und dicker gedruckt als die der übrigen), war würdig des Verfassers der Reklamehymne, — aber ich hege dennoch die feste Zuversicht, daß diese Urteilslosigkeit selbst bei uns ihre Grenzen hat. Solch' langweilige Großpapamitteilungen in solch' farblos einschläfernder Sprache, wie sie der alte Spielhagen in jener Probenummer greisenhaft behäbig zum Besten giebt, werden selbst im gemütlich-genügsamen Germanien keinen Abonnenten hinterm Ofen hervorlocken. Bei Hans Hopfens Geschichte vereinigt sich zwar der mit Recht beliebte

Name mit einer im deutschen Soldatenstaat sehr beliebten Stoffe, auch läßt sich dem bisher Gebotenen dieser „neuen Geschichte des Majors" nicht eine gewisse fidel-soldatische Frische abstreiten, — aber soll dieses „Schneidige Liebchen" eine Vorläuferin jener „in Inhalt und Form gleich vollendeten ꝛc. ꝛc." Novellen sein? Es ist konventionelle Dutzendware, wie sie vom Gänseliesel Nataly v. Eschstruth viel amüsanter geliefert wird und in der „Gartenlaube", im „Daheim", in „Schorers Familienblatt" mindestens ebenso gut zu lesen ist. Das sind also die beiden fettgedruckten Paradedichter „Deutschlands". Was hintendrein kommt, renommiert nicht mit Namen und ist nicht besser und nicht schlechter als ähnliche Litteratur in den besseren Zeitschriften für gebildete Kreise. Da ist ein beherzigenswerter Aufsatz von Prof. Dr. W. Preyer, „die Zukunft der Schulen in Deutschland", da ist von Ehren-Viktor in Bern ein gut orientierender Artikel über „die politischen Sympathien der Schweizer" (er schimpft gar nicht, — war er nicht wohl damals?), da ist eine sachkundig geistreiche Plauderei von M. Moszkowsky: „Eine Erbkrankheit unserer Kammermusik"; da ist von P. Vischer eine Kritik der Konkurrenzentwürfe für das Kaiserwilhelmdenkmal, welche zuweilen etwas krampfhaftwitzig sein will; da ist eine thörichte, sinnlose Frage von jemandem, der sich Faustus nennt: „die Teilung Frankreichs", und schließlich bekommt man unter dem Titel „der Realismus des Regisseurs" ein wenig Vol au vent von Fritz Mauthner zu kosten, — nichts eben hervorragend Nahrhaftes zwar, liegt dafür aber auch nicht schwer im Magen. Furchtbar ist dagegen das Dessertgenäsch, das uns Frau Marie von Ebner-Eschenbach unter dem Namen „Aphorismen" auftischt. Das ist gerade, wie wenn man uns mit Chokolade übergossene rohe Kartoffeln als Pralinés vorsetzen wollte. Darf man unter dem Deckmantel von Aphorismen einen Satz verzapfen wie: „Alle Frauenzimmer werden alt" oder „Alle Menschen müssen sterben"? Aber sind diese Aussprüche nicht ebenso wahr und ebenso neu und ebenso geistvoll gefaßt wie das zu „Wien, Aug. 89" den Gehirnwindungen jener Dame entschlüpfte gewaltige Axiom: „Alle historischen Rechte veralten" . . .? —

Zum Schluß kommen zwei klein gedruckte Seiten, überschrieben „Kleine Kritik". Ich bitte, nicht zu vergessen, welche Variationen über das Thema „Kritik" die Reklameposaune zum besten gegeben hat und führe nun nacheinander an, was „Deutschland" (natürlich durchweg anonym, — die Herren heißen: M., — r., B., F., mh.) kritisiert. Es sind folgende Erscheinungen: Paul Bourget: „Le disciple", nicht ohne Geist, aber höchst oberflächlich besprochen von Herrn M. (Mysticus oder Mauthner?); „Bismarckbriefe", neue Folge; „Acta Germanica", Organ für deutsche Philologie, in Kürze abgethan von Herrn B.; Guy de Maupassant „Fort comme la Mort", kurz, schlagend und mit Sachkenntnis geschätzt von Herrn — r; Oskar Klaußmann „Der Humor im deutschen Heere" farblos angezeigt von demselben; Paul Heyse, „Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts", eine hochachtungs- und respektvollst ergebene Hindeutung eines Herrn F.; „Die besten Bücher aller Zeiten und aller Litteraturen", mit einem Hieb auf die „Herren E. v. Hartmann und — Karl Bleibtreu", ausgestattet von Herrn mh.; „Die Gesellschaft von Berlin", eine Art Eitelkeitsadreßkalender, in 20 Zeilen fürchterlich witzig behandelt von demselben Schwerenöter, und schließlich ein Flugblatt des „Internationalen Vereins zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Tierfolter", abgethan von Herrn — F. — Ich bitte nochmals sich an die Posaune der kritischen Verheißung zu erinnern

und dann dieſe im vollſten Wortſinne „Kleine Kritik“ zu betrachten. —

Und wenn ich nun mit einem kurzen, guten Spruche die Beſprechung dieſer unter der Patenſchaft der Arm in Arm einherſchreitenden Olympier Spielhagen und Hopfen ins Leben getretenen Wochenſchrift beſchließen ſoll, die ſich ſo germaniſch-beſcheiden „Deutſchland“ nennt, ſo wäre es am beſten der, welcher mir immer einfiel, während ich dieſes „Deutſchland“ für die „Geſellſchaft“ beſprach: „‚Viel Geſchrei und wenig Wolle‘, ſprach der Teufel und ſchor die Sau“.

O. J. Bierbaum.

Das erſte Heft des neuen Jahrgangs von „Zur guten Stunde“ beweiſt uns wieder, was ſchon längſt allgemein zugeſtanden iſt, daß dieſe Zeitſchrift ſich in wenigen Jahren zur erſten und reichhaltigſten Deutſchlands entwickelt hat. Einen Roman von Auguſt Niemann und einen von Robert Byr, eine Novelle von Ernſt Eckſtein, eine Reiſeplauderei von Warmbholtz, Theaterartikel von Conrad Alberti und A. Müller-Guttenbrunn. Originalgedichte von Th. Fontane, E. v. Wolzogen und Anderen, eine Plauderei von Ferdinand Groß, ärztliche, naturwiſſenſchaftliche und kulturgeſchichtliche Aufſätze von erſten Fachmännern, ein großes Bild in buntem Farbendruck, ſechzehn große Bilder in Holzſchnitt, Lichtdruck und Ätzung, eine Anzahl kleinerer, eine Originalkompoſition von Heinrich Hofmann, dazu als Beilage eine Lieferung von Heine's Buch der Lieder mit Originalillustrationen ... und alles dies ſage und ſchreibe für achtzig Pfennige ... ich begreife nicht, wie es möglich iſt, das zu bieten. Es kann dies ſicherlich nur durch den koloſſalen Abſatz geſchehen, den dies Blatt erzielt. Papier, Druck, Ausſtattung ſind über alle Beſchreibung ſchön, es iſt ein Vergnügen, ſich ſolch ein Heft auf den Tiſch zu legen.

Engliſche Litteratur.

„The repentance of Paul Wentworth.“ (Paul W.s Buße.) A Novel. (London, Richard Bentley & Sons 1889, 3 Bde.) iſt die bitterſte Parodie, die man auf den engliſchen Senſationsroman ſchreiben könnte. Ein 15 Jahre verheirateter Ehemann verläßt Weib und Kind, um ſich in der Schweiz ein wenig zu erholen und zu amüſieren. Er hält es nicht für unbedingt nötig, ſeine Verhältniſſe überall bekannt zu machen und gilt für unverheiratet. Er macht die Bekanntſchaft einer reizenden Künſtlerin und man iſt ſchon ſo weit, daß man auf einſamer Kahnfahrt ausführlich miteinander gewiſſe Liebesgedichte kritiſiert; da kommt ein Brief von Wentworths kleiner Tochter und der Künſtlerin gehen ſchrecklich die Augen auf. Aber der Himmel hat es gut mit beiden im Sinn; ein mitleidiges Pferd hat die Liebenswürdigkeit, den Ehemann der ungeliebten Gattin zu entledigen, doch — Pech über Pech! — die geliebte Künſtlerin hat ſich in ihrer Verzweiflung kurz zuvor mit einem Herrn Arlingham vermählt.

Womit kann ſich ein Engländer über ſolch herben, zwiefachen Verluſt tröſten? Sehr einfach! Er tritt ins Parlament, hält hier eine ſelbſtverſtändlich brillante Jungfernrede und iſt, ehe ers ſich verſieht, Miniſter! (So etwas geht in England ſchnell.) Da jetzt aller Augen auf ihn gerichtet ſind, ſo wird man bald ſeine Beziehungen zu Mrs. Arlingham gewahr, verkennt ſie aber ſo vollſtändig, daß eine böſe Oppoſitionszeitung einen ſkandalöſen Artikel zu bringen wagt. Stella, ſeine älteſte Tochter, ein friſches, kräftiges Mädchen, lieſt zufällig die Schmähſchrift und anſtatt darüber in Zorn zu geraten und ihrem Vater zu erzählen, was ſie geleſen, verheimlicht ſie es. Das iſt ihr nicht geſund; das Geheimnis zehrt ihre vorher ſo roſigen, vollen Wangen ab, ſie legt ſich hin und ſtirbt! — Auch Mr.

Arlingham, der ungeliebte Gatte der geliebten ſchönen Künſtlerin, geht mit Tode ab und nach Verlauf der für anſtändige Leute üblichen Trauerfriſt finken ſich die Schwergeprüften „wieder" (das „again" wirkt ungemein humoriſtiſch, denn es weiſt vom Ende des dritten Bandes auf die Mitte des erſten zurück) in die Arme.—

Schade nur, daß das Ganze keine Traveſtie ſein ſoll, daß dies inhaltloſe, grund- und zweckloſe Gerede, das mit einem ſolchen Apparat von Unwahrſcheinlichkeiten in Szene geſetzt wird, das in 3 Bänden auch nicht einen Zug urſprünglicher Beobachtung aufweiſt und deſſen ſämtliche Perſonen nach alten Bücherreminiſcenzen geformt erſcheinen, uns von dem anonymen (weiblichen) Verfaſſer als ernſthafter Roman geboten wird. Selbſt als Erſtlingswerk verſpricht die Erzählung bei der prinzipiellen Verkennung deſſen, was das Weſen des Romans ausmacht, trotz einer gewiſſen ſtiliſtiſchen Fertigkeit, nicht viel Gutes für die Zukunft.

„Severed Ties" („Geſprengte Feſſeln") by Mrs. Henry Wylde (London, White & Co. 1889, 3 Bde.).

Der Roman zeichnet ſich, wie der vorige dadurch aus, daß er auch nicht ein einziges Kapitel in ſich ſchließt, das nur einigermaßen wahrſcheinlich wäre.

„A Houseful of Girls" by Sarah Tytler (London, Smith & Lunes, 1889).

Die charakteriſtiſche Erzählung darf mit den beiden vorhergenannten nicht auf eine Stufe geſtellt werden, ſie ſteht turmhoch über ihnen. Miß Tytler verachtet mit Recht die melodramatiſche Poſſe, die hohle, nichtsſagende Phraſe und achtet die Naturwahrheit; ſie geht ihren Weg geradeaus, ſicher daß er intereſſieren wird und die Hauptſache iſt ihr, auch in der vorliegenden Erzählung, die Charakterentwicklung. Wie die 4 Töchter eines Arztes in einer engliſchen Provinzialſtadt, von denen die eine einem wohlſituierten, wackern Manne einen Korb gegeben, weil er nur ein Handelsmann war, durch das Leben allmählich von ihrem Familienſtolz kuriert werden iſt mit Talent und Geſchicklichkeit lebenswahr durchgeführt und das Buch beſonders auch launiſchen jungen Damen als heilſame Lektüre zu empfehlen.

„Greifenstein" by Francis Marion Crawford (London, Macmillan & Co. 1889).

Zeichnete der talentvolle, nur etwas zu ſchnell produzierende Autor in ſeinem 1886 in „Blackwood" erſchienenen Roman „Saracinesca" Italieniſches Leben (C. wurde 1845 als Sohn des amerikaniſchen Bildhauers Thomas Crawford in Italien geboren) ſo iſt „Greifenstein" der Darſtellung deutſchen Lebens gewidmet. Eine wahre Begebenheit, wie der Verfaſſer in der Einleitung bemerkt, gab ihm Anlaß zu der tragiſchen Erzählung, deren Inhalt kurz ſkizziert folgender iſt: Kuno von Rieſeneck, ein preußiſcher Offizier, hat 1848, durch ſeine Frau, eine Bürgerliche, dazu verführt, den Aufſtändiſchen in Berlin Waffen geliefert; er wird zur Feſtung verurteilt, entflieht aber von dort nach Amerika. Die eigentliche Anſtifterin des Verbrechens will nun nichts mehr mit ihrem Gatten zu ſchaffen haben, ſendet ihm ihren Sohn Horſt nach und weiß mit Hilfe falſcher Papiere einen älteren Halbbruder ihres Mannes zu gewinnen und zur Heirat zu veranlaſſen. Beider Sohn Greif, bei Beginn des Romans 23jährig, iſt mit Hilda von Sigmundskron verlobt, der Tochter eines 1870 gefallenen Offiziers, deren Mutter, damit ihr Töchterlein in Geſundheit und Schönheit aufblühen möge, ſich in die Einſamkeit ihres Schwarzwaldſchloſſes, des einzigen ihr gebliebenen Beſitztums, zurückgezogen hat, obwohl ſie bei ihrer Jugend noch ſelbſt Anſprüche an das Leben gehabt hätte. Der inzwiſchen in Chile

reich gewordene Rieſeneck kehrt infolge einer ihm bekannt gewordenen Amneſtie nach Europa zurück; da dieſelbe aber ihn nicht einſchließt, will er ſich in die Schweiz begeben und ſucht den auf dem Wege liegenden Wohnſitz des Bruders auf. Es kommt zur Kataſtrophe; die beiden Brüder erdroſſeln die Miſſethäterin und erſchießen ſich, nachdem ſie ihren Söhnen brieflich von ihrer Handlungsweiſe Rechenſchaft abgelegt haben. Horſt und Greif ſind inzwiſchen auf der Univerſität Freunde geworden und Horſt, der ſeinen Brief zuerſt empfängt, verheimlicht dem Freunde die ſchrecklichen Enthüllungen, weiß deſſen Vermählung mit Hilda zu beſchleunigen und erhält Hilda und ihrer Mutter das Greifenſteinſche Vermögen, da Greif bei der Gültigkeit der erſten Ehe eigentlich Baſtard iſt. Nach der Taufe ſeines erſten Kindchens gelangt auch Greif in den Beſitz des durch einen Zufall verloren gegangenen Briefes, aber Hilda zerreißt denſelben und beide begeben ſich zu Horſt, deſſen Hochherzigkeit ſie nun voll und ganz erkennen; ſie kommen glücklicherweiſe noch zur rechten Zeit, um dieſem den Revolver zu entreißen, der ſeinem Leben ein Ende machen ſollte, da ihm zum Bewußtſein gekommen war, daß er Hilda liebe.

Es iſt ein Heibergſcher Zug in dem Romane; wie bei dieſem, ſo ſind auch bei Crawford verhältnismäßig wenige Perſonen (hier im ganzen ſieben) die Träger der Handlung und wie der deutſche Realiſt, ſo geht auch der Engländer ernſten Konflikten nicht aus dem Wege, ſondern ſucht ſie auf, um ſie bis in ihre letzten Konſequenzen zu verfolgen. Worin aber Crawford der Deutſche entſchieden überlegen iſt, das iſt die lebenswahre Charakteriſtik ſeiner Perſonen; hier bleibt bei Crawford manches zu wünſchen übrig. Doch iſt wohl auch hiervon, wie von den mancherlei Ungenauigkeiten und Wiederholungen manches der raſt- und ſorgloſen Produktivität des Verfaſſers aufs Kerbholz zu ſetzen. Produktivität jedoch iſt keinesfalls ein Fehler, alle wirklich großen Geiſter haben auch quantitativ viel geleiſtet und wer Szenen erdenken und ausführen kann wie die der Rache an dem nichtswürdigen Weibe, wer ſo reizende Charaktere, wie den Hildas, ſo rührende, wie den der Mutter Hildas zu zeichnen weiß, dem überſieht man gern kleine Unebenheiten. —

Das Mittelmaß überſchreiten nicht die Romane: „Through love to life“ by Gillan Vase (London, Smith, Elder & Co. 1889, 3 Bde.); „The phantom future“ by Henry Seton Merriman (ebd. Bentley and Sons, 1889, 2 Bde.): „Graham Aspen, painter“ by George Halse, (ebd. Hurst and Blackett, 1889, 2 Bde.); „St. Cuthberts Tower“ by Florence Warden (ebd. Cassel & Co.): „A sacred Trust! a Story of Military life“ by Gillham Thomsett (ebd. Remington & Co.); „Against the grain“ by Charles T. C. James (ebd. Spenser Blackett); „Daphne's Daring: a love story“ by Mrs. A. Phillips (ebd. Joseph Hughes): etc.

Franzöſiſche Litteratur.

Catulle Mendès, „Le Bonheur des Autres“ (Paris, Marpon & Flammarion). — Unter den modernen Meiſtern der franzöſiſchen Novelle iſt Catulle Mendès der Beſten einer; in der vorliegenden Sammlung von allerhand Kleinigkeiten zeigt ſich vor allem der Virtuoſe, der über glänzende äußere Mittel verfügt, und der förmlich darin ſchwelgt, mit dieſen Mitteln zu prunken. Ein dem Bande als Einleitung dienendes Märchen „Anderer Leute Glück“, ſoll uns den Grundgedanken, der das Buch als Leitmotiv durchzieht, veranſchaulichen: es iſt die bekannte Erzählung von dem Manne, der durch Feenhuld in die glückliche Lage verſetzt wird, alle ſeine Wünſche in Erfüllung gehen zu ſehen, und der, nachdem

er sich alles mögliche zusammengewünscht hat, ohne je ganze Befriedigung zu finden, den Tod herbeisehnt, weil er einsieht, daß dieses das einzig erstrebenswerte Ziel ist. Von dieser pessimistischen Grundtendenz ist allerdings in dem Inhalt des Buches wenig zu spüren: es sind Skizzen, Novelletten, kleine brillante Bilder, allerhand litterarische Nippesachen, alle mehr oder weniger erotisch gefärbt und jenen Gaulois-Charakter zur Schau tragend, dessen pikanter Reiz zum größten Teil in der Sprache und Darstellung liegt. Mendès' neuestes Buch wirkt denn auch mehr durch äußere als durch innere Vorzüge; es besticht vorzugsweise durch die die feinste Künstlerhand verratende Darstellungsmanier und die Sprache, die in ihrem flimmernden Kolorit der üppigen Wollustſtimmung, die über dem Ganzen liegt, vortrefflich angepaßt ist. Für die „höhere Tochter" und deren Gefolgschaft ist „Le Bonheur des Autres" freilich keine empfehlenswerte Lektüre, ein feingebildeter litterarischer Geschmack wird aber seine Freude an diesen Sächelchen haben, die uns Catulle Mendès in seiner neuesten Schöpfung auftischt. Lucien Métivet hat den elegant ausgestatteten Band mit graziösen Zeichnungen reich geschmückt.

Marie de Besneray, „Les Mirages du Bonheur". (Paris, Plon, Nourrit & Cie.) Frau de Besneray besitzt alle Qualitäten, die zur Hervorbringung eines guten Durchschnittsromans gehören: sie ist eine tüchtige Fabulierkünstlerin, hat Sinn und Verständnis für dramatischen Aufbau, beobachtet gut und verfügt über eine glatte, ausgefeilte Technik. In „Les Mirages du bonheur" entwirft sie ein breit ausgeführtes Familiengemälde aus dem Leben der außen so glänzenden und innen so hohlen sogenannten „guten Gesellschaft"; sie bewegt sich hier auf einem Terrain, das ihr auf Schritt und Tritt bekannt ist und die Figuren aus dieser Gesellschaftssphäre gelingen ihr denn auch besonders gut, so gleich die weibliche Hauptfigur des Romans Marthe Havenne, die ebenso typisch für diese Gesellschaftsschicht ist wie ihr sauberer Gatte Michel Meuris, in dem die Verfasserin das moderne Börsenjobbertum nicht übel gekennzeichnet hat. Hier und da zeigt der Roman selbst bemerkenswerte Ansätze zu einer gesunden realistischen Darstellung, die Sprache ist glatt und flüssig und hat jenen anheimelnden Reiz, der den Leser mit der ersten Zeile in seinen Zauberbann zwingt.

Charles Legrand, „L'Age de Papier" (Paris, Ernest Kolb). — Der gewaltigste Despot in unserer Zeit, der hoch und niedrig in seinen souveränen Machtkreis gezogen hat, ist das Papier, vor allem jenes mit Druckerschwärze beschmutzte Papier, das sich als Zeitung eine souveräne Machtstellung ertrotzt hat, die von Tag zu Tag größere Dimensionen annimmt. Das ist etwa der Gedanke, aus dem heraus Legrand seinen sozialen Roman geschrieben hat: in erster Linie ist es ihm darum zu thun, die Gefahren zu beleuchten, die dem Volksleben aus der Großmachtstellung, zu der sich eine vom Gifte der Korruption durchfeuchte Presse emporgeschwungen hat, erwachsen können; er glaubt dies am besten zu thun, indem er uns einen Blick in das innere Getriebe des üppig in die Höhe schießenden Journalismus thun läßt, und es ist ein widerliches Bild vorgeschrittener Demoralisation, das wir da zu sehen bekommen. Mit bitterem Sarkasmus schildert der Verfasser das feile Treiben des modernen Journalistentums, das „seine Gedanken verkauft, wie ein Freudenmädchen seinen Körper". Schade nur, daß es Legrand so wenig gelungen ist, das Typische der Erscheinung festzuhalten, er begnügt sich damit, Augenblicksbilder aus dem modernen Pressleben, aus der

Welt der haute finance und des Theaters zu bieten, die durch einen losen Erzählungsfaden zu einem Roman zusammengefaßt sind. Man fühlt es der lebenswahren Schilderung an, daß ihr Schöpfer Gelegenheit hatte, das, was er schildert, aus der Nähe zu beobachten, die Personen, die er auftreten läßt, sind von der Straße weg in sein Buch verpflanzt und es fällt dem Eingeweihten nicht schwer, in den Hauptfiguren des Romans allerlei Pariser Tagesgrößen wieder zu erkennen. Es wird das für das modellüsterne Publikum ein Grund mehr sein, diesen vom brennendsten Tagesinteresse getragenen Zeitroman begierig zu lesen; die rasch hintereinander folgenden Auflagen beweisen denn auch zur Genüge, daß Legrands „L'Age de Papier" eine sensationelle Wirkung in der litterarischen Welt hervorgebracht hat.

Als tüchtiger Analytiker und feinsinniger Kenner des Frauenherzens bewährt sich André Mellerio in seinen „Etudes de Femmes", die bei Alphonse Lemerre in Paris soeben erschienen sind. Als Studienobjekte wählt sich der Autor fünf Frauengestalten — Henriette Suzor, Blanche Chaptal, Mme. Aubierge, Claire Aubry und Marcelle Levanneur — deren Herzenskonflikte er mit einem großen Aufwand von psychologischer Beobachtungskunst zu analysieren unternimmt. Mellerio verwahrt sich im Vorwort ausdrücklich davor, etwas anderes als Charakterskizzen geben zu wollen, nur aus technischen Gründen deutet er mit leichten Strichen einen novellistischen Hintergrund an, der ihm gestattet, die Hauptfigur plastischer hervortreten zu lassen. Es ist psychologische Kleinmalerei, was uns hier geboten wird, und nach dieser Richtung hin ist des Guten fast etwas zu viel gethan, der Autor verfällt dabei häufig in einen breiten Ton, der dem Charakter der Skizze durchaus fremd ist und ermüdend wirkt. Trotz dieser und anderer Schwächen, die Mellerios jüngste Arbeit aufweist, stellen wir diese psychologischen Skizzen sehr hoch, weil sich in ihnen ein Talent offenbart, das das Niveau des Gewohnten weit überragt.

Albert Babeau, Paris en 1789 (Paris, Firmin-Didot & Cie.). — Aus der Hochflut der Gelegenheitsschriften, die die diesjährige Jahrhundertfeier der französischen Revolution gezeitigt hat, verdient diese ernste Arbeit besonders herausgefischt zu werden. Babeau hat sich durch einige wichtige Beiträge zur Städtegeschichte des alten Frankreichs und andere sozialpolitische Schriften rühmlichst bekannt gemacht, das vorliegende Werk zeigt ihn aufs neue als zuverlässigen Kenner der Sozial- und Sittengeschichte seines Vaterlandes. In breiten Zügen entrollt er zunächst ein anschauliches Bild des Schauplatzes, auf dem sich das weltgeschichtliche Drama abspielte, und giebt uns in der Folge eine ausführliche, auf gründlichsten Quellenstudien beruhende Schilderung der wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse der Stadt Paris vor Ausbruch der großen Revolution. Bei der Beurteilung der Geschichte Frankreichs in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts wird man Babeaus Arbeit schon um des reichen statistischen Materials willen, das in ihr angehäuft ist, nicht gut entbehren können. Der von der Verlagshandlung geschmackvoll ausgestattete Band ist mit 96 Holzschnitten und Photogravüren geschmückt, die nach Originalaufnahmen aus der damaligen Zeit reproduziert sind.

Unter dem Titel „Auteurs Célèbres" erscheint bei Marpon & Flammarion in Paris eine Romanbibliothek, die sich die Aufgabe gestellt hat, diejenigen zeitgenössischen belletristischen Schöpfungen, deren litterarischer Wert erprobt ist, in billigen guten Ausgaben einem großen Leserkreis zugänglich zu machen; ungleich

ähnlichen deutschen Unternehmungen stellt sie sich dabei fast ausschließlich in den Dienst der modernen nationalen Litteratur. Die uns vorliegenden Nrn. 121—126 enthalten Hektor Malots beliebten Roman „Le Mari de Charlotte", Zolas „La Fête à Coqueville", Champfleurys „Le Violon de Faience", Escoffons „Le Courrier de Lyon", Léon Cladels prächtigen Roman „Crête-Rouge" und Maxime Rudes „Le Roman d'une Dame d'honneur". Die treffliche Auswahl des Stoffes und der billige Preis — allwöchentlich erscheint ein Band, der 50 Pfennige kostet und ein abgeschlossenes Werk enthält — rechtfertigen die große Beliebtheit, deren sich die „Auteurs Célèbres" erfreuen. Wir werden nicht verfehlen, über die Neuerscheinungen dieses empfehlenswerten Sammelwerkes fortlaufend zu berichten.

J. J. Rousseau, „La Nouvelle Heloise". Première Partie. Preis Fr. 7,50 (Paris, Librairie des Bibliophiles, E. Jouaust). — Mit dieser Ausgabe der „Nouvelle Heloise", die in der Welt der Bücherfreunde mit Spannung erwartet wurde, hat die an künstlerischen Erfolgen so reiche „Librairie des Bibliophiles" einen neuen Beweis ihrer Leistungsfähigkeit geliefert. Wenn sich die folgenden Bände auf der Höhe des soeben erschienenen ersten halten (gleich der Originalausgabe wird auch dieser Neudruck in sechs Teilen erscheinen), so werden wir in dieser Prachtausgabe des Rousseauschen Meisterwerks einen Schatz besitzen, der in typographischer wie illustrativer Hinsicht das höchste Maß des Erreichbaren bezeichnen dürfte. Dem vorliegenden Bande dient eine lesenswerte Studie über Rousseau und seinen Roman aus der Feder Grand-Carteret's als Einführung, die beiden Meister Hédouin und Lalauze haben ihn mit einer Reihe von Stichen geschmückt, die für sich allein schon einen Schatz von hohem künstlerischen Wert repräsentieren. Wir kommen nach Vorliegen des kompletten Werks auf diese Prachtausgabe der „Nouvelle Heloise" zurück.

Mars, „Paris-Brillant" (Paris, Plon, Nourrit & Cie.). — Unter den eleganten Bilderbüchern für große Leute, die der rührige Plon'sche Verlag herausgiebt, nimmt dieses Mars-Album nicht den letzten Platz ein. Ja, das ist Paris, das im Sonnenschein glitzernde Paris, das uns auf diesen Blättern entgegenlacht. Szenen von der Straße, dem Bois de Boulogne, dem Rennplatz, die typischen Vertreter der Monde und Demimonde ziehen in bunter Reihe an uns vorüber: es ist tout Paris, so weit es überhaupt auf das Epitheton „brillant" Anspruch machen darf, das der beliebte Zeichner in diesen graziös entworfenen, ungemein zart ausgeführten kolorierten Bildern zur Darstellung bringt. Druck, Papier und Einband zeigen jene solide Eleganz, mit der das Haus Plon seine Verlagswerke auszustatten pflegt. — Das Genre der textlosen Bilderhumoreske kultiviert Caran d'Ache in seinem im gleichen Verlage erschienenen Album. Der bekannte französische Karikaturist hat darin das Beste, was sein übermütiger Griffel geschaffen, zu einer Sammlung vereinigt, in der sein köstlicher Humor wirksam zur Geltung kommt.

A. G—tze.

Italienische Litteratur.

Italien hat den größten Komödienschreiber der Jetztzeit, Paolo Ferrari, geboren zu Modena, gestorben zu Mailand, verloren. Ein anderer, Paolo Giacometti, lebte auf den italienischen Bühnen, mit seinen düsteren, thränenvollen Dramen (unter diesen: „la morte civile", welches von Augusto Vitu, des Figaro übersetzt, von Tannuaso Saloini in Paris mit Erfolg aufgeführt und

von Zola sehr gelobt wurde) — als Ferrari die schönsten Blüten seines Talentes veröffentlichte. In Ferraris Dramen klingt die Zeit des neuerstandenen Italiens zur einigen Nation, heraus. Er wollte, daß das Theater nicht bloß der Spiegel, sondern der Lehrer der Gesellschaft sei. Seine Komödien haben den Endzweck, die gesellschaftlichen Vorurteile und Irrtümer ins Licht zu stellen, und die dadurch leidende Menschheit der Vernunft zuzuführen: „La donna e lo scettico“ (das Weib und der Skeptiker), „il Duello“ (das Duell) „il suicidio“ (der Selbstmord), „il ridicolo“, (der Lächerliche) ꝛc. Aber sein politisches und moralisches Ziel schadeten der Kunst. Manch schönen, originellen Charakter schuf er, wie z. B. den Grafen Sächi im „Duello;“ entstellte ihn jedoch, durch den Zwang einem jenseits der Kunst liegenden Zweck, dienen zu müssen. In den Sittenkomödien, welche uns in ältere Epochen als die unsrige zurückführt, bildet sich Ferraris humoristischer Geist freier aus, als in den Komödien, welche die Gegenwart schildern. Ferraris Hauptwerk: „Goldoni e le sue sedici commedie“ (Goldoni und seine sechzehn Komödien) und La satira e Parini (Die Satyre und Parini), sind peächtige Bilder des siebzehnten Jahrhunderts, voll Leben und Geist. Diese letztere Komödie, welche die frivole, mailändische Gesellschaft des 18. Jahrhunderts und den satyrischen Dichter Giuseppe Parini, welcher sie im „Giorno“ verlachte, behandelt, stellt einen eigentümlichen Typus als Protaponistiden Marchese Colombi, welches durch seine Albernheit und Eitelkeit, sprichwörtlich geworden ist, dar.

Eine wahre Perle ist: „La medicina d'una ragazza malata“ (Die Medicin eines kranken Mädchens), in welcher die reinen, natürlichen Gefühle durch kein festgesetztes Ziel gestört werden. In „Cause ed effetti“ (Ursachen und Folgen) ist eine herzzerreißende realistische Szene, der Tod eines Kindes; darin ist weder ein Wort zu viel, noch eines zu wenig, da Ferrari sie dem Wahren nachbildete. — Wohl ist es um die übrigen Teile schade, da man zu klar den scharf gezeichneten Plan Ferraris darin erkannt, d. h. daß ein junges Mädchen nie von einem reifen Manne zur Gattin gewählt werden soll, wenn dieses nicht die demütigenden Folgen davon tragen will. Die letzte Komödie „Fuloir Testi“, wurde in Mailand aufgeführt und gefiel. Aber ist nicht auch in ihr der lobenswerte Teil, das Sittengemälde? Der Hof von Modena im 16. Jahrhundert ist geistvoll wiedergegeben. Unter den schönen Schauspielen Ferraris ist „Le due Dame“ (Die zwei Damen), welches eine kühne Szene enthält, in welcher eine Mutter tadellosen Lebenswandels dem Sohne beichtet, in ihrer Jugend einem schändlichen Handel ausgesetzt gewesen zu sein . . . Der Schriftsteller bewegt sich auf der Schneide eines Rasiermessers und erzwingt unsere Bewunderung für die Geschicklichkeit, mit welcher er eine so mächtige Szene durchführt, ohne im geringsten selbst die keuscheste Seele zu verletzen. Der zu sehr komplizierte Zusamhang „Alberto Pregallis“ stört nicht die Schönheit, der „Due Dame“, deren Sujet der Häßlichkeit entnommen. Vor zwanzig Jahren hatte Ferrari einen tüchtigen Rivalen in dem jungen napolitanischen Komödienschreiber Achille Torelli zu fürchten; seine „Martiti“ (Ehemänner), welche voll von Wahrheiten, leichten, aristokratischen Szenen ist, wird immer mit gleich großem Erfolg aufgeführt. Achille Torelli schien bestimmt zu sein, ein neues italienisches Theater zu gründen, ein gewandterer, leichterer, eleganterer Spiegel unserer Gesellschaft, als Ferraris Arbeiten; aber die ersten Triumphe berauschten den Autor derart, daß er später Niederlage auf Niederlage

*

erlebte. Die Schauspielergrößen wollen nicht mehr die Arbeiten desjenigen aufführen, der einst: „Schöpferischer Genius“ genannt würde. Welch traurige Veränderung!

Italien ehrt Paolo Ferrari toter, wie es ihn lebend gefeiert hat. In Mailand, wo er lebte und starb, wird eine Straße nach ihm benannt und ein kleines Monument ihm errichtet.

Das dramatische Schauspiel ist hauptsächlich durch Feliee Cavalottis und Giuseppe Giacosas Arbeiten unterstützt. Andere Schriftsteller versuchen es, der neuen theatralischen Schule Emil Zolas zu folgen, besitzen jedoch nicht den schöpferischen Geist dieser beiden. Giacosa schreibt jetzt eine Komödie für Sarah Bernhardt, welche diese wahrscheinlich in Paris aufführen wird.

Aber kein dramatischer Schriftsteller genießt die Popularität in so hohem Maße, wie Edmondo De Amicis, der jetzt ein neues Buch „Sull Oceano“ (Mailand, Treves) veröffentlichte, welches die Reiselitteratur um ein geniales, originelles Werk bereicherte. Spanien, Marocco, Konstantinopel, Holland schließt sich jetzt „Sull Oceano“ an, welches all die tausenderlei Zufälle, während der Kreuzung des Atlantischen Meeres auf einem Schiffe voll italienischer Emigranten beschreibt. Der phantasievolle Schriftsteller, welcher, um seine Beschreibung dramatischer werden zu lassen, einen Roman erfinden konnte, begnügt sich mit Wahrheit und Genauigkeit, die Typen der fröhlichen, genießenden Reisenden und der weitinteressanteren Unglücklichen, welche in dichter Menge am Schiffsvorderteil zusammengedrängt sind. Alles ist augenscheinlich in diesem Buche, in welchem das Studium des Menschen und das Studium der Natur gleichen Schritt hält. Aus seinen genauen Beobachtungen der Charaktere blickt ein tiefes Mitleid für die unglücklichen Armen und eine heitere Teilnahme für die humoristischen Naturen; deshalb wechseln rührende Szenen mit humorvollen Momenten mit einander im „Sull' Oceano“. Der Typus eines finsteren, jähzornigen Garibaldiners, der seine allzustolzen untergegangenen patriotischen Ideale, welche er in Italien zurückläßt, kann man nicht vergessen. Ein venetianischer Bauer, Emigrant, erzählt mit rührender Sanftmut das harte Leben, zu welchem seine Gefährten in der Heimat verdammt sind; es kommt einem vor, ihn sprechen zu hören, obwohl seine Sprache jene Venedigs ist und nicht der venetianischen, welche die Bauern gewöhnlich sprechen.

„Was zunächst aus dem ganzen Werke herausleuchtete, ist das Mitleid mit den Auswandernden, mit den Märtyrern der Erdscholle, welche in Schwärmen dem Unbekannten entgegen eilen, um der sicheren Ausrottung im Heimatlande zu entfliehen. Jene Worte, welche ein venetianischer Bauer in seiner einfachen, richtigen Denkungsart ausspricht, ist die schreckliche Wahrheit eines sozialen Verbrechens, dessen wir alle uns schuldig fühlen. Schon in einem Gedichte: ‚Emigrant‘, hat De Amicis diese glühenden Kohlen der Selbst-Verbannung der Bauern berührt, aber hier im Oceano wühlt er mit vollen Händen darin. ‚Sull Oceano‘ reiht vielleicht die Versuche anderer — eine Seelitteratur, an der Italien so reich an Seemacht und so reich an Erinnerungen, von glorreichen Seelämpfen — Mangel litt, ein? . . . Wünschenswert wäre es. Es ist jedoch nicht ein wohlüberdachtes Kunstwerk, dessen Einzelheiten uns für lange Zeit in der Erinnerung bleiben werden; sondern eine schmerzvolle Elegie auf das Elend des am schwersten arbeitenden, der leidendsten Söhne Italiens über die uns quälenden sozialen Problems! — Welches Buch ist deshalb neuer? Welche Pflicht der Schriftsteller heiliger? . . .“

So schreibt Raffaello Barbiera in der Illustrazione italiana. Dem Inhalte und der Form nach scheint mir De Amicis „Sull' Oceano“ sein originellstes Werk; weniger emphatisch als die andern und im Ganzen besonders harmonisch.

Schon im vorhergehenden Bericht deutete ich Salvatore Farinas neueste Erzählung: „I due desiderii“ an, heute will ich mich etwas eingehender damit beschäftigen. Farina spricht darin von einem Italiener der sein Vaterland verließ, um sich in Amerika zu bereichern. Aber Farinas Kunst ist weit verschieden von der De Amicis während dieser; Sachen, welche meist die Phantasie berühren, beschreibt, behandelt Jener die zartesten Schattierungen des menschlichen Denkens. Auch in den „Due desiderii“ sind die Personen, welche sich in der Menge verlieren, fein studiert: Farinas scharfes Auge entdeckt sie und erhöht sie zu künstlerischen Typen. Die „Due desiderii“ sind zwei elternlose Knaben, beide namens Desiderius, welche im Waisenhaus Freundschaft schließen. Einer der beiden begnügt sich mit wenig, bleibt in Mailand und heiratet jenes junge Mädchen, welches seine Knabenjahre schon durch ihr Lächeln erhellt hat; der andere flieht aus der Anstalt und geht nach Amerika, wo er alle möglichen Unternehmungen versucht, um seinen Durst nach Gold zu stillen. Nach vielen Jahren finden sich die beiden Freunde mit weißem Haar wieder. Der eine hat seine Gattin verloren, welche er durch 50 Jahre hindurch angebetet, der andere kehrt nach Mailand zurück mit einem Mädchen, welches er in Buenos-Aires vom Verderben, zu dem ein Verwandter sie verurteilt, errettet. Der Abenteurer hat erst im Alter erkannt, daß das menschliche Herz gepflegt werden muß, daß ohne Liebe das Leben öde sei. Er faßt zu dem lieblichen Mädchen eine tiefe Neigung, sie jedoch betrachtet ihn bloß als Vater und nimmt die Werbung eines bescheidenen, jungen Mannes an. Auf seine Kosten versteht er nun eine andere Lehre: „Daß die Liebe im Alter eine Blume außerhalb der Jahreszeit ist; Liebe mit siebzig Jahren fordern, ist lächerlich! —“ Die Erzählung besteht aus Vor- und Nachrede und führt uns die Morgen- und Abendröte der beiden Freunde vor. Die Verwickelung ist eine ganz einfache, sowie in allen Arbeiten des sardischen Novellisten, aber die Hand des Psychologen stattet sie mit den feinsten Ausschmückungen aus. Während die Reihenfolge in der Nachrede etwas untereinandergeworfen, ist die Vorrede wie aus einem Guß, man könnte sagen eine Arbeit Benvenuto Cellinis, wenn der toskanische Goldarbeiter in seinem gearbeiteten Silber die zarten Gefühle eines geistigen Poeten hätte ausdrücken können.

Meinen heutigen Bericht will ich mit einem hochpoetischen Buche schließen, welches bei den feinsten Lesern Italiens den begeistertsten Beifall hervorrief: „Italie“ von Mauriee Famon, einem jungen Franzosen, welcher nach einem langen Aufenthalt in Italien und gründlichem Studium der Kunstschönheiten Venedig, Mailand, Florenz, Rom und Neapel in reizenden, zarten Tönen besingt. Die ganze italienische litterarische Welt beschäftigt sich mit diesen Gedichten, in welchen eine das Schöne liebende erhabene Seele, aber auch ein ergreifender Schmerzenston herausklingt. Maurice Faucon, obwohl noch sehr jung, ist von einer unheilbaren, schweren Krankheit befallen, welche ihn jedoch nicht hindert, ein gläubiges und die Kunst verstehendes und bewunderndes Gemüt zu besitzen. Er glaubt an Gott; im letzten Teile des „Italie“ leuchtet sein Glaube deutlich hervor. Einige seiner Phrasen sind eines Coppées würdig, welcher eine herzliche Ein-

leitung zu diesem Buche schrieb. Ein bedeutender italienischer Schriftsteller, Tullo Massarani in Mailand veröffentlichte in der „Nuova Antologia“ eine schöne Studie über M. Faucon, mit Feinheit und Wohlwollen ist das Herz des leidenden und doch liebenswürdigen Dichters darin anatomisiert. Alderich Audt.

Russische Litteratur.

„Wir“ (My) von Djedlow, St. Petersburg, 1889.

Weshalb der Verfasser gerade „Wir“ als Titel dieses Buches gewählt hat, ist uns nicht recht klar. Dasselbe enthält sieben Erzählungen! — „Noch einen Augenblick“, „Der Vetter aus Petersburg“, „Eine Begegnung“, „Der Sonderling“, „Ein Taugenichts“, „Die Gäste“ und „Die beiden Freunde“, — doch nur eine einzige dieser bösen Sieben, nämlich „Ein Taugenichts,“ hat den Vorzug interessant zu erscheinen, aber auch nur insofern, als sie die Zeit wachend verbringen läßt, denn von wirklich künstlerischem Werte ist darin wenig zu finden. Solche Geschöpfe wie der „Taugenichts“ Kolja sind bei uns keine neue Erscheinung: ein junger Gonis, ein Gymnasiast, hält sich für einen krassen Nihilisten und glaubt nun, infolge dessen auch den alten Adam ausziehen und eine Maskarade mit seiner Seele vornehmen zu müssen, kann sich jedoch trotz aller Anstrengung von dem ihm innewohnenden romantischen Element durch keinerlei Reflexion befreien. Diese Erzählung ist, sowohl was den Inhalt als auch die Ausführung anbetrifft, bedeutend sorgfältiger behandelt worden, als die übrigen sechs. Raffiniert psychologische Momente und raffiniert originelle Charakterzüge, die ihr raison d'être durchaus nicht beweisen können, — das sind noch die einigermaßen interessanten Attribute dieser Erzählung.

Martens. Sammlung von Traktaten und Konventionen zwischen Rußland und ausländischen Mächten. St. Petersburg 1889. Band VIII. Traktate mit Deutschland (1825—1888.)

Vorliegende, höchst interessante Sammlung des Petersburger Professors enthält gegen 70 Nummern Text verschiedener Dokumente und bietet viel des Interessanten. So enthält z. B. S. 167 und ff. die Wiedergabe eigenhändiger Aufzeichnungen Kaiser Nikolais I. über die westeuropäischen Revolutionen des Jahres 1830.

Durch den Tod Saltykows (Schtschedrin) verliert die russische Litteratur ihren größten Satyriker, der unbarmherzig die Geißel auf alle Schwächen des russischen Volkes fallen ließ und namentlich das vom Gipfel bis zur Wurzel morsche Bureaukratentum scharf mitnahm. Eine nähere Besprechung seiner Werke behalten wir uns vor. Homo.

Polnische Litteratur.

Von den laufenden Erscheinungen wären vor allem die bei Gebethner und Wolff zu Kralau erschienenen Novellen des talentvollen Viktor Gomnnlicki zu erwähnen, denen die zu Kralau blühende typographische und xylographische Kunst reizende Zierden verliehen. — Auf der Warschauer Vaudevillebühne lamen Heinrich Sienkiewiczs „Skizzen mit der Kohle“, humorvolle und realistische Bilder aus dem Bauernleben, in dramatisierter Form zur Aufführung; sie scheinen sich auf der Bühne behaupten zu können, dank der geschickten Bearbeitung von Galasiewicz und Meller, welche auch manche Erzählungen Kraszewskis auf die Bühne gebracht.

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München.
Verlag von Wilhelm Friedrich, Druck von C. G. Röder in Leipzig.

Th. Fontaine.

UNIV. OF MICH.

Dezember 1889.

Wie stellen wir uns zu den Franzosen?

Von M. G. Conrad.

(München.)

Nur inbezug auf unser dramatisches Leben und Streben — ethisch, künstlerisch und volkswirtschaftlich allerdings das wichtigste Gebiet der Nationalgeistespflege jedes nur einigermaßen bedeutenden Kulturvolkes — sei heute diese Frage aufgeworfen: Wie stellen wir uns zu den Franzosen?

Die Vor- und Nebenfragen dieser Hauptfrage haben wir bereits in den vorausgegangenen Heften an verschiedenen Stellen behandelt. Die „Gesellschaft" wird überhaupt diesen Gegenstand nicht aus dem Auge verlieren, so lange nicht in diesem Hauptstück nationaler Kunstpflege Wandel geschaffen und unsern Bühnenleitern — den großen und den kleinen — der richtige und kunstpolitisch allein haltbare Standpunkt klargeworden ist. Unseligerweise kann man bei diesen Herren heute überhaupt noch von keinem Standpunkt inbezug auf die nationale Kunst, sondern nur inbezug auf das Geschäft und auf die Interessen, Gewohnheiten und Liebhabereien gewisser entscheidender Kreise reden, die nichts weniger als die geistig erleuchtetsten, künstlerisch anspruchsvollsten und volksethisch empfindlichsten in allen höheren Dingen sich gezeigt haben — mit verschwindenden, die Regel nur bestätigenden Ausnahmen.

Wie stellen wir uns also zu den Franzosen?

In allem Vernünftigen, Echten und Bewährten ziehen wir den Hut vor ihrem stolzen Beispiel und sagen: Machen wir's wie sie! Die nationale Bühne gehört der nationalen Dichtung, das ist oberste Regel bei den Fran-

zosen, und sie wird eingehalten vom ersten Schauspielhaus des Landes wie von der letzten Provinzschmiere. Die Zulassung von nichtfranzösischen Werken, selbst von solchen der stammverwandter Nachbarvölker, wie Italiener, Spanier u. s. w., ist seltene Ausnahme.

Dieses weise Verhalten, durch Jahrhunderte streng beobachtet, hat die französische Dichtung zu reinster, stärkster Entfaltung getrieben und für Schriftsteller und Schauspieler eine Tradition nationalen Stiles herausgebildet, wie bei keinem anderen Volke. Das französische Volk hat damit die Genugthuung erlebt, daß es durch die furchtbarsten Kämpfe und Niederlagen innerer und äußerer Politik auch nicht um Haaresbreite von seiner nationalgeistigen Ruhmeshöhe herabgedrückt werden konnte — erstens, und zweitens, daß seine geistige Energie unverletzt, sein moralischer Mut ungebrochen geblieben selbst in den vernichtendsten Krisen militär- und finanzpolitischer Schicksalsschläge.

Wirtschaftlich und sozial betrachtet, hat Frankreich durch seine konsequente geistige und künstlerische Selbstachtung und Selbsttreue auch dies erreicht, daß es in allen Wirren und Wandlungen des äußeren Lebens stets auf einen wohlhabenden, geachteten, das gesellige Niveau der feinen Lebenskreise mit bestimmenden Schriftsteller- und Künstlerstand, auf eine allen Stürmen gewachsene Aristokratie des Geistes blicken und sich daran erfreuen konnte. Selbst die sogenannte „Bohème" birgt solche Schätze nationalen Geistes und originell-französischer Gesinnung und Lebensauffassung in sich, daß auch sie zur Bereicherung und eigenartigen Entwickelung des Volkswesens ihr erkleckliches Scherflein beiträgt und geradezu ein Kulturfaktor geblieben ist bis auf den heutigen Tag. Der Duft höherer Gesittung, raffinierterer Humanität, der auf der französischen Geselligkeit liegt, ist nicht zum geringen Teile auf den genialen Mutterschooß der geistigen und künstlerischen Aristokratie in allen ihren Abstufungen, bis herab zur Bohème, zurückzuführen. So ist Frankreich nicht nur das reichste, sondern auch das geistigste und vornehmste Land geblieben in dem vom Militarismus und Mammonismus bis zum Wahnsinn behexten und verrohten alten Europa.

Nun kamen die faulen deutschen Bärenhäuter auf den hirnrissigen Gedanken: „Auf, gehen wir nach Frankreich, lassen wir uns dort lecken und schleppen wir dann das Lustsamste und Kitzelndste nach Deutschland!" Das geschah namentlich im vorigen und vorvorigen Jahrhundert — und bald bevölkerte sich Deutschland mit französischen Komödianten, Tänzern, die Fürsten errichteten sich ihre Klein-Versailles, ihre Hirschparks u. s. w. u. s. w. Sogar die Sprache schleppten sie mit heim, Sprachmeister, Bonnen und ähnliches Gelichter, das zwischen den Salons, Alkoven und Schlafgemächern kreucht

und fleucht. Alle Moden und Laſter und Thorheiten der Franzoſen wurden in das deutſche Miſtbeet geſetzt und gediehen üppig.

Das nächſte Ergebnis war dies: Deutſchland faulte der franzöſiſchen Unterjochung auch in der Politik entgegen, Deutſchlands Völker und Fürſten wurden von Napoleon zu Boden getreten. Eine weltgeſchichtlich durchaus wohlverdiente Strafe.

Dann kam das Zeitalter des mächtig geſteigerten Verkehrs; alles wurde Waare, Handelsartikel, Waffe des brutalſten Mammonismus. Was früher aus Luſtſamkeit und Vergnügungsſucht in niedrigem Sinnentrieb von den Franzoſen herübergeholt wurde, das wandelte ſich jetzt in tauſendfältigen Formen zum Gegenſtande der kaufmänniſchen Spekulation, und der „Import“ aller erdenklichen Güter und Werte wurde im größten Maßſtabe organiſiert. Die Deutſchen machten den Deutſchen mit dem franzöſiſchen eine Konkurrenz auf allen materiellen und geiſtigen Gebieten, die beiſpiellos iſt in der Geſchichte.

Nun ließen ſich die verblödeten Auslandsaffen den Warnern gegenüber alſo vernehmen: „Warum denn nicht? Warum ſollen wir das Beſſere nicht nehmen, wo wir's finden?“

Warum nicht, ihr lieben Seelen? Weil das Beſſere niemals übertragen werden kann. Weil das Gute, das überall gedeiht, dann von ſelbſt zum Beſſeren und Beſten wächſt, wenn es auf dem eigenen Boden in urſprünglicher Kraft und Artung gezogen, gehegt und gepflegt wird. Weil es ein Verrat an der eigenen Begabung und Beſtimmung iſt, das Eigene zu verwahrloſen und das Fremde ſich mechaniſch anzueignen. Weil es zur Verarmung der Menſchheit, zur Verſumpfung der Weltkultur führen muß, wenn ſich ein ganzes großes und befähigtes Volk der Heraustreibung, Steigerung und Fruchtbarmachung der eigenen Kräfte entſchlägt und ſich die Erzeugung der höchſten und ſchönſten Kulturgüter von einem anderen Volke beſorgen läßt. Weil ein Volk im Welthaushalt überhaupt ſeinen Beruf verfehlt und das Recht ſelbſtändigen Daſeins verwirkt, wenn es nicht in eigener Art und Tüchtigkeit aus ſich heraus das Höchſte und Schönſte und nur ſeiner beſonderen Begabung Mögliche zu leiſten vermag. Ein Leihvolk, ein Nachahmungs- und Kopiſtenvolk, das nur oder hauptſächlich oder mit Vorliebe vom Kulturpump lebt, iſt überflüſſig. Denn es verliert mit ſeiner Originalität ſeine Kraft, ſeinen Sondermut, ſeine urſchöpferiſche Heiterkeit, mit ſeiner Zeugungskraft geht ſein fröhlicher Lebenstrotz und Kämpferſinn flöten — es iſt ſchließlich ſich ſelbſt, Gott und der Welt eine Laſt, ein Spott, ein Greuel und fliegt zuletzt auf den Miſthaufen.

Man verſchone uns mit der Phraſe vom notwendigen „Austauſch“.

Wir stehen mit den Franzosen nicht auf dem Fuße des Austausches. Die Franzosen nehmen in Kunst und Litteratur so blutigwenig Fertiges von uns und beschränken sich so weise nur auf Beobachtung und Anregung, während wir massenhaft ihr Fertiges zu uns heimschleppen, daß in schöngeistigen Dingen, besonders in litterarischen und dramatischen, nur der Leichtsinn oder die Schlechtigkeit von einem „Austausch" fabeln kann. Austausch beruht auf Gegenseitigkeit und Einhaltung des Gleichgewichts. Wo ist davon etwas zu spüren?

„Hier soll," schrieb jüngst ein statistisch geschulter Kenner der Verhältnisse, „die volkswirtschaftlich außerordentlich bezeichnende Thatsache festgenagelt werden, daß mehr als ein Viertel aller von deutschen Bühnen gezahlten Autorenanteile an — Franzosen gezahlt werden, d. h. daß niedrig berechnet, etwa eine Viertelmillion Mark Bühnenhonorar jährlich von deutschen Bühnenleitern in die Taschen französischer Schriftsteller abgeführt werden."

Abgesehen von dem materiellen Verlust, der hierdurch den deutschen Schriftstellern unaufhörlich von den einheimischen Kunstpflegern zugefügt wird, welch' ein unausgesetzter Verderb des deutschen Geschmackes und der deutschen Litteratur! Denn erstens sind es nicht die eigenartigsten und edelsten französischen Stücke, die in Deutschland beliebt und jahrein jahraus auf der Bühne sind, sondern die raffiniertesten, prikelndsten, aufreizendsten, d. h. die künstlerisch und ethisch ungesundesten; zweitens sind die deutschen Dramatiker, die neben den Franzosen auf deutschen Bühnen gespielt sein und Erfolg haben wollen, gezwungen, dem verdorbenen Geschmack Rechnung zu tragen und à la française zu schreiben. Da aber nicht die starken Originalgeister solches vermögen, sondern nur die Talente ohne Wurzelkraft, ohne selbständige Eigenart, ohne Mark und Blut aus dem vaterländischen Geistesboden, so ist es einleuchtend, daß die deutsche Bühne beherrscht wird von Pseudodeutschen und nachgemachten Talmi-Franzosen, von entdeutschten Technikern ohne geistige Kraft, Tiefe und Originalität.

Und wenn dazwischen hinein auf die sogenannten deutschen Klassiker und einige andere gespielt werden, so wirken auch sie nicht mehr gesund und nachhaltig bis auf Herz und Nieren, sondern nur kraft des Reizes der Abwechslung, also gleichfalls durch eine Art pathologischer Pikanterie.

Ganz abgesehen von der grauenhaften Stillosigkeit der darstellenden Kunst in Deutschland, wo die nämlichen Bühnenleute gezwungen sind, im Laufe einer Woche alles durcheinander zu spielen: Shakespeare und Sardou, deutsche Klassiker und Talmi-Franzosen, Kraut und Rüben im tollsten kunterbunt! Kann man da in irgend einem anständigen und vollgeistigen Sinne von deutscher Schauspielkunst reden?

Man ſehe ſich doch darauf hin einmal die franzöſiſchen Schauſpieler an, die in ihrem Elemente bleiben dürfen und nicht gleich Experimentierfiſchen gezwungen ſind, heute in den Salzfluten des großen Ozeans, morgen in dem faden, ſüßen Flußwaſſer, übermorgen im glitzernden Schlamm eines Sumpfes, überübermorgen im toten Waſſer eines Aquariums zu plätſchern.

Man ſehe ſich dies und anderes an und lege ſich dann die Frage vor: Wie ſtellen wir uns zu den Franzoſen? Und die Franzoſen zu uns: In welcher Beleuchtung erſcheinen wir da?

Als Schlußfrage: Wie iſt dieſem ungeheuren Verderben, dieſer deutſchen Selbſtherabwürdigung zu ſteuern?

Der Karrenſchieber von Griſſelsbrunn.

Novellette von Th. Fontane.

(Berlin.)

Wir ſaßen in einer Weinſtube, Name gleichgiltig, um den runden Stammtiſch (ein neuer Scharzhofberger war am Tage vorher angekommen) und gefielen uns, der Reihe nach, in Vortrag kleiner Geſchichten; aber es mußten eigene Erlebniſſe ſein. Unter den Letzten, die das Wort nahmen, befand ſich auch Baurat Oldermann, der erſt ſeit kurzem nach Berlin überſiedelt war.

„Ich möchte," hob er an, „eine Geſchichte von einem Karrenſchieber erzählen und zwar — damit die Geſchichte von Anfang an einen Namen hat — die Geſchichte vom Karrenſchieber von Griſſelsbrunn.

„Nun, Griſſelsbrunn, vordem eine berühmte Heilquelle, war ſeit Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Kaffeegarten geworden, unmittelbar vor den Thoren von L., und als dieſer, wie Sie wiſſen, im Laufe der ſiebziger Jahre ſich auszudehnen und alle Vorörter und Nachbardörfer in ſich aufzunehmen begann, kam auch Griſſelsbrunn an die Reihe. Kaum daß man die berühmte Quelle noch reſpektierte. Die ringsherum ſtehenden Pavillons und Buden fielen und die Platanen und Ahornbäume ſchließlich auch, — alles um einem großen Hotelbau, ſamt einem Bazar im Erdgeſchoß, Platz zu machen. Ich wurde, nach Gutheißung meiner Pläne, mit der Oberleitung des Ganzen betraut und überzeugte mich, gleich beim erſten Spatenſtich, daß, bei der ſumpfigen Terrainbeſchaffenheit, vor allem ein feſter

Untergrund geſchaffen werden müſſe. Damit ging ich denn auch vor und gab einem Bauführer und einem alten Polier, der uns, als Ortsangehöriger, gute Dienſte leiſtete, die nötigen Weiſungen. Lange Bretterreihen wurden gelegt und ein paar Dutzend Karrenſchieber in Dienſt geſtellt, um den nötigen Kies und Sand, ganze Berge, heranzuſchaffen und von oben her in die Baugrube hinabzuſchütten. Zweimal des Tages ſprach ich vor, um nach dem Rechten zu ſehen, denn mir ſowohl wie den Unternehmern lag daran, den Bau noch vor dem Herbſt unter Dach zu bringen. Alles war ruhig, fleißig, geſchickt, am geſchickteſten aber ein rotblonder, ſchlanker, beinahe ſchöner Mann von Mitte dreißig, der ſich, ohne daß er ſich abgeſondert oder den Aparten und Schweigſamen geſpielt hätte, doch ganz erſichtlich von dem Reſt der Mannſchaft unterſchied. Er war größer und ſtärker, Vollbart, die Augenlider gerötet, aber nur wenig. Statt der Jacke trug er ein enges Röckchen, dazu eine Militärmütze und dickſohlige Schnürſchuhe, die mal einem Alpenreiſenden gehört und gedient haben mochten. Alles war in deſolateſter Verfaſſung und überall von eigener Hand geflickt und zuſammengenäht, aber der Schnitt dieſer ramponierten Kleidung und vor allem die Haltung deſſen, der darin ſteckte, machten es unmöglich, über ihn hinzuſehen. In jeder ſeiner Bewegungen ſprach ſich, um das Modewort zu gebrauchen, ein beſonderer „Schick“ aus, am meiſten aber in der Art, wie er mit der Karre hantierte. Die Schiebebäume feſt in der Hand haltend, hielt er mit dem Karrenrade genau die Mitte der Bretterlage, nicht viel anders, als ob es ſich um ein Balancierkunſtſtück im Zirkus gehandelt hätte; der eigentlichſte Triumph ſeiner Geſchicklichkeit aber war der Umkippungsmoment, wo er mit einem raſchen und kräftigen Ruck den Inhalt der Karre von oben her in die Baugrube ſtürzte.

Das ging ſo Tage lang, und als anderthalb Wochen um waren, nahm ich Veranlaſſung mit dem Polier zu ſprechen und mich nach dem Mann, der in allem ſo ſehr von ſeiner Umgebung abwich, zu erkundigen. Aber der Polier war außer ſtande, meine Neugier zu befriedigen und wußte nichts, als daß ſich der Betreffende vor etwa zehn oder zwölf Tagen zur Arbeit gemeldet habe. „Und da nahm ich ihn. Denn karren kann jeder. Freilich, daß er nicht von uns iſt, iſt leicht zu ſehen. Sehen Sie bloß ſeine Hände. Verbrannt, aber doch keine Arbeitshände.“ Dies war alles, was ich erfuhr. Wenig genug und half mir nicht weiter. Da nahm ich denn eines Tages Veranlaſſung, an den Gegenſtand meiner Neugier, oder richtiger meiner Teilnahme, ſelber heranzutreten und ihm zu ſagen: „ich bäte ihn, mich nächſten Sonntag in meiner Wohnung zu beſuchen; von 9 bis 11 Uhr werd' er mich ſicherlich treffen.“

Und er kam auch. Sein Anzug, was auf einen Zustand höchster Not deutete, war derselbe wie Alltags: dasselbe Röckchen, dieselben Schnürschuhe, nur alles sehr geputzt und gebürstet, so daß ich den Eindruck einer herabgekommenen Existenz, eines Mannes von ursprünglich guter Erziehung und besten Manieren im verstärkten Maße hatte. Er blieb in der Thür stehen, verbeugte sich und sagte: „ich hätte befohlen". Dann bat ich ihn Platz zu nehmen. Er rührte sich aber nicht und sah mich nur an und wartete, bis ich ihn anreden würde. Das that ich denn auch. „Sie werden erraten haben, weshalb ich Sie gebeten habe, zu mir zu kommen. Sie gehören einer anderen Gesellschaftsschicht an und „die Karre zu schieben" ist Ihnen nicht an der Wiege gesungen worden. Sie sind aus einem guten Hause, haben Schulen besucht und sind dann früher oder später gescheitert, mit Schuld oder ohne Schuld, sagen wir mit, das ist das Wahrscheinlichere. Spiel, Weiber, Wechsel, vielleicht falsche. Und dann war es vorbei und die Geduld erschöpft und Sie hatten keine Familie mehr. Und so kam es, wie's kam. . ."

Jeden meiner Sätze hatte er mit einem leisen Kopfnicken begleitet und als ich abschließend und fragend hinzusetzte: „Ist es so?" sagte er: „Ja. Es ist so. Wir waren unserer neun; davon sechs auf Schulen und in der Armee. Der Vater konnte nicht mehr. . ."

Gut; ich versteh'. Ich weiß genug und will nicht in Geheimnisse eindringen. Und nun hören Sie. Ich bin nicht reich, aber ich habe Verbindungen und denke, daß ich Ihnen helfen kann, wenn Sie Hilfe wollen.

Er schwieg.

„Ich werde," fuhr ich fort, „mit dem Polier oder besser mit dem Bauführer sprechen; er wird Ihnen eine andere Stellung auf dem Bau geben, und ich werde für Ihre Kleidung sorgen. Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Sie sind groß und stark (ich hoffe auch innerlich) und Sie werden sich herausretten. Hier ist meine Hand. Alles wird davon abhängen, ob Sie die Kraft haben, diese Hand zu fassen und zu halten."

Er kam auf mich zu und ich sah, daß sich sein Auge mehr und mehr gerötet hatte. Dann sprach er mir kurz und knapp seinen Dank aus und ich fühlte, daß eine Thräne auf meine Hand fiel. Dabei war ich bewegt wie er selbst und unter wiederholtem Zuspruche meinerseits schieden wir."

Noch denselben Tag sprach ich mit dem Bauführer, der, wie gewöhnlich, so auch an diesem Sonntage mein Tischgast war. Er ging auf alles ein und versprach, das Seine zu thun, „aber freilich, bis vor Ende der Woche werde sich schwerlich was thun oder auch nur Rat schaffen lassen." Ich war einverstanden und trat an demselben Abend noch eine kleine Reise

nach Dresden an, die mich drei Tage von meinem Bau fern hielt. Als ich zurückkam, war das Erste, daß ich nach meinem Karrenschieber ausſah. Er war aber nicht da.

„Sagen Sie, Polier, wo iſt der . . . Nun Sie wiſſen ſchon, wen ich meine."

„Weiß. Er iſt nicht wieder gekommen."

Ich war erſchüttert und ließ Nachforſchungen anſtellen, wobei mich die Behörden aufs Bereitwilligſte unterſtützten. Aber umſonſt. Es war keine Spur von ihm zu finden. Wohin war er? In die neue Welt — oder weiter? . . .

Eine Todesstunde.

Von M. Spanier.

(Hamburg.)

Zu einer Zeit, in der man die Lehrer mit demſelben Rechte muſikaliſche Theologen oder theologiſche Muſikanten nennen konnte, war er ins Amt getreten. Es wehte ein orthodoxer Hauch durch die Welt. Die Religion, will ſagen: die Theologie, ſollte in der Schule über alles herrſchen, das „wichtigſte Fach" ſein, und die Muſik, das Allerweltskind, das als ſchmucke, ausgelaſſene Dirne bei den weltlichſten Ergötzungen mitſpielt, mußte als edle, wohlanſtändige Frau Muſika die Geiſter in jene Gemütsſtimmung und Verzückung einlullen, die zur Aufnahme und Eindringlichkeit gewiſſer Lehren gewaltig beiträgt.

Der Mann, von dem wir reden, war auch orthodox, er war es voll und ganz, mit allem Fanatismus, der dazu notwendig iſt. Als er am Seminar den Unterricht ſeiner frommen Lehrer genoß, war es ſein ſehnlichſter Gedanke, für das wahre, echte Chriſtentum zu wirken wider den Unglauben, die Sinnenluſt, den Weltſinn. Er verachtete die Thörichten, welche das Heil von ſich ſtießen und bemitleidete ſie zugleich.

Mit einer Art wollüſtigen Begeiſterung träumte er ſich in Verfolgungen und Leiden hinein, die ihm die böſen Menſchen, ſo ſeine Lehren verachteten, bereiten würden, — er aber wollte gequält werden, er ſehnte ſich danach, für ſeinen Gott das Martyrium zu erdulden . . . und dachte freilich nicht daran, daß bei ſolchen Geſinnungen alles andere, nur keine Dornenkrone zu erringen war.

Als er aber selbständig wurde und unter andere Menschen kam, da ward er bald andern Sinnes. Er lernte das Leben kennen. Freilich nur in dem kleinen, weltentlegenen Orte, dessen Schuljugend er belehren sollte. Aber so viel merkte er doch bald, daß das, worauf so ungeheuer viel Gewicht gelegt wurde in dem großen Lebenskampfe, der in der Millionenstadt wie in dem kleinsten Neste ausgefochten wird, recht wenig in seiner Bedeutung zur Geltung kam. Er sah „Fromme" schlecht, „Unfromme" gut handeln, natürlich auch umgekehrt, — aber doch in einem Verhältnis, daß es ihm einleuchtete, daß, was er Religion nannte, nicht die Handlungen der Menschen beeinflußte, nicht zum Guten antrieb, daß es ein neutrales Gebiet war, welches zwar in Kirche und Schule obenan stand, aber im Handel und Wandel gleichgültig zur Seite. Und die Religion sollte doch auch die Menschen bessern — — —

Sein Verstand regte sich. Dieses und jenes Dogma erschien ihm bald nicht mehr einleuchtend. Dann suchte er es zunächst auf die vernünftigste Weise zu erklären, — bis es ihm auch mit der Erklärung nicht mehr vernünftig erschien und aufgegeben wurde. Er hatte ja auch gelesen — und er las jetzt sehr viel, nicht allein in frommen, auch in andern, ganz andern Büchern —, daß einfache Menschen durch Majoritätsbeschluß derlei Glaubenssätze aufgestellt; war er nicht auch ein Mensch mit Urteil und Verstand? Allerdings die Erleuchtung mit dem heiligen Geiste, die fehlte ihm freilich, ja, ja . . . .

Und immer, wenn er eine solche Kirchenlehre aufgegeben hatte, dachte er: So weit bist du nun gekommen, weiter wirst du nicht gehen; denn das übrige ist die lautere Wahrheit, das leuchtet dir alles ein! Es ging auch einige Zeit so, bis ihm dann wieder etwas aufstieß, das nicht in seinen Gedankenkreis paßte, und das dann nach kurzem Kampfe über Bord geworfen wurde.

Und so war er endlich dabei angelangt, daß ihm kein Dogma mehr galt. Und doch fühlte er sich noch voll und ganz auf dem Boden des Christentums, ja gerade jetzt vertrat er das echte, nicht durch Pfaffenwillkür gemachte und gefälschte Christentum, jetzt hatte er die Religion Christi; und er meinte, jetzt könne er Halt machen, denn was er nun vertrat, das lasse sich alles mit philosophischem Denken vereinigen, daran gäbe es nicht zu deuten und zu zweifeln. Und er eiferte im Stillen mit jener kleinen Schar von Geistlichen, die gegen die starre Orthodoxie ankämpften; er las die Zeitung dieser Partei mit ihrer fortgeschrittenen, freieren Überzeugung, mit ihrer kampfesmutigen, mannhaften Gesinnung.

Aber er machte doch nicht Halt. Wenn auch nur ein Stein aus dem

Gebäude des Konfessionalismus gerissen wird, er löst einen andern, dieser wieder einen, und so ferner. Denn es hängt ein Stein mit dem andern gar eng zusammen, und der gemeinsame Kitt ist der unerschütterliche, kindliche Glaube, der jedes Zweifels ledig, unwandelbar treu und zufrieden ist. Wenn dieser aber ins Wanken kommt, nur an einem einzigen Punkte, dann muß das ganze Gebäude stürzen.

Er legte sich die Frage vor: Ist das denn wirklich noch Christentum zu nennen? Kann das nicht auch ein aufgeklärter Jude, Muhammedaner, Buddhist unterschreiben? Aber das war ja gleichgültig, wenn er nur die Wahrheit hatte, der Name kümmerte ihn nicht.

In dem kleinen Orte fand er keinen Verkehr, Bücher mußten ihn ersetzen. Und wenn er so ob den Schriften saß und das Auge vom Blatte aufrichtete, von dem er Erhebendes und Begeisterndes gelesen, und sann — und sann — — dann baute sich vor seinen Augen auch eine Kirche auf, eine unermeßlich große, nicht durch dumpfe, starre Mauern eingeschlossen, sondern eine freie, weithin sich dehnende, vom leuchtenden Himmelsblau gedeckt. Frische Waldbäume standen darin, die hoch ins Blaue ragten, und in den Wipfeln ein Getön aus tausend schmetternden Kehlen. Und eine gewaltige Gemeinde war versammelt, nicht mit trübem Blick und gemartertem Antlitz und gefalteten Händen, sondern mit frischer Fröhlichkeit im blitzenden Auge, mit heiterem Lächeln um den genußfrohen Mund, und doch mit edler Begeisterung im ganzen Wesen. Und die da predigten traten aus der Mitte der Gemeinde, die immer größer und größer wurde, und sprachen wie zu ihren Genossen und Verwandten, wie zu ihresgleichen, und er kannte sie alle und verstand sie — — und er selbst stand bescheiden in einer Ecke und wollte sich nimmer zeigen, aber sie lächelten ihn an und faßten ihn bei der Hand — — —

Es gab keine Grenze mehr, er versank immer tiefer im Unglauben. Alles Vermitteln wies er von sich, es war ihm jetzt zuwider. Er kannte die Redensarten von der „Notwendigkeit des Positiven für das Volk", vom „historisch Berechtigten", vom „stufenweisen, nicht unvermittelten Fortschritt" — — also weil zwischen Nacht und Tag die Dämmerung liegt, sollte er, der das Licht kannte, in einer künstlichen Verfinsterung leben?

Manchmal aber hatte er auch schwache Stunden. Er machte sich die bittersten Vorwürfe, er wollte zu Gott beten um die Kraft zu glauben, um ein Wunder, auf daß es klar sei, — — daß ein Gott lebt. Er hätte so gern an den persönlichen, sich der Geschicke des einzelnen mit Vaterhuld annehmenden Gott geglaubt, aber er konnte nicht. Er sah die Schlechten oben auf und die Guten im Leide — freilich die Schriftgelehrten sind auf

alle Fälle gerüstet; das Unglück ist eine Strafe — wenn aber einer gar keine Strafe verdient hat? — dann ist es eine Prüfung. Das wußte er ganz gut, er mußte es ja den Kindern beibringen; aber leider ist es die Art der theologischen Beweisführung, daß sie denen nur gewaltig imponiert, die schon von vornherein von dem zu Beweisenden überzeugt sind, — er aber glaubte nicht.

Wenn er nur so viel klare Zeichen und Beweise für die gütige göttliche Vorsehung gehabt hätte, wie er gegen sie zu finden wähnte, er würde willig und gern zu dem himmlischen Vater emporgeblickt haben.

„Und wenn Er doch wirklich sein sollte? Kann mich Gott strafen, weil ich nichts von ihm wissen kann? Ich strebe und forsche nach der Wahrheit mit all meiner Kraft, ich will ja nur das Gute und Rechte, und ich sollte damit sündigen?“

Und er rang sich zu der Überzeugung durch, — es hatte Jahre, viele Jahre gekostet — das Wohlwollen gegen den Nächsten, das sich in Thaten umsetzt, die Vernichtung aller selbstsüchtigen Strebungen, die opferwillige Drangabe der eigenen Persönlichkeit im Dienste der Gesamtheit — die Humanität sei der Kernpunkt alles Religiösen, — die Liebe alles, der „Glaube“ nichts.

Inzwischen aber gab er seinen Religionsunterricht in altgewohnter Weise weiter. Er kannte die verschiedenen Anleitungen und methodischen Hilfsmittel für eine fruchtbringende Unterweisung im Christentum, er benutzte sie gründlich und lehrte alles, was verlangt wurde. Es war daher natürlich, daß seine Klasse bei dem alljährlichen Examen, das in Gegenwart des Pastors stattfand, förmlich glänzte, die Kinder wußten alles wie am Schnürchen und gaben mit einer Sicherheit und Festigkeit über gewisse überirdische Dinge Auskunft, die den mutigsten Philosophen hätten stutzig machen können. Und alljährlich wurde der Meister der Schule für seinen tüchtigen Religionsunterricht gelobt.

Sollte er anders handeln? Vielleicht die Kinder in seiner Religion unterrichten? Man hätte ihn von seiner Stelle gejagt, selbstverständlich. Man hätte auf den Narren mit Fingern gezeigt, eine Menge Freundschaften würde er verloren haben, seine Verwandten hätten sich von ihm losgelöst. Was für ein Gesicht machte wohl der sonst so freundliche Geistliche, bei dem er jeden Sonntag abend speiste? Er wußte auch keinen andern Beruf, den er hätte einschlagen sollen, er war auch viel zu bequem, um eine völlige Änderung in seinen Lebensgewohnheiten eintreten zu lassen. Würde er durch mutige Offenheit irgend etwas für „seine Religion“ gewirkt, ihr auch nur einen einzigen Anhänger zugeführt haben? Man hätte den verrückten Schul-

meiſter, der ſich um ſein bischen Brot bringt, einfach ausgelacht. Und was die Kinder anlangte, — — hatte er nicht auch trotz ſeiner Jugendbildung den rechten Weg gefunden?

Und doch quälte ihn der Gedanke, daß er ein erbärmlicher Heuchler ſei, daß zwiſchen ſeinem Denken und Lehren, zwiſchen ſeiner wirklichen und geſpielten Überzeugung ein himmelweiter Gegenſatz beſtehe. Wenn er auf ſeinen einſamen Spaziergängen Reflexionen über ſich anſtellte, dachte er oft, daß er einmal doch die volle Wahrheit aufdecken müſſe, daß er nicht bis an ſein Ende heucheln dürfe, einmal müſſe die Welt erfahren, wie er es wirklich meine. Wann? Aber wann?

Da flog ihm ein Gedanke in den Kopf — ja, ja, er flog ihm in den Kopf, denn wer kann für ſeine Gedanken? die ſteigen auf, die kommen, ungerufen, ungewollt! — Wenn ſein letztes Stündlein gekommen, da wollte er es ihnen ſagen, in dem Zuſtande, wo ſelbſt der hartgeſottenſte Ungläubige zu ſeinem Gott zurückkehrt. Freilich, es wird nicht alle Welt ſein Sterben ſehen; aber die wenigen erzählen es den andern, denn es iſt etwas Eigentümliches, Seltſames, es macht Aufſehen; dann kommt es in die Blätter, und tauſend, tauſend Menſchen leſen es und werden ſtutzig und denken nach und prüfen — und der Anhang wird wachſen! Wie die Bibel von Simſon erzählt, daß er mehr Philiſter bei ſeinem Tode, da er den Tempel des Dagon einriß, als bei ſeinen Lebzeiten vernichtet hatte, ſo wollte auch er die Säulen des Kirchentums erſchüttern, daß die Glaubensphiliſter in Verwirrung und zum Untergang getrieben würden — und ſterben. — — —

* * *

— — — Sie waren da, wenige Leute aus der Gemeinde. Der Pfarrer des Ortes trat an das Bett des Sterbenden und ergriff ſeine Hand. Der aber entzog ſie ihm ſanft. Mit Milde und Mitleid im Antlitz ſchaute der Geiſtliche ihn an und verharrte betend an ſeiner Seite. Der Schulze ging im Zimmer auf und ab. Er blickte mit ſeinen hochmütigen Augen umher, als ob er ſagen wollte:

Macht euch hier nicht ſo breit, dies iſt ein Gemeindehaus, der da iſt mein Beamter, der ſtirbt — auf meine Koſten!

Die andern ſtellten ſich ſcheu in den Hintergrund und machten die trüben Geſichter, wie ſie bei ſolchen Gelegenheiten üblich und geziemend ſind.

Der Kranke richtete ſich auf: „Ich hab' was auf dem Herzen, einen Wunſch!“

Wie ſie ihn jetzt alle mit Andacht anſahen, grinſte er und ſprach — ganz, ganz leiſe, denn ſeine Zunge ward ſchwer wie Blei: „Möchte doch —

die — ganze — — Theologie" — Weiter aber kam er nicht; als ob er einen Keulenschlag vor den Kopf bekommen hätte, sank er kraftlos zurück.

— — „Gemeingut aller Menschen werden!" ergänzte der gefällige Geistliche und blickte sich dabei um, wie wenn er sagen wollte: Seht, so stirbt ein rechter Christ, im letzten Augenblicke noch schafft er im Weinberge des Herrn.

Der Sterbende röchelte fieberhaft. Eine gewaltige Aufregung bemächtigte sich seiner. Also deshalb hatte er bis zum letzten Augenblicke mit seinem Bekenntnis gezögert, damit es der Pastor zu einem Predigttext benutzen könnte; also alles, alles verloren, und noch mehr als das, für die ihm im Grunde der Seele verhaßte Kirche wirken müssen, da er ihr mutiger, zerstörender Feind sein wollte — es war unerträglich.

Das durfte nicht geschehen. Er wollte sich heben; aber mit Centnerlasten drückte es ihn nieder. Er sank wieder zurück. Der Schweiß quoll ihm von der Stirn. Er hielt den matten Atem an, er mußte mit seinem Lebensstoff sparsam sein. Nur Ruhe, Ruhe, es muß noch einmal gehen. Einige Minuten lag er so da, eine Ewigkeit für ihn. Dann stützte er beide Hände auf die Leisten seines Bettes und richtete sich hoch, es ging, es ging wirklich.

Und nun schrie er, daß er selbst über die Macht seiner Stimme erschrak: — — alle Theologie zum Teufel gehen! Was Ihr Religion nennt, ist keine, ist Götzendienst. Ihr quält Eure Kinder mit unnützem Zeug aus alten Scharteken" — —

Er hielt einen Augenblick inne; er merkte, noch hatte er Lebensstoff in sich. Die Leute sahen einander verblüfft an. Der Pfarrer aber legte seine Hand auf die heiße Stirn des Kranken und sagte mit scheinbarer Ruhe: „Der Arme, er phantasiert!" —

Da kreischte jener auf mit einer Stimme, die alle erbeben machte, denn es war als ob in den Worten seine zerrissene Seele austönte: „In meinem ganzen Leben habe ich mich mit leeren Phantasien abgeben müssen, jetzt spreche ich die blanke Wahrheit; denn ich will meine jahrelange, schändliche Heuchelei durch Offenheit sühnen. Ich glaube an Euren ganzen religiösen Kram nicht! Was schafft er auch Gutes? Ihr baut damit Hindernisse auf, verstellt damit die Wege, die zu dem einen führen, das allein not thut, zur reinen Menschlichkeit und damit zur irdischen Glückseligkeit! Fragt die Geschichte, wie viele Menschen im Namen Eurer Religion unglücklich gemacht sind! Die Zahl der hingerichteten Ketzer, Ungläubigen und Heiden ist gewaltig groß. Aber verdreifacht, verzehnfacht sie. Denn es kommt noch hinzu die große Menge der stillen, feigen Unglücklichen, über

die keine Geſchichte meldet. Zu der Sorte gehöre ich, wenigſtens bis jetzt. Was plagt Ihr Euch ſo viel um Gott und den Himmel, — cui bono? Herr Paſtor! — nehmt Euch der Menſchen auf Erden an, ja aller Menſchen, ohn' Unterſchied der Klaſſe und Raſſe, in Selbſtloſigkeit, mit aufopfernder Liebe, erhebt euren Geiſt zum Schönen und Guten, bändigt das Gemeine. Lebt in und mit der friſchen, fröhlichen Natur, ſtellt Euch unter ihr Geſetz" —

Die Worte floſſen ihm vom Munde, unaufhaltſam, ununterbrochen.

Der Pfarrer aber ſprach mit Angſt und Schrecken in der bebenden Stimme: „Unglücklicher, Du läſterſt, richte Dein Herz zu Gott!"

Da lachte er wild auf: „Es giebt keinen Gott! Glaubt mir's, Du, und Du, und Du (er ſah jeden beſonders an, wie wenn er es ihm auf die Seele binden wollte). Ich muß es ja wiſſen, ha, ha, ich ſterbe gleich, ich werde nicht im letzten Augenblick lügen, ich — ſtehe — ja — mit — einem — — Fuß" — —

Er wollte weiter ſchreien, aber es ging nicht. Jäh fiel er zurück — — — — — — — — Sein Kopf traf die Bettkante, er erwachte. Hu, was für ein wildes Zeug hatte er da geträumt. Er rieb ſich die Augen, warf die Bettdecke zurück, es war ihm ſchrecklich heiß. So verharrte er einige Minuten, bis er ſich wieder zurecht gefunden.

Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel. Horch, da läutet es!

Bim — bam — bim — bam —

Es iſt Sonntag! Draußen vor dem Fenſter hallen Tritte.

Er pochte an die Wand. Das Dienſtmädchen trat an die Thür, klopfte und rief: „Was wünſchen Sie, Herr Lehrer!"

„Bürſten Sie ſchnell meinen ſchwarzen Rock, — ich will zur Kirche!" — —

Wirklichkeit.

Von Ottilie Siebenliſt.

(Preßburg.)

„Sehen Sie doch nur, das ungleiche Paar." —

Mühſelig ſchoben ſich durch die bereits dichtbeſetzten Reihen des großen Operntheaters Mann und Frau. Die Ouverture hatte bereits begonnen; es erhoben ſich daher allſeits mißbilligende Blicke über die unwillkommene Störung.

Breitspurig und ihres Erfolges gewiß schritt die robuste Frau mit dem gemeinen Gesichte und überladenen Putze voran, indes der elegant aussehende, noch ganz junge Mann ihr verlegen folgte.

„Welches Band doch wohl die Beiden verknüpft!" flüsterte die bildhübsche Blondine neuerdings ihrem Nachbar zu; doch der schien gänzlich in seine Partitur vertieft; er hatte die Frage vollständig überhört.

Nicht so die jugendliche Schöne, welche die Spätgekommenen aufmerksam musterte.

Immer unangenehmer fielen ihr die brutalen Züge der Frau in die Augen; und stets von Neuem mußte sie in den schwärmerischen Blicken des Mannes forschen; begierig, irgend eine Zusammengehörigkeit in den ungleichen Menschen zu entdecken.

Der erste Akt der Oper war zu Ende. Der Nachbar der reizenden Blondine, welcher bisher nur seiner Partitur gelebt, wurde wieder Mensch.

Mit lebhaftem Interesse lauschte er dem launigen Geplauder der jungen Dame.

„Glauben Sie, daß es seine Frau ist," fragte sie, nach dem seltsamen Paare deutend.

„Wer denn sonst?" gab er gleichmütig zurück.

„Erklären Sie mir, ich bitte Sie, wie kann ein gebildeter Mann — und einem solchen gleicht er — sich so tief vergessen? Unterscheiden Sie doch nur: er und sie!"

Der junge Mann zuckte gleichmüthig die Achseln: „Vielleicht hatte sie Geld, und er war am Verhungern."

„Pfui über das Geld, das solche Verbindungen möglich macht," rief sie entrüstet aus.

Er lächelte bitter: „Das kommt so vor im Leben."

„Sagen Sie mir doch, wären Sie imstande, gleich Sinnwidriges zu begehen?"

Der junge Mann sah ihr tief in die neugierig fragenden Augen, und sonderbar, was ihr in dem natürlichen Umgange mit ihm nie geschehen: eine heiße Blutwelle schlug ihr ins Gesicht.

„Nein," sagte er dann leise, sie noch immer ansehend, „ich brächte Ähnliches nie über mich. — Wenn's denn sein müßte — — lieber verhungern." —

Seine gewöhnlich heitere Miene ward urplötzlich ernst, so daß die Fragestellerin zum ersten Male dachte, das Leben ihres Nachbars fließe wohl kaum gleich ruhig hin wie das ihrige. Sie begann ihn mit noch regerem Interesse zu betrachten.

Seit ungefähr vierzehn Tagen hatten ſich die jungen Leute, ohne ſich zu ſuchen, auf denſelben Plätzen getroffen und ſehr viel Vergnügen an ihrer Unterhaltung gefunden.

Sie fragten ſich nicht nach Namen und Stand, ſondern lebten nur dem Augenblick, und der däuchte ihnen lockend und lebenswert.

Wenn ſie von einander ſchieden, erkundigten ſie ſich nicht, wann und wo ſie ſich ſehen wollten. Auch ohne ſich's zu geſtehen, wußten ſie gewiß, ein Jeder werde trachten, auch morgen wieder hier zu ſein, ſobald er nur könne.

Natürlich und ungezwungen blieb ihr Verkehr die ganze kurze Zeit hindurch. Und heute, mit einem Male fühlte ſie ſich verlegen, als er immer wieder ihren Blick ſuchte und wie zufällig im Eifer des Geſpräches ihre Hand berührte.

Wieder kam ein Zwiſchenakt und der junge Mann ſagte komiſch ernſt: „Erraten Sie, Fräulein, was das Schönſte an unſerer Bekanntſchaft iſt? Daß wir gar nichts von einander wiſſen."

Sie lachte ihm fröhlich ins Geſicht, als er ſie „Fräulein" nannte. „Ich bin gar kein Fräulein mehr, ſondern lange eine Frau."

Sie ſah ihn jäh erblaſſen und wie ängſtlich in ihren Zügen forſchen und hatte ihre Freude daran.

„Verheiratet alſo," flüſterte er und wandte ſich raſch ab; „wer hätte das gedacht!" —

„Verheiratet geweſen und jetzt Witwe."

„Unmöglich!" rief er aus, doch ſo froh, als wäre ihm ein Alp vom Herzen gefallen.

„Warum unmöglich? Ich bin ſchon dreiundzwanzig Jahre alt. Sie ſehen mich noch in Trauer um meinen Gatten!"

Das war ihm früher gar nicht aufgefallen. Er konnte ſich zu ihrem weißen und doch roſigen Teint, zu dem hellen, flockigen Haare keinen hübſcheren Rahmen denken, als das einfache dunkle Kleid.

Und wieder ſtudierte er in ihren weichen, ſonnigen Zügen und ſprach wie zu ſich ſelbſt: „Unmöglich". Ihr kindliches Antlitz glich einem unbeſchriebenen Blatt; es gemahnte an eine Roſenknospe, die erſt im Aufblühen begriffen.

Sinnend wandte er ſich ihr zu: „Sie hatten aber doch noch keinen Roman?"

„Da haben Sie Recht; das, was man die Alles bezwingende Liebe nennt, kenne ich" — ihr Nachbar ſchaute ſo eigentümlich forſchend in ihr Geſicht — zögernd und kaum vernehmbar vollendete ſie — „kenne ich nicht."

Der letzte Akt begann. Nicht ganz so ruhig wie die verflossenen Tage saßen die jungen Leute nebeneinander. Hier und da blickte der junge Mann von seinem Notenheft auf und es traf sie, die scheu und errötend die Augen senkte, sein heißer, trotziger Blick. Sie hörten wenig von dem Schluß der Oper. — Beim Ausgang wartete, wie sonst stets, die Dienerin der jungen Dame, welche letztere bloß anhielt, um ihrem Nachbar Lebewohl zu sagen. Sie gab ihm das erste Mal die Hand und fühlte, als er einen Kuß darauf drückte, daß es gleich einem magnetischen Strome ihren Leib durchdrang.

„Also auf Morgen," sagte sie noch und halb schon im Gehen — „und Ihren Namen?" Hastig zog er eine Karte hervor, die sie zu sich nahm, und gleichsam als Erwiderung entgegnete sie eilig: „Ich heiße Gina," winkte ihm einen Gruß nach und verschwand im Dunkeln. —

Das „auf Morgen" kam nicht. Gina mußte plötzlich verreisen. Eine Schwester ihres verstorbenen Gatten, die erkrankt war, verlangte nach ihr. Das langwierige Leiden ihrer fast einzigen Verwandten, dann Erbschaftsmißhelligkeiten hielten sie hin. Es vergingen Wochen, Monate, ehe sie sich rüstete, nach W. zurückzukehren.

Oftmals hatte sie in der verflossenen Zeit ihres Nachbars gedacht; oftmals seine Karte gelesen: „Hans Karner, Dr. juris. —gasse 1." Der Name gefiel ihr nicht übel. Ob er wohl damals ihrer geharrt, ob er sich manchmal ihrer erinnert oder sie bereits vergessen hatte! Sie hatte sein keckes angenehmes Gesicht mit den feurigen Blicken so gut im Gedächtnis. —

Gina freute sich, ihn wiederzusehen. Noch heute, es lag ein halbes Jahr dazwischen, ward sie glühend rot, wenn sie jenes letzten Abends und des heißen Kusses gedachte, den er auf ihre Hand gedrückt.

Trotzdem sie vermählt gewesen, empfand sie lebhaft wie ein junges Mädchen. Der viel ältere, vermögende, jedoch stets kränkliche Mann hatte sie gewählt, um ihr Schutz zu bieten und sie selbständig zu machen.

Und Gina war ihm eine gewissenhafte treue Pflegerin geblieben und vergoß an seinem Grabe aufrichtige Thränen.

Ihr Herz jedoch hatte geschwiegen, als sie ihm ihr Jawort gegeben; es hatte auch nicht geblutet bei seinem Verlust. Und nun —, so oft sie die kleine Karte zwischen den Fingern drehte, erschien sie sich so wichtig, als hätte sie ihren eigenen Roman.

Vergnügt fuhr sie W-wärts. Einige Male mußte sie laut auflachen. Es fiel ihr ein, daß er sie „Fräulein" genannt. Auch das wußte sie noch, daß er heftig erschrocken, als er hörte, sie sei bereits Frau.

Sie freute sich, daß er Rechtsanwalt sei, und sie ihn über ihre verwickelten Angelegenheiten um Rat fragen könne.

Nicht erst bis zum Abend wollte sie warten — Gina nahm für gewiß an, ihn wieder in der Oper zu treffen —, sondern, kaum angekommen, den Herrn „Doktor Hans Karner" aufsuchen.

Sonderbar, je näher sie dem Ziele ihrer Reise kam, um so unruhiger ward sie. Es tauchten ihr nun Schreckbilder auf; sie fürchtete, etwas zu versäumen; Alles in ihr drängte zur Eile! —

Wenige Stunden später stand sie hochatmend an einer Thüre still, die in großen Lettern dieselbe Aufschrift trug, die sie in ihren bebenden Fingern hielt. Heftig klopfte ihr das Herz und ihre Wangen glühten, als sollte sich hier etwas in ihrem Leben entscheiden. Unentschlossen berührte sie den Drücker. Eine Klappe wurde zuerst vorsichtig und gleich darauf die Thüre geöffnet.

Sie fand sich einer gemein aussehenden älteren Frauensperson gegenüber, die mit widerlich rauher Stimme nach ihrem Begehr fragte.

„Ich wünsche Herrn Doktor Karner zu sprechen!"

Unverschämt musterte das Weib den vornehmen Besuch, murmelte ein bedeutsames: „Hm", und forderte endlich auf, einzutreten.

Schon begann Gina bitter zu bereuen, hieher gekommen zu sein. Es wurde ihr bedeutet, durch mehrere Zimmer zu gehen. Am Schreibtisch des letzten saß ihr Nachbar von damals. Er erhob sich, und alle Angst wich von ihr. —

Gina wunderte sich, daß die Frauensperson das Zimmer noch nicht verlasse. Sie gab ihr einen Wink, daß sie nun gehen könne; sie werde sich nun schon allein zurecht finden. Das Weib blieb jedoch und schnarrte unangenehm laut: „Hans, eine junge Dame will Dich sprechen."

Gina erschrak. Das Weib sagt „Hans" zu ihm? Ist sie seine Mutter, seine Wirtschafterin oder wer um aller Heiligen Willen?

Hans schrie jäh heraus: „Gina, Sie?" und es hatte den Anschein, als wolle er ihr entgegenstürzen.

Breitspurig stand das Weib vor ihm: „Junger Herr, was beliebt?"

Alles Blut wich aus des jungen Mannes Zügen. Wie ein Verurteilter, der Ketten trägt, sah er in das angstvolle Gesicht Ginas. Da unterbrach des Weibes mißliche Stimme die böse, lautlose Stille: „Was stehst Du denn so überrascht? Stelle mich der jungen Dame doch vor!" Er schwieg. Erbost fuhr sie fort: „Oder schämst Du Dich meiner? Ich bin nämlich — damit Sie nur wissen, schönes Fräulein, daß ich auch ein Wort hier dreinzureden habe — ich bin nämlich seine Frau."

Gina brachte kein Wort hervor. Sie meinte, das Weib hier müſſe irrſinnig ſein. Bis in die Lippen blaß, ſuchte ſie in des jungen Mannes verſtörten Mienen zu leſen. Sie konnte ſich's nicht zuſammenreimen: Der bildhübſche, gebildete Mann dort mit dem vornehmen Äußern, und hier das herausfordernd gemeine Weib ſeien ein Paar! Und ſo wie einſtmals er, flüſterte nun ſie erſchrocken: „Unmöglich".

Er ſchwankte wie ein Trunkener und, die ſtumme Frage ihrer Augen beantwortend, ſtieß er wild hervor: „Ich war am Verhungern". Es klang wie der Wehruf eines zu tot verwundeten Tieres. —

Gina wußte nicht, wie ſie die Treppe hinunter, in ihren Wagen und nach Hauſe gekommen!

Sie fand ſich daheim, troſtlos mit den Händen ihr Antlitz bedeckend und laut weinend, wie noch nie in ihrem Leben. —

Ein Abſchied.

Skizze von M. Schwann.

(Tolz.)

Am Abend vorher hatte ſie ihn geküßt. Ein leiſer Schauer durchfuhr ihren ſchönen Körper, da ihre tauigen Lippen die ſeinen berührten. Zitternd, ſehnend, flehend drängten ſich alle Nerven ihm entgegen. Es war ihm nicht gegeben, ein Weib in ſelig bedrängter Stunde zu überraſchen. Wären Sehnſucht und Liebe Herr geworden über ihre Angſt und Zweifel, er würde ſie umfangen und feſtgehalten haben bis in den Tod. Sie riß ſich los und eilte auf ihr Zimmer.

Am andern Morgen erſchien ſie bleich und traurig. Ihr Lächeln war ſo lieb wie ehedem, aber ein Schatten von ſtiller Wehmut zuckte um ihre Mundwinkel. Er küßte ſie wie geſtern Abend und nannte ſie „Du" wie geſtern Abend. Aber ihre Stummheit brach er nicht. Ein Bann hielt ſie gefeſſelt, und auf der herrlichen Stirne wetterten krauſe Gedanken. Mit ſanfter Hand fuhr er über ihre Stirne. Sie ließ es geſchehen und rührte ſich nicht.

Noch ſechs Stunden war es bis zur Abfahrt ihres Zuges. Sie machten verſchiedene Beſorgungen, dann führte er ſie zu Tiſche. Da ſaßen ſie nun, als hätten ſie ſtets zuſammengehört. Sie beſtellte und gab der Kellnerin ihre Aufträge. Und was ſie beſtellte, ging ihn an; ſie kannte ja ſeine

Lieblingsgewohnheiten. Er hatte die seltsame Empfindung, sie sei sein Weib, und keiner im weiten Lokale mochte wohl eine andere Meinung gehabt haben. Auch daß sie so wenig miteinander sprachen, stimmte scheinbar dazu. Plötzlich frug sie ihn: „An was denkst Du?"

Er zuckte. — „Daß in drei Stunden Dein Zug geht," lautete die dumpfe Antwort.

Sie zog die Augenlider zusammen und sah ihn an, während ein kurzer, leise pfeifender Ton durch ihre weißen Zähne drang. Bald aber bat sie so lieb: „Denke noch nicht daran, mein Lieber, noch ist es nicht Zeit!" Wieder wurde es still und nach einer Weile brachen sie auf. Er schlug einen Spaziergang vor. Sie sagte zu, und langsam schritten sie durch die volkbelebten Straßen. Doch kaum war eine halbe Stunde vergangen, so wurde sie unruhig. Hastig und abgebrochen waren die Antworten, die sie ihm gab. Ihr Arm lag schwer in dem seinen; von ihrer Schulter zitterte die Erregung zu ihm hinüber.

„Wollen wir nach Hause?" frug er besorgt.

Sie nickte, und schweigend eilten sie weiter. Bald standen sie wieder in dem öden stillen Zimmer. .

„Soll ich mich jetzt schon umkleiden oder später?" frug sie leise.

„Jetzt!" antwortete er kurz, „dann hast Du nachher Ruhe."

Sie eilte hinaus; er war allein. Am Fenster, dessen Vorhänge herabgelassen waren, saß er und wartete. Thränen drängten in seine Augen. Er drängte sie zurück. Eine unfaßbare Sehnsucht folterte ihn, er rang sie nieder, denn nimmer durfte hier sein Wünschen den Ausschlag geben. Es widersprach seinem ganzen Mannesgefühle, zu werben und durch Werben dieses herrliche Geschöpf zu überwältigen. Wohl hätte er sie mit sich fortreißen können, er fühlte es, aber hier war es Pflicht, ihr zu helfen, nicht sie noch mehr zu bedrängen. Der Kampf, den sie zu führen hatte, war der ungleich heftigere. Liebe, die erste, heilige, von ihr selbst kaum erfaßt, drängte sie zu ihm, Erinnerung und Pflicht hielten sie zurück, und nur ein freier Entschluß, ihrem eigenen wahren und selbstbewußten Wollen entsprungen, hätte die Lösung geben dürfen.

Da trat sie ein. Sie lächelte nicht. Als er sie begrüßte, sagte sie fast rauh: „Laß jetzt das „Du", wenn ein Mensch es hörte, wie Du die Frau eines andern „Du" nennst . . ."

Sie sprach nicht weiter, denn groß weilten seine Augen auf ihr, und als er sie nun „Sie" nannte, da zuckte sie zusammen und weinte. Er nannte sie wieder „Du", und sie küßte ihm zitternd die Stirne. So konnten sie nicht scheiden. Er mußte ihr helfen.

„Sage mir, was Dich bedrückt," bat er.

„Weißt Du es nicht?" war die leiſe Antwort.

„Ja;" ſagte er tonlos.

Dann war es wieder ſtill. — Aber die Zeit drängte.

„O, könnteſt Du ſehen, was für Gedanken in meinem Kopfe umgehen!" rief ſie klagend.

„Ich ſehe es," erwiderte er, „aber das ſollte nicht ſein. Was Du mir gabſt, war das Geſchenk Deiner freien Liebe, der Liebe, welche ich in Dir erweckte, die nie einem andern gehörte."

„Ja, Du haſt recht," ſagte ſie haſtig, „und ich ſehe auch das Unrecht nicht, das ich gethan, und dennoch peinigt mich der Gedanke, daß ich ihm ein Unrecht that."

„Sage das nicht! Du thuſt mir ſo weh! Die Stunde, die wir dem Himmel geraubt, ſei rein und heilig in Deiner Erinnerung, und daß Du mit Reue auf ſie zurückblicken könnteſt, kann ja, darf doch nimmermehr ſein!"

So ſprach er, und dann ward es ſtill, ſo ſtill. Nur ihr Blick weilte auf ihm, als wollte ſie in ſeinem Innerſten leſen. Aber in ſeinem Antlitz zuckte nichts; was er ſagte, war wahr, und aus ſeinen Augen ſprach das feſte Bewußtſein einer innern Überzeugung, es ſprach aus ihm eine Heldenliebe, die ſelbſt zum Entſagen für immer entſchloſſen war, wenn ihr die Kraft des freien Entſchluſſes verſagte. — Und immer war es noch ſtill.

„So rede doch noch!" bat ſie traurig.

„Gut! Ich will Dir etwas erzählen, Deine eigene Geſchichte. Setze Dich zu mir!" Und Auge in Auge verſenkt, Schulter an Schulter gelehnt, begann er zu erzählen. „Vor zehn Jahren wohl war es, daß er kam, Dich zu ſeinem Weibe zu machen. Du warſt ein Kind von kaum ſiebenzehn Jahren. Er war ein herrlicher, lieber Menſch. Was Wunder, daß Du ihm zufielſt! Du wußteſt ja nichts von der Liebe, nichts vom Leben. Nur blaue, ſchillernde Nebelgeſtalten waren Dir beide. So lebtet ihr dahin in ſtillem Spiel und guter Laune, die Jugend war mit euch und die Lebensluſt, denn ernſte Sorgen kanntet ihr ja ſo wenig, wie ernſte, Herz und Geiſt befreiende Arbeit. Du glaubteſt glücklich zu ſein, weil Du ein andres Glück nicht kannteſt, nie von ihm gehört. Iſt's nicht ſo?"

„Ja, aber ich war doch auch nicht unglücklich, und wie verehrte ich ihn, wie er mich! O Gott, ich bin ſo viel Liebe gar nicht wert!"

„Daß Du ihrer wert biſt, zeigt Dir nun ein Anderer, der Dich verehrt und anbetet, wie keiner vor ihm, denn er ſah zuerſt in Dein tiefſtes, heiligſtes Seelenleben. — Doch laß mich erzählen! Kinder umſpielten eure Kniee, und aus den hellen Augen der Kleinen trankſt Du die Liebe, welche die

große, herrliche Natur dem Mutterherzen ſo reich zu ſpenden verſteht. Da kamſt Du zu mir. Ein Zufall führte uns zuſammen, wirſt Du ſagen, und doch war es kein Zufall. Tauſend Abende hätteſt Du neben mir ſitzen können, ohne einen andern Eindruck auf mich zu machen, als den, den jedes Schöne auf mein ſchönheitliebendes Auge macht. Aber ich war Zeuge weniger Worte, welche Du an Deinen Mann richteteſt. Sie waren eine entſchiedene Ablehnung einer wirklich in beſorgter Zärtlichkeit an Dich geſtellten Frage. Die Frau, die ſo reden konnte, erregte meine Aufmerkſamkeit. Da war ein eigenes Leben, ein eigenes Wollen. Ich merkte auf, und ſiehe da, ich erkannte ein Weib in einer zärtlichen Ehe gefeſſelt, in der ihre herrliche Natur vor lauter zärtlichen Kleinigkeiten zu gar keiner Entfaltung zu kommen vermochte. Dein Mann hatte nie hineingeſchaut in das mächtige Traumleben Deiner Seele; er beſaß kein Verſtändnis dafür. Was er Dir bot und bieten konnte, war Zärtlichkeit, und Du gabſt ſie ihm wieder, ohne weiter zu denken. Der hellſchimmernde Schatz aber Deiner großen ahnungsreichen Liebe blieb von ihm unentdeckt und unberührt. Du ſelbſt wußteſt nichts von ihm. Kinder wiſſen ſelten von den Schätzen, welche die Natur ihnen anvertraute. Ich aber entdeckte dieſen Schatz in Dir — nicht gleich, nicht auf einmal, aber nach und nach. Wir verkehrten miteinander, und es gelang mir, den verſchloſſenen Born zum Fließen zu bringen und, ſiehe da, in herrlichen, kriſtallglänzenden Wogen ergoß er ſich vor meinen Augen dahin, mein Herz mit unſäglicher Wonne und Entzücken erfüllend. — Warum weinſt Du?"

„Ich weiß nicht! Es war ſo ſchön bei Dir; Du zeigteſt mir eine Welt, von der ich kaum eine Ahnung gehabt, und es thut mir weh, aus ihr und von Dir zu ſcheiden, unendlich weh. Als Du mich durch die Zaubergärten Deiner Dichtung führteſt, da war es mir, als müßte dies alles ſo ſein, wie Du es ſahſt, wie ich es mit Dir ſah. Und nun? Nur ein ſchöner Traum iſt es geweſen! Ihn will ich in meinem Herzen bewahren. Das kann doch nicht ſo ſchlimm ſein. Und doch, nur ein Traum? Nur ein Traum war dieſe Deine Welt, welche Du mir eröffneteſt? — Ach Gott, ich weiß nicht, was ich ſagen, nicht, was ich glauben ſoll!"

„Nicht meine Welt zeigte ich Dir, mein Kind, ich zeigte Dir Deine eigene Seele," erwiderte er. „Und kannſt Du es nun verſtehen, daß ich das Gefühl nicht habe, dem andern etwas genommen zu haben? Konnte ich rauben, wo er nie beſaß? Konnte er fordern, wo er nie gegeben? Ich aber gab Dir und forderte nicht. In namenloſer Sehnſucht ſankſt Du mir an die Bruſt, aus dem zu lebendigem Sein erwachten Born Deiner Liebe überbrachte mir Dein tauiger Mund den erſten glühenden Kuß. War es

Unrecht, daß Du ihn mir gabſt, oder war es Deine Pflicht? Verpflichtet die Liebe nicht, die in Deinem Buſen zu mir ſich regt?"

Und laut jubelte ſie auf: „Du haſt recht! Ich durfte, ich mußte zu Dir!"

„Ja wohl, Du mußteſt!" verſetzte er.

„O, warum kamſt Du nicht früher?" fuhr ſie fort. „Gefeſſelt und gebunden verzehren uns die Flammen unſrer Sehnſucht, anſtatt unſer Daſein mit ihren hellen Gluten zu durchleuchten und zu erwärmen. Warum kamſt Du nicht? Warum iſt uns das Glück nicht vergönnt?"

„Ich weiß es nicht," ſtieß er heraus. In furchtbarem Kampfe wand ſich ſein Wünſchen unter dem harten Druck ſeines Willens. Er ſtand heftig auf. Es war ihm, als ſollte er tot vor ihr zuſammenbrechen, denn Liebe, nur bange, ſelige, verlangende Liebe durchzitterte das Weib vor ihm, das mühſam nach letzter Faſſung rang. Wieder mußte er ihr helfen. Und er ſprach: „Einen harten, faſt übermenſchlichen Kampf haſt Du zu kämpfen. Ich ſehe es und wüßte die Antwort, doch darf ich ſie Dir nicht ſagen. Suche, ringe, vielleicht findeſt Du die Löſung! — — Und nun lebe wohl! Reiſe glücklich! Es wird Zeit!"

Die Antwort blieb aus. Bleich und ernſt ſah ſie ihn an. Dann erhob ſie ſich und nahm ſeinen Arm. Schweigend verließen ſie das Zimmer. Am Bahnhofe ſaßen ſie noch eine Weile ſtumm beiſammen. Nur aus ſeinem Glaſe nahm ſie den angebotenen Wein. Wo ſeine Lippen geruht, da tranken die ihrigen, und ſtill ſchob ſie ihm das Glas wieder zu. Auch er trank, er trank die Perle, die von ihrem Auge in den Wein gefallen. Das Zeichen zur Abfahrt! Er begleitete ſie zum Zuge. Noch einmal hatten die Hände ſich ſehnend verſchlungen. Dann ſtieg ſie ein. Eine Welt lag zwiſchen ihnen, doch immer noch ſuchten ſich ihre Blicke. Während ſeine Nägel ſich tief in das Innere ſeiner Handfläche gruben, grüßte ſein Auge hinauf zu dem Weibe, auf deſſen Antlitz ihm alle Hoheit und Güte, alle Sehnſucht und Hoffnung der Liebe entgegenleuchteten. — Ein ſchriller Pfiff — der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Noch ſahen ſie ſich, noch grüßte er ihr nach. Da war es ihm, als riefe ſie ihm etwas zu. War es nur ein letzter Gruß? — Oder rief ſie ihm zu: „Auf Wiederſehen!"?

Ein Märchen.

Von N. von Kalantarow.

(Moskau.)

Der König ſtand heute früh auf, war übler Laune und arg verſtimmt. Er hatte auch Grund dazu, der gute, alte König.

Wie es in jedem Staat, unter jeder Regierung mehr dunkele, als lichte Seiten giebt, öfters dumme Würdenträger am Ruder ſtehen, als weiſe, ſo war es leider auch in ſeinem Reiche der Fall. Das verdroß den König und er wollte nun dem ein Ende machen.

Darum tagte ſeit drei Jahren die von Ihm erwählte und berufene Kommiſſion aus den Weiſen des Landes, um einen „Verſtandes-Meſſer" zu ſtande zu bringen, damit der König mit Hilfe desſelben die geiſtigen Fähigkeiten ſeiner Würdenträger und Räte meſſen und danach die denſelben entſprechenden hohen Ämter im Reiche verteilen konnte.

Beſonders fühlbar machte ſich ein ſolcher Apparat für die alten Excellenzen d. h. Mitglieder des Hohen Staatsrats, da derſelbe die letzte und höchſte Inſtanz in allen Staatsangelegenheiten bildete. Deshalb mußte darauf doppelt Acht gegeben werden, daß die Mitglieder derſelben des Vertrauens des Königs würdig und ihrer hohen Amtsſtellung in jeder Hinſicht gewachſen ſeien.

Geſtern wurde das neu erfundene Inſtrument mit großem Pomp, in Begleitung der dasſelbe erfundenen Weiſen des Landes, in den königlichen Palaſt gebracht und unter eine Glaskuppel geſtellt.

Heute ſollte endlich die Prüfung ſtattfinden und es wurden dazu die erſten Würdenträger des Staats erwählt, um einerſeits die Brauchbarkeit des neuen Apparats, andrerſeits aber ihre eigenen geiſtigen Fähigkeiten prüfen zu laſſen, ob ſie die innehabenden, hohen Ämter zu bekleiden imſtande wären.

Die Zeremonie begann, doch ſie dauerte nicht lange.

Und ſonderbar, ein je höheres Amt ein Würdenträger bekleidete, um ſo geringer zeigte der Apparat den Grad ſeines Verſtandes, ſo daß der ganze Staatsrat aus lauter Geiſtes-Zwerglein zu beſtehen ſchien.

Das ärgerte den König ſehr, und er berief die weiſen Erfinder des „Verſtandes-Meſſers" in den geheimſten Turm ſeines Schloſſes und befahl denſelben, eine ähnliche Prüfung mit ſeiner allerhöchſten Perſon vorzunehmen.

Es geſchah, wie der König befohlen. Doch o Wunder! als die Weiſen den Apparat abnahmen und nach dem Grade ſehen wollten, konnten ſie

leider gar nichts mehr unterſcheiden, denn ſie waren plötzlich mit Blindheit geſchlagen . . .

Am nächſten Tage erſchien in der offiziellen Staatszeitung „Weisheit“ ein Artikel, der die ganze Geſchichte des neuen Apparates ausführlich erörterte und mit den tiefſinnigen Worten ſchloß: „Der Menſch verſuche die Götter nicht.“

Und es blieb alles beim Alten!

Unſer Dichteralbum.

Umſonſt.

Was hebſt Du den Blick zu den Sternen empor
O Menſch, aus irdiſchem Staube?
Verſchloſſen iſt des Erbarmens Chor
Und zwecklos Dein frommer Glaube!

Dein Los iſt Kampf vom Morgen zur Nacht,
So lang Deine Pulſe ſchlagen.
Es iſt kein Gott, der über Dir wacht
Und hörte Dein Jammern und Klagen!

Sonſt ließ er Dich nicht in Elend und Not
Und nicht in Verzweiflung ſinken;
Sonſt müßte der Rettung Morgenrot
Doch einmal entgegen Dir winken. —

Drum laß den alten Götterwahn
Den Prieſtern, Kindern und Frauen
Und lerne kämpfend auf rauher Bahn
Der eigenen Kraft vertrauen!

München. Ernſt Kreowski.

Idyll.

Ein breites Bett an nackter Wand,
Ein Tiſch, ein Schrank, zwei Stühle;
Und ſeidenes Flickwerk, Lappen und Tand
Auf Fenſterſims und Diele.

Gebeugt über Schere und Nadelzeug
Mit ſinkenden müden Wimpern,
So läßt ſie ruhlos, fröſtelnd, bleich
Die Nähmaſchine klimpern.

Da tritt er ein. Das Antlitz fahl,
Von Arbeit aufgerieben:
Es zahlt mit Not, mit Blut und Qual
Für nacktes Leben und Lieben.

Sie ſpringt empor und ſieht ihn an,
Halb Wonne, halb Erſchrecken;
Was ſie doch nimmer verbergen kann,
Will ſie ihm flüſternd entdecken.

„Ich werde Mutter . . .“ und atemlos
Horcht ſie: was mag er ſagen?
Wird ihm die Bürde allzugroß,
Wird er es, kann er es tragen?

Da faßt er ſie an . . . ſie fühlt ſeinen Kuß
Auf fröſtelnde Lippen beben,
Als ſegnete ein verzweifelter Gruß
Ein keimendes Menſchenleben.

Helſingfors. Johannes Öhquiſt.

Dämoniſche Gewalten.

Ein dunkler Stern ſchwebt über Dir
Mit Unheil kündendem Erſtrahlen,
Beſchienen biſt Du für und für
Von ſeinem Licht, dem leichenfahlen

Wie oft vermeinſt Du zu entflieh'n
Des Sternes grünlich blaſſen Flammen,
Doch enger ſtets und enger ziehn
Die Kreiſe über Dir zuſammen.

Er nahm die Kraft Dir, nahm die Kunſt
Und ließ Dir nichts als dumpfes Sehnen,
Er hüllte Dich in glühen Dunſt,
Verſenkte Dich in krankes Wähnen.

So ohne Hoffnung, ohne Stab
Wirſt bald im Tode Du erkalten,
Es ſchaufeln Dir ein frühes Grab
Dämoniſch herrſchende Gewalten.

München. Julius Brand.

Excelſior.

Als im frohen Jugendleben
Eignen Denkens Spur ich ſpürte,
Als zuerſt des Genius Weben
Mich mit ſtolzem Kuß berührte,
Stand es klar vor meinen Augen:
Niedrigem mocht' ich nicht taugen.
Nicht in enge Daſeinsſchranken
Sei gebannt die Seele weit,
Denn mich tragen die Gedanken
Über Raum und Zeit.

Mit der Hoffnung goldnem Flügel
Flog ich hoch ins Ätherreine,
In des Sonnenroſſes Bügel —
Blieb tief unten das Gemeine.
Immer höher aufzuſtreben,
Das iſt Wonne, das iſt Leben.
Wie der Adler über Berge
Sich in ſtolzem Schwunge hebt:
Unter mir die Schar der Zwerge,
Die die Zeit begräbt.

Aufwärts ging mein heißes Sehnen
Zu der Vorwelt edler Schar,
Die mit That und Kampf und Thränen
Niederrang Tod und Gefahr,
Die nun ewig unverloren
Zur Unſterblichkeit geboren,
Ihr ſollt meines Lebens Sterne
In des Daſeins Dunkel ſein,
Bis ich einſt in weiter Ferne
Kehre bei euch ein.

Und ich hab den Kampf begonnen,
Kämpfe manchen heißen Strauß,
Manche heiße Schlacht gewonnen, —
Doch mein Herzblut ſtrömte aus.
Ja, ich kämpfte mit dem Zweifel,
Rang mit Hölle, Gott und Teufel,
Meine Bahnen zog ich weiter,
Doch auf blut'ger Kampfesſtatt
Lag ich ſelbſt, ein müder Streiter,
Siech und todesmatt.

Und ich ſehnte mich nach Stille,
Mich nach Frieden, der mich heilt;
Es erſtarrt der heiße Wille
Und der ſchnelle Flügel weilt;
Auszuruhen, zu verzichten
Aus der Bruſt gewaltſam rang.
Aber mitten in den Träumen
Rüttelt mich der Schaffensdrang,
Und ich kann nicht länger ſäumen
Thatenlos und bang.

Und ich ſchau, was ich erſtritten,
Es vernarben meine Wunden,
Längſt vergeſſen, was erlitten,
Fühle ich mich neu geſunden;
Von mir werf' ich alles Zagen,
Fühle unermeßlich Wagen.
Und es tönt in mir die Stimme:
Was du glaubeſt, glaube noch,
Jage nach dem Ziele, klimme,
Du erreichſt es doch!

Bremen. P. Michaelis.

Gebet eines Menſchen.

Ackerkrume,
Scholle der Erde,
Heilige, reine —
Wie ich dich liebe!

Geboren ward' ich
Aus deinem Schoße.
Denn eh' ich mich dachte,
In Eltern mich dachte,
Eh' ich mich fühlte
Im ſteigenden Werden:
Lag ich mit dir
In warmer Umarmung,
Atomezerſtoben,
Lufthauchumkoſt,
Lichtſtrahlgenährt,
Pflanzenbeſeelend,
Werdeluſtſüß. —
Erde war ich!
Und Erde werd' ich,
Und nichts darüber!
Dann ſchlaf' ich wieder
In heiliger Scholle.
Wurzeln hängen
Am Kalke der Knochen ...
Doch Jahrhunderte rinnen,
Pflüge zergraben,
Waſſer zerwühlen,
Winde zerwehen:
Und in tauſend Atome
Zerſtieben die Reſte
Organiſchen Seins.
Aber die Schwere,
Die Selbſtſucht der Erde,
Hält ſie zu Boden,
Miſcht ſie mit Brüdern
Friedlich zuſammen.
Ruht Krümchen bei Krümchen,
Harrende Leichen.

Ackerſcholle,
Zeugin der ewigen
Erdfrohen Rückkunft,
Zeugin der ſtillen
Wiederverweſung —
Ackerſcholle
Heilige, reine,
Wie tief ich dich liebe!

Blieskaſtel. Ludwig Scharf.

Mizzi.

Du forderſt auf mit raſchem Augenblitze,
Mit ſanftem Aufſchlag und dem kleinen Spiele
Mit Bändern, Maſchen und mit Schuhbandknüpfen,
Mit Deinen Füßen, die neugierig ſchlüpfen
Jetzt unterm Rockſaum vor mit ſchmaler Spitze,
Jetzt ſich verbergen wie geſcheucht vom Ziele.

Du forderſt auf mit Deinem frohen Lachen,
Mit ſchnellem Wort, das Du mir heiter zuwirfſt,
Aus dem verſteckter Wunſch mir lieblich flüſtert:
„Auf Wiederſehn". Wie ſich die Nacht verdüſtert!
Nur Deiner Augen helle Sterne wachen,
Mit denen Du mein Herz aus ſeiner Ruh wirfſt.

Dir gegenüber ſitze ich im Garten
In lauer Sommernacht, die Gäſte wogen
Und ſchwatzen bei der Muſik lauten Klängen.
Dir will der knappe Leib die Bruſt bedrängen,
Der nah' ſich ſchmiegend hüllt der ſüßen zarten
Und halb erſchwoll'nen Knoſpen ſanften Bogen.

Das weiße Kleid in ſchlank gelegten Falten
Umfließt die Hüfte Dir und wallt hinunter
Und endet mit aufzuckend breitem Rande,
Wo rot beſtrumpft und trippelnd auf dem Sande
Zierlichſten Spieles Deine Füßchen walten
Enthüllend, bergend, plaudernd, ewig munter.

Du forderſt auf, daß ich Dich Kind beſtanne,
Daß mir gefalle Deiner Jugend Neuheit,
Die mir ſo blütenfriſch entgegenleuchtet;
Mit weichem Schimmer iſt Dein Aug' befeuchtet,
Das nach mir blickt in übermütiger Laune
Und wieder dann in mädchenhafter Scheuheit.

Und Du haſt Recht. Die ältre Dir zur Seite
Iſt längſt vergeſſen, ſeit ich Dich geſehen.
Dir dient mein Herz, Du haſt das Spiel gewonnen.
Nicht haſt umſonſt das feine Netz geſponnen,
Denn ſieh', ſchon faßt mich Glut zum ſüßen Streite,
Mein Atem ſtockt und meine Blicke flehen.

Salzburg. Theodor von Grienberger.

Kaiſer Friedrich III.

I.

Letzte Fahrt.

(6. Juni 1888.)

Ich ſähe wohl gern (er ſprach es ſtumm)
Noch einmal die Plätze hier herum,
Am liebſten auf Alt-Geltow zu, —
Und ihr kommt mit, die Kinder und Du."

Das Dorf, es lag im Sonnenſchein,
In die ſtille Kirche tritt er ein,
Die Wände weiß, die Fenſter blank,
Zu beiden Seiten nur Bank an Bank,
Und auf der letzten — er blickt empor
Auf Orgel und auf Orgelchor
Und wendet ſich und ſpricht: „wie gern,
Vernähm' ich noch einmal „Lobe den Herrn";
Den Lehrer im Feld, ich mag ihn nicht ſtören,
Vicky, laß Du das Lied mich hören."

Und durch die Kirche, klein und kahl,
Als ſprächen die Himmel, erbrauſt der Choral,
Und wie die Töne ſein Herz bewegen,
Eine Lichtgeſtalt tritt ihm entgegen,
Eine Lichtgeſtalt, an den Händen beiden
Erkennt er die Male: „Dein Los war leiden,
Du lernteſt dulden und entſagen,
Drum ſollſt Du die Krone des Lebens tragen.
Du ſiegteſt, nichts ſoll Dich fürder beſchweren:
Lobe den mächtigen König der Ehren..."

Die Hände gefaltet, den Kopf geneigt,
So lauſcht er der Stimme.
Die Orgel ſchweigt.

II.

Letzter Beſuch.

(14. Juni 1888)

König Oskar, vom Mälar kommt er daher,
Fährt über den Sund, fährt über das Meer,
Nun ſieht er die Küſte: Deutſches Land,
Haide, Kiefer, märkiſchen Sand,
Und nun Avenuen und Schloß und Alleen,—
Er kommt, um den ſterbenden Kaiſer zu ſehn.

Dem melden ſie's. „König Oskar iſt da."
Kaiſer Friedrich wie ſuchend um ſich ſah,
Ein leuchtend Bildnis hängt an der Wand,
Sein Bildnis von Angelis Meiſterhand,
Orangeband, Orden, Helmbuſchzier,
Paſewalker Küraſſier,
Er blickt drauf hin und den Blick ſie verſtehn:
„So ſoll mich König Oskar ſehn."

Und ſie legen ihm Koller und Küraß an,
Aufrecht noch einmal der ſterbende Mann,
Aufrecht und hager und todesfahl —
König Oskar tritt in den Marmorſaal,
Sprechen will er, er kann es nicht,
Ein Thränenſtrom ſeinem Aug' entbricht,
Da ſteht ſein Freund in des Jammers Joch,
Gebrochen und doch ein Kaiſer noch:
Den Pallaſch zur Seite, den Helm in der Hand,
Kaiſer Friedrich vor König Oskar ſtand.

„Bild einſt von Größe, Schönheit, Glück,
Das iſt das letzte, das blieb zurück;"
Stumm neigt ſich der König, und noch einmal,
Und nun zum dritten und — verläßt den Saal.

III.

Grabſchrift.

(Geſt. 15. Juni 1888.)

Du kamſt nur, um Dein heilig Amt zu ſchaun,
Du fand'ſt nicht Zeit, zu bilden und zu baun,
Nicht Zeit, der Zeit den Stempel aufzudrücken,
Du fand'ſt nur eben Zeit noch, zu beglücken,
Du ſahſt Dein Reich und ließ'ſt es Deinem Erben,
Du fand'ſt nur Zeit, um wie ein Held zu ſterben.

IV.

Re Umbertos Kranz.

(Friedenskirche, Mai 1889.)

Im alten Dom zu Monza ruht die Krone,
Die eiſerne. Die trug er. Doch zu Monza
Blüht auch des Lorbeers viel in meinen Gärten.

Pflückt von dem Lorbeer und den dunkelſchönſten,
Schlingt ihn zum Kranz; der Kranz ſoll mich begleiten
Bis hin zur Ruheſtätt' meines Martyrfreundes,
Bis in die Friedenskirche. —

Siegeslorbeer,
Nicht Friedenspalmen will ich niederlegen
Auf ſeinen Sarg. Wozu noch Friedenspalmen?
Er hat, was er erſehnt, — er hat den Frieden.

Berlin. Theodor Fontane.

Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland.

Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland,
Ein Birnbaum in ſeinem Garten ſtand,
Und kam die goldene Herbſteszeit,
Und die Birnen leuchteten weit und breit,
Da ſtopfte, wenn's Mittag vom Turme ſcholl,
Der von Ribbeck ſich beide Taſchen voll,
Und kam in Pantinen ein Junge daher,
So rief er: „Junge, wiſte 'ne Beer?"
Und kam ein Mädel, ſo rief er: „Lütt Dirn,
Kumm man röwer, ick hebb 'ne Birn."

So ging es viel Jahrr, bis lobeſam
Der von Ribbeck auf Ribbeck zu ſterben kam.
Er fühlte ſein Ende. War Herbſtrszeit,
Wieder lachten die Birnen weit und breit,
Da ſagte von Ribbeck: „Ich ſcheide nun ab.
Legt mir eine Birne mit ins Grab."
Und drei Tage drauf, aus dem Doppeldachhaus,
Trugen von Ribbeck ſie hinaus,
Alle Bauern und Büdner, mit Feiergeſicht
Sangen „Jeſus meine Zuvrrſicht"
Und die Kindrr klagten, das Hrrze ſchwer,
„He is dod nu. Wer giwt uns nu 'ne Beer?"

So klagten die Kinder. Das war nicht recht,
Ach, ſie kannten den alten Ribbeck ſchlecht,
Drr neue freilich, der knauſert und ſpart,
Hält Park und Birnbaum ſtrenge verwahrt,
Aber der alte, vorahnend ſchon,
In Mißtraun gegen den eigenen Sohn,
Drr wußte genau, was damals er that,
Als um eine Birn' ins Grab er bat,
Und im dritten Jahr, aus dem ſtillen Haus,
Ein Birnbaumſprößling ſproßt heraus.

Und die Jahre gehen wohl auf und ab,
Längſt wölbt ſich ein Birnbaum über dem Grab,
Und in der goldenen Herbſteszeit
Leuchtet's wieder weit und breit.
Und kommt ein Jung' übern Kirchhof her,
So flüſtert's im Baume: „wiſte 'ne Beer?"
Und kommt ein Mädel, ſo flüſtert's: „Lütt Dirn,
Kumm man röwer, ick geb Di 'ne Birn."

So ſpendet Segen noch immer die Hand
Des von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland.

Berlin. Theodor Fontane.

Edelweiß.

Ihr fragt, warum man ſo ſelten den Beſten
Begegnet zu Markt und bei lärmenden Feſten?
Auf dem Tagesmarkt, unter Bücherplunder
Findet ihr nicht des Griſtes Wunder.
Empor müßt Ihr klimmen, zur Klauſe gehen
Und nach der Dichtung Edelweiß ſehen.
Himmelnahe, auf höchſtem Grat,
Dort lebt der Genius und ſeine That.
Dort lebt er einſam, vergeſſen, verlaſſen,
Indes die unten ſchwelgen und praſſen,
Umnebelt das Herz, den Kopf, die Sinne
Von Goldesklang und niederer Minne.
Dem Schein, der Phraſe Lob und Preis!
In die Goſſe hinein mit dem Lorberreis!
Indes ſie haſchen nach trügender Luſt,
Erſteht in des Dichters durchgeiſtigter Bruſt
Das Hochlied vom einſtigen, höheren Leben:
Als Erbe muß er's der Menſchheit geben,
Die in dämoniſcher Blindheit verkennt
Deß' Namen im Srgen die Zukunft nennt.

Mödling bei Wien. Margarethe Halm.

Sippſchaft.

Es kommt oft plötzlich über mich
Wie Sturm in Frühlingsnächten,
Da möcht' ich jubelnd meinen Arm
Um Deinen Nacken flechten.

Da möcht' ich küſſen Deinen Mund
Im wilden Sehnſuchtstriebe
Und ſingen Dir ein trunken Lied,
Ein Lied von meiner Liebe.

Doch ſeh' ich dann an Deiner Seit'
Die falſche, glatte Sippe,
Kriecht mir ein Schatten übers Herz
Und ſtumm wird meine Lippe.

Auf der Jagd.

Ich ſah oft, wie Dein ſchönes Haupt
In ſtillem Weh ſich neigte,
Wenn draußen vor des Schloſſes Thor
Der blinde Spielmann geigte.

Ich ſah in Deinem Augenpaar
Oft eine Thräne ſtehn,
Wenn nach der Waidluſt Du im Forſt
Ein ſterbend Reh geſehn.

Mir aber haſt Du aus der Bruſt
Das treue Herz geriſſen,
Du höhnſt mein Leid und ſchläfſt wie ſonſt
Auf Deinen ſeidnen Kiſſen.

München. Heinz Oſſer.

Beſuch im Beinhaus.

Da liegen ſie, die Schädel all'
Und glotzen auf mich her,
Als wüßten ſie, wie bald ich ſchon
Von ihnen einer wär'.
Ich weiß! Und weiß, daß über Nacht
Ich dann vergeſſen bin;
Vergeſſen, was ich fühlt' und dacht'
Und was ich war und ſchien;
Geriſſen über Nacht mein Bild
Aus jeder Menſchenbruſt,
Die ich bekämpft, die ich erfüllt
Mit Liebeshimmelsluſt!
Dann, Lieder, ſeid ihr wie Gebein,
Das hier am Boden morſcht,
Ein Nachlaß, der in Winkeln liegt,
Dahin kein Auge forſcht.
Mein Liebchen ſelbſt erkennt vielleicht
Dann nicht mehr meine Schrift,
Wenn ſie ein Blatt von meiner Hand,
Ein namenloſes, trifft.
Es ſei, daß niemand wiſſen ſoll,
Wer dieſen Schädel trug,
Mit jenen Armen ſich wie toll
Durchs tolle Leben ſchlug;
Doch denkſt Du, daß die Nächſten, die
Dein Herz voll Treue trug,
Doch dieſes Herz verſtanden nie,
So lang' es ihnen ſchlug;
Und denkſt Du, daß es menſchlich iſt,
So leilnamslos zu ſteh'n
Vor Bruderloos zu jeder Friſt
So gaffend, wie ſie ſteh'n
Vor dieſem Haufen Totenbein —
Dann grauet Dir vielleicht
Vor manchem, der im Sonnenſchein
Die Hand zum Gruß Dir reicht.

Wien. Hermann Hango.

Vae victis!

Auf den Totenschädel eines wahnsinnigen Dichters.*)

Der Feuerherd steht leer,
O welch ein düstrer Friedel
Der Hammer tönt nicht mehr
In der verlass'nen Schmiede,
Die Nachtluft weht herein
Durch Fenster und durch Thüre,
Nicht daß zu rotem Schein
Sie keck die Flamme schüre.
Sie weht die Asch' hinaus,
Ein armes Spiel der Winde,
Daß man vom ganzen Haus
Die nackte Wand nur finde.
Der Meister ist davon —
Wohin, wer weiß zu sagen?
Doch keinen Arbeitslohn
Hat er mit fortgetragen
Einst ging es lustig her,
Es hörte ganze Wochen
Der Hammer, stark und schwer,
Nicht auf, voll Lust zu pochen.
Die Flamme hat geglüht,
Das Eisen sich gebogen,
Der Funken wild gesprüht,
Als ob die Blitze flogen.
Der Schmied war nicht allein,
Mit ihm schafft' ein Geselle,
Der blickt' wie Sonnenschein
Auf alle Welt so helle,
Er sang dem Vogel gleich
Die allerschönsten Weisen,
Es war im ganzen Reich
Kein Bursch so froh zu preisen;
Die ganze Welt war sein,
Ihm stand der Himmel offen,
Sah doch sein Aug' hinein
Voll Sehnsucht und voll Hoffen.
In einer dunklen Nacht,
Da ist er fortgeblieben,
Geheimnisvolle Macht
Hat ihn weit weggetrieben.
Ein Andrer kam zum Schmied
Gar finster und verschlossen,
Der sang kein lustig Lied,
Floh einsam die Genossen.
Wohl schlug er immerzu
Und hämmert' lange Nächte,
Als ob er nicht an Ruh'
Und Feierabend dächte.
Da ist mit wildem Schlag
Der Hammer einst zersprungen,
Es hat seit jenem Tag
Kein Ambos mehr geklungen.
Nun ist der Meister fort,
Mit ihm auch der Geselle,
Und einsam liegt sie dort
Die nackte Feuerstelle.

Lahr. E. Peschier.

*) Aus der Gedichtsammlung: „An zwei Seen" von Eugene Peschier. Konstanz. Wilhelm Meck. 1890.

Judentum und Antisemitismus.

Eine zeitgenössische Studie von Conrad Alberti.

(Berlin.)

„*Γνῶθι σαυτον.*"

Hermann Conradi erörtert in seiner neuesten Schrift „Kaiser Wilhelm II. und die junge Generation", die er mir zu widmen die Liebenswürdigkeit hatte, in sehr geistreicher Weise das Wesen der specifisch modernen Tragik. Rein geistig aufgefaßt ist das Wesen der Tragik seelischer Kampf

des Menschen mit sich selbst, Zerreißung des einheitlichen Wesens des Menschen, Widerspruch zwischen Überzeugung und Neigung, an dem der Einzelne zugrunde geht, Spaltung des Willens, entgegengesetzte Strömungen in der Seele, in deren Wirbel der Unglückliche scheitert. Mit einem Wort, Tragik ist Zweiseelenbildung, und je unentrinnbarer, natürlich notwendiger, je unverschuldeter vom Willen des Einzelnen diese Bildung ist, je mehr durch die naturgesetzmäßige Einrichtung des Weltganzen bedingt, je ernster und stärker der im Vorhinein vergebliche Versuch des Einzelnen ist, diese Kluft auszufüllen, desto tragischer, desto mitleidswürdiger ist die Persönlichkeit, das Volk, die Zeit. Mit Recht nennt Conradi einen modernen Herrscher eine tragische Figur, wenn ihn die Überzeugung, die Erkenntnis auf andere, demokratische Bahnen weisen und zugleich die Familientradition, das dynastische System, dessen Erbe und Träger er ist, nötigen, sich jeder modernen Anschauung zu verschließen. Er wird Ausgleichungen suchen, wird hin- und herschwanken, und in diesem Kampfe zugrunde gehen. Eine solche tragische Figur war z. B. Alexander II. von Rußland.

Aber das Muster einer tragischen Figur dieser Art — in noch weit höherem Grade als der Fürst — scheint mir der moderne Jude zu sein, der aufgeklärte Jude der heutigen Zeit, dessen Typus Gutzkow im „Uriel Akosta" so großartig angedeutet hat, wenigstens in der gewaltigen Schlußszene des zweiten Aktes, so gut wie er im „Zauberer von Rom" die Tragik des modernen Katholizismus mit Meisterstrichen entwarf.

Niemand empfindet diese tiefe Tragik seines Schicksals so, wie wir Mitglieder der jüngeren Generation von jüdischer Abstammung, und unser ganzes Dasein ist ein unaufhaltsamer Kampf mit uns selbst, ein ewiges Verbluten.

Ich darf dreist behaupten, daß es unter der ganzen jungen, mit moderner Bildung durchtränkten jüdischen Generation kein Mitglied giebt, das von der Überflüssigkeit, Schädlichkeit und Verfaultheit des Judentums nicht in tiefster Seele überzeugt wäre.

Das Judentum hat jedes Recht zum Dasein verloren. Es hatte ein solches, so lange der Monotheismus noch bestand, der Glaube an einen persönlichen Gott, den Gott der Offenbarung, denn es war die reinste, vollendetste, konsequenteste Form dieser Weltanschauung, im Gegensatz zum Christentum, das nie etwas anderes war, als ein seltsamer Kompromiß zwischen Eingötterei, Mehrgötterei, Vielgötterei, ein Mischgericht von Judentum, Hellenismus, Brahmaismus und eine Menge kleinerer Zusätze, wie Manichäertum ꝛc. Der Monotheismus ist aber tot, der Glaube der Zukunft ist ein gereinigter und fortgebildeter Pantheismus, die Religion der Plotin,

Giordano Bruno, Goethe, geläutert, verbessert, neu begründet durch die Forschungen eines Darwin, Robert Mayer, Helmholtz, Dubois Reymond, Häckel, Wundt, Benedikt, Lombroso, die Religion der einen gewaltigen, unerforschlichen Naturkraft, die sich in den verschiedensten Formen und Stärken durch alle Erscheinungen und Gestaltungen der Materie darstellt. Das „Gesetz", welches seine absolute Macht über den alten Juden unerbittlich ausübte, es hat für den modernen Juden seine Heiligkeit verloren, seitdem uns Wellhausen die Entstehungsgeschichte desselben unwiderleglich aufgedeckt hat, seitdem wir wissen, daß die „Offenbarung" ein frommer Betrug ist, daß die Grundlage des Judentums, der Pentateuch, nicht früher als Hagiographen und Propheten entstanden ist, sondern im Gegenteil viel, viel später erst künstlich fabriziert wurde, als das Judentum auseinanderzufallen drohte und man durch ein gewaltsames Mittel, durch Herstellung einer Urkunde, das Zerbröckelnde zusammenzuhalten suchte. Die Vorschriften des Gesetzes sind teils in Fleisch und Blut der modernen Kultur übergegangen, wie die vernünftigen unter den zehn Geboten, und können aus derselben nicht mehr entfernt werden, aus dem einfachen Grunde, weil sie der menschlichen Natur entsprechen, weil sie durchaus nicht jüdisches Sondereigentum sind, sondern sich auf einer bestimmten Kulturstufe bei jedem Volke herausbilden müssen. Teils sind sie durch die moderne Wissenschaft auf reine und festere Grundlage gestellt, die äußerlichen Befehle sind zu inneren Überzeugungen geworden, wie die Liebe zum Tier durch Schopenhauer und den Darwinismus, teils sind sie durch die technische Ausbildung der modernen Wissenschaft, zumal der Hygieine überflüssig und sinnlos geworden, wie die Verbote, Hasen und Schweine zu genießen, die Beschneidung, die nur für wärmere Klimata Zweck hat.

Schädlich wirkt das Judentum in politischer Hinsicht als ein zugleich ultrareaktionäres und ultraradikales Element. Denn diese beiden Eigenschaften finden sich in wunderbarer Weise im Judentum gemischt. Mit fanatischer Zähigkeit hängt es an den veraltetsten, sinnlosesten Einrichtungen und Anschauungen und baut zugleich mit demselben Fanatismus Barrikaden, wirft Bomben und Dynamitpatronen wo es kann. Dieser Widerspruch hat sich nicht etwa durch die Verhältnisse historisch entwickelt, er liegt vielmehr im Wesen des Judentums, das schon zur Zeit Moses, der Könige, der Propheten, des Herodes ebenso neuerungssüchtig wie verbohrt war. Indem das Judentum so zwei Extreme umfaßt, wird es der natürliche Feind und Hinderer der allmählichen organischen Fortentwicklung, die in allen Dingen allein die Amme gesunder Zustände ist.

In Wirklichkeit hat das heutige Judentum alle religiösen, ethischen,

ethnischen Rassen-Momente bis auf winzige Spuren abgestreift, es bildet nichts mehr als eine soziale Gemeinschaft. Die fortwährend steigende Schwierigkeit des Erwerbs, der immer brutalere Formen annehmende Kampf ums Dasein zwingen zur Bildung kleinerer und größerer Verbände, Kooperativ-Genossenschaften, zu gegenseitiger Stützung, zu gemeinsamem Vorgehen, um gewisse Erwerbszweige zu beherrschen. Dabei leitet die heutigen Juden jedoch ausschließlich das materielle Interesse. Das sogenannte ideale Zusammengehörigkeitsgefühl, die Familienliebe ꝛc., die selbst Christen als eine besondre jüdische Tugenden gepriesen haben, sind schon längst nicht mehr vorhanden, wenigstens nicht im höheren Grade als bei Andersgläubigen. Sie bestanden so lange sie nötig waren, so lange die Juden noch eine verfolgte Herde bildeten, so lange einer den Schutz des andern brauchte. Seit der Emanzipation hat das alles aufgehört, und mit Recht sagt Gutzkows Uriel . . . „gleich als wenn wir Brüder wären, die mir weit seltener als wir scheinen, sind!" Ein Wort das von tiefster Kenntnis der Verhältnisse zeugt. Den Juden betrachtet der Jude heut nur noch als einen natürlichen oder positiven Bundesgenossen im wirtschaftlichen Kampfe und stützt und hält ihn nur als solchen, die Fälle, daß Juden ihre Verwandten mitleidlos verhungern und untergehen lassen, ereignen sich heut alle Tage. Das Judentum hat aufgehört eine Religion, eine Rasse, eine Nation zu sein — es ist nur noch eine Klique. Es ist eine große soziale Bildung mannichfacher Gruppen und Ringe, wie sie sich bei den Christen ähnlich finden. Während der jüdische Bankier und der jüdische Sensal im Betstuhl nebeneinander stehen, verhandeln sie ihre Börsen-Manipulationen. Gläubig sind sie beide nicht, sie finden sich höchstens rein formell mit einem Wesen ab, dessen Existenz beiden gleich zweifelhaft erscheint, und wenn nicht wirtschaftliche Gründe dagegen sprächen, so würden sie das ebensogut in einem Gebäude mit dem Kreuz auf dem Dach thun, wie in einem mit dem doppelten Dreieck.

Auf diesem Gebiete zeigt sich vor allem die Verderblichkeit des Judentums. Denn was man ihm sonst vorwirft, ist blödes Gefasel. Die geschlachteten Kinder von Tisza-Eßlar dürften wohl niemanden mehr amusieren als die eingefleischten Antisemiten selbst, welche dergleichen kindische Gruselgeschichten doch wider besseres Wissen nur zu dem Zwecke fabrizieren, die dumme urteilslose Mehrheit des Volkes in ihre Gefolgschaft zu pressen. Dem strenggläubigen Juden sind englische Beefsteacks und Rostbeefs verboten, und Menschenblut sollte ihm erlaubt sein!!

Und ist der christliche Wucherer etwa harmloser als der jüdische? Treibt er den armen Bauern nicht genau so herzlos in halbnacktem Zustande von seiner Scholle wie dieser? Wir geben auch nichts auf die Klagen des

verſumpften adligen Gutsbeſitzers, der ſein Vermögen verhurt, verſäuft, verſpielt, Geld von den Juden aufnimmt und dann Mord ſchreit, wenn der Jude den bankrotten Lumpen zuletzt von Haus und Hof jagt! Er klagt das Geſetz an, das dem Juden nicht befiehlt, ihm für ſein Lodderleben Geld zinſenfrei zu leihen. Auch daß ſich beſonders viele Juden unter den Fälſchern, Betrügern, Hehlern ꝛc. befinden, rührt mich nicht. Dafür befand ſich unter den 53 Mördern, welche Herr Krautz als preußiſcher Scharfrichter ins Jenſeits beförderte, auch nicht ein Jude. Der chriſtliche Germane hat eine Vorliebe für Verbrechen aus Rohheit, der Jude für ſolche aus Liſt — chacun à son goût. Die chriſtliche Bäuerin, welche Kalkwaſſer in die Milch gießt und das ausgehöhlte Stück Butter mit Margarine füllt, ſteht nicht um einen Zoll höher als der jüdiſche Krämer, der dem Käufer wertloſen Schoddy für feinſtes Kammgarn aufredet. In allen Religionen, Ständen, Nationen bilden die Lumpen die erdrückende Mehrheit und die anſtändigen, ehrlichen Menſchen die verſchwindende Minderheit — dieſe Vorwürfe gegen das Judentum ſind höchſt albern. Dann der vielbeleumdete Talmud! Was ſoll der nicht alles verſchuldet haben! Die größten Grauſamkeiten ſollen darin befohlen, jedes Verbrechen gegen Chriſten gebilligt ſein! Nur ſchade, daß es den Juden mit dem Talmud geht wie Victor Hugos Kommunarden, dem der Dichter die Verbrennung der ungeheuern Bibliothekſchätze zum Vorwurf macht, unter Aufzählung all der litterariſchen Unerſetzlichkeiten, die ſeine rohe Hand vernichtet, worauf jener nur die lakoniſche Antwort erteilt: „Ich kann nicht leſen“. Die Juden von heut haben nämlich keine Ahnung von all den ſchönen Sachen, die angeblich im Talmud ſtehen: die Mehrzahl derſelben kann nicht einmal mehr das alte Teſtament im Urtext leſen, der in gutem Hebräiſch abgefaßt iſt, geſchweige den in ſchwer verſtändlichem Dialekt geſchriebenen Talmud. Vollſtändige deutſche Überſetzungen dieſes Werkes exiſtieren aber gar nicht. Von 1000 heutigen Juden dürfte kaum einer imſtande ſein den Talmud zu verſtehen. Geſetzt alſo, dieſer enthielte alle jene Scheußlichkeiten und Schändlichkeiten — was aber chriſtliche Kenner derſelben wie Prof. Delitzſch entſchieden beſtreiten — wie ſollte er trotzdem den geringſten beſtimmenden Einfluß auf die Juden ausüben, wenn dieſe ihn durchaus nicht zu leſen vermögen, da ſie gar kein Hebräiſch mehr lernen und verſtehen?

Aber das Judentum iſt allerdings der charakteriſtiſcheſte und folgerichtigſte Vertreter des Prinzips des modernen Kapitalismus, der Akkumulation. Nicht als ob die Juden in bezug auf Ausnutzung des Arbeiters, auf Herabdrückung des Lohns und menſchenunwürdige Behandlung des Arbeiters, nur einen Zoll tiefer ſtänden als die Chriſten. O nein! Unter jenen

Ehrenmännern von Kohlenbaronen, welche die westphälischen Streiks in diesem Frühjahr heraufbeschworen, befand sich auch nicht ein Jude. In keiner jüdischen Fabrik werden die Arbeiter schlechter behandelt als in einer christlichen. Unsere Arbeiter wissen ganz genau, warum sie Christen und Juden in einen Topf werfen. Sie sind die klassischen Zeugen gegen den Antisemitismus, und ihr Zeugnis ist vernichtend, denn hätte der Antisemitismus nur einen Funken innerer Berechtigung, so müßten die Arbeiter ja in der Mehrzahl auf seiner Seite stehen — sie aber bekämpfen die christlichen Fabrikanten genau so wie die jüdischen.

Niemand kann indes bestreiten, daß das Judentum in hervorragender Weise an der Versumpfung und Korruption aller Verhältnisse Anteil nimmt. Eine Charaktereigenschaft der Juden ist das hartnäckige Bestreben, Werte zu produzieren ohne Aufwendung von Arbeit, das heißt, da dies ein Ding der Unmöglichkeit ist, der Schwindel, die Korruption, das Bemühen, durch Börsenmanöver, falsche Nachrichten, mit Hilfe der Presse und auf ähnliche Weise künstliche Werte zu schaffen, sich diese anzueignen, und sie dann im Eintausch gegen reale, durch Arbeit geschaffene Werte von sich abzuwälzen, auf Andere, in deren Händen sie in Luft zerfließen wie Helena in Fausts Armen. Die Vertreter der Korruption von Börse, Presse, Theater in meinem Roman „die Alten und die Jungen", die Vertreter der Klasse, die sich ohne Arbeit zu bereichern sucht, sind daher Juden. Es läßt sich leider nicht leugnen, daß die moderne Kunst, besonders das Theater, nur durch Juden korrumpiert worden sind. Ich nenne die Namen Blumenthal, Lautenburg, Adolf Ernst (der freiwillig zum Judentum übertrat). Das Judentum bildet in der modernen Gesellschaft eine Klique mit der eben gezeichneten Tendenz. Hand in Hand damit geht eine gesellschaftlich höchst gefährliche Eigenschaft: die Bildungsheuchelei. Den Juden fehlt im allgemeinen der Kunstsinn vollständig, weil ihnen der plastische Sinn abgeht, die naive Freude am Sinnlichen, sie sind zu viel Verstandsmenschen, kritische Delektiker (ich selbst habe leider für einen Romanschriftsteller auch zu viel davon!) daher findet man unter den Juden wenig echte Künstlernaturen und wenig wirklich bedeutende schöpferisch-kritische Geister. (Ausnahmen wie Heine, Rahel beweisen nichts.) Im allgemeinen ist für die Juden die Kunst nur ein Gegenstand, ihren Witz daran zu üben, und das Gemeingefährliche dieser Eigenschaft besteht darin, daß sie diese fade Witzelei mit größter Dreistigkeit der Welt als echte Kritik aufreden. So lange das Judentum nicht emanzipiert war und darnach nicht das große Wort führen konnte, hätte der Geldprotz sich nie erlaubt, seine Ansicht in künstlerischen und anderen Dingen über die der wirklich Gebildeten, der Fachmänner zu stellen — der jüdische Kommerzienrat erklärt, auf das

Portemonnaie klopfend, seinen Geschmack, sein Urteil für allein maßgebend. Er bezahlt ja im Theater die besten Plätze. Die charakteristischen Züge treten nirgends so scharf hervor als im Judentum, der Jude kann niemals direkter Mob werden, aber auch niemals Aristokrat, er bleibt stets Parvenu. Kein Mensch wird die Christen, die Germanen für Engel halten, und ich behaupte, daß der Prozentsatz des Anstands und der Gemeinheit bei Christen und bei Juden ganz gleich ist. Der Christ ist unbedingt roher als der Jude, aber er ist ehrlicher, er hat den Mut der Unbildung, er gesteht seine Unkenntnis offen ein, der Jude, im allgemeinen nicht gebildeter als der Christ, treibt immer Bildungsheuchelei. Der Jude kann im allgemeinen nicht auf eine solche Stufe der brutalen Rohheit hinabsinken,*) wie unter Umständen der Christ, er wird selten im Rinnstein enden, aber er vermag sich mit seltenen Ausnahmen auch nicht zu einer solchen Höhe des Idealismus der Humanität, der Opferwilligkeit, der selbstlosen Hingabe an eine Idee, an die Allgemeinheit, an eine große Sache emporzuschwingen, wie der auf der Höhe der Geistes- und Herzensbildung stehende Christ. Der Selbsterhaltungstrieb bleibt immer der stärkste Trieb im Juden, das Opfer desselben, die rückhaltlose Hingabe an einen Andern, an eine Sache kennt er kaum.

Was man aber dem Judentum mit Recht zum Vorwurf machen kann, ist nicht, daß es schlechter ist als andere Gemeinschaften, sondern nur, daß es nicht besser ist. Wenn ein Volk sich selbst als das auserwählte bezeichnet und den Vorrang vor allen andern beansprucht, wie das Judentum thut, so genügt es nicht, daß seine Fehler auch die anderer Nationen sind, sondern man hat das Recht zu verlangen, daß es die großen Worte einlöst, daß es in der That besser, edler, idealer sei als alle, daß es sich zum Hort aller idealen Bestrebungen mache und mit Verzicht auf jede materielle Selbstsucht nur dieser lebe. Höchstens aber kann man den Juden zugestehen, daß sie nicht schlechter sind als die Christen, daß genau wie bei diesen auf 99 Lumpen ein anständiger Mensch kommt. Daß das Judentum aber nicht besser ist als das Germanentum, während es dies unablässig zu sein behauptet und fortwährend von dem „jüdischen Kopf", dem „jüdischen Herzen", dem „jüdischen Gemüt" spricht als von Dingen, die es in besonderer Eigenschaft vor Andern voraushabe, daß es gerade so im Materialismus ver-

*) Eine Ausnahme bildet nur der geschlechtliche Verkehr, besonders das Verhalten reicher Judenjungen armen Mädchen, Nähterinnen ꝛc. gegenüber. Dieser erreicht eine unglaubliche Stufe der cynischen Rohheit, zu welcher ich christliche junge Leute nie habe hinabsinken sehen. Diese bewahren dem Weibe gegenüber meist doch noch einen letzten Rest von Scham, die unsern Börsenjobbern bis auf das Fünkchen ausgeht.

sumpft ist wie alle andern Gesellschaftskreise — das mache ich ihm in erster Linie zum Vorwurf. Und es ist seltsam zu sehen, daß der Kreis, der sich am lautesten und entrüstetsten über den deutschen Chauvinismus aufhält, über das unaufhörliche Selbstherausheben der Vorzüge des deutschen Volkes, daß er selbst den schlimmsten Stamm-Chauvinismus treibt und bei jeder Gelegenheit alles Gute als jüdisch in Anspruch nimmt und die jüdischen Eigenschaften vor allen andern preist, und mit eiserner Zähigkeit an einer Selbständigkeit festhält, die schon längst jede Berechtigung verloren. Eine der gefährlichsten, spezifisch jüdischen Eigenschaften aber ist die brutale, geradezu barbarische Unduldsamkeit — wieder ein seltsamer Widerspruch bei einem Stamme, der jeden Augenblick laut nach Duldung schreit. Eine schlimmere Tyrannei kann nicht geübt werden, als sie die jüdische Klique übt. Von jener Achtung für die Ansichten, die Person des Gegners selbst bei energischer Bekämpfung, wie man sie zum Teil bei den Germanen, ganz besonders aber bei den Romanen (Italienern) findet, ist bei den Juden nie die Rede. Wer es wagt sich der jüdischen Klique entgegenzustellen, den versucht diese unweigerlich mit viehischer Brutalität niederzutreten. Und es ist noch ein großer Unterschied zwischen der Unduldsamkeit des Germanen und des Juden. Jener bekämpft den Gegner im offenen, ehrlichen Kampfe, er ruft gegen den Geist vor Allem wieder den Geist in die Schranken. Der Jude sucht aber seinen Gegner auf geistigem Gebiet meist zu vernichten, indem er ihm den materiellen Boden entzieht, seine bürgerliche Existenz untergräbt, oder indem er die Existenz und die Bestrebungen seines Gegners der Welt so viel als möglich zu verheimlichen, diese zu belügen sucht, indem er den Andersgesinnten einfach wegläugnet. Die niederträchtigste aller Kampfarten, das Totschweigen, ist spezifisch jüdisch. Als Gegner im sozialen wie im geistigen Kampfe bedient sich der Jude mit Vorliebe der niedrigsten Mittel, weil er weiß, daß der germanische Christ lieber den Kampf aufgiebt, als ihm auf das Gebiet der Gemeinheit folgt.

Worin besteht nun aber das tragische im Wesen des modernen Juden?

Nun, alle diese Ausführungen gelten nur von einem Teil der modernen Juden — von der älteren Generation. Die jüngere jüdische Generation ist fast ausnahmslos von der Überflüssigkeit und Schädlichkeit des Judentums überzeugt, sie hegt nur den einen Wunsch, sie ist nur von dem einen Bestreben beseelt, dasselbe so schnell als möglich abzustreifen. Diese Generation hat zum Teil auf den Feldern von Sedan, Mars la tour, Le bourget für die Einigung Deutschlands ihr Blut eingesetzt, zum Teil ist sie in den gewaltigen Eindrücken jener ungeheuern Kämpfe und Heldenthaten aufgewachsen. Sie ist erzogen in den Anschauungen eines Darwin, Wundt, Taine, Nietzsche,

Marx und all der erlauchten modernen Geister, der Herolde einer neuen Kultur, welche auf ganz neuen, gewaltigen Pfeilern ruht. Sie ist glücklich, wieder ein Vaterland zu haben, einem großen, starken Gemeinwesen anzugehören, welches die Führung der Menschheit zu einer höheren Stufe der geistigen und sozialen Entwicklung übernehmen will. Sie erkennt die Überflüssigkeit des Judentums an und will rückhaltlos aufgehen im Deutschtum, sie ist sich über die im Laufe der Jahrhunderte der Unterdrückung erworbenen verderblichen Eigenschaften des Judentums vollkommen klar, und kennt nur ein Ziel: ernst und unablässig an der Beseitigung derselben zu arbeiten. Man darf sagen: nirgendwo giebt es glühendere, entschiedenere und rücksichtslosere Feinde des Judentums, als unter den Juden, und diese Gegner sind für das Judentum gewiß gefährlicher als alle andern, denn keiner kennt die tiefsten und geheimsten Fehler des Judentums so wie sie, keiner vermag so die Mittel und Wege zur Vernichtung des Judentums zu erkennen, wie sie.

Und warum zögert nun diese große Masse, das innerlich schon längst überwundene Judentum auch äußerlich von sich abzuwerfen wie einen zerfetzten Rock und den Kampf gegen den alten Geist, den sie haßt, zu beginnen, um ihn zu vernichten?

Ja warum? Das ist eben das tragische Moment! „Die Ehre nur ist's, die mich euch verpflichtet!" sagt Uriel Akosta. Der einzige Feind der die völlige und rückhaltlose Verwandlung des größern Teils der Juden in Deutsche und die Vernichtung der widerstrebenden Elemente durch die vorwärtsstrebenden hindert — dieser einzige und alleinige Hinderungsgrund ist — der Antisemitismus. Sich von der alten Gemeinschaft loszusagen, in einem Augenblick, in dem von anderer Seite ein heftiger, gewaltsamer Sturm gegen diese unternommen: kein Mann von Ehre würde das thun, er müßte befürchten, der Feigheit bezichtigt zu werden. Tausende von Juden sind bereit, den äußeren Rest des Judentums, das sie innerlich schon längst überwunden haben, auch äußerlich von sich abzuwerfen, und nur der Antisemitismus hält sie davon zurück, nur der wohlbegründete Wunsch, ihre Trennung nicht als Fahnenflucht angesehen zu wissen. Nur diesem Zwange gehorchen sie, wenn sie gegen ihre Überzeugung, gegen ihren Wunsch, gegen ihr Herz ein ihnen längst Verhaßtes mühsam mit verteidigen helfen, indes sie im Herzen nichts heißer wünschten, als — nicht an der Seite — aber an Stelle der Angreifer zu sein, denn sie wissen nur zu gut aus eigenster Anschauung, und wissen es viel besser als diese Gegner selbst, wie wohl begründet, bis zu einer gewissen Grenze, die Sache dieser letzteren ist. Man wird mir zugeben, daß es einen tragischeren Konflikt nicht gut geben kann,

und ich kenne Viele, die an diesem inneren Kampfe zugrunde gehen. Der Antisemitismus selbst hat aber — so weit er ehrlich gemeint ist — auch seine innere Tragik: indem er für den Fortschritt kämpfen will, wird er zum Verbreiter der ärgsten Reaktion; indem er den Gegner bekämpfen will, stärkt er ihn in Wahrheit nur, denn er hat bis zum heutigen Tage noch kein anderes praktisches Resultat erzielt, als dem Gegner tausende von Bundesgenossen zu erhalten, die diesem sonst als Feinde gegenüberstehen würden. Und er wird nie ein anderes Resultat erreichen. Der Ansturm des Antisemitismus wird immer vergeblich sein, weil dieser die eigentlichen schwachen Positionen seines Gegners so wenig kennt, wie ein Belagerungsheer, das eine neue Festung einschließt, weil er ganz falsche Wege und Kampfarten einschlägt, mit denen er diesem Gegner gegenüber nie etwas ausrichten wird. Es ist heller Wahnsinn zu glauben, das Judentum könne durch gesetzliche Maßregeln vernichtet werden — alle äußeren, gewaltsamen Angriffe (rechtlicher und wirtschaftlicher Natur) werden es nur stärken, seine Glieder nur inniger an einander schweißen. Nur geistiger Kampf, Selbstzersetzung, Zerfall von Innen heraus, verbunden mit größerer Freiheit, mit allmählicher Aufsaugung und geistiger Umwandlung durch das Germanentum sind imstande das Judentum aus der Welt, oder wenigstens aus Deutschland zu schaffen. Wer die Anschauungsweise, den Charakter, das Empfindungsleben des Juden studiert, wird das bestätigen. Tausende von Juden warten schon heut nur auf den Tag des bürgerlichen Friedens, um das letzte Band zu vernichten, das sie noch äußerlich an das Judentum knüpft.

Warum kommt er nun nicht, dieser Tag des Friedens?

Man muß sich, um eine Antwort darauf zu finden, den modernen Antisemitismus näher ansehen, denn offenbar liegt nur in ihm, der den Krieg begonnen, der Grund.

Bei näherer Betrachtung ergiebt sich, daß der Antisemitismus kein einheitliches Ding ist, sondern sich aus einer Menge der verschiedenartigsten Elemente zusammensetzt, die den verschiedensten Beweggründen folgen. Von dem Hauptleitmotiv der alten Judenhetzen, dem Glaubenshaß, ist außer bei einigen Landpastoren, keine Spur mehr darin zu finden: aus dem einfachen Grunde, weil das Christentum, wie überhaupt der Monotheismus selbst heut überwundene Dinge sind, derentwegen sich kein Mensch aufregt. „Gläubige" giebt es in allen Konfessionen heut nur noch aus Bequemlichkeit oder aus Gründen äußeren Vorteils, aber nicht mehr aus Überzeugung. Abgesehen von einzelnen Spielarten, die ohne Belang sind, kann man die Antisemiten in zwei Hauptgruppen teilen:

Antisemiten aus Geschäftsrücksichten, und

Antisemiten aus Begeisterung, oder auch praktische und ideale Antisemiten.

Jene sehen im Juden vor allem den Konkurrenten, und zwar den geschickten, klugen, auch manchmal gewissenlosen und schmutzigen Konkurrenten, der die Preise drückt. Ihn beseitigt, hoffen sie sich neue Absatzgebiete zu erschließen. Als das bekannteste Vorbild dieser Art nenne ich Herrn Herzog. Zu ihr gehören auch die Leute, welche den Antisemitismus rein aus Umsatzzwecken betreiben, Drucker, Restaurateure, Kaufleute, die auf eine sichere Kundschaft spekulieren. Hierher muß man auch ein paar mal hunderttausend Schafsköpfe rechnen, welche die Juden einfach totschlagen möchten, weil sie „das Geld haben"! Zu diesen gehörte u. A. Franz Dingelstedt, wenn er von Mosenthal sagt: „er wurde geboren von armen, wenngleich jüdischen Eltern". Armut und Jammer sind unter den Juden in demselben Prozentsatz vertreten wie unter den Christen, und ich wünsche meinem antisemitischesten Gegner nicht das materielle Elend, in dem ich aufgewachsen bin. Die Wahrheit ist, daß der Jude protziger auftritt als der Christ, während der Christ sich bescheidener oder geiziger verhält und lieber das Geld im Schranke aufhäuft.*) Ein Jude, der 6000 Mark Einkommen hat, macht ein Haus wie ein Christ mit 20 000.

Die Antisemiten aus Begeisterung, als deren Musterbild mir der vortreffliche Hans Herrig erscheint, sind im Gegensatz zu jenen meist Leute vom höchsten, glühendsten Idealismus, von lodernder Liebe zu Volk und Vaterland erfüllt, aber Träumer, welche von Rassen-, Geistes-, Empfindungseinheitlichkeit des ganzen deutschen Volkes schwärmen, und mit Hintansetzung aller soziologischen und geschichtlichen Thatsachen ganz vergessen, daß, wenn die Einheitlichkeit eines Volkes nicht von Natur gegeben ist, sondern sich erst bilden soll, dies nicht im Handumdrehen geschehen kann, sondern längere Zeiträume erfordert. Mit Gewalt ist da nichts auszurichten, die Gesetze der Anpassung, Zuchtwahl, Vererbung wirken nicht von heut auf morgen. Sie haben auf Grund der mittelalterlichen Verhältnisse, der strengen Abschließungen, die Juden zu dem gemacht, was sie sind, sie können auf Grund der neuen Verhältnisse erst nach geraumer Zeit das Wesen der Juden von neuem umgestalten und sie im Deutschtum aufgehen lassen. Hier kann man nur sich bestreben, mit Umsicht und Eifer den Prozeß der organischen Entwicklung zu fördern, alle Hemmnisse zu beseitigen — wie, zeige ich weiter unten —, durch Zwangsmaßregeln stört man ihn nur und verdirbt Alles.

*) Um mich volkswirtschaftlich auszudrücken: der Christ vertritt mehr das Prinzip der Schatzbildung, der Jude das der Akkumulation.

Diesen Leuten zähle ich auch eine gar nicht kleine Zahl zu, welche den Juden lediglich gewisser äußerer Eigenschaften wegen haßt — der krummen Nase, der kleinen Gestalt, der mauschelnden Sprache, des lodderigen Ganges wegen. Auch diese Dinge sind durch Inzucht, Vererbung, überhaupt durch das Milieu ihrer sozialen Vergangenheit bedingt und werden und müssen sich im Lauf der Zeit ändern, bei den veränderten modernen Lebensbedingungen, dank der Anpassung, Zuchtwahl u. s. w. Schon heute giebt es eine ganze Zahl Juden, welche das Gardemaß besitzen, oder die wenigstens nach Haar, Nase, Sprache, Gang kein Mensch von einem guten Germanen unterscheiden kann. Ich bin so frei mich zu denen zu zählen, die wie innerlich so auch äußerlich den letzten Rest mittelalterlichen Judentums abgestreift haben.

In welcher Klasse soll ich nun aber den Führer und Leiter der ganzen Bewegung unterbringen? Wahrhaftig, Herr Stöcker bildet eine Klasse für sich. Denn man darf ihn weder beschuldigen, daß er geschäftliche Zwecke verfolge, noch ihm eine sachliche Begeisterung nachrühmen. Überhaupt, Stöcker ist weder der Hallunke, zu dem ihn seine Gegner machen, noch der neue Luther, als den ihn seine Verehrer ausschreien. Wenn man Alles bei ihm versteht, so kann man ihm manches verzeihen. Kein Zweifel, daß er sich bei Einleitung der antisemitischen Bewegung in der Notwehr befunden. Juden hatten sich in intime kirchliche und parochiale Angelegenheiten gemischt, hatten sogar die Wahlen in den Sprengeln zu beeinflussen gesucht. Das war ungehörig, und niemand konnte es Stöckern verargen, daß er als Geistlicher sich gegen Angriffe von dieser Seite wehrte und als geschickter Strateg den Krieg in das Land des Angreifers hinüberspielte. Herrn Stöcker das zu verargen ist so lächerlich wie die Wut Victor Hugos über die deutsche Invasion. Der Appetit kommt nun nicht bloß beim Essen, sondern auch beim Stöckern. Er hatte sich als Agitator entdeckt, und seine glänzende schauspielerische Begabung half ihm zu schnellen, ungeahnten Erfolgen. Wer Stöcker reden gehört hat, weiß, welch ein Schauspielertalent in ihm steckt — Barnay weiß als Marc Anton die Spitzen seiner Rede nicht so zur Geltung zu bringen, wie er. Es ist ein Genuß zu sehen, wie er seine Witze und Scherze so ganz unabsichtlich in das Publikum zu werfen scheint, und wie sie dadurch zünden! Nichts ist verführerischer als der Ruhm des Volksführers: Stöcker ist ehrgeizig, eitel, jede Bewegung spricht das aus, und er frönte seinen Leidenschaften. Ein Teil der Unterfeldherren Stöckers hat sich als ehrliche Fanatiker erwiesen, ein anderer als erbärmliche, den gemeinsten Motiven folgende Kanaillen, und das ist vielleicht recht gut. Denn man kann nicht leugnen, daß der Antisemitismus manches Gute gestiftet hat. Er hat einen Teil der Juden und zwar den unverschämten, ekelhaften, dem

Börsenjobbertum, Angst eingejagt und eine gewisse Zurückhaltung und Bescheidenheit aufgezwungen, so daß solche Ausschreitungen wie während der Gründerjahre heut nicht mehr möglich sind; er hat den anständigen Teil der Juden angehalten über sich selbst und diese Fragen eingehend nachzudenken und an der Beseitigung mancher mit Recht gerügten Übelstände zu arbeiten. Und andererseits verhinderte die offenkundige Erbärmlichkeit und Jämmerlichkeit gewisser Antisemitenführer, daß die Bewegung eine Ausdehnung gewann, eine Teilnahme der anständigen Leute, welche dieselbe für die ruhige, organische Entwicklung der deutschen Verhältnisse hätte verderblich machen und thörichte, unmögliche Ausnahmegesetze heraufbeschwören können.

Mit der zuerst gezeichneten Klasse von Antisemiten — denen aus Geschäftsrücksichten — ist natürlich nicht zu verhandeln. Diese Leute wollen nicht den Frieden, wollen nicht die ruhige Entwickelung, wollen nicht ein gänzliches Aufgehen des Judentums im Germanentum. Sie denken nur an ihr materielles Interesse, sie wollen nur einen Teil der Konkurrenz beseitigen, sie werden ihr sinnloses und erfolgloses Wühlen und Hetzen fortsetzen.

Aber ich wende mich an jene zweite, zahlreichere Klasse, denen die Bekämpfung des Judentums eine heilige, sittliche Aufgabe erscheint, und ich rufe ihnen zu: „Gewiß, viele eurer Vorwürfe und Beschwerden sind sachlich berechtigt. Wenn es euch aber Ernst ist mit eurer Sache, wenn ihr in der That nur der Sache dienen, nur ein fremdes Element im Deutschtum beseitigen, es dem Gesamtkörper assimilieren wollt — so stellt eure Agitation ein, denn der einzige Erfolg derselben ist die Stärkung des Judentums, ihr bewirkt nichts, als daß ihr einen ansehnlichen Teil des modernen Judentums verhindert, seinen heißesten Wunsch in That umzusetzen: sich selbst für immer von jener veralteten Mittelalterlichkeit zu befreien und dieselbe aufs eifrigste zu bekämpfen. Euer Kampf wird immer erfolglos bleiben, denn die eigentlichen Schwächen des Judentums werden euch stets unbekannt bleiben. (Mit Ausnahme von Gutzkow und Gustav Freytag habe ich noch keinen Christen gefunden, der das Wesen des Judentums richtig erfaßt hätte, denn selbst alles, was Stöcker sagt, trifft nicht den Kernpunkt der Sache.) Mit Erfolg bekämpft kann das Judentum nur werden vom Judentum — das sollten euch nachgerade die Beispiele Christi und Pauli gelehrt haben. Alle gewaltsamen Angriffe des Mittelalters, selbst die Vertreibung aus Spanien, haben das Judentum innerlich nur gestärkt, die Gegner nur geschwächt. Nur innere, geistige Selbstzersetzung kann das Judentum vernichten und auflösen. Dies zu bewirken, ist die Sehnsucht, das Ideal der modernen Juden der jüngeren Generation. So lange ihr aber eure Angriffe fortsetzt, ist es den letzteren aus Gründen der Ehre, die ihr würdigen werdet, un-

möglich selbst gegen die aufzutreten, die sie Feinde nennen möchten, und die Freunde zu nennen ihr selbst sie zwingt."

„Wir verlangen nicht, daß ihr unthätig bleiben sollt in diesem Kampfe, der auch eine Ehrensache für euch ist, als für Männer, welche das Deutschtum glühend lieben und es mit Recht in Deutschland zur alleinigen Herrschaft führen wollen. Wir erbitten sogar eure Unterstützung, eure Bundesgenossenschaft, aber in einer andern Bethätigung als durch Wühlen, Hetzen, Schimpfen. Wir wünschen, daß ihr das Judentum bekämpfen helft, nicht durch Zwangsmittel, sondern im Gegenteil durch die Freiheit. Ihr ahnt nicht, welch eine erlösende Kraft in der Freiheit, in der sozialen Gleichheit ruht! Rechnet dabei meinetwegen mit der größten menschlichen Schwäche, der Eitelkeit. Schon heut kennt der Jude meist keinen größeren Stolz, als rückhaltslos in die germanische Einheitlichkeit aufgenommen, ihr gleichgestellt zu werden, und diesem Ziele bringt er jedes Opfer. Der jüdische Reserveoffizier wird sich bestreben, jede spezifisch jüdische Eigenschaft möglichst abzulegen und in allem seinen rein germanischen Kameraden gleich zu werden. Ihr solltet den Juden den Eintritt in die Offiziers- und Beamtenlaufbahn erleichtern statt erschweren, denn alle, welche dieselbe wählen, sind für das exclusive Judentum verloren und dem Germanentum gewonnen. Vor Allem aber muß als das stärkste und beste Mittel zur Germanisierung des Judentums die Mischehe bezeichnet werden. In allen Mischehen, die ich kenne — und es sind sehr viele — erhalten die Kinder die strengste germanische Erziehung, und der jüdische Teil bemüht sich um des andern Teils, um der Kinder und der Verwandten des letzteren willen (vorausgesetzt, daß diese nicht um seiner Abstammung willen sich ihm versagen) gänzlich im Deutschtum aufzugehen, während er unbedenklich mit seinen jüdischen Verwandten bricht, sobald diese sich ihm widersetzen. Bei einem solchen System, bei einem wohlwollenden Gegenübertreten der germanischen Elemente, bei konsequenter Erleichterung der Umwandlung bin ich überzeugt, daß in 150 Jahren in Deutschland auf der dann hoffentlich zustande gekommenen Berliner Weltausstellung als Merkwürdigkeit der letzte Jude gezeigt werden wird. Allerdings ist hier eines nötig: die dauernde Einwanderung fremder, besonders polnischer Juden in Deutschland muß verhindert werden, damit das immerhin nicht machtlose konservative Element im Judentum keine Stärkung erfährt, damit der geistige Zusammenhang mit den orthodoxen Elementen im Osten möglichst gelockert wird. Von Zeit zu Zeit, wenn der Assimilierungsprozeß in Deutschland schon eine gewisse Stufe erreicht hat — alle fünfundzwanzig Jahre etwa — kann man ja dann einen kleineren Trupp fremder Juden nach Deutschland hineinlassen, um auch diesen sich nach und nach zu assimilieren.

So wird das Deutschtum allmählich sich eine Zahl brauchbarer und tüchtiger Kräfte erwerben, es wird eine glänzende That der inneren Kolonisation ausführen. Richtig behandelt, müssen die Juden die Janitscharen des Deutschtums werden."

Und wenn bei diesem Prozeß durch Vererbung und Anpassung eine Anzahl jüdischer Eigenschaften auf das Deutschtum übergingen: wahrhaftig, es wäre ein Glück für das letztere, denn selbst Stöcker wird nicht läugnen, daß das Judentum bei seinen spezifischen Fehlern auch nationale Vorzüge besitzt, welche dem Deutschtum zu seinem großen Schaden fehlen. Dem Juden ist ein praktischer, realistischer Sinn zu eigen, der ihn bei jedem Unternehmen gleich den rechten Punkt erkennen läßt, wo der Hebel anzusetzen ist, er versteht eine große Erfindung oder Entdeckung sofort praktisch auszunutzen. Dem Deutschen fehlt das, und darum haben ihn Engländer und Amerikaner so oft um den verdienten Ertrag seines eigenen Nachdenkens gebracht. Der Jude hat einen gewissen Geschmack, einen Sinn für die Eleganz der Form, der Erscheinung, eine Art Grazie, Schick, Lebendigkeit, die dem gemütlich tiefer angelegten Deutschen oft fehlen. Man kann das namentlich bei den Frauen und Mädchen und bei den Schriftstellern beobachten. Gerade diese Eigenschaft, die gefällige Form, hat in den Augen der Welt, die ja nun einmal nach dem Äußern urteilt, den Franzosen zum Schaden der Deutschen eine übertriebene Wertschätzung verschafft. Durch eheliche Kreuzung, durch Vererbung und innigen Verkehr mit den Juden könnten diese höchst vorteilhaften, den Deutschen fehlenden Eigenschaften sehr leicht Nationalbesitz werden, und das deutsche Volk bei seinem tiefen und gewaltigen Geiste, seinem reichen Gemüt würde dann auch Franzosen, Amerikanern, Engländern gegenüber die Stellung einnehmen, die ihm schon längst zukommt.

Zu fürchten hat das deutsche Volk bei dieser Art der Bekämpfung des Judentums wirklich nichts. 48 Millionen gegen 500000!! Sieht Herr Stöcker nicht ein, wie albern es ist, jenen vor diesen bange zu machen? Das Deutschtum muß ja das Judentum einfach auffaugen! Es hat das ungeheure Slavenreich zwischen Elbe und Oder wirtschaftlich und geistig aufgezehrt, es hat die Wenden und Sorben sich assimiliert — und es sollte mit der Handvoll Juden nicht fertig werden? Natürlich entwickeln so gewaltige historische Prozesse sich nicht von heut' auf morgen: erst in unsern Tagen stirbt der letzte bescheidene Rest des Wendentums aus, und in der nächsten Generation des Spreewalds wird keiner mehr die Sprache seiner Väter verstehen. Das sollten sich unsere deutschnationalen Heißsporne merken. In der Kulturgeschichte giebt es eigentlich nur eine einzige Sünde: die Überstürzung, die Ungeduld. Man mache daher nicht ferner dem deutschen Volke

weiß, daß 48 Millionen vor 500000 Furcht haben, und durch Ausnahmsgesetze und Kreuzzüge gegen sie geschützt werden müßten, denn man sagt damit nur, daß die 500000 sämtlich Riesen seien und die 48 Millionen sämtlich klägliche Wichte.

Wann wird das deutsche Volk einsehen, daß der Antisemitismus die größte Beschimpfung ist, die man ihm anthun kann, ein Versuch, ihm das trostloseste Armutszeugnis aufzunötigen? — —

Freie Bühne.

Berlins Publikum und Presse über Hauptmanns Drama „Vor Sonnenaufgang".

Von Ernst von Wolzogen.

(Berlin.)

Der 20. Oktober 1889 wird auf lange Zeit hinaus ein denkwürdiger Tag für die Geschichte des deutschen Theaters bleiben. In den Mittagsstunden dieses hellen Sonntags wurde nämlich in den Räumen des Berliner Lessing-Theaters zwischen den Alten und den Neuesten ein Kampf ausgefochten, dem sich in der gesamten Theatergeschichte nur die große Schlacht vergleichen läßt, die im Jahre 1830 bei Gelegenheit der ersten Aufführung von Viktor Hugos „Hernani" zwischen Klassizisten und Romantikern geschlagen wurde. Ich setze voraus, daß die Leser der „Gesellschaft" wissen, daß es sich um die Aufführung von Gerhart Hauptmanns sozialem Drama „Vor Sonnenaufgang" handelte, welche der Vorstand des Vereins „Freie Bühne", getreu seinem Versprechen: „Den großen Vertretern realistischer Kunst bei den fremden Nationen die Versuche der Deutschen wagend beizugesellen", als zweite Vorstellung Ibsens „Gespenstern" folgen ließ. Der engere litterarische Kreis, in welchem Hauptmanns Erstlingsdrama gleich bei seinem Erscheinen als Buch (bei Conrad in Berlin) ganz ungewöhnliches Aufsehen erregte, mag wohl gar sehr erstaunt gewesen sein, als er dies tollkühne Stück so unverzüglich auf dem Spielplan der „Freien Bühne" wiederfand. Daß dies von Brutalitäten strotzende Werk jemals den Weg auf die Bühne finden würde, hatten wohl auch diejenigen nicht für möglich gehalten, welche — gleich mir — beim Lesen von der außerordent-

lichen Kraft der Charakterschilderung und dem bis in die nebensächlichsten Einzelheiten hinein mit verblüffender, folgerichtiger Sicherheit durchgeführten naturalistischen Stil der Darstellung mächtig gefesselt wurden! Daß die „Freie Bühne" den Mut hierzu besessen, hat erst recht eigentlich ihre Daseinsberechtigung überzeugend dargethan. Es konnte kein Drama gefunden werden, das nicht nur für das große Publikum, sondern vielleicht mehr noch für unsere Kritiker und Dramatiker aller Bekenntnisse orientierender hätte wirken können. Gerhart Hauptmann, dieser 27jährige „Neumensch", hat gar unsanft sein Publikum beim Nasenzipfel gepackt und ihm Ohren und Augen nach Osten gewandt, damit es dort die Morgenröte eines neuen Tages schimmern sehe. Ein Chaos dicker, übelduftender Fuselnebel wallt brauend und brodelnd über die Bühne, aber ein blutroter Schein erleuchtet doch am Ende die Stelle, wo die Sonne nun bald emporsteigen soll. Hauptmann scheint sich seiner Mission als grober Wegweiser wohl bewußt gewesen zu sein, indem er für sein Drama den Titel „Vor Sonnenaufgang" ersann — die Wahl ehrt seine Bescheidenheit wie sein Selbstbewußtsein gleichermaßen! Ob es ihm auch selber gelingen wird mit Sonnenglanz und heiterer Lebenswärme die giftigen Nebel aufzusaugen, auseinanderzujagen, die er in seinem jugendlichmutigen Unmut heraufbeschworen hat? Es wäre nicht undenkbar, denn er hat uns gezeigt, was er kann — wenn er jetzt nur wollen wollte! Ja, ich meine — an den bisherigen Dramen der realistischen Schule in Deutschland (ich denke dabei vornehmlich an die Jüngsten) hat man das bedeutende Wollen freudig anerkennen, das Können aber nur allzusehr vermissen müssen; Hauptmann dagegen hat, was er wollte, mit meisterhaftem Gelingen bis auf den letzten Gedankenstrich zum Ausdruck gebracht — wenn er nur etwas Edleres wollte! Hoffen wir, daß seine Physiognomie nicht trügt — er sieht nämlich nichts weniger als böswillig aus, wie das Publikum bei seinem häufigen Erscheinen auf der Bühne des Vereins zu seinem Erstaunen bekennen mußte.

Der Vorstand des Vereins hat seine Schuldigkeit gethan — schön: wie haben aber die Mitglieder ihre Prüfung bestanden? Grad hinaus gesagt: Gottsjämmerlich! Daß es ohne heftige Kämpfe nicht abgehen würde, war vorauszusehen — obwohl die Leitung klugerweise schon einige allzu unerträgliche Derbheiten (wie die „unzüchtigen Griffe" im zweiten Akte) und einige arge Längen gestrichen hatte; aber daß diese „Premièren-Crême" — um ein recht leckeres Fremdwort zu brauchen! — sich dem Werke eines ernsten Dichters gegenüber so stumpfsinnig und unreif benehmen könnte, das hatte doch wohl niemand erwartet, den sein Anteil an der Sache des Realismus der „Freien Bühne" zugeführt hatte! Schon, wenn ich nicht irre, am Schluß des ersten

Aktes, in welchem erstaunlicher Weise die widerlichen Rohheiten der Frau Krause in der Tischszene humoristisch aufgefaßt wurden, erschallte aus dem Parkett heraus der entrüstete Zuruf: „Sind wir denn hier in einem Bordell oder in einem Theater?" Daß der Herr, der diese hochnotpeinliche Frage stellte, in der Absicht, sich einen großartigen Entrüstungsulk zu leisten, und wohl dazu vorbereitet ins Theater gekommen war, ging später noch daraus unzweifelhaft deutlich hervor, daß er im letzten Akte, der sozusagen vor der Thür der Wochenstube spielt, eine blanke — Geburtszange aus einer Zeitung wickelte und diese als Fahne über dem Haupte schwenkte!*) Eine ästhetische

*) Während diese Blätter in die Presse gehen, hat sich aus dem „Falle Isidor Castan" — denn kein andrer, als dieser hier sehr bekannte, allzeit über irgend etwas „entrüstete" Arzt und Journalist hat sich als jener originelle Fahnenschwenker herausgestellt! — ein neuer, aufgeregter Zeitungskrieg entwickelt, der in diesen Tagen sogar ein gerichtliches Nachspiel zur Folge haben wird. Der Vorstand der „Freien Bühne" hat nämlich den Herrn Dr. Castan, wegen jener argen Verletzung des gesellschaftlichen Anstandes, aus der Liste der Mitglieder gestrichen und auf Herausgabe der Eintrittskarte geklagt. Herr Castan will Widerklage wegen Beleidigung erheben und, als würdiger Anwalt, tritt für ihn das Berliner Tageblatt in die Schranken. Ein junger Redakteur, der in seiner Hoffnung, in dem neuen Verein eine hervorragende Rolle spielen zu können, betrogen wurde, rächt sich dadurch, daß er coram publico die (angeblich!) schmutzige Wäsche des Vorsitzenden, Otto Brahm wäscht, und dann voll edler Entrüstung die Frage aufwirft: Hat ein solcher Mann das Recht, über gesellschaftlichen Anstand zu urteilen?! Diesmal leisten reaktionäre Feuilletonisten aller Parteien dem edlen Tageblatt Heeresfolge und fordern Einberufung einer Generalversammlung, anderen Spielplan und wer weiß was noch. Diese ganze Löswillige, oder auch verblendete Entrüstungskomödie, die dem Verein am liebsten die hohe Polizei auf den Hals hetzen möchte, ist so beschämend — leider aber auch so bezeichnend für die litterarische Unreife unseres Berliner Publikums wie nur möglich! Wer sich nur einigermaßen ernsthaft um litterarische und theatralische Fragen bekümmerte, dem mußten die acht Schriftstellernamen, die nebst einem Geschäftsmann und einem Rechtsanwalt die ordentlichen Mitglieder und zugleich Gründer des Vereins darstellen, mit genügender Deutlichkeit die künstlerische Richtung der zu erwartenden Theatervorstellungen bezeichnen. Sollten die Außerordentlichen es durch ihren garstigen Zeitungsspektakel wirklich erzwingen, daß künftig der Spielplan der „Freien Bühne" in öder Vereinsfimpelei durch Stimmenmehrheit festgestellt werden muß, dann: fahre wohl du schöne Absicht, der neuen Kunst eine Heimstätte zu bieten!

Inzwischen ist in der Sache „Brahm und Genossen contra Kastan" das Urteil dahin ergangen, daß Herrn Dr. Kastan vorläufig die Berechtigung zum Besuche der Vereinsvorstellungen nicht entzogen werden dürfe, da derselbe durch die Störung der einen Aufführung noch nicht bewiesen habe, daß er dem Zweck des Vereins, Veranstaltung von Theatervorstellungen, dauernd entgegenarbeiten wolle. Daraus scheint also hervorzugehen, daß der Verein erst dann das Recht habe, ein Mitglied auszuschließen, nachdem dasselbe alle Vorstellungen gestört hat. (!!!) Wer ein rich-

Entrüſtung einem ſolchen „Säuferdrama“ gegenüber wäre wohl zu verſtehen geweſen, jedenfalls keine moraliſche — die gehört in das Reſidenztheater, wo dasſelbe „vornehmſte Publikum der Reſidenz“ ſich mit Frau, und womöglich gar Tochter, an den gemeinſten Zoten unbeſchreiblich ergötzt. Sollte nicht vielmehr die dunkle Ahnung, daß vor der urkräftigen Landluft, die von dieſem „ſtarken Stück“ her durch den Theaterraum wehte, in nächſter Zukunft auch wohl gar die hochgeſchürzte Muſe der geilen Verdauungsdramatik Reißaus nehmen müßte, jener ſo konſervativen „geiſtigen Ariſtokratie“ Berlins bange gemacht und ſie zu ſo verzweifeltem Widerſtande aufgeſtachelt haben? Was Wunder, wenn durch das Ziſchen, Pfui!- und Schluß!-Rufen der Gegner auch die Freunde wild wurden, und es an übertriebenem Beifallsgetobe nicht fehlen ließen? Gemein — mindeſtens aber höchſt ungebildet war es, daß jene oben gekennzeichnete Geſellſchaft, nachdem ſie erkannt hatte, daß hundert Ziſcher ſchon durch ein Dutzend breiter Patſchenpaare niedergeklatſcht werden, auch die ernſteſten Reden, ja ſogar die wunderbare Liebesſzene des vierten Aktes, die auch den ehrlichen Gegnern machtvoll ins Herz griff, mit höhniſchen Zurufen und albernem Gelächter begleitete!

Ich fand am andern Tage den „Verein“ ganz vortrefflich rezenſiert in einem Ph. St. unterzeichneten Aufſatze der „Berliner Preſſe“, der überhaupt wohl das „Objektivſte“ enthält, was die Kritik über die Vorſtellung zu Tage gefördert hat — und der meine obigen Auslaſſungen erklärend ergänzen möge. Es heißt darin: „Der Verein ‚Freie Bühne‘ zählt etwa 600 Mitglieder. Der Vorſtand hat ſich der irrigen Meinung hingegeben, daß dieſe Sechshundert nun auf dem Boden ſeiner künſtleriſchen Anſchauung ſtänden oder wenigſtens, daß es ihnen um eine ehrliche Prüfung dieſer Richtung zu thun ſei. Weit gefehlt. Der Verein ‚Freie Bühne‘ beſteht zu neun Zehntel aus Leuten, die eben nur in den Mitgliederliſten aufgeführt, die bei den Aufführungen geſehen werden wollen — mit einem Worte, aus unſerem eigentlichen Premièren-Publikum, jenem in höherem Sinne urteilsunfähigen Ausſchnitte unſerer Geſellſchaft, die den Trivialitäten in Schönthans ‚Letztem Wort‘, der Scheinpoeſie in Lindaus ‚Schatten‘ begeiſtert zuſtimmen, die das Schickſal einer Première entſcheiden und denen dann ein Teil der Berliner Kritik liebenswürdig zuſtimmt. Und für dieſes Premièrenpublikum hat man nun die ‚Freie Bühne‘ geſchaffen! Wozu? Das eine Zehntel des Vereins ver-

---

tiges Urteil über die durch den erbitterten Zeitungskrieg aufgerührten Streitfragen zu gewinnen wünſcht, der kaufe ſich für 50 Pf. die in dieſen Tagen bei S. Fiſcher in Berlin erſchienene Schrift „Wozu der Lärm?“ von Paul Schlenther, welche in vollkommen objektiver, klarer Darſtellung die ganze Entſtehungsgeſchichte des Vereins u. ſ. w. ſchildert. v. W.

mag sehr wohl aus der Lektüre einer dramatischen Dichtung Wert und Bedeutung derselben zu erkennen — ich gebe gern zu, daß eine Aufführung dies noch schärfer und schlagender erkennen läßt. Aber ist das heute möglich gewesen? Hat man aus dieser Aufführung, die begleitet war von lärmenden Hohnworten, von gellendem Lachen, von stürmischem Tumult des Publikums Hauptmanns Dichtung wirklich besser kennen lernen können, als aus der Lektüre? „Das Schicksal der heutigen Aufführung bedeutet darum viel mehr, als eine bloße Ablehnung der Dichtung Hauptmanns. Sie hat gezeigt, daß die Mehrheit des Publikums der ‚Freien Bühne' nicht gewillt ist, in eine objektive Prüfung der Leistungen dieser künstlerischen Richtung einzutreten. Als säße man einer blöden Posse von Jacobson oder Mannstädt gegenüber, so hat das Publikum sich den geistvollen ‚Ulk' gemacht, selbst mitzuspielen — im Grunde genommen doch dasselbe Publikum, das den albernen Späßen und dem Ausstattungsschwindel der kleinen Possenbühnen zujubelt. Ich will sehr gern zugestehen, daß das überschwängliche Lob, mit dem man Hauptmanns Dichtung angepriesen, daß der lärmende Beifall der ‚Jüngsten', die hoch vom dritten Rang beständig nach dem Dichter riefen, ärgerlich machen mußte; daß die Mehrzahl derjenigen, die nach dem ersten Akte, der mit einer Szene voll echter Poesie schließt, bereits zischten, weniger ihrer eigenen Meinung folgten als dem absprechenden Urteil einiger Wenigen, die das Stück gelesen — aber all das wiegt nicht so schwer, um zu verdunkeln, daß die heutige zweite Vorstellung der ‚Freien Bühne' einen großen Mißerfolg des ganzen Unternehmens bedeutet."

Diesem Schlusse kann ich nun freilich nicht zustimmen, die „Freie Bühne" mußte begründet werden, schon um jungen, kecken Stürmern für ihre Werke eine Heimstatt zu eröffnen — oder wenigstens doch die Hoffnung auf eine Heimstatt — und um einem wirklich litterarisch gebildeten Publikum Gelegenheit zu geben, sich über die Möglichkeit der neuen Richtung für die Bühne ein Urteil zu bilden. Leider aber ist dieses Publikum bei uns zu Lande so winzig klein an Zahl und so wenig opferwillig — vielleicht auch opferkräftig! — daß es nie die Kosten für ein solches teures Unternehmen allein aufbrächte. Es ist eben das alte Lied, das in diesen Blättern schon aus allen Tonarten erklungen ist: das Lied von der trostlosen Teilnahmslosigkeit unsrer Skat klopfenden Biermanen der ernsten Kunst gegenüber. Die Aristokratie, der hohe Beamtenstand, der Offizier, der Gelehrte — sie alle kümmern sich nicht soviel um künstlerische Fragen — schimpfen aber kräftig mit, wenn die Rede darauf kommt, daß die hehre, keusche deutsche Kunst verwälscht und verjudet worden sei! Was anders als eure niederträchtige, schlafmützige Gleichgültigkeit ist denn daran schuld, ihr hochmögenden, hoch-

geborenen und hochwohlweisen Leute, daß alle absonderlichen deutschen Kunstunternehmungen, hier „Freie Bühne", dort „Bayreuth", sich von den goldnen Trabern der Börsenjobber, oder auch der lustreisenden Engländer und Amerikaner nähren müssen? Ja, die Mehrheit der Vereinsgenossen hat sich „vor Sonnenaufgang" glänzend blamiert; aber die Sonne der „Freien Bühne" möge darum doch lustig weiter scheinen über Gerechte und Ungerechte!

Und wie hat sich die Kritik aus der Bredouille gezogen? Es gab da eigentlich nur eine Überraschung: das gänzlich absprechende Urteil Karl Frenzels! Man höre: „. . . Selbstverständlich verdient das soziale Drama ‚Vor Sonnenuntergang' an sich in keiner Weise diesen Lärm. (?) Vor einem wirklichen Publikum, an einem Theaterabend gespielt, ginge es rettungslos an seiner grauen Langweiligkeit unter. Alle Unflätigkeiten, mit denen es reich gesegnet ist, vermögen über den Mangel an Handlung und über die Gedankenleere nicht hinwegzuhelfen. Von einem dramatischen Konflikt ist keine Rede, denn der Held sagt uns Guten Morgen! in dem Augenblick, wo der Konflikt in der Seele jedes Menschen aufspringen müßte. Um Studien über Kohlenbergwerke und die Stellung der Arbeiter zu machen, kömmt Alfred Loth, eine gährende Mischung von Schwärmer, Demagoge und Stromer, in ein schlesisches Dorf, in das Haus eines Freundes von der Universität her. Da erfährt Loth von dem Arzt, der natürlich auch ein Universitätsfreund sein muß, daß Helenens Vater ein Säufer, daß ihre Schwester ebenfalls dem Branntweingenuß ergeben ist. Das furchtbare Gesetz der Vererbung — dieser Popanz der Naturalisten — erhebt sich zwischen ihm und der Geliebten. Es geht nicht, schreibt er ihr, und fährt davon. Helene betrügt das Gesetz der Vererbung, rasch entschlossen nimmt sie des Vaters Hirschfänger und ersticht sich. Leider hinter der Szene. Wenn Gerhart Hauptmann ein Dramatiker wäre, so würde diese Enthüllung des Arztes den Wendepunkt und die Achse seines Stückes gebildet haben, denn mit ihr beginnt das, was wir bisher Drama genannt haben: der Kampf zwischen zwei Leidenschaften oder Pflichten in der menschlichen Brust. Wenn Gerhart Hauptmann verliebt wäre, was man in meiner Jugend verliebt sein nannte, würde er die vollkommene Leblosigkeit seines Helden begreifen. Hat sich je ein Verliebter um das Schicksal seiner etwaigen Kinder gekümmert? In dem Augenblick, wo er seine Geliebte ‚medizinisch' betrachtet, liebt er sie nicht mehr. Dem Mädchen gegenüber handelt Loth nichtswürdig, gegen sich selbst unnatürlich. Und diese Unnatur — Spartanertum nennt es ein Bewunderer — giebt sich als ein realistisches Drama, während es genau betrachtet, nichts als eine lustige Parodie der Ibsenschen ‚Gespenster'

wider Willen ist. Nein, in der Wirklichkeit verlaufen die Dinge ganz anders. Da greifen die Stromer (!) mit beiden Händen nach einem reichen Mädchen, das mündig ist und über sein Erbe verfügt, und spekulieren vergnüglich auf den Tot des Trunkenbolds von Vater; da mögen die sozialdemokratischen Wanderprediger keine regelrechten Austernesser sein, aber auf einen guten Kognak verstehen sie sich."

Frenzel begeht, indem er hier von dem Fehlen des Konfliktes spricht, denselben Irrtum, den fast die gesamte Kritik gegen Ibsen beging, indem sie bei den „Gespenstern" übersah, daß Frau Alving und nicht Oskar Träger der Idee ist, der Konflikt in ihrer Seele den eigentlichen Inhalt des Dramas ausmacht. So ist auch in Hauptmanns Drama das qualvolle Ringen und Kämpfen der reinen Seele Helene der tragische Mittelpunkt, und ich meine, da hätten wir doch Konflikt genug. Aus aufgefangenen Gesprächssetzen und eigner Unterhaltung habe ich übrigens in den Zwischenakten der Aufführung die Entdeckung gemacht, daß die anwesenden Frauen, und zwar diejenigen, die sich vorzugsweise „Damen" nennen durften, weit mehr unter dem Banne des Dichters standen, indem sie das tragische Geschick Helenens, die mit solcher Inbrunst nach dem Sonnenaufgang lechzt, im tiefsten Herzen mitempfanden, während die Männer sich nicht darüber beruhigen konnten, daß der Held ein so steifer Phrasendrescher sei! Loth ist aber durchaus nicht der Held. Und dann — solche spartanischen Sozialdemokraten, solche fanatischen Idealisten des Cynismus, wie dieser Loth und sein Freund Schimmelpfennig, sind thatsächlich eine Ausgeburt der allerneusten Zeit; das mögen die Alten uns Jungen einmal glauben! Langweilig sind die Leute mit ihrer Doziertwut freilich recht oft, aber grundehrlich im Hassen wie im Lieben — wenn sie auch vielleicht nicht so gut verliebt sind, wie es die Alten gewesen sind! —

Aus einer ganz andern Tonart, ganz persönlich, unbeirrt und warmherzig, wie es dieses ewigjungen Alten liebenswürdige Art ist, klingt Theodor Fontanes Bericht. Darin heißt es, nach einer vorzüglich aufklärenden Inhaltsangabe: „Dies ist der Inhalt des Stücks, den ich in dieser Skizze, seinem Kern und Wesen nach, glaube richtig wiedergegeben zu haben. Aber was ich nicht wiedergegeben habe, weil es sich nicht wiedergeben läßt, das ist der Ton, in dem das Ganze gehalten. Und deshalb ist jede Wiedergabe derart immer unvollkommen und meist auch schädigend. Der Ton ist, bei Arbeiten wie diese, die viel von der Ballade haben, nahezu Alles, denn er ist gleichbedeutend mit der Frage von Wahrheit oder Nicht-Wahrheit. Ergreift er mich, ist er so mächtig, daß er mich über Schwächen und Unvollkommenheiten, ja selbst über Ridikulismen hinwegsehen läßt, so hat ein Dichter zu

mir gesprochen, ein wirklicher, der ohne Reinheit der Anschauung nicht bestehen kann und diese dadurch am besten bekundet, daß er den Wirklichkeiten ihr Recht und zugleich auch ihren rechten Namen giebt. Bleibt diese Wirkung aus, übt der Ton nicht seine heiligende, seine rettende Macht, verklärt er nicht das Häßliche, so hat der Dichter verspielt, entweder weil seine Gründe doch nicht rein genug waren und ihm die Lüge oder zum mindesten die Phrase im Herzen saß, oder weil ihn die Kraft im Stich ließ und ihn sein Werk in einem unglücklichen Momente beginnen ließ. Ist das Letztere der Fall, so wird er's beim nächsten Male besser machen, ist es das erstere, so thut er gut, sich ‚anderen Sphären reiner Thätigkeit' zuzuwenden. Gerhart Hauptmann aber darf aushalten auf dem Felde, das er gewählt, und er wird aushalten, denn er hat nicht bloß den rechten Ton, er hat auch den rechten Mut, und zu dem rechten Mute die rechte Kunst. Es ist thöricht, in naturalistischen Derbheiten immer Kunstlosigkeit zu vermuten. Im Gegenteil, richtig angewandt (worüber dann freilich zu streiten bleibt) sind sie ein Beweis höchster Kunst.

„Das ungefähr waren meine Betrachtungen, als ich das Stück G. Hauptmanns gelesen. Es erschien mir einfach als die Erfüllung Ibsens."

Ganz in demselben Sinne, im Lobe wie im Tadel ruhig und fein abwägend äußert sich Heinrich Hart in der Tgl. Rundschau: „Gerhart Hauptmann gehört zu derjenigen Gruppe der jüngeren Realisten, die vorläufig noch im Banne Ibsens steht; ihre Schöpfungen sind Tendenzdichtungen, gerichtet gegen die heutige Gesellschaft, mit Vorliebe werden die wundesten Stellen der modernen Verhältnisse, die krassesten Auswüchse dem Lichte bloßgestellt, und in der Leidenschaft des Kampfes wird nicht immer die dichterische Objektivität gewahrt und nur zu oft mischt sich in die Tendenz entstellende, schwarzseherische Nörgelei. In Gerhart Hauptmann stecken aber Eigenschaften, die ihn ohne Zweifel über Ibsen hinausführen werden; er ist nicht vor Allem Kämpfer, sondern Dichter, der Menschen zu schaffen versteht, um ihrer selbst, nicht bloß um der Tendenz willen, und die Liebe ist bei ihm stärker, als der Haß. Sein Drama ‚Vor Sonnenaufgang' macht eine seiner Entwicklungsstufen aus, aber es bedeutet nicht den Schluß, nicht die Reife. Das Drama ist seiner Technik nach episch aufgebaut, es umspannt im allgemeinen keine sich steigernde Handlung, sondern Charakterbilder, Szenen aus dem Volks- und Gesellschaftsleben und Gespräche. Aber in den Einzelheiten ist eine gewaltige dramatische Kraft unverkennbar. Die Größe des Werkes entspringt aus der genialen Charakteristik, die in wenigen Worten und Zügen eine Gestalt von Fleisch und Blut vor uns hinzustellen versteht, und aus der Sprache, die so köstlich frisch, natürlich und lebensvoll ist, wie

sie das Wesen des Dramas erlaubt. Die höchste realistische Wahrheit ist dem Dramatiker verschlossen, er muß gruppieren, auf Wirkungen hinarbeiten, die Natürlichkeit der Sprache beschneiden in einem Maße, das der Wirklichkeit nicht ganz entspricht; nur der Epiker kann sich der realistischen Freiheit im höchsten Sinne erfreuen und bedienen. Die Schwäche des Werkes aber besteht in seiner Tendenz, die, gegen den Alkoholismus gerichtet, den Dichter nicht nur zu einer einseitigen Schilderung des Bauerntums nötigt, das ebenso viehisch verkommen dargestellt wird, wie es Auerbach dereinst idealisiert hat, sondern auch ein unhaltbares Ergebnis herbeiführt. Der Träger der Tendenz, Alfred Loth, verläßt das geliebte Weib, das er gefunden, weil er die Überzeugung hegt, nur eine gesunde Frau heiraten zu dürfen, und er den Argwohn nicht ersticken kann, daß auch seine Geliebte innerlich angefault ist von der Giftluft, die sie umgiebt. Unhaltbar ist dieses Ergebnis, weil der Dichter unterlassen hat, eins von beiden zu thun: entweder den Charakter des Loth so zu zeichnen, daß der starre Theoretiker, der lieber unbarmherzig ist, als daß er ein Titelchen seiner Anschauungen aufgiebt, unverkennbar und unbedingt glaubhaft erscheint, oder aber das Weib als ein in der That, nicht nur dem Argwohn nach, ungesundes darzustellen. Der hohen Bedeutung des Werkes nimmt jedoch diese Schwäche nichts."

Daß Paul Lindau und Isidor Landau sich nach Kräften bemühen, durch ironische Darstellung des Inhaltes und reichliche Einstreuung von Witzworten die Sache des Naturalismus lächerlich zu machen, das ist eigentlich selbstverständlich, da es der Leserkreis des Berl. Tageblatts und des Börsencourirs nun einmal so verlangt. Lindau schickt seiner Besprechung das Motto vorauf:

„Vor Sonnenaufgang ist ein Schnabes gut,
Desgleichen zu Mittage,
Nachmittags er nicht schaden thut,
Macht abends keine Plage,
Hingegen soll ein Branntewein
Um Mitternacht nicht schädlich sein."

findet aber zum Schluß auch ein gutes Wort der Anerkennung in dem Goetheschen Zitat: „Im Widerwärt'gen große, tücht'ge Züge." Diese Worte, ehrlich gemeint, kennzeichnen allerdings die positive Leistung des jungen Dichters auf das Treffendste. Weiter heißt es dann: „Es ist Talent da, ein ganz entschiedenes Talent sogar. Nur möchte ich es nicht in diesen für die neue Richtung eigentlich charakteristischen Äußerungen suchen. Wenn Jemand heutzutage ein Stück schriebe — Ort der Handlung: Charité, Station für ekelerregende Hautkrankheiten, so würde es unzweifelhaft beachtet werden, und man würde sagen: es ist scheußlich, aber Talent ist da! Den

Beweis der wirklichen Begabung erblicke ich vielmehr gerade in dem, was mit dieser neuen Schule nichts gemein hat: in der Innigkeit, Reinheit und Wärme der Liebesszene zwischen Loth und Helenen. Aus dieser Szene, aus dieser allein, spricht ein volles und echtes Talent, das — möge mir Apoll verzeihen, wenn ich den Namen des reinsten Dichters in diese Gesellschaft bringe —, um mit Goethe zu reden, allerdings auch ‚im Widerwärtigen große, tüchtige Züge' bekundet."

Die wunderliche Behauptung, daß die allgemein als hinreißend empfundene Liebesszene in ihrer Reinheit und Innigkeit mit der neuen Schule nichts gemein habe, stellen übrigens außer Lindau noch mehrere andere, sonst oberflächlich absprechende Kritiker auf — z. B. auch F. v. Zobeltitz im „Deutschen Tageblatt". Sie schimpfen alle mit dem kräftigsten Abscheu über den schönheitsmörderischen Naturalismus, der das Wahre nur im Schmutzigen ꝛc. erblicke; und wenn ihnen nun die feinste, duftigste Poesie mit den Mitteln der naturalistischen Darstellung geboten wird, dann höhnen sie: ha, seht ihr, wie ihr eurem Grundsatz untreu werdet? Das ist mir ein schöner Naturalismus! Daß die junge Schule sich bisher thatsächlich vorwiegend mit garstigen Stoffen beschäftigt hat, das ist bei ihrer eigenen und der Jugend ihrer Bekenner nicht zu verwundern: denn alle Revolutionen sind am Anfang so brutal, und junge Fanatiker eines Prinzips so beschränkt in ihrem Grimm wie nur möglich. Lindau hat vollständig recht darin, daß er in jener Liebesszene die eigentlich entscheidende Talentprobe sieht. Er darf nur nicht leugnen wollen, daß sie ihre ergreifende Wirkung eben der völligen Neuheit des Stils verdanke, der im strengsten Sinne naturalistisch ist. Man muß wirklich sagen, daß seit der Gartenszene im „Faust" kein Liebesgespräch von so überwältigender Wahrheit gedichtet worden sei, keines, das in seinem Wechsel von bebender Inbrunst und naivster Trivialität, von lieblicher Kinderei und thränenschweren Ahnungsschauern so ganz und gar aus der Eigenart der beiden Liebenden heraus empfunden worden wäre. Ein gleich großer Dichter der alten idealisierenden Schule hätte aber nimmermehr gewagt die Worte hinzuschreiben, die Hauptmann, der Natulariſt, ganz keck der alltäglichsten Wirklichkeit nachstenographiert hat — und hätte damit dann auch nicht jene wunderbare Wirkung erreicht.

Daß ich Landau zuletzt anführe, ist eigentlich ein großes Unrecht, denn er kam zuerst von allen mit seinem $2^1/_2$ ganze Zeitungsspalten langen Bericht heraus — kaum 4 Stunden nach Schluß der Vorstellung!! Das ist eine Leistung der Fixigkeit, die dem Börsenkurier und seinem Berichterstatter so leicht niemand nachmacht! Landau ist berühmt und beliebt als der geschmeidigste und liebenswürdigste Theaterkritiker Berlins. Um alles in der Welt nicht,

würde er einem Direktor das Geschäft oder einer schönen Künstlerin die gute Laune verderben durch ein herbes Urteil. Kann er einmal gar nicht umhin ein wenig zu tadeln, so thut er es mit leichter Ironie und versäumt nie auf jede Nadelstichwunde ein Zuckerl zu legen. Der eingehende und dabei wie aus der Pistole geschossene Bericht über „Vor Sonnenaufgang" ist eins der größten Meisterwerke J. Landaus. Seine journalistische Gewandtheit hat den Zwiespalt, in den sein wohlwollendes Herz mit den Forderungen des feinen Börsenpublikums geriet, das die Abschlachtung des plebejischen Naturalismus so gebieterisch verlangte, aufs bewunderungswürdigste überwunden. Alle Wetter, wie energisch legt er los, wenn es sich um die allgemeinen Fragen handelt: „Die ‚Freie Bühne' bewährt sich immer mehr als eine überaus sinnreiche Einrichtung, dem überfeinerten Großstädter die Sonntage angenehm durchzuekeln. Nachdem Ibsen, der Großherr des Realismus, mit etwas erblicher Gehirnerweichung und Wahnsinn den schönen Anfang gemacht, folgen dem gebietenden alten Hexenmeister die Zauberlehrlinge, die des Widrigen noch unendlich, unendlich mehr auf der Bühne anhäufen, die uns mit dem unsauberen Wasser aus dem neuesten kastalischen Schlammquell der Realisten überschwemmen, und die nur noch nicht gelernt haben, die Geister, die sie riefen, wieder loszuwerden. Heute war Gerhart Hauptmann der Sonntag-Nachmittagsprediger der „Freien Bühne", und er behandelte das Thema vom Trinken und Betrinken, vom delirium tremens, dem Säuferwahnsinn und den Formen seiner Vererbung. Man hatte das Gefühl, als seien die Vorstände des Vereins „Freie Bühne" zugleich Vorstandsmitglieder des „Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke" und hätten einfach im Drange der Geschäfte die Vorlagen für die beiden Vereine vertauscht. Eins haben sie sich jedenfalls erschwert, das ist die Steigerung. Was wollen sie uns noch vorsetzen, womit uns noch überraschen, nachdem sie uns heute schon das Abstoßendste geboten haben, was je auf einer deutschen Bühne erschien, das Abstoßendste, das eine geübte Realisten-Phantasie erfinnen kann? — „Schön ist häßlich, häßlich schön", diese Offenbarung der Macbeth-Hexen ist die ganze Ästhetik der neuesten Quacksalber, die aus widrigen Ingredienzen Heiltränke für die kranke Litteratur brauen wollen. Rosen und Vergißmeinnicht sind nichts für die Poesie, sind überhaupt nichts, sind Idealisten-Lügen. Aus Rattenzahn und Molchszunge wird nun die Nahrung für die Bühne und ihre Gemeinde bereitet. Ihr wollt das Leben schildern, ihr Poeten, und führt uns in einen Salon? in eine bürgerliche Stube? Pfui über euch, ihr Lügner. Als ob es in der Welt einen Salon gäbe, eine bürgerliche Stube! Der Misthaufen, der ist wahr und allein wahr, der ist die Welt, erschließt uns den Stall und ihr seid

Schrift—ſteller. Das iſt die Heilslehre der Realiſten. Unter dem Schlachtruf ‚Wahrheit‘ wird ein Chimborasſo von Phantaſterei und Lüge aufgerichtet, aber es iſt die Übertreibung des Häßlichen, alſo iſt's die alleinſeligmachende, neue, die echte Poeſie.“

So grimmig iſt Landau noch nie geworden — und doch weiß er zum Schluſſe dem Dichter, den Darſtellern, den Leitern des Vereins ſo viel Hübſches zu ſagen, daß ihm niemand ob ſeiner geharniſchten Ausfälle böſe ſein wird. —

Allgemeine Anerkennung haben übrigens die Darſteller geerntet; allen voran die bisher ziemlich unbeachtete Poſſenliebhaberin, Frl. Elſa Lehmann vom Wallner-Theater, die ſich zu aller Erſtaunen als ein naturaliſtiſches Talent erſten Ranges entpuppte! Ihre Leiſtung wird den Zuſchauern vom 20. Oktober unvergeßlich bleiben in ihrer ſo ergreifenden, ſchlichten Wahrhaftigkeit. Ebenſo die köſtliche Schöpfung der Frau Ida Stägemann, die die „Spillern“ in einer Maske darſtellte, wie ſie in ſo überwältigender Echtheit vielleicht noch nie eine Schauſpielerin gewagt hat. Auch Herr Kadelburg, der ſonſt die unmöglichſten Leutnants, ſchneidig-ſentimentale Phraſenhelden eigner und fremder Fabrik, in immer gleicher, ſchier unerträglicher Manier darſtellt, geſtaltete — vielleicht wider ſeinen Willen — den Ingenieur Hoffmann zu einer koſtbar echten Menſchenperle. Ebenſo waren der beſoffene Bauer Krauſe des trefflichen Pagay, die Frau Krauſe der Frau von Pöllnitz, der Arbeitsmann Beibſt des Herrn Pauly, die Miele des Frl. Schüle, ſowie der Doktor Schimmelpfennig Gutherys ſchauſpieleriſche Leiſtungen, wie ſie erſt die Naturwahrheit der neuen Dichtung, beſonders in Ibſens Meiſterwerken, möglich gemacht hat. Wenn die Dichter nur wirkliche Menſchen ſchaffen können, Schauſpieler, die ſie lebendig auf die Bühne zu ſtellen vermögen, giebt es genug. Das hat, unter vielem anderen, Hauptmanns Drama durch die Aufführung gleichfalls bewieſen.

In der trefflichen Beſprechung Karl Bleibtreus im letzten Hefte der „Geſellſchaft“ iſt ihren Leſern eine ſtrenge, aber gerechte Beurteilung des merkwürdigen Werkes als litterariſche Erſcheinung geboten worden. Sein Urteil iſt im Weſentlichen auch das meine; die Aufführung aber hat mir die Überzeugung verſchafft, daß dieſe ſo anfechtbare Hauptmannſche Technik und vornehmlich ſeine ſo verläſterte Sprache ſich als reformatoriſch nachwirkend auf das junge Dichtergeſchlecht erweiſen werde. Schon Ibſen hat in den reifſten Werken die Monologe und das Beiſeiteſprechen aufgegeben; doch in der Rede ſelbſt iſt ihm Hauptmann um ein Bedeutendes vorausgeeilt. Wer je die Feder in die Hand genommen zur Wiedergabe eines Geſpräches, der weiß, wie unendlich ſchwer es iſt, den angelernten und geleſenen Buch- und Zeitungsſtil

zu vermeiden. Hauptmann iſt ohne Widerrede der erſte deutſche Dichter, dem dies vollkommen gelungen iſt, und es iſt nicht zu verkennen, daß ein gut Teil der plaſtiſchen Wirkung ſeiner Charakterdarſtellung auf dieſer Sprache beruhte.

Mag ſich immerhin das Berliner Premièrenpublikum als äſthetiſch unreif, die Preſſe als unfrei, wenn auch im großen Ganzen nicht böswillig, gezeigt haben, die Aufführung des Dramas „Vor Sonnenaufgang" war doch ein hochwichtiges Theaterereignis und wird um ſo ſicherer gute Früchte tragen, wenn der junge, ſo plötzlich zur Tagesberühmtheit gelangte Dichter ſelbſt daraus gelernt hat, wie leicht er ſeinen Gegnern die Waffen aus den Händen zu winden vermöchte. Hoffentlich begegnen wir ihm bald wieder — und als Sieger!

Schleicher und Genossen.

Dokumente zur Moral in der Litteratur.

Von M. G. Conrad.

(München.)

(Dritter Artikel).

Motto:

Im Reich der Schönheit und Gedanken
Galt nie ein fremdes Machtgebot.
Sie ſelbſt nur gaben ſich die Schranken,
Von andrem Einſpruch unbedroht.
Die Quelle der Empfindung ſpringe
In ungehemmter Kraft hervor;
Ein großer Sinn nimmt groß die Dinge
Und hebt noch, was er ſtürzt, empor.
Es ſei dem Spott, dem bittern Hohne
Das derbe Wort nicht unterſagt,
Nie werde vor der Wahrheit Throne
Die Muſe, welche zürnt, verklagt.

Hermann Lingg.

1.

Gleichlautender Brief des Herausgebers der „Geſellſchaft" an die Herren Conrad Ferdinand Meyer und Gottfried Keller in Zürich:

Rottmannshöhe am Starnberger See, 10. VIII. 89.

Sehr geehrter Herr, ich ſetze voraus, daß Ihnen die Umtriebe nicht unbekannt geblieben ſind, welche vor einigen Monaten der Prof. Dr. Georg Scherer in München gegen die Cotta'ſche Buchhandlung und den Dichter Martin Greif auf dem Wege einer geheim zirkulierenden „Erklärung" eines ſogenannten „proviſoriſchen Komitees in München, Wien und

Berlin" angezettelt hat. Ich darf um so eher annehmen, daß Ihnen diese Angelegenheit nicht unbekannt geblieben, als der Prof. Dr. Georg Scherer Ihren Namen mit dem drei anderer Dichter (Lingg, Heyse und Keller, bezw. Meyer) zusammen anführte mit der Begründung,

„daß man diese Erklärung den genannten Männern schuldig zu „sein glaube".

Ebensowenig wird Ihnen entgangen sein, daß die Presse Deutschlands die Scherer'schen Erklärungs-Umtriebe einmütig und in den strengsten Ausdrücken verurteilt hat. Dabei sind in einigen Blättern — ich nenne den „Bayer. Kurier" in München — auch harte Worte gegen die vier von Scherer namentlich aufgeführten Dichter gefallen, wohl in der Annahme, daß dieselben um die Schererſche Hetze gewußt und dieselbe gebilligt hätten.

Nachdem Scherer mit seinem angeblichen „Komitee" die Verurteilung in der Tagespresse ruhig hingenommen, hat er gegen meinen Artikel „Schleicher und Genossen" im Maiheft der „Gesellschaft" Beleidigungsklage erhoben. Behufs meiner Verteidigung ist es mir nun dringend zu wissen nötig, welche Stellung Sie, geehrter Herr, als einer der vier von Scherer genannten Dichter, zu der Sache einnehmen. Ich stelle daher, mich auf Ihre litterarische Ehrenhaftigkeit und kollegialische Gesinnung stützend, das ergebene Ersuchen, mir freundlichst mitzuteilen:

1) ob Sie um das Schererſche Vorgehen gegen Cotta und Greif gewußt,

2) ob Sie die Hereinziehung Ihres Namens und im Zusammenhang damit die ganze Macherei gebilligt haben.

Ihren baldigen Mitteilungen entgegensehend, verbleibe ich mit der Versicherung aufrichtiger Hochachtung

Ihr ergebener

Dr. M. G. Conrad.

2.

Antwort des Herrn Conrad Ferdinand Meyer, Kilchberg bei Zürich, 15. August 1889:

Sehr geehrter Herr, zurückkehrend finde ich Ihr Schreiben vom 10. In einem Handel, welchem ich völlig fremd bin, der mich, hüben und drüben, nicht erbaut, und den ich überdies für geringfügig halte, beschränke ich mich auf die Erklärung: daß ich um das fragliche Vorgehen gegen Greif nicht gewußt, das erst durch den „Kunstwart" zu meiner Kenntnis kam, und daß ich die Anführung meines Namens nicht habe billigen können.

Empfangen Sie, geehrteſter Herr, die Verſicherung der achtungsvollen und freundlichen Geſinnung

Ihres C. F. Meyer.

Die Antwort Gottfried Kellers lautete kurz und bündig:

Die Strafe des Verfolgungswütigen wird nicht ausbleiben.

Keller.

3.

Sehr geehrter Herr!

Ich leſe eben einen kurzen Zeitungsbericht — nach der „Fr. Ztg." — über Ihre Verurteilung in der Schererſchen Beleidigungsklage und kann nicht umhin, Ihnen zu bezeugen, daß Sie ehrenvoll unterlagen. Sie werden mir nicht nachſagen laſſen, daß ich Veranlaſſung hätte, Ihnen oder Ihrer Zeitſchrift beſonders dankbar zu ſein und auch wohl nicht denken, ich ſei eingeſchüchtert — nein, es iſt lediglich die Pflicht wahrhaften Zeugniſſes für die wahrhaftig vereinſamten anſtändigen Menſchen, die wir auf unſerm Parnaſſe noch haben.

Es iſt alſo jetzt gerichtsſeitig konſtatiert, daß das Vorgehen des Herrn Prof. Dr. G. Scherer „ungeeignet und verſteckt" war und (den unſchuldigen) Martin Greif, nicht den (ſchuldigen, wenn es ſchon eine Schuld war) Cottaſchen Verlag treffen ſollte.

Ich weiß nicht, ob Ihnen das Poeten-Winkel-Blatt je vor Augen gekommen iſt, das ſich „Monatsblätter, Organ des Vereins Breslauer Dichterſchule" betitelt. Da würden Sie in Nr. 7 S. 111 (Juli 1889) zu Ihrem Erſtaunen Ihren Hermann Lingg für Herrn Scherer eine Lanze brechen ſehen — ſie zerbricht allerdings kläglich.

Die Dichtung, ſagt H. Lingg dort, ſei ein koſtbarer Schatz der Nation, da dürfe durchaus keine derartige Reklame entſchuldigt werden. Das große Publikum halte ſich in ſeinem Urteil hauptſächlich an die Buchhändleranzeige (sic) und gebe nichts auf Kritiken. „Man will," ſagt er weiter in einer Anwandlung kollegialiſchen Edelmutes, „Martin Greif nicht tod machen, nur das Unanſtändige, Anmaßende, ſich als erſten Lyriker ausposaunen und ſich in gleiche Reihe mit Uhland und Lenau ſtellen zu laſſen . . ."

„Zu laſſen", beachten Sie das, bitte, wohl. Es handelt ſich, wie Hermann Lingg allenfalls ſelber wiſſen konnte, um eine Sache, die Greif gar nicht einmal hätte hindern können, wegen der er, ich bin es überzeugt, dem Verleger die Wahrheit gegeigt haben wird. Wer von uns Allen hat ſich nicht ſchon über dumme Verleger-Reklame geärgert? Aber in

dieſem Punkte hat das Geſchlecht eben ſamt und ſonders kein Gewiſſen. Hätte wirklich H. Lingg niemals an ſich dieſe Erfahrung zu machen gehabt? Ich zweifle doch ſehr.

Was zerrt man denn den armen Greif in dieſer unerquicklichen Weiſe in die Erörterung, den Mann, der von ſich ſelber nicht einmal behauptet hat, was er mit gutem Gewiſſen durfte, daß er ſich Hermann Lingg ebenbürtig fühle?

Doch ich unterbrach den Satz Linggs, er fährt fort: „Das will man ihm (NB. ihm, Martin Greif!) verweiſen und dazu hat man volles Recht. Keiner der Lebenden darf von ſich ſagen, daß er der erſte ſeiner Zeitgenoſſen ſei, und Martin Greif noch lange nicht.“ —

H. Lingg hatte ausdrücklich die Ermächtigung zur Veröffentlichung dieſes Schreibens erteilt. Nach dem Ausgange Ihres Prozeſſes will ich es Ihnen und dem Leſer — falls Sie von meiner Ermächtigung Gebrauch machen wollen, dieſe Mitteilung Ihren Leſern zu unterbreiten — überlaſſen, ſich aus der Linggſchen Erklärung einen Vers zu machen. Der meine geriete vielleicht ſo, daß er gar zu ſchlecht zu dem hohen Lobe ſtimmte, das ich vor nicht langer Zeit den Dichtungen Linggs erteilte. Ich füge aber jetzt gerne noch das hinzu, was ich als freier Mann und Kritiker ausſprechen darf, während es für den Verleger allemal eine Ungehörigkeit bleibt, daß ich Martin Greif unbedenklich für bedeutender, als Lenau (für geſunder und wahrer) und ſogar als Uhland (für tiefer poetiſch veranlagt und ſo zu ſagen von mehr Race) halte, und ein klein wenig von Poeſie und von echtem Deutſch verſtehe ich auch.

Hochachtungsvoll

Berlin, 8. XI. 89. Xanthippus.

Mein erster publizistischer Prozess.

Von M. G. Conrad.

(München).

Seit mehr als zwanzig Jahren ſtehe ich als Mann der Feder in der Öffentlichkeit. Trotz meines heißen Kämpferblutes und meines unentwegten Eintretens für natürliche Entwickelung, Freiheit und Helligkeit in allen guten Dingen iſt mir das Glück beſchieden geweſen, als Publiziſt im Stande der Unſchuld zu verharren und mit den Gerichten nichts zu thun zu haben. Erſt dem findigen und, um ein Wort Bismarcks zu gebrauchen, „ausrichtſamen“

Herrn Prof. Dr. Georg Scherer, Lyriker, Wanderredner und Vorsitzender des famosen „provisorischen Komitees in Berlin, München, Wien", wohnhaft Barerstraße 49 in München, ist es beschieden gewesen, mich aus dem Stande der Unschuld ein wenig herauszudrängen. Wie das gekommen, wissen die Leser der „Gesellschaft" aus meinen drei Aufsätzen „Schleicher und Genossen". Ob aber der obsiegende Teil in diesem meinem ersten Preßprozesse der Sache und der Moral nach nicht der eigentlich unterliegende Teil geblieben ist, das mögen meine Leser aus den „Gründen" des nachfolgenden Urteils selbst entscheiden.

Im Namen Seiner Majestät des Königs von Bayern

erkennt das Schöffengericht des kgl. Amtgerichts München I. in der Privatklagesache des Schriftstellers Professor Dr. G. Scherer, hier, gegen den Schriftsteller Dr. Georg Conrad hier wegen Beleidigung in seiner öffentlichen Sitzung vom 31. Oktober 1889, in Gegenwart: 1. des kgl. Amtsrichters Trautner; 2. der Schöffen: Buchholz, Adalbert, Buchhändler, Keinath, Johann, Optiker; 3. des f. Gerichtsschreibers Unzner nach gepflogener Haupt-Verhandlung zu Recht, wie folgt:

I. Der Angeklagte Dr. Georg Conrad, geboren am 5. April 1846 zu Gnodstadt, Amtsgericht Ochsenfurth, protestantisch, verheiratet, Schriftsteller hier, ist schuldig eines Vergehens der Beleidigung und wird hiewegen in eine Geldstrafe von fünfzig Mark, umgewandelt für den Fall der Uneinbringlichkeit in eine fünftägige Haftstrafe, sowie zur Tragung der Kosten des Verfahrens und zur Erstattung der dem Kläger erwachsenen notwendigen Auslagen verurteilt.

II. Dem Privatkläger wird die Befugnis zuerkannt, den verfügenden Teil des Urteils einmal binnen 2 Monaten nach Eintritt der Rechtskraft auf Kosten des Angeklagten öffentlich bekannt machen zu lassen und zwar in der Monatsschrift für Litteratur und Kunst „Die Gesellschaft" durch Abdruck im gleichen Teile der Zeitschrift, in welchem der beleidigende Artikel veröffentlicht wurde oder für den Fall eines bestehenden Hindernisses durch Veröffentlichung in den Münchener Neuesten Nachrichten.

Vorstehendes gebe ich als bevollmächtigter Vertreter des Privatklägers hiemit bekannt. Dr. Dürck, Rechtsanwalt.

Gründe:

Die J. G. Cottasche Buchhandlung in Stuttgart kündigte die fünfte Auflage der Gedichte von Martin Greif, welche in ihrem Verlage erschienen, gegen Ende des vorigen Jahres unter anderm in der Allgemeinen Zeitung

an und fügte der Annonce zur Empfehlung dieser Gedichte eine Notiz an, in welcher behauptet war, daß der Dichter sich große Popularität in weiten Kreisen erworben und nach dem übereinstimmenden Verdikte der Kritik und des Publikums nachgerade eine Notorietät als Klassiker in der Art Uhlands und Lenaus erlangt habe und unbedingt als der bedeutendste Lyriker unter den Lebenden gelte.

Dieses reklamehafte Inserat und das darin ausgedrückte überschwengliche Lob für Martin Greif, erregten bei einigen litterarischen Autoren und Rezensenten Anstoß.

Der Privatkläger Dr. Georg Scherer hier, welcher gleichfalls zu diesen hierüber unwillig gewordenen Personen zählte, verschickte im Frühjahre heurigen Jahres eine Zuschrift, welche als „vertraulich" bezeichnet war, an verschiedene deutsche Dichter, Schriftsteller und im litterarischen Leben bekannte und namhafte Persönlichkeiten.

Diese vertrauliche Zuschrift war von dem Kläger „im Auftrage des provisorischen Komitees" erlassen und von Berlin, München, Wien als Aufgabeorte bezeichnet.

Darin wurden die Adressaten zu einer Abwehrerklärung gegenüber der Reklameankündigung der Martin Greifschen Gedichte aufgefordert.

Der Inhalt dieser beabsichtigten Erklärung, welche, wenn sie mit einer genügenden Anzahl von Unterschriften versehen wäre, in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht werden sollte, bestand darin, daß zunächst die Ankündigung des J. G. Cottaschen Verlegers als „marktschreierische unwahre Reklame" bezeichnet und dann hervorgehoben wurde, daß Martin Greif durchaus nicht berechtigt sei, die hervorragendste Rangstelle unter den jetzt lebenden Lyrikern einzunehmen, und daß derselbe nach seinen bisherigen Leistungen auch „nachgerade keine Aussicht" habe, eine Notorietät als „Klassiker" in der Art Uhlands und Lenaus zu erlangen.

Diese letzteren Ausfälle gegen Martin Greif erweckten in allen mit dem derzeitigen litterarischen Wirken Vertrauten, den Glauben, daß der beabsichtigte Angriff sich nicht so fast gegen den Cottaschen Verlag, als vielmehr gegen den Dichter Martin Greif richtete. In der Presse Deutschlands und Deutsch-Österreichs erschienen eine Reihe von Artikeln, welche heute als Beweismittel beigeschafft, verlesen wurden. In denselben ist durchweg das Gebahren des sogenannten provisorischen Komitees auf das Schärfste verurteilt und im Tone der Entrüstung gegeißelt worden. Diese Anschauung, daß der von dem Kläger und den hinter ihm stehenden Personen beabsichtigte Schlag nur äußerlich gegen die Verlagsfirma gerichtet war, eigentlich aber den Dichter Greif treffen sollte, wird auch von dem erkennenden Straf-

gerichte geteilt und als begründet erachtet, ebenso auch die Ansicht, daß das gewählte Mittel als ein verstecktes, der Intrigue ähnliches erscheint.

Es wird nicht behauptet, daß der Kläger allein oder in Verbindung mit Andern den Versuch gemacht hätte, die Verlagsfirma zu einer Abänderung ihrer Ankündigung der Greifschen Gedichte zu veranlassen. Hätte man auch lediglich nur dies erreichen wollen, so wäre keinesfalls ein so umfangreicher Apparat notwendig gewesen, wie der ist, daß man in den bedeutendsten Litteraturcentren der deutschen Sprache auf geheimem Wege Unterschriften von Litteraten und Litteraturfreunden zur Abwehr gegenüber einer einfachen Buchhändlernotiz sammelte.

Das in Szene gesetzte Abwehrmanöver mußte naturgemäß noch weit mehr Anstoß erregen und Unwillen schaffen, als jene reklamhafte Notiz, von der durchaus nicht erwiesen ist, daß sie im Einverständnis mit dem Dichter erfolgte.

Es bestand, wenn die Abwehrerklärung wirklich veröffentlicht wurde, dringende Gefahr, daß Martin Greif schuldloserweise herabgewürdigt und als ein an Selbstüberhebung krankender Autor gekennzeichnet werde, ein Umstand, der seine geistige Schöpfungskraft lähmen und auch seinen beruflichen Erwerb beeinträchtigen mußte.

Der Angeklagte Dr. Georg Conrad teilte die in der Presse laut gewordene Entrüstung über die Schererschen Agitation und brachte dieselbe in Zusammenhang mit den damaligen Bühnenerfolgen und ehrenden Auszeichnungen des Dichters Greif und gewann die Überzeugung, daß nur die gekränkte Autoreneitelkeit die Aktion gegen Greif hervorgerufen habe.

Er verfaßte, wie er heute selbst einräumt, im April heurigen Jahres einen gegen die Thätigkeit des sogenannten provisorischen Komitees gerichteten Artikel und brachte diesen unter der Überschrift: „Schleicher und Genossen" in der von ihm herausgegebenen und redigierten litterarischen Monatsschrift „Die Gesellschaft" und zwar in dem im Mai heurigen Jahres erschienenen 5. Hefte zum Abdruck.

In dem Artikel ist das Gebahren der zum „provisorischen Komitee" gehörigen Personen in den schärfsten Worten, wie „Lumperei", „schielende Neidboldhaftigkeit", „Stänkerei", „Unverschämtheit" kritisiert und sind dieselben als „Schleicher", „dunkle Ehrenmänner" ꝛc. bezeichnet.

Allein eine strafbare Beleidigung ist in diesen Auslassungen nicht zu erblicken. Der Angeklagte macht in durchaus glaubhafter Weise geltend, daß er als Herausgeber einer litterarischen Fachzeitung sich berechtigt und verpflichtet erachtet hat, den Übergriffen der Komiteemitglieder entgegen zu treten, weil diese förmlich das Recht zu einer Rangbestimmung der Dichter und Schriftsteller der Gegenwart in Anspruch zu nehmen schienen. Auf

allenfalls in dem Artikel vorkommende beleidigende Bemerkungen trifft die Schutzbestimmung des § 193 R.-St.-G.-B. zu; denn der Angeklagte wollte, wie ihm zu glauben ist, nur die Interessen des bedrohten Dichters Martin Greif und anderer Fachgenossen schützend wahrnehmen und er hatte nicht die Absicht durch diese mehr objektiv gehaltenen Bezeichnungen den Kläger persönlich zu verunglimpfen.

Das litterarische Leben eines Volkes gründet sich auf geistige Regsamkeit und Angriffe von Kritikern auf schaffende Dichter, sowie Kämpfe von Rezensenten und Kritikern unter sich müssen freier beurteilt werden und dürfen nicht denselben einschränkenden Gesichtspunkten wie der Verkehr einzelner Privatpersonen unterstellt werden.

Anders gestaltete sich die Sachlage mit dem Schlusse des in Frage stehenden Artikels des Beklagten.

Dr. Conrad ließ sich, als er den Artikel schrieb, mehr und mehr von Ärger und Erregung hinreißen. In der zweiten Hälfte desselben wendet er sich immer schärfer gegen den Privatkläger Dr. Scherer persönlich und belegt diesen mit allerlei wenig schmeichelhaften Bezeichnungen, wie „humo obscurus", „anmaßender Mandatar" u. s. w.

Sodann flicht er ein von Hermann Lingg verfaßtes Gedicht ein, das den Titel „Die Gemeinheit" führt und in welchem das unwürdige Gebahren von erbärmlichen Kreaturen gebrandmarkt wird.

Unmittelbar nach Abdruck dieses Gedichtes bemerkt er, daß „die edle würdelose Sippe" „Schleicher und Genossen" — ihr Mandatar Professor Dr. Soundso — (das ist Professor Scherer, der Privatkläger) erbärmlich Fiasko gemacht hat und führt hiernach eine Erklärung an, die der Kläger gegenüber den Münchener Neuesten Nachrichten aus Anlaß der oben erwähnten Preßfehde abgegeben hatte. Er nennt diese Erklärung eine „läppische Ausrede" und citiert nochmals aus jenem Gedichte die Worte:

„Die Gemeinheit nie verlegen,
Wird vor keiner Schande rot."

An diese gegen den Kläger direkt gerichtete Schlußbemerkung reiht er endlich noch die Worte: „und nun Fantasio, reich' uns das Waschbecken".

Der Inhalt und die Zusammenstellung dieser Bemerkung läßt sich nicht anders auffassen, als daß damit dem Privatkläger persönlich der Vorwurf der „Gemeinheit" und einer „unwürdigen schamlosen Handlungsweise" gemacht ist; daß derselbe als eine so verächtliche Person, wie sie das Linggsche Gedicht geißelt, hingestellt ist, mit der man sich nicht beschäftigen könne, ohne sich zu besudeln. Es bedarf keiner weiteren Ausführung, daß mit solchen Auslassungen die Grenzen einer statthaften Kritik überschritten sind. —

Es liegt ein persönlicher ehrverletzender Angriff auf den Gegner vor, und aus der Form, sowie aus der Gruppierung der gemachten Bemerkungen geht die Beleidigung klar hervor.

Die Schärfe der Ausdrücke läßt darauf schließen, daß der Angeklagte sich nicht nur dieser von ihm verübten Ehrverletzung bewußt war, sondern geradezu die Absicht hatte, den Kläger zu beleidigen.

Damit ist der Thatbestand eines Vergehens der Beleidigung nach §§ 185, 194 St.-G.-B. gegeben.

Bei der Strafausmessung war die Schwere der Beleidigung wie der Umstand, daß sie durch Abdruck in einer Zeitschrift weite Verbreitung erlangte, straferschwerend zu berücksichtigen.

Andererseits aber war zu erwägen, daß das Vorgehen des Privatklägers keineswegs ein korrektes war und eine Abwehr geradezu hervorrief, ferner daß der Angeklagte aus einem anerkennenswerten sittlichen Beweggrunde handelte und sich in seiner Entrüstung, die er selbst in heutiger Hauptverhandlung noch bekundete, zu einer persönlichen Beleidigung hinreißen ließ.

Es rechtfertigte sich hienach die erkannte mäßige Geldstrafe, eventuell Freiheitsstrafe. §§ 28, 29 R.-St.-G.-B.

Als zur Strafe verurteilt hat Angeklagter gemäß §§ 496, 497, 503 R.-St.-P.-O. auch die Kosten und Auslagen zu tragen. Da die Beleidigung öffentlich verübt wurde, mußte dem Kläger gemäß § 200 R.-St.-G.-B. die Befugnis zur öffentlichen Bekanntgabe des Urteils zuerkannt werden. Es war hiezu zunächst die Zeitschrift, in welcher der beleidigende Artikel abgedruckt worden war, zu bestimmen und eventuell falls der nicht mit verklagte Verleger die Veröffentlichung verweigern sollte, die für amtliche Bekanntmachung des Strafgerichtes bestimmte hiesige Tageszeitung. —

Trautner.

Theodor Fontane.

Ein Festblatt zu seinem siebzigsten Geburtstag (29. Dezember 1889).

Von Conrad Alberti.

(Berlin.)

Unter den Gestalten der Schriftsteller der älteren Generation, welche dem Realismus in Deutschland die Wege bereitet, auf ihn hingedeutet oder sich zu ihm bekehrt haben, und die unsere Zeitschrift den Lesern im Bilde vorführt, darf natürlich auch Theodor Fontane nicht fehlen. Denn

nächst Frenzel hat vielleicht keiner der Schriftsteller von altbewährtem Ruf soviel für die Entwickelung des deutschen Realismus gethan, ist so bereit und eifrig für eine moderne Kunst und Kunstanschauung eingetreten, für eine Richtung, die sich ganz auf dem Boden der Weltanschauung unserer Zeit bewegt, wie er. Fontane ist ein leuchtendes Musterbeispiel aus jenem herrlichen, leider von Tag zu Tag mehr entschwindenden „alten" Geschlecht, welches die Grundsätze der Ritterlichkeit auch im litterarischen Leben aufrecht erhält, und das im Gegensatz zu der mittleren Schriftstellergeneration vom Schlage Spielhagen und Heyse, deren Dichten und Urteilen ausschließlich die Rücksicht auf den Honorargewinn bestimmt, sich im Schaffen, Urteilen, Anerkennen, Verwerfen von nichts anderem leiten läßt, als dem Streben nach Wahrheit, das sich keinen Augenblick bedenkt, fremde Leistungen und Anschauungen vorurteilslos zu prüfen und sich zu ihnen zu bekennen, wenn es sie als berechtigt, als dem Wesen der Zeit entsprungen erkennt. Solche Männer, wie Freytag, Frenzel, Fontane werden immer unserer, des jüngeren Geschlechts, höchster Verehrung sicher sein, weil wir in ihnen dieselben Grundsätze leben sehen, die auch uns — im Gegensatz zu der mittleren Generation — leiten. Wir betrachten uns als die natürlichen Erben ihres Geistes, während wir die Erbschaft jener zweiten, bis jetzt herrschenden Generation, auf das entschiedenste ablehnen.

Was Fontane der deutschen Litteratur bedeutet, läßt sich in wenigen Zeilen auseinandersetzen.

Fontane begann seine Laufbahn als Lyriker, der Lyrik ist er sein ganzes Leben lang treu geblieben, und in seinen Gedichten hat er vielleicht sein Bestes gegeben. Nach Uhland ist Fontane Deutschlands erster Balladendichter. Ein Gedicht wie „Archibald Douglas", hat kein anderer Deutscher geschrieben. Welch dramatische Darstellung! welch edle, markige Sprache! Wie himeißend sind die Heimatsliebe und Treue hier verkörpert! Nur Wildenbruch hat in seinen besten Gedichten („Hexenlied") Beweise von ähnlicher Kraft der Darstellung geliefert. Von ganz eigener Art sind Fontanes märkische Balladen. Die höchste Knappheit und Einfachheit ist hier die höchste Schönheit, jeder Vers, jedes Wort in dem unsterblichen Ziethenliede ist wie aus Bronze gegossen. Das ist echt preußischer Geist, eine Gesundheit, ein moralischer Mut, welcher handelt ohne viele Worte zu machen. Man kann sich nichts schlichteres und nichts rührenderes denken als die letzte Strophe des Ziethenliedes; eine Welt von Gemüt liegt darin. Und erst seine märkischen Genrebilder. Die „Sommer- und Wintergeheimräte" — welch köstlicher Humor sprudelt darin! Welch feine und doch schlagende Verspottung der steifen Bureaukratie! Vor allem aber der „Herr von Ribbeck"!

Ein Genrebild, wie Knaus es nicht feiner malen könnte. Ein ganzes Menschendasein mit seinem vollen Wesen, mit seinem geistigen Wirken auch noch nach dem Tode steht in wenigen Versen vor uns, schlicht und wahr, ohne jede Phrase, jede Übertreibung. Dabei in all diesen Gedichten, welche Kunst der Sprache, welche Behandlung des Verses! Hier sind die Grundzüge einer neuen, echt modernen und echt nationalen Lyrik. Auf dem Boden Fontanes hat Liliencron weiter gebaut, dessen lyrische Eigenart eine merkwürdige Verwandtschaft mit der Fontaneschen zeigt: dieselbe frische Unmittelbarkeit, derselbe natürliche Erdgeruch, dieselbe gesunde Schlichtheit.

Nicht minder klassisches leistet Fontane in der Anpassung fremder Art, seine Übersetzungen schottischer Balladen und Volkslieder sind glänzende Musterstücke deutscher Übertragungskunst, sie erhalten die volle Eigenartigkeit des Originals und erscheinen doch ganz wie deutsch gedacht.

Ein anziehender Zug in Fontanes Wesen ist seine innige und unermüdliche Liebe zu seiner engeren Heimat, der Mark. Er hat sie für das große Publikum eigentlich erst entdeckt — in seinen „Märkischen Wanderungen". Bis dahin galt allgemein die Mark als eine öde Sandwüste, von den unangenehmsten und gröbsten Menschen bewohnt. Fontane entwarf als erster hinreißende Bilder ihrer landschaftlichen Schönheiten, der stillen, rings von rauschenden Wäldern eingeschlossenen Seen, in deren Uferschilf, auf deren einsamen Inseln der Kranich horstet, der lieblichen Hügel, der freundlichen Dörfer, der weiten Forste. Er brachte der Welt diese zähen, tüchtigen Menschen näher, welche darin wohnen, er entwarf prächtige Bilder aus der wechselvollen Geschichte des Landes, die reich ist an kühnen Heldenthaten und heroisch ertragenen Leiden. Und der Gedanke zu diesem Werke, welches geradezu umwälzend auf das Urteil der Welt über die Mark wirkte, war dem Dichter im fremden Lande gekommen, mitten unter Leuten anderer Zunge, angesichts der schottischen Hügel und Seen, wo er sich, frei von falscher Sentimentalität, frei von falscher Auslandsvergötterung sagte, daß seine vielverschrieene Heimat in Wirklichkeit ebenso schön sei als dieses hochgepriesene Land der Romantik.

Fontane war schon sechzig Jahre alt, als er seine zahlreichen Verehrer, die ihn als Dichter, als Schilderer einheimischer und fremder Eigenart und Kultur hochschätzten, mit einer überaus merkwürdigen Enthüllung überraschte, nämlich mit der Thatsache der Entdeckung seines Talents. Es ist etwas eigentümliches um diese alte Generation. Sie ist unendlich langsam herangewachsen, in einem Alter, in dem andere von der Bildfläche öffentlichen Wirkens abtreten, ist sie erst auf derselben in ihrer höchsten Entfaltung erschienen und hat als Greise dann Thaten vollbracht,

welche die Welt erstaunen machten. Man hatte bei Kaiser Wilhelm, Fürst Bismarck, Moltke, die alle schon alte Herren waren, als sie in führende Stellungen kamen, das Gefühl, daß sie mit jedem zunehmenden Jahre immer jünger, thatkräftiger, stärker wurden. Zu dieser wundervollen Generation zählt auch Fontane, und dieselbe Art bewies auch er auf seine Weise.

Nachdem er in einem vierbändigen Roman „Vor dem Sturme" ein breites Gemälde aus der Zeit vor den Befreiungskriegen entworfen, ging er mit einem Schritt in das Lager der Modernsten über, stellte seiner Erfahrung, seine umfassende Kenntnis der Gesellschaft, seine feine Lebensweisheit, seine enorme Schärfe der Beobachtung, seine Kunst plastischer Gestaltung in den Dienst jener großen und gewaltigen Idee des Realismus, deren Fahne in Deutschland zuerst M. G. Conrad und Max Kretzer siegend entfaltet hatten, und seinem gereiften Talent gelang es, sich im ersten Anlauf, mit der Novelle „L'Adultera" einen führenden Platz in der Schar der neuen Kämpfer zu verschaffen. So wie in dieser Novelle war jener Teil der Berliner Gesellschaft, dessen Herrschaft auf den Geldsack gegründet ist, noch nicht geschildert worden. Während Lindaus Versuche, die Berliner Gesellschaft zu zeichnen, wie in „Herr und Frau Bemer" im „Zug nach dem Westen" klägliche Stümpereien blieben, platte Nachahmungen Daudetscher Vorbilder, gab Fontane gleich Kretzer wahres, eigenartiges, studiertes und scharf gezeichnetes Leben. Was Fontane so auszeichnete, und was außer ihm nur noch zwei Schriftsteller besitzen — „der eine ist Kretzer", der andere unser alter lange verkannter Alexis — das war seine Kunst, das spezifisch Berlinische in Tonfarbe, Stimmung und Zeichnung der Charaktere auszudrücken, die Fähigkeit, soziale, ethnologische Typen zu schaffen. Diese Kunst bewährt er in allen seinen Werken, in Cécile, in dem herrlichen Roman „Irrungen Wirrungen", einem Meisterwerk von unvergleichlicher Frische, das er mit neunundsechzig Jahren schrieb. Lindau, Blumenthal, Spielhagen und Genossen vermögen in ihrer vollkommenen Unfähigkeit das Berlinische, den gesellschaftlichen Sondercharakter ihrer Gestalten, den Geruch derselben nur dadurch auszudrücken, daß sie sie in der Tiergartenstraße wohnen oder die Linden entlang spazieren lassen — im übrigen könnten ihre Geschichten unverändert in Buxtehude oder Breslau spielen. Welch klägliches Kleben an der äußerlichen Schale! Nicht in den Namen der Personen, nicht in den Straßennamen, nicht in der Mundart der Rede beruht der Berliner Charakter — das ist nur äußerlicher Firlefanz, sondern die sozial-realistische Kunst beruht darin, Gestalten zu zeichnen, welche nur auf dem Boden der Gesellschaft einer bestimmten Stadt entstehen können, welche für den gesellschaftlichen Charakter der letzteren typisch sind.

Und das ist's, was Fontane so vorzüglich herausbringt. Dieses ganze protzige Berliner Emporkömmlingstum mit seiner inneren Rohheit und Hohlheit, seinen klobigen Manieren, seiner täppischen Brutalität, diese Frauen der Finanzkreise, hohl, seelenlos, ohne jede Spur einer Gemütsempfindung, unfähig jeder Leidenschaft, mit kranken, ewig zitternden, ewig nach Beschäftigung und Erregung verlangenden Nerven, diese langweiligen Liebhaber mit dem Popospeitel, die von korrekter Eleganz stinken, und deren Hauptsache ist, so wenig als möglich aufzufallen, diese Mädchen aus dem Volke, langweilig, bescheiden, gutmütig, denen die Liebe nur eine notwendige physische Verrichtung und Ausfüllung leerer Zeit ist, bei der sie nicht das mindeste empfinden, diese Damen der Aristokratie, gesund, heiter, anständig, dumm und langweilig: diese ganze Mischung von Protzentum, physischer Strammheit, Brutalität, Nervosität, Stumpfsinn, Gewinnsucht, Langweile, bureaukratisch-militärischer Korrektheit, Gutmütigkeit, Selbstsucht ohne Leidenschaft, Bildungsschwindel, Anspruchslosigkeit, Neugier, Unterhaltungsbedürfnis, bei gänzlicher Abwesenheit jeder Anmut der Form, jeder das Herz ausfüllenden Empfindung . . . das ist der eigentümliche Charakter der Berliner Gesellschaft, welcher sie von jeder anderen Gesellschaft unterscheidet, wie sie Fontane so meisterlich verkörpert. Es ist verblüffend, wie er oft mit zwei, drei Strichen Gestalten plastisch hinstellt, daß wir die ganzen Menschen vor uns sehen, z. B. die beiden Berliner Touristen auf der Harzreise im Anfang der „Cécile". Der eigentliche Stoff ist bei Fontane fast stets von winziger Unbedeutendheit; die Ausführung, die Einzelarbeit, fein wie ein Bild von Gerhard Douw, ist Alles. In „Irrungen Wirrungen", einem der besten Romane, den wir in deutscher Sprache haben, handelt es sich um das Verhältnis eines Offiziers zu einer kleinen Bürgerstochter. Auf keiner Seite ist irgend eine tiefere Empfindung im Spiele — sie hat schon vor ihm ein Verhältnis gehabt, er löst das Verhältnis, heiratet ein reiches, artiges, hübsches, dummes Ding, mit dem er ausgezeichnet lebt, und sie fühlt nicht das geringste Unglück, sondern verheiratet sich bald darauf mit einem Manne aus dem Volke, der sich über das, was vor der Hochzeit lag, gern hinwegsetzt. Wie erbärmlich ist das alles, wie jämmerlich! Was für Dreckseelen diese ganze Misere, der nichts großes begegnet! aber wie menschlich ist es! wie wahr! Von welch packender Richtigkeit jedes Wort, jedes Gespräch, jede Schilderung! Welche Fülle von Beobachtung, von Kunst, von Feinheit ist auf jeden einzelnen Pinselstrich verwendet! Sprache und Auftreten dieser Leute — von welch täuschender Echtheit! Man meint, das alles selbst mit erlebt zu haben!

Fontanes Blick für das Gesellschaftliche ist verblüffend. Er lebte nur

vorübergehend in Wien und man kann sich — Bauernfelds Stücke ausgenommen — keine wundervollere Zeichnung der höheren Wiener Gesellschaft denken als in seinem „Graf Petöfy". Wer von seinen Berliner Geschichten kommend zu dieser übergeht, findet sich plötzlich in einer ganz anderen Welt. Diese Schlaffheit, Genußsucht, diese Behaglichkeit, welche zwischen Genialität und Verlumptheit schwankt, diese Kunstsimpelei, diese Verweichlichung, diese schillernden und reichen Formen, diese Toleranz, welche der Trägheit und Behaglichkeit entstammt, diese Leidenschaft ohne Thatkraft, die sich schließlich selbst verzehrt, diese äußere Grazie, welche eines Tages mit fürchterlichem Krach zusammenbricht!

Alles in Allem: Fontane ist als Realist, als Erzähler, als sozialer Schilderer den größten Meistern ebenbürtig, welche wir unter uns besitzen, auch jenen Berühmtheiten des Auslandes, die wir teils mit Recht, größtenteils aber mit Unrecht abgöttisch verehren. Wie kommt es, daß er trotzdem in Deutschland wie im Ausland noch nicht ganz den Grad von Anerkennung erreicht hat, auf den ein Künstler von seinem Rang mit vollem Recht Anspruch machen darf, daß seine Werke nicht in Dutzenden von Auflagen verbreitet, nicht in alle lebenden Sprachen übersetzt sind? Ich glaube — und das habe ich ihm auch einmal persönlich gesagt — es liegt einfach daran, daß Fontane eben zu viel Künstler ist. Denn diesen Ehrennamen verdient er in weit höherem Grade als Turgenjeff, Tolstoj, Ibsen, Kjelland und wie die hochberühmten Herren alle heißen. Das Berlinertum, das er vor allem in seinen Erzählungen schildert, ist in Deutschland wie außerhalb durchaus nicht so bekannt wie etwa das Parisertum. So geht der auswärtige Leser mitunter an den feinsten Zügen, die uns Berliner entzücken, achtungslos vorüber, und gewisse Seltenheiten, Besonderlichkeiten, die eben aus dem besonderen Charakter des Berliners entspringen, wirken wohl gar befremdend. Wenn bei Turgenjeff ein Russe etwas Extravagantes sagt oder thut, so steht gleich ein anderer daneben, der zum Leser gewendet spricht: „Ja, ja, so sind wir Russen nun," oder dergl. Das ist zwar sehr unkünstlerisch, aber für den nicht mit russischen Verhältnissen Vertrauten sehr wirksam, und daher nehmen wir den außerordentlichen Anteil an solchen Schilderungen und Novellen. Fontane verschmäht mit seinem künstlerischen Feingefühl solche Kniffe — und daher kommt es, daß dem auswärtigen Leser viele der subtilsten Schönheiten seiner Werke entgehen. Wir können daher nur wünschen, daß von ständiger Seite über seine Werke möglichst oft und ausführlich geschrieben und die Schönheiten und Vorzüge derselben möglichst eingehend auseinandergesetzt würden, damit man im Reiche, besonders in Süddeutschland und im Auslande endlich wisse, welch unvergleichlichen

Wert dieſe Erzählungen als Kunſtwerke wie als Kulturſchilderungen enthalten.

Fontanes journaliſtiſche Thätigkeit kann ich kurz erwähnen. Seine Schilderungen aus Schottland und England ſind berühmt, ſie ſind im Verein mit Karl Bleibtreus Skizzen das beſte, was über das moderne Albion geſchrieben wurde, und haben uns das Verſtändnis der Kultur dieſen unſeren Verwandten bedeutend näher gebracht.

Eine ganz eigenartige Erſcheinung iſt der Theaterkritiker Fontane. Er kennt keine ſtarren äſthetiſchen Prinzipien, keine vornhereinigen Anſchauungen: für ihn iſt jedes Kunſtwerk ein ſelbſtändiges eigenlebiges Weſen. Es fällt ihm nicht ein, ſich erſt dann in ein weibliches Geſicht zu verlieben oder es zu verſchmähen, nachdem er ſich vorher mit Zirkel, Meterband und Äſthetik vergewiſſert, daß ſeine Maße allen theoretiſchen Idealen entſprechen, und ob ein ähnlicher Kopf ſich bei Raphael findet. Er teilt ganz einfach mit, ob ihn ein Stück intereſſiert oder gelangweilt hat, er erwähnt, wer ihn angezogen oder abgeſtoßen. Geradezu ſtaunenswert iſt Fontanes Beſtreben, nicht hinter ſeiner Zeit zurückzubleiben, er weiß, daß verloren iſt, wer ſich dem Gange der natürlichen organiſchen Entwickelung widerſetzen will, und in dieſem Bewußtſein eilt er lieber der Zeit voranzukommen, als daß er ihr nachhumpelte. In dieſem Beſtreben geht er vielleicht manchmal ein bischen zu weit — o neuer Vorwurf für einen Greis! — er läßt ſich durch ſeine natürliche Liebenswürdigkeit bisweilen verleiten, befreundeten Perſonen manches aufs Wort zu glauben, wofür er Fremden wohl erſt ſtrikten Beweis abfordern würde — dahin rechnen wir namentlich ſein befremdendes Eintreten für den modernen Ibſenſchwindel, für den Humbug der „Freien Bühne" u. a. m., das meiſt ſeinen perſönlichen Beziehungen zu den Machern jener albernen und ſchwindelhaften Veranſtaltungen entſpringt. Aber dieſe kleinen und ſehr menſchlichen Schwächen entſpringen ganz ſeiner Subjektivität, ſeinem unmittelbaren Weſen, das auf keine Theorie ſchwört, nur der eigenen Anſchauung, der eigenen Empfindung folgt, und wir nehmen ſie gern mit in den Kauf, da wir ſonſt auch auf ſeine natürliche und wohlthuende Friſche verzichten müßten. Denn trotz dieſer Kleinigkeiten bleibt Fontane doch unbeſtritten der erſte Theaterkritiker Berlins, nächſt Frenzel. Dieſe hohe Stellung ſichert ihm ſein goldlauterer litterariſcher Charakter, welcher ihm nicht geſtattet, ſein Gewiſſen, ſein Urteil, ſeine Feder wie ſo viele andere Kritiker „maßgebender" Berliner Blätter für ein Glas Sekt, einen Händedruck, ein Beefſteak, eine Schäferſtunde zu verkaufen, und die öffentliche Meinung, die Wahrheit zum Schaden des Publikums und der echten Kunſt zu verfälſchen, die von der Afterkunſt zurückgedrängt wird, weil ſie mit ihr in ſolchen Mitteln

nicht wetteifern kann. Und ebenſowenig hat er je wie die Brahm und Genoſſen ſeine Überzeugung durch hämiſchen Neid gegen die kühn und ernſt vorwärts ſtrebenden landsmänniſchen Kollegen beeinfluſſen laſſen. Dazu fehlt ihm das treibende Motiv jener Brahminen, des eigenen Nichts durchbohrendes Gefühl, das Bewußtſein der eigenen produktiven Ohnmacht. Von dieſen kleinen hämiſchen Gnomen und Kobolden des modernen Brahminentums gezwickt, angeſpieen, mit Kot beworfen, verläſtert, auf die Hühneraugen getreten — kleinlicher, gottlob erfolgloſer Schabernack, den ihre Urheber ſelbſtgefällig mit Gaſſenjungenſtolz bejubeln, — hat die moderne einheimiſche Produktion in Fontane einen aufmerkſamen, wohlwollenden Beobachter gefunden, der gleich Frenzel wohl weiß, daß er nicht wie jenes kleine Kropzeug von fremdem Erfolg für die eigene Wertſchätzung zu fürchten hat, daß ſein Anſehen in ſeinen eigenen Leiſtungen beruht und nicht im niedrigen Anſehen Anderer. Und ſo beſtätigt ſich auch hier Kinkels ſchönes Wort:

Die Großen ſind mir nicht beſchwerlich —
Die Halbtalente nur ſind gefährlich,
Denn weil ſie ſelbſt nichts leiſten können,
So wollen ſie auch den Andern nichts gönnen.

Wie die letzten Verſe herrlich auf die Brahm, Schlenther, Berg, Goldbaum und Genoſſen paſſen, ſo die erſte Zeile auf Freytag, Frenzel, Fontane, Wildenbruch u. ſ. w. Sie ſind uns Jüngeren ſo wenig beſchwerlich, daß wir jede Gelegenheit, jeden ihrer Ehrentage benutzen wollen, ihre Verdienſte nach Gebühr zu feiern, öffentlich zu verkünden, und ihnen ein recht langes, ſtarkes und geſundes Alter wünſchen, einen reichen Strom der Produktion, der erſt mit ihrem fernen Tode verſiegt.

Vorherrſchaft des Militarismus.

Eine Entgegnung von J. B.

In dem unter obiger Überſchrift im Septemberheft der „Geſellſchaft" erſchienenen Artikel fragt u. a. der Verfaſſer: „Wann erfolgt denn dann eigentlich die ſeit vollen vier Jahren vergeblich erwartete Widerlegung der Kampfſchrift ‚Ewiger Krieg'?" Mit dieſer Kampfſchrift iſt eine von Herrn Lieutenant Bernhard Kießling veröffentlichte „Studie eines deutſchen Offiziers" gemeint.

Wir wollen zeigen, warum keine Antwort erfolgt sein wird und dann versuchen, kurz eine solche zu geben.

„Ewiger Krieg" sowohl, wie desselben Verfassers „Der Kriegsgedanke und die Volkserziehung" haben bei ihrem Erscheinen die weitesten Kreise unberührt gelassen, einfach darum, weil diese Kreise von diesen Schriften nichts wußten oder hierfür kein Interesse hatten. Einige Zeitungen, die Exemplare erhielten, besprachen dieselben kurz, in Fachkreisen wurden sie gelesen, gelobt oder getadelt, je nach dem eigenen Standpunkt, und seither hat niemand mehr Veranlassung gehabt, die beschauliche Ruhe zu stören, deren sich diese Schriften, wie so manche andere, in den Bibliotheken, Antiquariaten und dergl. erfreuen.

Das ist unseres Erachtens ein Grund, warum eine Widerlegung nicht erfolgt ist. Das ist bedauerlich, denn durch beide Schriften strömt trotz aller schiefen und paradoxen Behauptungen, den zahlreichen Anwendungen von Citaten, denen mit Gewalt eine andere Bedeutung aufgezwungen wird, der oft mehr als naiven Auffassung des Verhältnisses zwischen dem Krieg und den anderen Thätigkeitsgebieten — eine in unserer Zeit wohlthuend wirkende ehrliche Begeisterung, die sympatisch für den Verfasser stimmt und das Lesen seiner Schriften zu einer angenehmen und anregenden Beschäftigung macht.

Ein weiterer Grund: es giebt heute für jeden ernsthaften Mann Wichtigeres zu thun, als sich in eine theoretische Polemik über die Möglichkeit des „ewigen Krieges" oder des „ewigen Friedens" einzulassen. Beide Bezeichnungen sind überhaupt falsch gewählt und führen notwendig zu widersinnigen Folgerungen.

Um aber unseren allgemeinen Bewerkungen einen allgemeinen thatsächlichen Untergrund zu geben, nehme ich ein paar Beispiele aus den angezogenen Schriften heraus, um zu zeigen, mit welcher Methode, Logik und Gründlichkeit Herr B. K. zuweilen zu Werke geht.

In „Ewiger Krieg" werden u. a. die Beziehungen des Krieges zu den Künsten, Wissenschaften, zu Handel und Industrie behandelt. Nehmen wir hier uns den auf S. 100 beginnenden Kapitel „Der Krieg und der Handel, die Industrie, das Gewerbe" folgenden Satz heraus:

„Die Tuchindustrie, die Lederindustrie sind in hohem Grade für den Krieg thätig; Gewehrfabriken, Pulver- und Patronenfabriken mit allem, was sie fordern, würden ohne den Krieg kaum viel Thätigkeit zu entwickeln in der Lage sein; der Eisenbahn- und Wegebau wird vom Krieg lebhaft gefördert; die Geschützgießereien und Geschoßfabriken würden mit dem letzten Schuß definitiv eingehen; die heute zu einer großartigen Entwickelung gediehene Industrie der Kriegskonservenfabrikation würde auf eine minime Rolle

herabsinken, wenn sie kein großes Heer mehr zu versorgen hätte; die moderne deutsche Schiffsbauindustrie endlich verdankt ihren Aufschwung ganz unmittelbar und fast ausschließlich der durch die Gründung der deutschen Kriegsflotte entsprungenen Anregung, die Dillinger Hüttenwerke aber, deren Konkurrenz der englischen Industrie gegenüber sich bedeutend fühlbar macht, verdanken ihre ganze jetzige Bedeutung nur den Aufträgen der deutschen Kriegsmarine" u. s. w.

Mit diesem Satz stellt sich der Verfasser auf den Standpunkt des — man gestatte das harte Wort — Bierphilisters, der nicht weiter als von heute auf morgen zu denken vermag, da ihm die einfachsten volkswirtschaftlichen Gesetze unbekannt sind.

Also, die Tuch- und Lederindustrie, die Gewehr- und Pulverfabrikation würden ohne Krieg kaum viel Thätigkeit zu entwickeln imstande sein. Selbst die Thätigkeit der Kriegskonservenfabriken, sowie die der Dillinger Hüttenwerke würden auf eine minime Rolle herabsinken! Und das Allerschrecklichste wäre, wenn mit dem letzten Schuß alle Geschützgießereien und Geschoßfabriken eingehen müßten!

Herr B. K. hat also keine Ahnung davon, daß, da alle Güterherstellungen, also auch die Herstellung von blauem Tuch und von Geschützen, mittelst Kapital geschieht, es gleich ist, ob dieses der Staat thut, indem er drückend hohe Abgaben erhebt und Schulden macht, oder ob das Geld in den Händen der Privatwirtschafter bleibt, — immer wird das Kapital beschäftigt, nur das „wie" und „wo" ist verschieden. Her B. K. scheint zu glauben, daß, wenn wir kein farbiges Tuch für unsere Soldaten mehr nötig hätten, dieselben dann nackt herumlaufen würden, und wenn wir nicht Gelegenheit hätten, ungezählte Millionen für Geschütz- und Gewehrfabrikation auszugeben, wir diese Millionen dann zum Fenster hinauswerfen oder verfaulen lassen müßten. Als wenn wir nicht für wichtige, heute freilich an letzter Stelle stehende Kulturforderungen nicht noch höhere Summen verwenden könnten, um nur das Notdürftigste zu thun, die dann wenigstens im besten Sinne produktiv, nämlich kultur- und wohlstandfördernd wären. Und sollten wir keine Kriegskonservenfabriken mehr brauchen, so werden unsere Ochsen trotzdem nicht an Altersschwäche sterben, sondern wir essen das Fleisch frisch, anstatt es als totes Kapital in Magazinen aufzustapeln und teilweise verderben zu lassen.

Eine Gemeinschaft, Familie, Stamm, Volk, welche ihre volle Arbeitskraft und ihr ganzes Kapital nur auf Herstellung der Mittel zur Befriedigung der kulturellen Bedürfnisse verwenden kann, hat ungleich günstigere Daseinsbedingungen als eine andere derartige Gemeinschaft, die außer dem

einen enorm großen Teil der Arbeitskraft und des Kapitals dazu verwenden muß, sich gegen äußere Angriffe zu schützen. Dieses bedingt erhöhte Arbeitszeit oder Einschränkung im Verbrauch, oder beides zusammen. Immer aber ist in letzterer Gemeinschaft sowohl der Einzelne wie auch das Ganze im Nachteil in bezug auf Lebenshaltung und Nationalwohlstand.

Das Gesagte ist feststehend für normale Verhältnisse. Sind aber unsere Verhältnisse normale? —

Nehmen wir jetzt den Fall an, daß in unserer ersten Gemeinschaft, in welcher bis jetzt alle Arbeitskräfte lohnend beschäftigt waren, und die Mitglieder ein weit angenehmeres Leben führten, als in der zweiten Gemeinschaft, — nehmen wir an, durch großartige technische Erfindungen und Verbesserungen würde die Arbeit zum großen Teile anstatt wie bisher von den Arbeitern jetzt mittels Maschinen besorgt und durch Monopole die Früchte der Arbeit Einzelnen zugewiesen. Hunderttausende von Arbeitern werden brodlos. Man kann aber die Leute nicht verhungern lassen, und so entschließt man sich zur Gründung großartiger Arbeiterkolonien. Da tritt plötzlich durch das Verhalten einer Nachbargemeinschaft die Notwendigkeit heran, ein Heer aufzustellen, um das Land gegen feindliche Einfälle zu schützen. Die Arbeiterreserve hat jetzt geeignete Verwendung. Und somit kämen wir zu dem Ergebniß, daß vom wirtschaftlichen Standpunkte aus unsere Kasernen weiter nichts sind, als etwas kostspielig angelegte Arbeiterkolonien, die nebenbei den Zweck haben, auch für die Sicherheit des Landes zu sorgen. Das muß Herrn B. K. solange recht sein, bis er es widerlegt hat.

Betrachten wir die Sache von einer andern Seite.

Wir haben heute überall Überschuß an Arbeitskräften, technischen sowohl wie menschlichen, und die Erzeugung von Gütern übersteigt bedeutend den Verbrauch. Und dieses, obwohl eine halbe Million der besten Arbeiter unproduktiv ist und doch tüchtig konsumiert! Wenn nun diese halbe Million plötzlich entlassen würde und anfinge, sich an der Produktion zu beteiligen? Das bisher für den Militarismus nothwendige Kapital würde auf andere Weise Anlage suchen und sich mit den freigewordenen Arbeitskräften zur produktiven Beschäftigung verbinden. Aber diese Leute würden, obwohl nun eine ganz bedeutende Mehrproduktion ermöglicht ist, kaum im selben Ver- Verhältnis mehr konsumieren als bisher.

Die aus den beiden letzten Absätzen sich ergebenden Widersprüche zu lösen, würde hier zu weit führen. Es sollte nur gezeigt werden, welch' verwickelte Probleme sich hier bergen und wie weit entfernt hier die Weisheit des Herrn B. K. von richtiger volkswirtschaftlicher Einsicht ist.

Den nämlichen einseitigen naiven Standpunkt, wie ihn Herr B. K. bei Betrachtung des Verhältnisses von Krieg, Handel und Industrie einnimmt, behält er für alle andern Vergleichungsgebiete bei.

Wir sehen dieses an dem Mißbrauch, den Herr B. K. mit den Zitaten treibt. Hier wird alles verdreht oder auf den Kopf gestellt, nur um brauchbar zu werden: Vogel friß, d. h. beweise, oder stirb. Goethe und die „Allg. Zeitung" sind das Hauptarsenal. Am meisten verwundert würde aber der Denker Albert Lange sein, wenn er wüßte, in welchem Sinne seine „Geschichte des Materialismus" ausgebeutet wurde.

Lange sagt u. a. bei Beschreibung der hohen Bedeutung der alexandrinischen Schule: „Die notwendige Ergänzung der induktiven Methode, der zweite Grundpfeiler unserer heutigen Wissenschaften, ist bekanntlich das Experiment."

Herr B. K. gebraucht diese Worte auf Seite 105 zur Bekräftigung seiner Ansicht, „daß der Krieg rasch eine unermeßliche Fülle von Thatsachen und Erfahrungen zutage fördert, die unter anderen Verhältnissen sehr langsam und ganz unvollständig in die Erscheinung getreten wären." Der Krieg ist also nicht nur für das Kriegshandwerk und für die Politik von experimenteller Bedeutung, sondern „jeder Krieg liefert auf dem Gebiete der verschiedensten Wissenschaften neue wertvolle Erweiterungen des Gesichtskreises oder bedeutende Vertiefungen der jeweiligen Anschauungen."

Ein anderes Beispiel.

Lange schreibt: „Alexanders Eroberungszüge im Orient kamen der Bereicherung der Wissenschaften zu gute und befreiten und erweiterten den Gesichtskreis durch Vergleichung."

Unser begeisterter Lange-Interpret wendet die sich hieraus ergebenden Schlüsse ohne Weiteres auf die Gegenwart und auf die Kriege im Allgemeinen an. Was aber früher richtig war, ist es heute nicht mehr. Das mit der Erweiterung des Gesichtskreises mag meinetwegen für vereinzelte Fälle noch eine bedingte Geltung haben, wie z. B. für die afrikanischen Expeditionen. In den Kriegen zwischen zivilisierten Staaten kommt aber das gerade Gegenteil heraus von dem, was Herr B. K. mit der Erweiterung des Gesichtskreises meint. Besonders dann, wenn es gewissen Leuten nachginge. Um unsern Gesichtskreis zu erweitern, wahre Kunst und wirkliche Wissenschaft zu fördern, um dem Handel und der Industrie stetige Unterlagen zu geben, stehen uns heute viel natürlichere und ergiebigere Mittel zu gebote, als der vom Zufall beherrschte Krieg und die brutale Gewalt.

Und daß Kriege zwischen sogenannten zivilisierten Völkern überhaupt noch möglich sind, das beweist uns, daß diese Staaten eben noch nicht zivi-

lisiert sind, daß die Leitung der Staaten nicht so ganz nach den Grundsätzen wahrer Zivilisation und echter Humanität erfolgt, sondern daß unsere heutige offizielle Zivilisation oft nur ein zusammengelogener, mit allen möglichen gangbaren Phrasen und Mitteln aufgeführter Schwindelbau ist, hinter welchem die Macher aller Länder ihr selbstsüchtiges, ehrgeiziges Spiel treiben. Möglich, daß welche es sogar ehrlich meinen. Aber der dämonisch wirkenden Kraft des Geldsacks, die überall hin wirkt, kann sich heute selbst die stärkste Regierung und der ehrlichste Wille nicht entziehen.

Herr B. K. findet es sehr ungerecht, daß man von einer „rohen Vorherrschaft des Militarismus" spricht. Im objektiven Sinne ist nichts richtiger, als diese Behauptung. Darum ändern auch die bewußten „Schweizerinnen" nichts, die lieber einen Hauptmann heiraten, als einen Leutnant oder gar einen gemeinen Zivilisten. Sie werden ihre guten Gründe haben. Übrigens, warum deswegen „in die Ferne schweifen?" — Ich will dieses verlockende Thema jedoch nicht weiter ausspinnen.

Das soll keine „rohe Vorherrschaft des Militarismus" sein, wenn diesem Moloch die besten Kräfte des Volkes geopfert werden müssen zum unermeßlichen Nachteil aller anderen kulturellen Thätigkeitsgebiete? Herr B. K. sagt freilich, der Krieg sei ein naturnotwendiges Übel. Aber wo steckt denn diese Naturnotwendigkeit? Würde in den zivilisierten Staaten eine unbeeinflußte Abstimmung über Krieg oder Frieden möglich sein, so würde sich unfehlbar ergeben, daß niemand den Krieg will, außer ein ganz kleines Häuflein Interessenten. Das ist die ganze Naturnotwendigkeit. Aber mit allen Mitteln wird mit den heiligsten Gefühlen des Volkes „Schindluder" getrieben, so daß eben dieses Volk schließlich selbst glaubt, es müsse so sein, obwohl es sich keine Rechenschaft geben kann über das Warum dieser blutigen, inhumanen und antichristlichen Wirtschaft.

Ich frage: Wenn es möglich war, das Volk derart zu drillen, zu gewöhnen und zu bearbeiten, daß es die schwersten, blutigsten Lasten geduldig trägt für etwas, was es im Grunde gar nicht will; sollte es wirklich schwieriger sein, das Gegenteil zu veranlassen? Ich glaube kaum. Wo steckt nun die Naturnotwendigkeit? —

Gerade Herr B. K. ist ein Beweis, auf welche Abwege unsere ganze öffentliche Meinung geraten ist. Aber nicht „naturnotwendig" geraten ist, nein, — sie wurde künstlich gezüchtet. Wie viel Manneskraft und ehrliche, überzeugte Begeisterung wird heute infolge der einseitigen Erziehung und Einflußnahme, geblendet von äußeren Erfolgen, auf Dinge übertragen, die es einfach nicht wert sind, weil sie Scheinwerte, gefälschte, aufgelogene Werte

sind. Allein wer heute nicht alles schön, herrlich und vollkommen findet im Reiche der Gottesfurcht und frommen Sitte, der ist ein „Reichsfeind".

Ich will hier Herrn B. K. noch ein Zeugnis von einem Mann vorführen, der wie wenige den Anspruch auf Beachtung machen kann. Also:

„Die Sophisten des Militarismus und des Nationaldünkels haben zu jeder Zeit den Krieg als einen sittlichen Zuchtmeister gepriesen. Für innerlich schon verlotterte Völker, denen ihr Tyrann äußerliche Motion machen muß, wie schon Aristoteles andeutet, mag diese Behauptung eine traurige Wahrheit sein. Da heißt Gift gegen Gift, Revolution im Völkerleben gegen innere Revolution! Dennoch kann niemand verkennen, daß der Krieg der höheren Kultur tausendfach schadet. Er ist dem humanen, idealen Streben feindlich und bringt einen bengelhaft-brutalen Nationalegoismus, der sich als „Mord-Patriotismus" breit macht, zur Herrschaft. Er schwächt den Freiheitssinn der Völker, erzieht sie für die innere Knechtschaft. Er hätschelt einen blutdürstigen Nationalstolz voll von furchtbaren Gefahren, erschüttert die Achtung des Rechts und des Eigentums, erweckt die Raubtiertriebe im zivilisierten Menschen wieder, zerrüttet den Nationalwohlstand; durch das Schuldenwesen in seinem Gefolge leistet er der Geldoligarchie Vorschub und wird Zuchtschule von zahllosen anderen Äußerungen privater und öffentlicher Unsittlichkeit. Er beugt nicht einmal den Chauvinismus des besiegten Volkes, sondern macht den Rachedurst zum einzigen Hebel, um der Zerrüttung, in der es nun dem Sieger zum Nutzen fällt, Einhalt zu thun. Bis zur Erschöpfung aller Völker erzeugt ein Krieg den andern und in jedem wird die Gesamtexistenz mehr oder minder dem Zufall preisgegeben. Der Staat, der den Krieg zum Selbstzweck macht, negiert die Nationalexistenz der anderen Völker, die er besiegt, und seine eigene, indem er diese dem Spiel des Zufalls und der Gewalt anheim giebt."

Dies ist die Ansicht von Dr. Albert Schäffle, k. k. Minister a. D., und im vierten Bande seines „Bau und Leben des sozialen Körpers" zu finden. Die Stimme eines Mannes, der eine derartig reiche Erfahrung und ein derartig umfassendes Wissen sein eigen nennt, das ihn befähigt, von den höchsten Standpunkten aus die Dinge zu betrachten, zählt ganz anders, als eine in jugendlicher Begeisterung hingeworfene Schrift, die eigentlich weiter nichts ist, als eine Aneinanderreihung von allerlei passenden und passend gemachten Aussprüchen, zusammengeschweißt mittels einer originell anmutenden Schreibweise. Geduldig tragen die Völker die furchtbaren Lasten, die ihnen durch die ständige Kriegsbereitschaft aufgebürdet werden. Daß aber der Krieg ein eminent wichtiger Kulturfaktor, eine sittliche Notwendigkeit, daß der Kriegsgedanke zur Grundlage aller Erziehung zu machen sei,

— das laſſen wir uns doch nicht mehr auflügen. Ich ſage nicht, daß die Kriege in abſehbarer Zeit verſchwinden, aber ſie werden vermindert werden. In, ſagen wir einmal kühn, in vierzig, fünfzig Jahren werden wir, — unbeſchadet der in den verſchiedenen Ländern beſtehenden Regierungsformen, die „Vereinigten Staaten von Europa" haben, welche Kriege unter ſich ausſchließen. Ausgenommen Rußland und etwa die Türkei; Frankreich ſowie die Schweiz, dieſe „halbwilden" Völker werden hoffentlich bis dahin ſoweit zivilisiert ſein, daß ſie ſich an dem Bunde beteiligen können ohne demſelben Unehre zu machen. Der heute ſo aufgeblähte Militarismus wird dann wohl ziemlich zuſammengeſchrumpft ſein.

Sollten wir aber bis zu dieſer Zeit etwas Ähnliches wie einen europäiſchen Staatenbund nicht haben, dann haben wir etwas anderes. Aber unſer heutiger Staat mit ſeiner „rohen Vorherrſchaft des Militarismus" wird dieſes „andere" vermutlich nicht ſein. Wir können dann auch etwas noch Schlimmeres haben. Und dieſes Schlimmere muß mit Naturnotwendigkeit eintreten, wenn wir fortfahren, uns mit Phraſen über Gefahren hinwegzulügen, die Würde des Menſchen und die Rechte des Volkes mit Füßen zu treten, ihm ſtatt ſeiner angeborenen Rechte nur Tand und Flitter zu bieten. Eines Tages wird es die Täuſchung einſehen. Bis dahin Gott befohlen, Herr B. K.!

Emile Augier und der Realismus.

Ein Gedenkblatt von Karl Bleibtreu.

(Charlottenburg.)

Der Bedeutendſte jener älteren Dichterſchule, die ſich um Ponſard als eine „Schule des geſunden Menſchenverſtands" (école du bon sens) wider die Ausſchreitungen der Romantiker zuſammenſcharte, der Berühmteſte der neufranzöſiſchen Bühnenbeherrſcher, hat nun auch die Bühne verlaſſen, mit dem Sargbrett jene Bretter vertauſcht, welche ihm die Welt bedeuteten. Denn in der That, iſt es wirklich die Welt, welche ſich in Augiers Dramen ſpiegelt, oder iſt es die Welt des Scheins? Wir fürchten faſt, das Letztere. Unſtreitig ſtrebte er nach Wahrheit, nach Wiedergabe der Wirklichkeit im Rahmen des Theaterbildes. Sardou kannte den Ernſt dichteriſcher Ziele nur ſelten, obſchon dem Augier an Glanz der Erfindungsgabe weit überlegen, und Dumas log ſtets wie ein echter Virtuoſe der Dialektik. Solche

geistreichen Taschenspielereien, welche „die Fremde", den „natürlichen Sohn" oder „Denise" beleben, verschmähte Augier, dem es nicht um ausgeklügelte Probleme, sondern um derbe dramatische Wirkungen zu thun war. Die berechnende Rührseligkeit Dumas' blieb ihm vollends fremd und die „Kameliendame" mit ihrer ganzen Nachahmerschule, welche die poetische Rettung der Gefallenen als einträgliches Geschäft betrieb, reizte ihn zu dem erbitterten Rückschlag der „Demimondehochzeit" (mariage d'Olympe), worin er freilich umgekehrt das Kind mit dem Bade ausschüttet und der übermenschlich edeln Marguerite Gautier des Herrn Dumas die ebenso unmenschlich gemeine Olympe Taverny gegenüberstellt.

Er hatte es stets mit der Moral, der treffliche Augier! Mit Verskomödien begann er, in welchen das böse Laster durch die Tugend gerührt und besiegt wird. Wegen „Gabrielle, Komödie in 5 Akten und in Versen" erhielt er sogar den großen Tugendpreis der Akademie für das moralischeste Werk. Am Schluß dieser Hymne auf die Ehe schwingt sich die reuige Gattin sogar bis zu schwindelnder Verzückung empor, indem sie statt des romantisch leidenschaftlichen Dichters, der ihrer ehelichen Tugend nachstellt, ihren hausbackenen Gatten anschwärmt: „Du bist der wahre Dichter, Dich liebe ich," worauf der Vorhang mit Recht vor Verblüffung fällt. Auch in der geistreich ersonnenen, an spanische Gaunergeschichten im Stil des Gil Blas erinnernden Komödie „Die Abenteuerin" erbricht sich das Laster und die Tugend setzt sich zu Tisch. Später wurde Augier jedoch ernsthaft und erholte sich von diesen moralischen Jugendstreichen. Zwar der „Prüfstein", dessen Schauplatz vorsorglich nach Deutschland verlegt wird, mutet noch ganz altfränkisch-harmlos an, aber mit der trefflichen Satire auf die Verkuppelnug reicher Bankierstöchter an arme Adlige „Der Schwiegersohn des Herrn Poirier" griff er schon tüchtig hinein ins volle Menschenleben und sogar, einmal kühn geworden, in den tiefsten Schmutz, wie „Die arme Löwin" beweist. Die Handlung dieses berühmten Effektstücks baut sich auf einem einzigen magern Motiv auf, die Charakteristik entpuppt sich bei näherem Zusehen als fadenscheinig. Die braven Leute, der Schwächling und der ironische Chor — jene seither in allen französischen Stücken typisch gewordene Figur, gleich dem „Vertrauten" in der alten Alexandriner-Tragödie, nämlich der junge Boulevardier, welcher die Ereignisse auf der Bühne durch welterfahrene Witze erläutert — all diese Gestalten sind gewöhnlich, verbraucht und die „Arme Löwin" selbst bleibt uns ein psychologisches Rätsel. Erst dort entfaltet Augier sein glänzendes Talent, wo er ganz darauf verzichtet, als eigentlicher Dramatiker zu wirken und nur soziale Satiren in figurenreichen Charakterbildern entwirft. In der schon oben erwähnten „Demi-

mondehochzeit" ſpringt die Tendenz ebenſo vordringlich ins Auge, wie der Mangel an Handlung und Steigerung. Das weltberühmte „Haus Fourchambault" ſchien innerlich ſo baufällig, daß bekanntlich ein deutſcher Autor ſich bewogen fand, um einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen, noch ein „Glück und Ende" genannten Hauſes heranzuleimen. Augiers wahre Stärke meſſen wir vielmehr nur an der Doppelkomödie „Die Schamloſen" („Les Effrontés") und „Der Sohn Giboyers" (von Laube „Der Pelikan" verballhornt), beſonders der erſteren, wo der waghalſige Börſenſpekulant und Zeitungsbeſitzer Vernouillet unſere lebhafte Teilnahme erweckt. Wie im „Barbier von Sevilla" Figaro nur das dienende Inſtrument ihm gleichgültiger Intriguen vorſtellt, aber in „Figaros Hochzeit" ſeinen eigenen Zweck ſelbſtherrlich verfolgt, ſo führt der demokratiſche Redakteur Giboyer im zweiten Drama aus, was er im erſteren nur ahnungsvoll täppiſch angeſtrebt: „Die erſten Stürmer füllen den Graben und bilden Trittbrette mit ihren Leibern für die Nachdrängenden. Ich bin die geopferte Generation." In dieſer Geſtalt bewies Augier ein feines und manuhaftes Empfinden für den Pulsſchlag der Zeit, jene große demokratiſche Bewegung, die allmählich ſchwillt und aufwärts flutet. Dennoch muß es geſagt ſein, daß dieſe Schilderungen der Korruption, beſonders der Verderbtheit gewiſſer Finanzkreiſe — ein Motiv, das ſpäter Sardou in „Familie Benoiton" bis zum Überdruß ausbeutete — uns heut nicht mehr reizen und packen, ſondern kaltlaſſen wie melodramatiſche Birchpfeifferiaden. Seiner Zeit galt das Alles als äußerſt bitter, aber äußerſt ſchmackhaft; heute finden wir es matt und fade. Die ſozialiſtiſche Anſchauung der Dinge ſteigerte heute den finſtern Ernſt der Auffaſſung, die trotzige Kampfluſt auf beiden Seiten zwiſchen den Alten und den Neuen, bis zu einem Grade, welcher die ganze franzöſiſche Bühnenarbeit, als deren kernigſter Vertreter Emil Augier wohl gelten mochte, zu vernichten droht. Dieſe ewigen Ehebrüche der oberen Zehntauſend, dieſe ewigen Grafen und bürgerlichen Millionäre fangen an, grade ſo langweilig zu werden, wie die rührend ſteifen Luſtſpielpuppen unſrer Kotzebue und Töpfer aus der guten alten Zeit. Sie fangen an? Nein, ſie ſind es ſchon lange, ſo herzlich langweilig, daß man ſelbſt die rohen Dramatiſierungen der Zolaſchen Romane, obſchon ſie wie Parodieen wirken, daneben mit einem befriedigten Seufzer der Erleichterung begrüßt.

„Et ce n'est point ainsi que parle la nature," urteilt der Alceſt in Molières Miſanthrop über ein geziertes Sonett. Aber dieſer Vorwurf: „So ſpricht nicht die Natur" richtet ſich heute ſogar gegen jene Kunſt, die uns noch vor zwanzig Jahren realiſtiſch vorkam. Dieſe ganze neufranzöſiſche Salonkomödie mit ihren ewig gleichen ſtereotypen Expoſitionen, wo

immer die Bedienten sich über die Herrschaft unterhalten, erstarrte zur Phrase und Schablone. Die Charaktere, mit welchen ihre gefeierte Technik bei ihrem Bühnenschachspiel hantierte, nutzten sich selber ab durch endlosen Gebrauch. Darüber ging denn auch die Gallische Grazie, der vieil esprit Gaulois verloren. Sainte Beuve sagte einst sehr wahr: „Ein Kern von Voltaire fehlt unsern Dichtern". Die besonderen inneren Eigentümlichkeiten der Franzosen zeigten sich nie in ihren Malherbe und Boileau, nicht in der „Plejade" und dem „Hotel Rambouillet", nicht in den Perrückentragikern des Roi-Soleil, sondern in Villon, Rabelais, Regnier, Molière. Nicht im Rousseau, Maistre, Chateaubriand, Victor Hugo, Lamartine, sondern in Beranger, Musset, Balzac. Heut aber wurde alles steif, kalt, grell, die Anmut fehlt und die Heiterkeit; der größte Stimmungsmaler, der je sich französischer Sprache bediente, Zola stampft plump und schwerfällig einher. Augier wollte erheitern, wollte ergreifen: Beides gelang ihm nur schwach. Mit ihm stieg der Ehrlichste ins Grab aus der Generation der „Mache". An seinem Grabe trauert die Kunstherrschaft der Bourgeoisie.

Der Realismus und der Lehrerstand.

Aus unserer Redaktionsbriefmappe.

Der Leiter der „Bayerischen Lehrerzeitung" schreibt: „Nürnberg, 13. Oktober 1889 . . . Da wir auf dem Gebiete der Schulpolitik Gelegenheit genug haben, uns mit unsern bekannten Gegnern herumzuschlagen, so ist es nicht geraten, auch noch auf dem Felde der Litteratur den Kampf mit ihnen aufzunehmen . . . Sie, geehrter Herr, werden es mir also nicht verargen, wenn ich auf die neue realistische Bewegung, die sich in unserer Litteratur gegenwärtig vollzieht, nicht tiefer eingehe, sondern es bei der Anregung bewenden lasse, die Göhring*) gegeben hat."

Von einem Zögling eines großen norddeutschen Lehrerseminars liegt folgende Mitteilung vor:

„Wir haben hier seit längerer Zeit einen litterarischen Zirkel gebildet, der sich bemüht, das Studium der Litteratur unter den Lehrern und Lehr-

*) Über den Wert dieser Göhringschen „Anregung" hat sich Fritz Hammer in seinem jüngsten Aufsatz „Die Schmutzforscher in der Kritik" andeutend ausgesprochen. D. R.

„amtskandidaten mit Eifer zu pflegen. Mit der Litteraturkenntnis und dem „Litteraturunterricht ist es im allgemeinen noch sehr schlecht bestellt. Eine „große Zahl — besonders unter den Volksschullehrern — interessiert sich „überhaupt nicht für Poesie im weiteren Sinne, und für die übrigen — „sogar die Herren Seminarlehrer nicht ausgeschlossen! — ist mit Goethes „Tod die litterarische Welt mit Brettern vernagelt. Uns ist es nun vor „allem darum zu thun, die neue und neueste vaterländische Litteratur in den „Vordergrund des Interesses zu rücken. Wir sind deshalb zusammenge„standen und haben uns die Werke Conrads, Bleibtreus und Albertis an„geschafft. Die Bestellung auf die Werke Walloths sollte gerade abgehen, „als die Nachricht von deren Beschlagnahme eintraf. Jeder dieser Schrift„steller soll zunächst Gegenstand eines längeren Vortrages sein . . . Auf „ähnliche Weise wollen wir einen größeren Kreis mit Hamerling, Fitger „und Bulthaupt bekannt machen."

Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

(Schluß.)

1. Ergebnisse der Jahresausstellung im Glaspalast.

Einer der beliebtesten Einwände gegen die moderne Hellmalerei richtet sich gegen die Stoffwahl. Die Hellmalerei verenge den Sinn für die Mannigfaltigkeit der Erscheinungswelt! Die Hellmalerei wie der Realismus überhaupt kultiviere ausschließlich das Gewöhnliche, Schmutzige, Traurige, Erbärmliche! Die moderne Richtung verpöne die schönen Traumgeschichten der Einbildungskraft, verpöne überhaupt die Phantasie! Die Neueren hätten sich dem Pessimismus verschrieben und seien stumpf und blind für die heiteren Seiten des Daseins!

Das Alles will aus der künstlerischen Stoffwahl erwiesen werden.

Wer mit unbefangenen Augen diese erste Münchener Jahresausstellung gemustert hat, weiß nun, daß von alledem nicht die Hälfte, nicht ein Viertel wahr ist. Wahr ist, daß die neue Richtung die Stoffgrenzen ungeheuer erweitert und der Kunst Gebiete erschlossen hat, welche dem überwundenen Akademismus als hervorragend unmalerisch, unpoetisch, unschön gegolten haben. Wahr ist, daß die neue Richtung die verlogene Rosabrille der Schönseligen und Gefühlsduseligen in die Ecke geschleudert und dafür das natürliche Auge geschärft hat, damit es imstande sei, auch im anscheinend Häßlichen und Ärmlichen den Wesensgeist der Welt zu erkennen und mit voller Kraft der Beseelung und Verinnerlichung herauszugestalten. Wahr ist, daß

die echten, radikalen Realisten, die bis in die äußersten Haarspitzen erfüllt sind vom Geist der Moderne, ebenso die lustigen, hellen, wie die traurigen, trüben Seiten des Gesellschaftslebens mit der neuen Technik zu meistern verstehen. Und die Phantasie soll bei ihnen zu kurz kommen, die Einbildungskraft soll bei ihnen nichts mehr mitzusprechen haben? Das Fabulieren soll ihre schwächste Seite sein?

Wohl, das Fabulieren ins Blaue hinein, das sinnlose, mattherzige, romantisierende Faseln, das ist glücklicherweise für sie abgethan. Dafür sind sie um so gewaltiger im Aufspüren tiefsinniger Naturweisheit, um so gewandter in der Gestaltung elementarer Natursymbolismen. Es ist endlich langweilig geworden, zum Beweise dafür immer wieder den Mund mit den Böcklinschen Phantasiestücken vollzunehmen. Böcklin ist wohl noch der Erste, aber längst nicht mehr der Einzige und allgemach auch nicht mehr der Interessanteste dieser symbolisierenden Malerpoeten. In dieser ersten Münchener Jahresausstellung ist als jüngster Vertreter dieser Richtung ein viel geistreicherer Kopf auf dem Plan erschienen: Franz Stuck mit seinem technisch verblüffenden „Wächter des Paradieses" und seinen „Kämpfende Faune", während Max Klinger mit einem halben Dutzend Radierungen in verwandter Richtung wahre Orgien genialer Naturphantastik feierte.

Was die Kunst der Verinnerlichung, der Seelenerforschung im Gewöhnlichen und sozial Gedrückten betrifft, haben die längst bewährten Meister Fritz v. Uhde, Liebermann u. a. zwar noch keine vollebenbürtigen Nachfolger gefunden, allein eine Reihe von beachtenswerten Werken — in erster Linie die „Madonna im Frühlingsgarten" von Wilhelm Volz — erfüllen mit der freudigen Genugthuung, daß jene Meister mehr und mehr verwandte und kongeniale Talente auf die neue Bahn leiten.

Dabei ist auch sonst an Originalköpfen, die durch eine eigentümliche Technik zu fesseln und merkwürdige Naturstimmungen zu fassen wissen, kein Mangel. Der Sonderling Hans Thoma mit seinem „Abend" und „Apollo und Marsyas", der Sonderling Trübner mit seinem „Kartoffelfeld", — wer ist ihnen nicht mit Vergnügen nachgegangen?

Gewiß, im eigentlichen Genrebild stellen die Alten noch ihren Mann, daß es noch heiße Kämpfe zwischen ihnen und den Jungen setzen wird, bevor die Letzteren im Wohlwollen des Publikums sich eines unangefochtenen Ehrensitzes erfreuen. Defregger, spröd und matt und nichtssagend in der Farbe, welch' ein unübertrefflicher Charakteristiker in seiner alten „Brautwerbung" wie in seinem neuen „Vor der Schlacht am Berge Isel"! Und Franz Simm, welche Feinheit in der Beobachtung, welche überwältigende Beherrschung der mikroskopischen Farbengebung in seinen kleinen Sittenbildern! Wäre er ein Franzose, hätte er längst seinen überberühmten Mitbewerber Meissonnier aus dem Sattel geworfen. Simm ist bedeutender als Meissonnier, allein er ist ein Deutscher und wohnt nicht in Paris, sondern in Schwabing bei München, wird also in alle Ewigkeit nicht so angestaunt und bezahlt werden, wie Monsieur Meissonnier. Vorläufig muß er zufrieden sein, daß seine wundervolle Miniaturtechnik das Entzücken einiger Kenner älteren Schlages bildet und von Seiler, Steinmetz u. a. mit Glück nachgeahmt wird. Es ist Kunst zum Vergnügen schlankweg — das ist freilich noch nicht der Gipfel der Kunst, bloß Augenweide und Behagen zu gewähren, allein man müßte doch ein fanatisch verrannter Moderner sein, wenn man deshalb dem Meister die Ehre nicht lassen wollte, die ihm gebührt.

Wahrhafte Welttriumphe hat auf dieser ersten Münchener Jahresausstellung

die Bildnismalerei gefeiert, Welttriumphe insofern, als kein anderes Kunstvolk imstande wäre, diese Werke zu überbieten. Und zwar teilen sich in diese Erfolge brüderlichst Radikale wie Konservative, die Extremen wie die Justemilieu-Naturen. Von Fritz v. Uhdes Bildnis eines Bauernmädchens reicht der Ruhmeskranz bis hinüber zu den Bildnissen des Akademie-Direktors Karl August v. Kaulbach, und die hypermodernen Salondamen Albert Kellers mit ihrer außerordentlich tiefgründigen Geistigkeit und raffinierten Technik, denen sich Hugo v. Habermanns Damenporträt würdig anschließt, rauben dem Lenbachschen Bildnis des bayerischen Prinzregenten nichts von seiner strengen Tüchtigkeit im Malerischen wie im Charakterschildernden und Seeleausschöpfenden, noch dem Porträt der Gräfin Karolyi und ihres Sohnes von Julius Benczur etwas von seiner imposanten Verbindung von Vornehmheit und Natürlichkeit. Summa: Sieg an Sieg auf der ganzen Linie der Bildnismalerei.

Das Ergebnis dieses ersten Münchener Salons oder, wählen wir lieber ein deutsches Wort, dieser ersten Münchener Kunstschau ist ein überraschend befriedigendes und läßt mit hochgespannten Erwartungen den kommenden Jahren entgegenblicken. Die deutsche bildende Kunst ist in einem Aufstiege begriffen, der ihr über kurz oder lang die führende Stelle in Europa sichern muß, wenn nicht eine reaktionäre Kulturpolitik die freien Meister der freien Künste, einbezogen die Litteratur und das Theater, vom freien Wege abdrängt oder Hindernisse schafft, welche das frei- und frohgemute Streben lähmen. Mögen ihr und uns die ewigen Götter gnädig sein! Das heißt: — wir verstehen uns schon.

2. Was in den Theatern vorgeht.

Das Gärtnertheater hat, bevor es seine „Münchener" unter Hofpauers Leitung wieder auf die Wanderschaft ziehen ließ, den einheimischen Kunstfreunden wieder einmal den Mund recht wässerig machen wollen nach auserlesenen Gerichten. Es brachte Anzengrubers „Fleck auf der Ehr'" zur Aufführung. Ein echtes Volksstück von einem echten Volksdichter. Soviel die Kritik auch an dem Anzengruberschen Werk auszusetzen haben mag — und will sie's mit der Wahrheit halten, hat sie sehr viel daran auszusetzen — es war doch ein heller Lichtblick voll Glanz und Poesie in dem grauen Einerlei der Schnickschnack-Theaterspielerei und Operettendudelei. Man ärgerte sich — und man mußte in die Hände klatschen, man hätte gern zu manchen Szenen den Mund gespitzt und gepfiffen, daß das Haus gellte, und doch jubelte einem wieder das Herz, wenn aus all' der Süßmeierei wieder der volle, starke Laut der Natur hervorbrach wie Frühlingssturm. Und nun sind die „Münchener" fort mit dem „Fleck auf der Ehr'" und Nudelmeier-Rauchenegger mit seinem „Jägerblut" ist hier geblieben und wir haben das Nachsehen.

Als der selige Jakob Offenbach seiner operettistischen Schwerenötereien genug hatte und alt und schwach und langweilig wurde, da setzte er sich hin und wollte eine anständige komische Oper schreiben. Der Wille war so übel nicht, auch die Anständigkeit wäre nicht vom Übel gewesen, allein der gute Vorsatz wurde nicht mehr von der ausreichenden Kraft unterstützt. Und so entstand Offenbachs anständig gedachtes, aber unanständig schwach gelungenes letztes größeres Werk „Hoffmanns Erzählungen", eine Verbindung von lendenlahmer Phantastik deutscher Spießbürgerei und Pariser Gehirnerweichung und Boulevard-Sentimentalität. Deutsche Unnatur multipliziert mit Pariser Unnatur.

Um wieder einmal Apartes für sein Nudelmeier-Publikum zu haben, hat das Gärtnertheater diese fromme Offenbachiade gekauft und seinem Spielplan einverleibt. Wenn das Stück Kassa macht, hat es seinen nächsten Kunstzweck erfüllt. Wir wünschen dem Gärtnertheater alles Gute.

Das königliche Hoftheater hat im weiteren Verfolg seiner Shakespeare-Aufführungen auf der Reformbühne „Heinrich IV." ersten und zweiten Teil mit glänzendem Erfolg gegeben. Namentlich für den zweiten Teil erwies sich die neue Bühneneinrichtung als überaus zweckmäßig. Die Aufzüge und Auftritte folgten rasch hintereinander, ohne Geräusch der Verwandlungsmaschinerie, ohne Störung in der Stimmung. Zwar haben wir noch nicht Shakespeare in seiner „originalen Größe und Schönheit", allein wir haben ihn hier jetzt doch besser und vollständiger, als ihn irgend eine andere deutsche Bühne hat. Und so viel auch von dem genial urwüchsigen Text weggeschnitten — und daß ist leider Gottes sehr viel — und so viel auch in Ausdrücken und Wendungen gemildert ist, um die wohlerzogenen, keuschen Ohren nicht zu verletzen — das ist hin und wieder gleichfalls himmelschreiend viel — so haben wir doch in München immer noch mehr, als andere Theaterstädte: wir haben zunächst einen Falstaff, der seinesgleichen sucht, und wir haben sogar ein Dortchen Lakenreißer, das anderwärts entweder gar nicht oder sicher nicht in dieser relativen Vollendung der Rolle mitthun darf.

Sind wir also auch noch nicht in jenem gelobten Lande der Kunst, wo Milch und Honig in allen Bächen fließt, so sind wir doch auf jener Bergeshöhe angelangt, wo wir einen glücklichen Ausblick in das Land der Verheißung haben und uns ein Gefühl wonniger Befriedigung beschleicht, wie es dem seligen Moses beschieden war, als er nach vierzigjähriger Wanderung in der Wüste X von Gott auf den Berg Y geführt, in das Land Z hineinschauen durfte. Er ist bekanntlich an diesem Blick gestorben und auf dem Berge selbst haben ihm Engel sein Grab bereitet. Ein ergreifendes Ereignis. Aber es ist unmenschlich lange her und hat sich zugetragen in weltferner Gegend. Hoffen wir, daß wir an der Isar glücklicher sind mit unseren Fernblicken, daß wir nicht nur in das Land der vollendeten Kunst hineinschauen, sondern selbst noch bei lebendigem Leibe und frischem, wirklichkeitsfrohem Geiste hineinkommen.

Kritik.

Die realistische Litteratur und der Staat.

Der Staat hat bekanntlich in Deutschland andere Sorgen, als sich um die Wohlfahrt der vaterländischen Litteratur zu kümmern. Das ist eine alte Erfahrung. Was die deutsche Litteratur seit, sagen wir einmal: seit des jungen Friedrich Schiller Zeit geworden ist und an Ansehen im In- und Auslande gewonnen hat, das ist sie geworden und hat sie gewonnen aus eigener Kraft, unter furchtbaren Widerständen und Hemmungen, — unter fortgesetzten polizeilichen Beklemmungs- und Lähmungsversuchen, so oft der vaterländische Dichtungsgeist eine alte Schranke, einen verjährten Bann brechen, eine neue, frische Kraft

entfeſſeln, einen ſtürmiſch auffjauchzenden Frühling in das unter eiſiger Erſtarrung liegende oder in Lüge und Heuchelei verrottete Empfindungsleben des Volkes loslaſſen wollte.

Der ſelige Bundestag z. B. wird ewig ſein Denkmal in deutſcher Litteraturgeſchichte haben, denn er hat das Außerordentliche, in keinem Kulturlande Dageweſene geleiſtet: nicht nur die vorhandenen Druckſchriften gewiſſer genialer Schriftſteller — Heine, Gutzkow u. a. — ſondern auch deren künftige Produktion zu verbieten und mit der Reichsacht zu belegen. Er hat zwar nichts damit ausgerichtet, der Selige, allein in der Welt des Geiſtes genügt es ja ſchon, das Außerordentliche, Niedageweſene erſtrebt und gewollt zu haben, um ewiger Erinnerung ſicher zu ſein. In magnis voluisse!

Unſere neueſte Litteratur realiſtiſcher Richtung im neuen Reiche idealiſtiſcher Politik und Sittlichkeit ſcheint nun auch wieder Einiges erleben zu ſollen, was an die ſchönen Tage von Annodazumal recht gemütlich erinnert. Wir wollen nicht ſo peſſimiſtiſch ſein zu behaupten, daß der Geiſt des ſeligen Bundestages auferſtehe und ſeinen mitternächtlichen Heilsgang durch die Amtsſtuben des Reiches nehme! Nein, dazu ſind wir nicht geſpenſtergläubig genug. Allein das lebhafte Intereſſe, das neuerdings die Staatsanwaltſchaft in der Stadt der oberſten deutſchen Reichsgerichts-Behörde an unſerer Litteratur nimmt, fängt an, ein wenig nach altem bundestäglichen Syſtem zu ſchmecken.

Wir ſagen den Leſern der „Geſellſchaft“ nichts neues, wenn wir ihnen mitteilen, daß Walloths „Dämon“, Hermann Conradis „Adam Menſch“ und jetzt auch Albertis „Die Jungen und die Alten“ von der Leipziger Staatsanwaltſchaft beſchlagnahmt worden ſind und der Verleger dieſer deutſchen Druckſchriften in Unterſuchung genommen worden iſt auf Grund eines ſehr böſen Paragraphen im Reichsſtrafgeſetzbuch, der die Litteratur nur aus dem Geſichtspunkte der Zucht oder Unzucht zu ſchätzen ſcheint. Es gehört bekanntlich keine Hexerei dazu, aus einem Schriftwerke den Begriff der Unzucht herauszubekommen und liebevoll mit allen Würzelchen für ſtrafrechtliche Verfolgung zu präparieren. Die fromme Muckerei in der Pädagogik hat dieſen Verſuch ſchon tauſendmal mit dem „Wort Gottes“ unternommen und die „Bibel“, die „Heilige Schrift“ wegen „unzüchtiger Stellen“ dem Volk aus der Hand nehmen und hinter Schloß und Riegel legen wollen. Lebenswahrheit, wo ſie auf das Sexuelle geht, ſtempelt ein Schrift- und Kunſtwerk zu einem „unzüchtigen“. Sexuelle Schilderungen, die bis ins Innerſte verlogen, erheuchelt, romantiſch überblümt und manieriert ſind, gelten für „züchtig“ und dürfen ſtraffrei paſſieren. Das Drücken, Herzen, Schmachten, Küſſen, Betaſten, Umarmen — geſchildert in einer ſo hyſteriſch-blümeranten Sprache, daß einem geſunden, ehrlichen Menſchen zum erbrechen übel wird, gilt gleichfalls für ſchön und keuſch und züchtig.

Das iſt im Lande der Denker heute noch die geläufige und gerichtlich reſpektierte Auffaſſung.

Trotzdem glauben wir, daß unſere Mitarbeiter, Verleger und Leſer dem in Leipzig angeſtrengten Verfolgungsprozeſſe gegen realiſtiſche Romanwerke mit Ruhe entgegenſehen können. Hat die künſtleriſche Wahrhaftigkeit wirklich an einzelnen Stellen dermaßen über die Stränge geſchlagen, daß der juriſtiſche Formalismus ſie bei der Naſe faſſen kann, wohlan, ſo möge er ſie bei der Naſe faſſen. Die Schmutzforſcher in der Kritik werden vor Wonne Purzelbäume ſchlagen, wenn ſie davon hören, und die Denunziantenſeelen werden ſich auf den

Kopf stellen. Ja, der Formalismus soll sein Recht und alle Welt ihr Vergnügen und ihre billige Schadenfreude haben. Aber den Geist der künstlerischen Wahrhaftigkeit, der heute in allen wahrhaft großen Litteraturen der Welt herrscht, wird man auch in Leipzig nicht zu erhaschen und in Ketten und Banden zu legen vermögen.

Der deutsche Bundestag ist tot — und Heine, Gutzkow und Genossen leben heute noch und werden leben, so lange es eine Dichtung auf Erden giebt mit oder ohne Erlaubnis des Staates und der Staatsanwälte. „Das Wort sie sollen lassen stahn!" singen wir mit Martinus Luther. M. G. Conrad.

Romane und Novellen.

Eine Lüge? Roman von Ida Boy-Ed. Leipzig, Karl Reißner.

Ein hübsches Buch, ein echter Roman. Rührend von Anfang bis Ende. Weichherzige Leserinnen werden manches Taschentüchlein verbrauchen bei der Lektüre. Die Wittwe eines Fürsten-Attentäters bleibt, nachdem sich derselbe im Gefängnis aufgeknüpft, hilf- und mittellos mit einem Töchterchen zurück. Sie legt den verfehmten Namen ihres Gatten, der ihr jedes Fortkommen unmöglich machen würde, ab, und nimmt ihren adeligen Mädchennamen wieder an. Kommt nach Wechselfällen zu einer bösen alten Jungfer, deren Neffe, ein Bureaukrat, sich in sie verliebt und um ihre Hand wirbt. Nach einem Jahr Kampf heiratet sie ihn, als Mädchen! — — — Alles sehr gut motiviert. Herr v. Gemmingen, ihr auf diesem Wege erheirateter Mann, würde nie und nimmer über die Thatsache wegkommen, daß sie die Frau eines Verbrechers gewesen. Er würde sie lieber opfern und sich und sie auf Lebensdauer elend machen ꝛc. Ihr Verstand aber und ihr Rechtsgefühl behaupten, daß so und so viel gute Menschen nicht unglücklich sein sollen, um die Schuld eines toten Sünders willen. Bon. Sie läßt also die Vergangenheit begraben sein, wird eine glückliche Frau und schenkt ihrem Gatten Sohn und Tochter. Das Verschwiegene hängt während 17 Jahren wie ein Damoklesschwert über ihrem Haupt. Sie arbeitet Tag und Nacht, ihre Tochter erster Ehe in der Ferne erziehen zu lassen. Herr von Gemmingen glaubt, es sei für eine arme alte Tante. Da kommt eines Tags der Bruder ihres ersten Mannes, der nach Amerika geflüchtet und ebenfalls seinen Namen geändert hat, zurück. Der Knoten schürzt sich, das Gewitter zieht sich über ihrem Haupt zusammen. Der junge Bruder Gemmingens verliebt sich in ihre Tochter erster Ehe und will sie in die Familie einführen. Kampf mit dem Bruder Büreaukraten. Die Tochter eines Königsmörders in seine Familie! Horreur! Nie und nimmer! Dann die Frage: und wer ist diese Mutter, wo, was wißt ihr von ihr, was ist sie, was treibt sie? Da erhebt sich seine Gattin mit den Worten: „Ich bin die Mutter!" Tableau! — Kampf. Verzeihung und Schluß mit den Worten des Gatten: „Laß mich der Vater auch Deines ersten Kindes sein!" Das ist wie gesagt eine hübsche Geschichte, rührend, interessant und spannend von Anfang bis Ende. Und so fein von der Verfasserin ausgeklügelt und hinausgetüpfelt, daß dem Buchstaben nach die Heldin mit ihrer 17 Jahre langen Lüge wirklich Recht behält. Innerlich überzeugt wird aber kein Leser davon werden. Wenigstens keine logische, wahrheitsliebende Natur. Aus dem einfachen und unumstößlichen Grunde, daß ein wahres Glück, zumal zwischen Ehegatten, nie und nimmer auf einer Lüge aufgebaut werden kann. Im Allgemeinen. Hier im ganz Besonderen aber noch viel weniger. Eine seelisch so hoch und so fein organisierte Frau wie diese Heldin, unter-

nimmt erstens eine so kolossale Lüge nicht und zweitens könnte sie dieselbe nicht siebzehn Jahre ertragen. Unmöglich. Der Franzose sagt in solchem Fall, indem er das Buch beiseite legt: c'est une énormité. — Dann, was jedem erwachsenen Leser sofort auffallen und ihn zum Widerspruch reizen muß ist, daß die Verfasserin ein Hauptmoment als einfach nicht vorhanden betrachtet, übergeht und vollständig unberührt läßt. Es ist dies ebenso verwunderlich als natürlich. Das hübsche Buch würde nämlich gar nicht geschrieben worden sein, wäre die Verfasserin gezwungen, das, was ich meine auch nur einigermaßen in Rechnung zu ziehen. Und nun zur Frage: Wo in aller Welt findet eine Frau, die zwei Jahre verheiratet war und, nota bene ein Kind geboren hat, — einen Mann, der genug Naivität und Unerfahrenheit besäße, besagte Frau als Jungfrau heimzuführen?! Noch dazu einem Junggesellen aus der Münchener Aristokratie! Einen Mann von der Empfindlichkeit und Skrupulosität dieses Herrn von Gemmingen? Die Zumutung ist stark, nicht wahr, verehrtes Publikum? Noch weit enormer aber, wenn wir den Punkt der Heldin gegenüber beleuchten. Wie wäre es je möglich, daß eine, ich betone wiederholt, seelisch und gemütlich so hoch organisierte Frau, wie die geschilderte Heldin, um Vorteil, selbst für ihr Kind, selbst um ein ganzes Lebensglück, sich so unausdenkbar weit entwürdigte, einem geliebten Mann gegenüber eine derartige Jungfernkomödie auf- und durchzuführen? Und das mußte sie. Denn nur auf dieser Lüge, ihrem Mann gegenüber, konnte sie das übrige Lügengebäude balancieren. Diese Frau müßte ja vor Ekel über sich selbst vergehen. Man denke sich die Sache nur aus, es handelt sich nicht um eine Lüge an sich, um eine Lüge des Augenblicks, sondern um fortgesetzte, wenigstens längere Zeit fortgesetzte — Handlungen der Verstellungskunst widerlichster, ekelhaftester Art, einem Ehrenmann, einem geliebten Mann gegenüber!

„Eine Lüge?" Ja, eine Lüge von Anfang bis Ende. Durch und durch. Hübsch und kunstvoll aufgeputzt, von außen reizend anzusehen, wie die meisten Lügen — faul und widerlich im Grunde. München dient der Geschichte als Schauplatz, könnte jedoch gerade so gut jede andere Stadt sein. Von Lokalfarbe keine Spur. Das Buch wird viel begehrt und viel gelesen sein. Unsern lieben Philistern ein Hochgenuß, denn sie lieben die verrenkte Moral und die halbe Wahrheit, und ihnen dünkt das Leben, ethisch gleichgiltig, welches Leben, der Güter höchstes, wie hier der unglaublichen Heldin.

Fritz v. Bruck.

Die Bergpredigt. Roman von Kretzer. (Dresden, Pierson.) Kretzer hat sich in diesem Buche wiedergefunden, nachdem er in „Meister Timpe" auf das Gebiet des bürgerlichen Rührromans, ins „Gemütvolle", abgeirrt war. Dort hätte das große Thema: Untergang des Handwerks durch Großindustrie viel umfassender dargestellt werden können und die ganze Geschichte bildet nur ein L'Arrongesches „Mein Leopold" ins Kretzersche übersetzt. In diesem neuesten Werk aber wendet sich Kretzer zu seinem wahren Gebiet zurück: der sozialen Satire. Die „Bergpredigt"! Es bleibt das interessanteste Merkmal der menschlichen Entwickelung: Die Lehren Christi, der Bruderliebe und Freiheit, wurden zur furchtbarsten Waffe der Unterdrückung. Das Christentum der modernen Gesellschaft ist eine große Lüge. Freilich, was wäre heut nicht Lüge! Die gepriesene „Bildung"? Erst mit unverdaulichen Nudeln füttern und dann kräftig ärgern, so bekommt man Gänseleberpastete — so züchtet man mit unverdaulicher Gymnasial- und

Universitätskost die leberleidende und unzufriedene Jugend heran. Unsere Schriftstellerei verlor alles natürliche, lebenzeugende; geistige Pollutionen, nichts weiter. Da kann man sich denn nicht wundern, wenn ein kraftvoller Mannesautor wie Kretzer in den Gegensatz, ins Grobklotzige, verfällt. Wir wollen ihm das nicht allzu arg verübeln und an einen nervösen verbitterten Geisteskämpfer nicht den philiströsen Maßstab anlegen. Ja, wir Modernen katzbuckeln vor allen äußeren Popanzen wie nur je, aber den nervösen Dichter, welchen früher ein mystischer Nymbus umgab, beurteilen wir wie jeden Kohlenschipper. Das ist auch so ein Stück der gepriesenen Humanität unseres ausgezeichneten Jahrhunderts, das heißt die modernen Erkenntnisse der Psychologie und Physiologie aufs Jus anwenden! Wenn also die, so sich getroffen fühlen, über Kretzers „Bergpredigt" Zetermordio schreien und ihre Brandmarkung am liebsten dem Staatsanwalt ans Herz legen, wie das heut Sitte zu werden scheint, so lache man darüber. Fiat iustitia, pereat mundus, ja wohl, aber erst muß die iustitia da sein. — Auf das „Künstlerische" sehe ich als induktiver Litteraturanalytiker Kretzern überhaupt nicht mehr an; seine autodidaktische Schwerfälligkeit wird er ewig behalten. „Künstlerische" Gesetze arten fast immer in „technische" aus, daher nur der Gedankengehalt entscheidet. Zudem sieht sich alles doppelt an. Wird mein Blick durch gallige Stimmung getrübt, will ich wider Shakespeare eifern wie der tollste Grabbe. Und andererseits tauchen immer neue Welten unter der äußeren Kunstschale auf, Symbole unergründlicher Lebensrätsel, je tiefer wir in das Wesen einer echten Dichtung eindringen. — Wird die „christliche" Gesellschaft, den wahren Kern teilweiser Übertreibungen anerkennend, gegen so überherbe Anklagen wie die der Kretzer'schen Entrüstungsromane vom Recht der Selbstverteidigung Gebrauch machen? Das kann sie nicht, denn diese ganze sozialistisch angehauchte Anklagelitteratur enthält gar zu viel Wahres. Allerdings merkt man, daß der Autor selbst die Pastorenkreise nicht kennt, die er schildert. Seine unverfrorene Porträtierung Stöckers (Hofprediger Bock) wollen wir nicht auf ihre Wahrscheinlichkeit hin prüfen. Wenn Kretzer sich aber der Aufgabe gewachsen fühlte, die Berliner Kirche als jeder echtchristlichen Gesinnung bar zu zergliedern, so hätte er uns etwas mehr greifbare Typen vorführen müssen, als eben nur Bock und den sinnlichen Julius Baldus: Die Fabel hätte auch das Thema erschöpfender darlegen können. Die eigentliche „Handlung" ist ziemlich geringwertig, die Charakteristik hingegen durchweg von sicherer Meisterschaft. Als Dichter freilich, wie in den „Verkommenen", zeigt sich der geniale Verfasser auch in dieser neuesten Schöpfung nicht mehr. Hand in Hand mit seinem künstlerischen Reifen (die „Bergpredigt" scheint viel sorgsamer gefeilt als „Meister Timpe", der immer noch merkwürdige Stilverrenkungen und Schludrigkeiten aufweist) geht eine seltsame Ernüchterung, eine klare Nüchternheit der Darstellung, gegenüber dem Aufspritzen einer dämonischen Wildheit in seinen früheren reichbewegten Sittengemälden. Immer deutlicher wird seine Verwandtschaft mit Alberti. Ziehen wir dessen kritisch-publizistische Thätigkeit ab und fügen eine erstaunliche Darstellungsgabe hinzu, so bekommen wir Kretzer. Und zwar lege ich weit mehr Gewicht auf diese epische Kraft der Darstellung, als auf die Beobachtung, in welcher angeblich allein Kretzers Stärke beruhen soll. Nichts berührt mich drolliger, als das plötzliche Wohlwollen der idealistischen Biedermannsmeute für diesen Bösesten der Bösen, nachdem ich dreiviertel meiner litterarischen Gegner mir gerade durch

mein stetes Lanzenbrechen für ihn erworben. Wenn irgendwo, dann zeigt sich hier die Unreife und Gemeinheit unserer „Kritik" im hellsten Lichte. Aus allen Urteilen geht hervor, daß sie lediglich am Stofflichen hängen bleiben. Da wird „Die Verkommenen" bloß gelobt als erster Versuch, die Arbeiterverhältnisse des Berliner Wedding zu schildern. Die elementare Kraft, welche hier überraschend ihr Titanenhaupt emporreckt, wie ein bisher am Boden wuchtender Riese, der seine Banden sprengt: der Genius der sozialen Dichtung — von dem allen sah der deutsche Kritiker nichts. Daher das durch einen urplötzlichen Lobpsalm des Herrn Kirchbach entfesselte Wonnebrunzeln über „Meister Timpe", als ob K. hier einen unerwarteten Sprung vorwärts gethan hätte. Für diese unreifen Köpfe, welche die „Reife" gleichwohl für sich allein gepachtet zu haben beanspruchen, kommt es lediglich darauf an, ob man nach ihren Etikette-Regeln das „Werk" sauber gebürstet und zunftgerecht zugestutzt habe. Ich hingegen sah nur einen Rückschritt gegen früher. Schon in „Die Betrogenen" fanden sich Charakterbilder von tiefsinniger Auffassung, wie der Heiligenmaler und sein falsches Idol, und eine Szene von mächtig erschütternder Lebenstragik: Die Arbeiterin, welche sich prostituiert, um ihr sterbendes Kind bei der Engelmacherin zu retten. Die „Verkommenen" mögen ja Fehler in Fülle besitzen, verraten vor allem naive Unreife der Technik. So z. B. wenn nach der meisterhaften, eines Thackeray würdigen, Ehe-Entlarvung eines Journalisten, der zu gleicher Zeit einen Leitartikel über die Moral schmiert, der Autor auf einmal kindlich dazwischen schreit: „Dieser ehrlose Lump sprach von der Heiligkeit der Ehe!" wodurch er die ganze Wirkung künstlerisch zerstört. Aber man vergißt all solche Unbeholfenheiten angesichts der großartigen Seelenkündigung und plastischen Lebensnachbildung, welche Figuren wie Kaulmann und Rosa Jakob, wie Ida Merck und ihre Familie hervorzaubert, das Gespräch zwischen dem jüdischen Musiker und dem germanischen verkommenen Genie, sowie den prachtvollen dröhnenden Orkan der Schlußszene heraufbeschwört. Von alledem, sowie den echtdichterischen Stimmungsbildern des Straßenlebens, wußte die sogenannte Kritik nichts zu melden: Nur das einzig Verfehlte, die kolportagehafte Rührgeschichte des Komiker Sängerkrug, der sein verlorenes Töchterlein wiederfindet, fand Gnade vor ihren Augen. Denn wir wollen halt gute, brave Menschen haben, 'was fürs Gemüt, beileibe keine Schmutziane, vor allem die Frauen seien edel und keusch. Fort mit allen erotischen Derbheiten, denn siehe, wir sind makellos koscher; rein und friedsam floß unser Leben dahin; wir Rezensenten und Leser kennen überhaupt keine „Verkommenen" oder solche „Drei Weiber", wir lebten stets nur unter „vornehmen" Biedermännern. In welche Gesellschaft führt uns dieser Autor! So etwas giebt's ja gar nicht, Verzerrung, unreifer Pessimismus. Edel sei der Mensch, hülfreich und gut! wie unser Altmeister so herrlich singt. Apage, Satanas! — Der Roman „Drei Weiber" machte peinliches Aufsehen durch Porträtierung einer Reihe stadtbekannter Persönlichkeiten, alle Welt fiel darüber her. Oskar Welten nannte das Buch „durch und durch dilettantisch", Leixner trompetete würdevoll, Kretzer sei seit seinen „Beiden Genossen" (einer markigen, aber noch recht mangelhaften Erstlingsnovelle) ununterbrochen rückwärts geschritten!!! Als Hauptverbrechen ward ihm angerechnet, daß die Schilderung einer Abendgesellschaft und die einer Klubszene den breitesten Raum einnähme. Nun, warum denn nicht, sobald erstere die Peripetie und letztere die Katastrophe, sowie das eigentliche Ideen-Zentrum des Romans verkörpern? Welch oberflächliche Seichtig-

keit, die immer nur am äußerlichen haften bleibt! Gerade die Klubszene gehört zum bedeutendsten, was Kretzer geschrieben, und würde, rein für sich betrachtet, wenn tüchtig abgefeilt, als Hogarthsches Kabinettstück ein meisterliches Symbol der sozialen Poesie darbieten. Da hält man sich darüber auf, daß ein Kommerzienrat im Vorzimmer einer Vereinsdame mit einem bettelnden früheren Zuchthausträfling zusammentrifft und von diesem als sein lieber alter Genosse aus dem Zuchthaus begrüßt wird. Gewiß ist das an sich Unsinn. Aber die Szene selbst hat der treffsichere Meister doch wieder mit virtuoser Flottheit hingeworfen. — Die unerschöpflich frische Darstellungsgabe Kretzers verleugnet sich auch in dieser neuen „Bergpredigt" nie und nirgends. Nachdem unser sozialer Romanzier, lediglich durch uns in die Höhe gekommen, mit dem ihm eigenen saftigen Brustton der Überzeugung urbi et orbi seine Lossagung vom Naturalismus verkündigt, unter Vorschiebung eines imaginären Jüngstdeutschland, das ihn ja freilich als „Urgenie der Hintertreppenpoesie" öffentlich und privatim verspottet hatte, — läßt Kretzer seine guten Absichten doch wieder im Stich. Denn Oskar und Klaudine in der „Bergpredigt" geben Anlaß zu recht saftigen Realismen. Die zürnende Absage an die Realisten und die Bekehrung Kretzers waren also nicht so bös gemeint. Doch mögen jene Biedermänner à la „Berliner Tageblatt", die ihn früher bespuckt wo sie konnten, ihn nur weiter zärtlich in die Arme schließen und ihn gegen die „Grünen" ausspielen. — Auch in der „Bergpredigt" übertrifft Kretzer die ausländischen Realisten an zielbewußtem Streben nach sozialen Gesamtbildern. Die Weite des Blicks wird freilich ebenso wie die phänomenale Sicherheit seiner Menschendarstellung durch Neigung zur Karrikatur beeinträchtigt. Doch scheint mir nicht ausgemacht, ob er nicht diese verzerrende Einseitigkeit doch noch überwinden werde. Seine Beschränkung auf das Berliner Stoffgebiet, wo seine Unerfahrenheit nur in einen kleinen Kreis persönlicher Beobachtung gebannt bleibt, sowie sein Mangel an tieferer Bildung machen freilich ein Wachsen und Reifen dieses gewaltigen Talents zu höherem Dichtertum fast unmöglich. Nie wird er Zola erreichen an künstlerischer Abrundung und Reifung der einzelnen „Stillleben" und „Interieurs", der Genre-Landschafts-Stimmungsbilder. Hier scheint ihm auch Conrad bedeutend „über". Doch beginnt in diesem neuesten Roman der Sinn für Form (hier als erzählender Prosastil zu verstehen) allmählich in ihm rege zu werden. Hier kündigt sich ein unverkennbarer Fortschritt an. Und doch auch hier ein seltsames Nachlassen. Früher brach aus der giftigen Bitterkeit des dichtenden Proletariers oft eine überwältigende dämonische Urkraft hervor, wie sie sonst nur Dichtern ersten Ranges eignen. Das ist nun anders geworden. Verschwunden sind die boshafte Galle, der selbstgerechte Ingrimm, das Ungehobelte, alles verschmolzen und untergehend in einer fabelhaften Lebenswirklichkeit, sobald seine Figuren (nicht der Erzähler selber) reden. Verschwunden die Kompositionslosigkeit der photographischen Momentaufnahme, deren täuschende Treue kein Feinfühliger bestreiten kann, dieser minutiös ausgeführten Menzel-Malerei, im losen Rahmen eines Romans. Dafür tritt das Spießbürgerliche und Altbackene seiner kleineren Novellen jetzt auch in die Romane über, welche, um es kurz zu sagen, an künstlerischer Abrundung sehr gewonnen, an inhaltlicher Größe stark eingebüßt haben. Daß auch hier in der „Bergpredigt" die blitzartige Intuition seiner Menschenkenntnis mehrfach Triumphe feiert, brauche ich wohl kaum zu beteuern: Das kommt Kretzern gleichsam

im Schlafe. Nur wo allgemeine ſittliche Anſchauungen in Frage kommen, pflegt er konfus zu werden. So bekanntlich in ſeinem Rührſtück „Bürgerlicher Tod“. Dort begeht der Held eine ſchwere Urkundenfälſchung ohne jeden erſichtlichen Grund, da er vermögend iſt, aus leerer Prahlerei und Eitelkeit. Das iſt gemein. Er läßt ſich aber dann zu einer hohen Strafe als äußerſt raffinierter Menſch verurteilen, ohne mildernde Umſtände in Anſpruch zu nehmen, bloß aus Furcht, daß ſein Stiefvater davon höre, von dem er pekuniär ganz unabhängig. Das iſt verrückt. Er erwirkt von ſeinem Reiſegefährten, daß ſein Name nicht in die Zeitungen kommt. Welche Macht, das zu thun, hat denn ein junger Kaufmann? Und das Gericht ſollte bei ſo gravierendem Falle keine Nachforſchungen über Lebens- und Famlienverhältniſſe des Fälſchers angeſtellt haben?! Trug der plötzlich verhaftete Jüngling keinerlei Dinge bei ſich, wie jeder andere Menſch, die ſeinen Namen verrieten? Das alles iſt ſchlechtweg unmöglich. Nachher will er, obſchon er auf ſeine Braut verzichtet, durchaus den Ehekontrakt unterzeichnen, trotzdem ihm ein Jahr Ehrverluſt zudiktiert. Als man ihm natürlich das verbietet, gerät er und ſein Autor in hohe ſittliche Entrüſtung! Der Kleptomane Hippe ſtiehlt weiter — nun ja, er und auch der junge Wechſelfälſcher mögen ja dabei die edelſten Menſchen ſein; daß aber von den beiden nun das weit geringere Vergehen eines anderen als unſühnbares Verbrechen betrachtet wird, ſpricht wahrhaftig nicht für ihre edle Redlichkeit. Meineid, um die Ehre einer Frau zu retten — hilf Himmel, ſo 'was ſoll in den anſtändigſten Familien vorkommen! — ſoll als hundertmal ſchlimmer gelten als Fälſchung und Diebſtahl?! O Kretzer Orindur, welch ein Zwieſpalt der Natur! Dieſer mißlungene Dramaverſuch Kretzers rückt mir den Satz eines Kritikers nahe, den ich kürzlich las: „Neben der Lyrik giebt gerade das Drama den Entſcheid, ob der Verfaſſer ein Schriftſteller oder ein Dichter iſt.“ Ich fürchte, das Dichteriſche in Kretzer, ohnehin verkümmert, ging jetzt ganz im Schriftſtelleriſchen unter. Darin liegt keineswegs eine Herabſetzung. Es ſcheint noch ſehr die Frage, ob ein Dichter an allgemeiner Bedeutung einem tüchtigen Schriftſteller vorzuziehen ſei. Novalis und Tieck waren Dichter, Gutzkow und Wienbarg Schriftſteller; deren Einfluß auf die litterariſche Entwickelung überſteigt aber den jener Romantiker bei weitem. Der Unterſchied zwiſchen Dichter und Schriftſteller läßt ſich überhaupt nicht mit ein paar Tiraden abthun. Behaupte ich, daß Muſſet und Zola die einzigen Dichter ihrer an großen Autoren ſo reichen Nation, ſo möchte der Beweis eine eingehende Studie erfordern. Und ich füge ohne Bedenken hinzu, daß ein Voltaire dennoch viel wichtiger für die Welt geweſen ſei. — „Die Bergpredigt“ liefert jedenfalls den Beweis, daß der Schriftſteller Kretzer ſich in aufſteigender Linie entwickelt. Karl Bleibtreu.

Offengeſtanden, als Süßholzraſpler will uns der kühne Florentiner Profeſſor Paul Mantegazza nicht ſonderlich gefallen. In ſeiner neueſten Schrift „Die drei Grazien“, überſetzt von R. Teuſcher, (Verlag von Herm. Coſtenoble in Jena) verläßt er das Gebiet der Thatſachen, das er in ſeinen früheren Werken ſo feſſelnd und pikant zu beherrſchen wußte, und verſteigt ſich in den blauen Dunſt der Fabeleien und Spekulationen. „Die drei Grazien“, halb Roman, halb Diſſertation (natürlich nicht im akademiſchen Sinne!) ſollen die Möglichkeit der platoniſchen Liebe zwiſchen einem Wüſtling älteren Datums und drei jugendfriſchen, keuſchen und furchtbar geiſtreichen und etcetera Damen erweiſen. Wie immer, weiß Mantegazza auch hier ſein ſchrift-

stellerisches Talent in den glänzendsten Farben schillern zu lassen, allein überzeugen wird er mit diesem hyperidealen und keuschen Buche niemand — am wenigsten seine Leserinnen, deren wir ihm übrigens recht viele wünschen. Platonische Liebe — bei drei Grazien a. D., und dieweil die eine die andre nicht aus dem Auge läßt, vielleicht! Ignotus.

Gregor Samarow oder Oskar Meding hat sich unter dem Titel „Unter fremdem Willen" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanst.) infolge des Mode-Problems des Hypnotismus einen ganz merkwürdigen zweibändigen Roman entschlüpfen lassen. Hätte er tiefer über die Sache nachgedacht und sich die strengen Vorschriften realistischer Kunst zu Herzen genommen, würde er das Buch noch ein wenig für sich behalten haben.

Die Geschichte ist die: Schauplatz — ein Schloß im alten niedersächsischen Teile des Westfalenlandes, allwo Fürst Leo als Majoratsherr residiert. Er lebt soweit ganz glücklich und in Frieden mit seiner Gattin und einem Söhnchen. Da wird ihm ein Mensch empfohlen, ein gewisser Salatieri, nein, Salantieri, teils als Gast, teils als Bibliothek-Stöberer. Ein Unheilsmensch natürlich mit dem entsprechenden romanhaften Äußeren, unheimlich, orientalisch u. s. w. Schrecklicher Rachedurst ist's, was ihn in das fürstliche Heim führt. Er will nichts Geringeres, als mittels seiner hypnotischen Kraft das ganze Haus verderben. Mit dem Appetit kommt das Essen, oder umgekehrt, und so wird die Geschichte immer schlimmer. Ehren-Salantieri leisteti als Hypnotiseur und Suggestionist (ich bitte den Sprachverein um ein brauchbares deutsches Wort!) so Großes, daß man irgend einer in ihrer Art gleichfalls leistungsfähigen sogenannten Fakultät (zu Deutsch? —) die Frage vorlegen möchte: Ist es wissenschaftlich menschenmöglich, mit Hilfe der Suggestion (!) solche Dinge zu vollbringen? Oder wollte Samarow-Meding sich nur die Freiheit nehmen, befugt oder nicht, der Wissenschaft ein wenig mit dem Roman nachzuhelfen? Kurz, es geht ganz schauderhaft zu. Leser, die spannende Geschichten lieben, müssen dabei ihre Rechnung finden. Für die höhere Litteratur pflegt dabei freilich wenig oder nichts abzufallen.

Marie Conrad.

Herr Baron Anton von Perfall ist mit unserer Kritik seines Romans — der Titel ist uns entfallen, es war im letzten Juniheft — nicht zufrieden gewesen. In einer Zuschrift an den Herausgeber dieser Zeitschrift läßt er seine Verstimmung nicht undeutlich durchblicken. „Vielleicht findet der Kritiker in meinem Novellenband ‚Über alle Gewalten' doch ein ernsteres Streben, als nur Unterhaltungslektüre zu liefern, falls er selbst den nötigen Ernst dabei anzuwenden gesonnen. Durch Herauszerren einzelner Sätze aus Sinn, Zusammenhang und Stimmung läßt sich allerdings viel erreichen und eine gelungene Parodie liefern."

Wir würdigen vollkommen das ernste Streben des Herrn Anton von Perfall, allein den Vorwurf, daß unser Kritiker Fritz v. Bruck statt einer ernsthaften Kritik nur eine Parodie geliefert habe, müssen wir als eine unberechtigte Unterstellung und als eine Verdächtigung unserer durchaus ehrlichen kritischen Absichten zurückweisen. Das schwere Amt eines Kritikers wird von niemand ernster genommen, als von unserem geschätzten Mitarbeiter Fritz von Bruck, die kritische Rechtspflege nirgends unparteiischer und gewissenhafter geübt, als in unserer „Gesellschaft".

Wir fordern jeden Leser auf, der in der deutschen Zeitschriftlitteratur bewandert ist, uns ein Blatt namhaft zu machen, worin die litterarische Kritik eine um-

faſſendere, ſachlichere und redlichere Pflege findet, als bei uns! Die „Geſellſchaft" iſt auch als kritiſches Organ einfach ein Unikum in der geſamten deutſchen und nichtdeutſchen Publiziſtik. Die Fülle und Tüchtigkeit unſeres kritiſchen Teiles wird von keiner andern Zeitſchrift der Welt erreicht, geſchweige übertroffen. Damit ſoll nicht geſagt ſein, daß wir uns anmaßen, niemals zu irren, immer und jedesmal unfehlbar das Richtige zu treffen. Aber das ſoll geſagt ſein, daß wir hinſichtlich des beſten Willens, die Kritik auf die erreichbar höchſte Stufe der Gediegenheit und Zuverläſſigkeit zu treiben, keinen Vergleich mit den angeſehenſten Kritikern der Welt ſcheuen. Keinen Vergleich auch bezüglich der Bereitwilligkeit, einen nachgewieſenen Irrtum einzugeſtehen und antikritiſchen Stimmen Raum zu gönnen.

Mit Vorſtehendem wollen wir kein eitles Loblied geſungen, ſondern nur ſchlichte Thatſachen feſtgeſtellt haben, zu Nutz und Frommen aller Biedermänner, die nicht müde werden, uns in die Schuhe Dinge zu ſchieben, von denen unſer Herz nichts weiß. Dieſe Feſtſtellung ein für allemal, und damit Punktum.

Der von der Verlagshandlung dem Anton von Perfallſchen Novellenband „Über alle Gewalten" mit auf den Weg gegebene Empfehlungszettel hat folgenden Wortlaut:

„In dieſen zwei Erzählungen zeigt ſich ein Talent erſten Ranges. Es ſind beides bayriſche Dorfgeſchichten, aber es lebt in ihnen noch ein anderes Element, als man bisher bei Geſchichten dieſer Art zu finden gewohnt iſt, es iſt etwas von der Kraft, Friſche, Urſprünglichkeit und der eigentümlichen Tonart Bret Hartes in dieſen Novellen, von denen die erſte auch zum größten Teile nach Amerika hinüberſpielt. Meiſterhafte Charakteriſtik, frappierende Wahrheit der Schilderung aller Verhältniſſe, realiſtiſche Kühnheit in der Ergreifung des Stoffes ſichern dieſen Novellen eine lange Lebensdauer und die tiefſte Wirkung; den Autor aber ſtellt dies Buch ſofort mit den größten Meiſtern der Dorfgeſchichte auf eine Stufe. Das Gemüt des deutſchen Dichters erſcheint in dieſen Novellen vermählt mit der kraftvollen Originalität der amerikaniſchen Erzähler und dies giebt dieſem Autor ein ganz eigenartiges Gepräge und verleiht ſeinen Dorfgeſchichten einen beſonderen Reiz."

Der Ulan. Roman von Johannes van Dewall. Mit 141 Illuſtrationen von G. Brandt. (Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt.) Nach Paris zur Zeit ſeiner Belagerung durch deutſche Truppen führt uns der in den letzten Februartagen des Jahres 1871 beginnende Roman, deſſen dritte Auflage in einer ſorgfältig ausgeſtatteten, mit zahlreichen Abbildungen gezierten Geſtalt erſchienen iſt. Die Erinnerung an jene hiſtoriſch große Zeit, die geſchilderten Vorgänge, die graziöſen Arabesken feinen Salonlebens und eines feſſelnden Herzensromans ſind ganz geeignet, dem „Ulan" in immer weiteren Kreiſen des Publikums ſteigende Beliebtheit zu ſichern. Es ſind auf dieſem Gebiete, der Verquickung von blutiger Hiſtorie und parfümierter Liebe, ſo wenig litterariſch wertvolle Werke vorhanden, daß man dem Dewallſchen Fabuliertalent, das Venus und Mars in der beliebten diskreten Art ſo vollkommen gerecht zu werden verſteht, gerne durch die Finger ſieht und von einem ſo ſchnellſchreibenden Schriftſteller nicht mehr verlangt, als er bei ſeiner Veranlagung und Dichtweiſe geben kann. Wie geſagt, der Dewallſche „Ulan" iſt eins der beſſeren Bücher dieſer Gattung. Ignotus.

Die ſchöne Helena. Roman von Alexander v. Roberts. (Dresden, Minden.) Roberts gehört zu den aus-

gesprochenen Realisten, ohne jedoch dem Naturalismus zu verfallen. Er verfügt über ein scharfes Sehvermögen und beherzigt das Zola'sche Wort: „un coin du monde, vu à travers son temperament." Das Soldatenleben in Köln hat er recht keck und brav geschildert. Der Unterschied rheinischen und preußischen Wesens ist gut erfaßt. Karl Bleibtreu.

Hans Land: Die am Wege sterben. Berlin, 1889. A. H. Fried & Co. Als ich die erste Sammlung kleiner Skizzen dieses jungen Anfängers wohlwollend in der „Gesellschaft" anzeigte, wurde von einigen persönlichen Freunden des Verfassers ein fürchterliches Geschrei gegen mich erhoben, und ein zuweilen in Litteratur machender Breslauer Börsenjüngling trieb die Unverschämtheit so weit, ohne den Versuch eines Beweises, zu behaupten, ich hätte mich von persönlichen Beweggründen leiten lassen, indem ich den Verfasser nicht für das größte Genie der Neuzeit erklärte, sondern bei seinem Erstlingswerk auch einige Schwächen entdeckte, auf welche ich den jungen Anfänger glaubte aufmerksam machen zu müssen. Jener Breslauer Börsenjüngling erfrechte sich sogar, zu behaupten, mich hätten eigensüchtige Beweggründe geleitet, ich zitterte, daß mir Herr Land mein bischen litterarisches Renommé wegnehme, und Gott weiß was noch. Ich bin so anmaßend, zu glauben, daß mein litterarischer Ruf doch zu gefestigt ist, um von einem jungen Anfänger mit drei mittelmäßigen Skizzen über den Haufen gerannt zu werden. Daß ich auf die sonstigen Flegeleien des Rezensenten der „Monatsblätter der Breslauer Dichterschule" eingehe, wird niemand von mir verlangen, ich habe nicht nötig, den Lesern dieses Blattes noch zu versichern, daß meine Besprechungen noch nie etwas anderes beeinflußt hat, als meine beste Überzeugung, welche wohl unrichtig sein kann, aber nie unehrlich.

Ich habe nun das neue Buch des Herrn Land mehrmals durchgelesen und kann nach gewissenhafter Prüfung nur sagen, daß er noch bedeutend hinter seinem ersten Versuch zurückbleibt. Der Hauptfehler des letzteren zeigt sich leider hier in noch viel schlimmerem Grade: eine grenzenlose Verlogenheit. Selbstverständlich erhebe ich diesen Vorwurf nur gegen den Geist des Buches, nicht gegen seinen Autor, dessen Persönlichkeit mir so gut wie unbekannt ist. Verlogen nenne ich ein Buch, das mit dem Aufgebot der schwulstigsten Rhetorik versucht, unsere Teilnahme für Menschen in Anspruch zu nehmen, uns Menschen als unglücklich und mitleidswert vorzuführen, die in Wahrheit Dummköpfe, Schurken, Schwächlinge sind. Wenn ein Mädchen, dessen Vater krank darnieder liegt, der das Geld fehlt, die Medizin zu kaufen, wenn ein solches Mädchen aus Kindesliebe zur Dirne wird, um von ihrem Sündengelde ihrem Vater das Leben zu retten, wie z. B. die Sonja im Raskolnikow, so ist solch ein Geschöpf eine Heldin; wenn sie aber im gleichen Falle ein fremdes Sparkassenbuch stiehlt, an der Börse spekuliert, das Geld verliert und sich dann unter die Räder einer Lokomotive wirft, so ist sie eine ganz gemeine Diebin. Wenn ein Mädchen von ihrem Geliebten verlassen wird und sich der Arbeitsscheu und Prostitution ergiebt, so ist das unter Umständen wahr, aber es wirkt widerlich, wenn wir nicht die inneren Kämpfe dieses Mädchens sehen, wenn wir nicht sehen, was sie um ihres Geliebten willen leidet. Der Marie Hans Lands steckt die Dirne schon im Blut, als sie noch anständig ist. Sie macht nicht einmal den Versuch, ihren Schmerz durch angestrengte Arbeit zu betäuben, zu überwinden, sie ergiebt sich der Arbeitsscheu, sie ist einfach widerwärtig. Wenn ein Schauspieler sich der Morphiumsucht ergiebt und daran zugrunde

geht, so ist das traurig, ekelhaft, aber er ist nicht poetisch, sofern der Dichter keinen Versuch macht, uns die physische Notwendigkeit zu zeigen, die dem Künstler die Morphiumspritze in die Hand drückt: z. B. die unerläßlichen seelischen Aufreibungen der dramatischen Kunst oder ähnliches. Wenn die Gattin eines berühmten Malers diesem eröffnet, sie wolle mit einem Offizier durchgehen und der Meister, ganz in seiner Kunst verloren, sie segnet und sich erschießt, statt um seinen höchsten Besitz als Mann zu kämpfen, so ist solch ein Mensch ein Idiot, ein Cretin und der Dichter ein Lügner, der alle rhetorischen Künste anwendet, unsere Teilnahme für den Maler zu erpressen. Mit einem Wort: Herrn Land fehlt das Bewußtsein der moralischen Gerechtigkeit in der Poesie — nicht der äußerlichen poetischen Gerechtigkeit, die sich im Tode des Helden im fünften Akte äußert, sondern der inneren —, ihm fehlt die Wahrhaftigkeit, und ohne diese ist kein großer Dichter denkbar.

C. A—i.

Durch die Brandung ans Land. Roman von H. Fries-Schwenzen. (Berlin, F. Fontane.) In realistischer Weise zeichnet der norwegische Verfasser ein tragisches, erschütterndes Lebensbild aus seiner Vaterstadt Christiania. Das Werk ist ein moderner Künstlerroman von aktuellstem Interesse. In den Personen der beiden Hauptheldeu sind die einander bekämpfenden Richtungen in Kunst und Politik geschildert, welche für das gegenwärtige Kulturleben Norwegens so überaus charakteristisch sind.

Die fromme Witwe. Roman von Karl von Perfall. (Düsseldorf, Felix Bagel.) Der durch seine früheren Romane in der litterarischen Welt geschätzte Erzähler führt uns in dieser seiner neuesten Dichtung ein Seelengemälde von erschütternder Wirkung vor Augen und schildert in demselben gewisse intime, die tiefsten Seelenzustände bloßlegende Vorgänge des katholischen Lebens. Wenn auch von freisinnigen Anschauungen geleitet, ist der Verfasser doch zu viel Künstler, um einen politischen Tendenzroman mit kulturkämpferischen Schlagworten zu schreiben. Wir finden eine von hohem psychologischen Interesse geleitete Darstellung merkwürdiger Thatsachen, in welcher Licht und Schatten gleichmäßig und kunstgerecht verteilt, der Katholizismus als eine objektive Thatsache unseres Kulturlebens erscheint.

Carmagnuola, historischer Roman aus der Zeit der letzten Visconti, von Otto von Monteton. (Hannover 1889. Schmorl & von Seefeld.) In der heldenhaften Gestalt des Carmagnuola schildert uns der Autor einen jener Condottieri, welche in den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts den Krieg als Lebensberuf fast selbständig betrieben. Das Buch empfiehlt sich als ein geschichtlicher Roman in der besten Bedeutung des Wortes.

Silva Mariä. Erzählung aus der Reformationszeit von H. Raydt (Hannover-Linden, Karl Manz). Die lebendige, kraftvolle Darstellung einer gährenden Periode unserer Geschichte in dem fesselnden Rahmen einer Novelle verbürgt dem Buche einen umfassenden Leserkreis.

G.

Tiberius. Roman von Walloth. (Leipzig, Friedrich.) Dieser neueste römische Roman bezeichnet den bisherigen Höhepunkt des Wallothschen Schaffens. So rückhaltlos ich die brennende Farbenglut der früheren Schöpfungen Walloths auf diesem Gebiete anerkannte, obschon er mir die epische Kraft des Anfangs der „Oktavia" nie mehr erreicht zu haben schien, konnte man sich nicht verhehlen, daß eine Eintönigkeit und stete Wiederholung der Konflikte und Figuren, ja

der einzelnen Situationen ſich bemerkbar machte, wodurch z. B. „Der Gladiator“ wie ein Abklatſch der vorausgehenden beiden Romane erſchien. Der Bildhauer im erſten, der Mime im zweiten, der Gladiator im dritten Roman, in ähnlicher Reihenfolge der Nero, Domitian, Caligula, die Poppäa, Julia, Pyrallis, immer die üppige mittelalterliche Frau, die einen ſchwachen ſinnlichen Jüngling liebt, und daneben eine herbe Mädchenblüte — alles das wiederholte ſich ewig. Auch die meiſterhafte Bildmäßigkeit einzelner Szenen (in erſter Linie ſei hier genannt die Nachtſzene bei Domitian) glich ſich überall. In dieſem „Tiberius“ aber hat Walloth durchaus neue Geſtalten geſchoffen, hauptſächlich in dieſem neuen ganz abweichenden Cäſarentypus, aber auch in dem trefflich gelungenen Sejan und der einzigen Heldin des Romans, der ſeltſamen Germanin Thusnelda. Das Liebeselement, welches bisher jede höhere hiſtoriſche Auffaſſung überwucherte, hat Walloth diesmal weiſe auf ein ſehr geringes Maß beſchränkt und ſeine ganze Kraft auf die pſychologiſche Schilderung der hiſtoriſchen Mannesgeſtalten verwandt. — Ich mißbillige aufs höchſte die Lobhudeleien jener guten Freunde, welche Walloths herrliches Talent verziehen und verderben. Ich verwerfe ſowohl im Prinzip wie in der einzelnen Ausführung ſeine Dramen und Gedichte, und mußte bisher ſeine Verſuche, zum modernen Leben Fühlung zu gewinnen, völlig verfehlt nennen, bis mich der „Dämon des Neides“ eines Beſſern belehrte. Wenn er dort den Ort „Für Herren“ unkünſtleriſch, weil ohne jeden erſichtlichen Zweck, anführt, woran ſich Böswillige klammerten, ſo iſt das ebenſo belanglos, als wenn er anderswo einmal Roſen, Veilchen und Nachtigallen zur ſelben Jahreszeit blühen und ſingen läßt. Es giebt ja auch waſchechte „Realiſten“, welche Schwalben mit Brotkrumen füttern laſſen, während ein Kind wiſſen ſollte, daß Schwalben nur fleiſchfreſſende Vögel ſind. Solcher lapsus calami kann dem Beſten paſſieren. Im Ganzen aber habe ich mich von der Anſicht bekehrt, daß in Walloth ein Romantiker ſchwarmgeiſtere. Um ſo mehr empört mich eine höhniſche Abfertigung dieſes ausgezeichneten „Tiberius“ in Mauthners „Deutſchland“, welche von „unwahrer Romantik mit naturaliſtiſchen Mätzchen“ fabelt und Walloth mit Ebers auf eine Stufe ſtellt. In derſelben Nummer wird mein „Cromwell bei Marſton Moor“ gnädig gelobt und „die kräftige Proſa“ meiner Schlachtbilder über Scherenbergs und Wildenbruchs poetiſche Schlachtbilder erhoben, im übrigen aber orakelt, daß ich in meinen „formloſen Dramen“ trotz gelungener Charakteriſtik kein Bühnenwerk ſchuf, bloß weil ich eigenſinnig jede Kunſtform ſprenge. Fünf Akte ohne Szenenverwandlung im Akt, nach allen Regeln der Bühnentechnik aufgebaut — „formlos“? Und das dumme, auf läppiſchen Zufällen aufgebaute Machwerk der Goncourts formvoll? — Ja, da kann man ſich nicht mehr wundern, wenn eine ſo prächtige Dichtung wie „Tiberius“ als „lächerlich“ abgethan wird. Tröſte ſich Walloth mit dem Beifall der Einſichtigen! Karl Bleibtreu.

Lyrik.

Die Pappenheimer von Julius Wolff (Grote, Berlin). Statt jeder Rezenſion eine allgemeine Bemerkung! Es giebt wirklich noch wohlmeinende Leute in Deutſchland, welche mit wohlthuender Naivetät das deutſche Publikum gleichſam entſchuldigen, weil es bisher der modernen Singſang-Lyriſaxerei keinen Geſchmack abgewinnen konnte. Aber nun natürlich, wo wirkliche Dichter von Gottes Gnaden zu ſingen anheben, nun wird ſich das Vorurteil der Deutſchen gegen Lyrik gar bald verlieren. Hohn-

gelächter der Hölle! Das Einzige, was die Lyrik noch einigermaßen am Leben erhielt, war ja gerade die Rücksicht auf die Bedürfnisse der höheren Tochter! Nämlich: „Gedichtbücher", wie er es sinnig nennt, kauft der biedere Deutsche in Maroquin mit Goldschnitt zum Namenstag seiner Töchter, Schwestern und Cousinen, wenn er zufällig nichts Luxuriöseres anwenden will. „Ach geben Sie mir ein Gedichtenbuch für ein gebildetes Mädchen!" so heißt der erlösende Ruf, welcher die Verleger deutscher Lyrik ab und zu vom Bankerott rettet. — Bravo, Julius Wolff. Diesmal erinnern die Verse vielfach an Wilhelm Busch. Diese gereimte Prosa, wieviel kostet die Elle, bezeichnet also den Grad des poetischen Weihnachtsgeschmacks. Ja, ja, da redet man von „Form", von der deutschen Lyrik-Überlegenheit! Unsereins quält sich ab, selbst wenn man die Lyrik nur nebenher betreibt, immer neu umzumodeln, zu streichen, jeden Ausdruck stets aufs neue zu überlegen. Wenn die Überfülle der Gedanken oder einer historischen Perspektive uns zwingt, die Reinheit dichterischer Sprache zu verletzen, so geschieht dies nach bitterem Kampf, dadurch veranlaßt, daß man möglichst viel Gedankenextrakt in ein Einzelgedicht pressen möchte. Viele Gedichte scheidet man aus als nicht gelungen oder nicht bedeutend genug (letztere vielleicht solche, die dem deutschen Kritikerpöbel gerade als die „echte" Lyrik erscheinen würden), Härten und Geschmacklosigkeiten entstehen lediglich durch den Haß gegen alles Konventionelle in Form und Inhalt — und da sieht man vor sich einen solchen Minnesänger, der drauflosreimt, unbekümmert um jeden höheren Begriff der „Form" in der albernsten trivialsten Leichtflüssigkeit, und diesen pathetischen Wilhelm Busch feiert die Welt als Meister der Form von Gottes Gnaden! Nur in den Gedichten von Liliencron, Reder, Conradi und einigen Jüngstdeutschen steckt überhaupt „Formvollendung" im höheren Sinne; die ersten Dichter der vorigen Generation (Greif, Keller, Mayer u. s. w.) reimen zu entsetzlich und entbehren oft der inneren Rhythmik.

Karl Bleibtreu.

Zu den Lyrikern, welche sich durch eine ungewöhnlich feine und reiche Empfindung auszeichnen und ihr heiß flutendes Gefühlsleben in den maßvollsten, holdesten und sinnigsten Weisen auszuströmen vermögen, wird man fortan auch Sandor Barinkay zu rechnen haben, dessen erster Lieder-Cyklus „Liebestraum" soeben erschienen ist mit einem Geleitswort vom Herausgeber dieser Zeitschrift (München, G. Franzscher Verlag, 96 S.). Das geschmackvoll ausgestattete Büchlein sei allen denen empfohlen, welche das ewige, hohe Lied von der Liebe Lust und Leid aus einem jugendschönen, von süßestem Wohllaute überströmenden Munde vernehmen mögen, einem Munde, der allerdings nicht, wie das Titelblatt glauben machen will, einem magyarischen Sandor, sondern einem echten Münchener Kindl — einem genialen Jungfräulein in der schönen Isarstadt gehört. Unsere alten zahnlosen Meistersinger von der hochwohllöblichen Münchener Dichterschul' mögen sich grün und blau „giften", ich kann ihnen nicht helfen, selbst wenn ihr Schildknappe Prof. Dr. Georg Scherer (Barerstraße 49) alle seine „provisorischen Komitees in Wien, München, Berlin" mit ihren furchtbaren Höllenmaschinen gegen mich loslassen sollte: so wonnig und so ergreifend wie Fräulein Sandor Barinkay haben sie alle zusammen in ihren schönsten Jahren nicht gesungen! Und möchte der Herr Poet Prof. Dr. Georg Scherer selbst sein lyrisches Mäulchen spitzen und traumverlorene Verse lallen, daß sich die Kenner kugeln vor lachen, er müßte mit seinen poetischen Bauchrednerkunststückchen vor dieser gottbegnadeten Sängerin doch die

Segel streichen und seine „Anthologieen“ revidieren: gegen Sandor Barinkay nimmt er sich aus wie ein musikalisch dressierter Stiefelzieher gegen eine Aeolsharfe. Wir kommen auf den köstlichen „Liebestraum“ zurück. Fritz Hammer.

Vagantensang und Schwerterklang. Lieder aus deutscher Vorzeit von Franz Hirsch. (Leipzig, Reißner.) Im Augustheft der „Gesellschaft“ hat ein geistvoller Ästhetiker, der mir vorwirft, durch die „großartige Tragödie ‚Weltgericht‘“ meine kritischen Theorien selbst widerlegt zu haben, sich über meinen Satz lustig gemacht: „Worin besteht das Wesen des Dramas? Doch wohl zuvörderst darin, daß es überhaupt dramatisch sei.“ Er stellt diesen Satz auf eine Stufe mit der Thorheit: „Worin besteht das Wesen des Holzes? Darin, daß es hölzern ist.“ Das klingt witzig, ist aber nur seicht. Denn das Wesen der materiellen Gegenstände beruht, sofern wir sie nicht genau chemisch untersuchen, auf einer Einheit des Begriffs, „Holz“ ist uns eben bloß „Holz“, während die intellektuellen Begriffe innerlichst aus Zusammensetzungen bestehen. Das Wort „dramatisch“ wird ja sogar im täglichen Leben auf Vorkommnisse angewendet: „Ein dramatischer Moment“ u. s. w. Ebenso bei Gegenständen der bildenden Kunst oder Musik. Und im Epos (z. B. Nibelungenlied) oder Roman sprechen wir ebenfalls davon, daß die Erzählung sich dramatisch zuspitze, sich zu wahrhaft dramatischen Wirkungen steigere, und dergleichen mehr. Da nun aber das Drama, seinem eigenen Namen nach, ganz besonders „dramatisch“ sein sollte, bleibt doch das erste Erfordernis desselben, daß es eben nicht episch oder lyrisch gestimmt, sondern „dramatisch“ sei, nicht etwa eine dialogisierte Novelle in äußerlich dramatischer Form. — Darum frage ich gleichfalls: Worin besteht das Grundwesen der Lyrik? Zuvörderst wohl darin, daß sie überhaupt lyrisch sei. Und die Erkenntnis dieser schönen Wahrheit ist es gewesen, welche alle didaktische und gedankenbefrachtete Poesie einem größeren Leserkreis verschloß während die lustige Sauf- und Minnepoesie sich die Herzen gewann. Denn man darf sich wohl ehrlich gestehen, selbst wenn man selber viel wider diese Erkenntnis gesündigt hat, daß im Gesang, im Singen wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet, ewig die eigentliche Lyrik beschlossen bleibt, wie auch das Beispiel des größten Lyrikers Robert Burns darthut. Allerdings bedingt dieses Singen und Klingen noch nicht Einseitigkeit und Eintönigkeit, ein stetes Drauflosgejuchze zur Fiedel. Unter allen Fahrenden Sängern, welche Zunft der selige Scheffel ja unter uns neubegründet, ist Franz Hirsch der Einzige, der auch ernstere Töne anzuschlagen weiß. Es muß jedoch gesagt werden, daß ihm diese weit weniger gelingen, und sein genußfrohes Temperament wohl für die Lust entsprechende Töne findet, selten oder nie für das Leid. Diese Vagantenlieder dürfen mindestens nicht als Nachahmung gelten, denn sie wurden ein gutes Jahrzent früher veröffentlicht, ehe die Poesey fahrender Schüler „so anmutigen Ausdruck durch beliebten Sängermund fand“. Das jünglingsfrische Behagen der Staufenzeit hat Hirsch recht ansprechend versinnlicht. Doch auch der männliche Ernst der kolonisierenden Staatengründung im Osten des Reichs wird veranschaulicht. Manches zeugt von ungewöhnlicher Sprachfertigkeit und Reimfindigkeit. So „Horaz im Kloster“, „Vagantencinfall“, „Ritornell“. Etwas deutlich erinnert an Gretchens Klage „Die junge Nonne“. Keck und schlicht treten Lieder einher wie „Trutzliebchen“:

„Versuchs, Du stolze Hildegund,
Ob Du es kannst vergessen.
Daß heimlich that ein roter Mund
Sich auf den Meinen pressen.

Und bist Du stumm, kennst mich nicht mehr,
So mag auch das mir taugen.
Als jüngst Du kamst so stolz daher.
Da sprachen Deine Augen."

Unter den Stimmungsbildern aus Preußens Ordensgeschichte (vielleicht dem großartigsten Wendepunkt der deutschen Volksentwickelung) findet sich manches minder Gelungene, ja Langweilige, auch öfters unechte Reime. Andres erhebt sich wieder zur vollen Würde des Gegenstandes, so „Der Ritt zum Meer". Franz Hirsch ist ein Dichter.

Karl Bleibtreu.

Fliegende Blätter. Neue Lieder von Paul Barsch. Zweite Auflage. (Leipzig, Baumert & Ronge.) „Mein Herz, du hast gerungen gen blinden Menschenwahn, und was dir auch mißlungen, die Pflicht hast du gethan," heißt es im Motto-Gedicht. Paul Barsch zeigte sich stets als ein Charakterkopf von ansprechender freimütiger Frische. So auch hier. Das schöne Streben wird überall erkennbar, den Volksliedton zu treffen. Inniges Gemüt klingt aus den Liebesliedern, ein edles deutsches Herz aus den Entrüstungsversen über die Unterdrückung der Armen und Wehrlosen. Vieles kündet ein reifes Künstlertum in meisterlicher Beherrschung der Form, nicht nur der äußeren Rhythmik und Versreinheit, sondern auch jener inneren Form, welche in knapper Abrundung sich kundgiebt. Auch ein frischfreisrommer Humor quillt lustig hervor, wie in dem köstlichen Gedicht „Der letzte Dichter", und steigert sich zu beißender Ironie, wie in „Der Größte", „Königstreue", „Wettstreit", „Der Klausner". Einzelne Gedichte packen mächtig in ihrer schlichten Plastik. So „Nach der Schlacht":

„Ein leises Lächeln überfliegt
Sein Antlitz, denn er hat gesiegt.
Gelassen blickt er in die Nacht
Und sinnt auf eine neue Schlacht."

oder „Am Galgen", das an Burns' wunderbaren Trotzschrei „Macphersons Fahrwohl" gemahnt:

Die Hölle triumphieret
Und hofft auf guten Fang —
Der Henkersknecht probieret
Im Morgengraun den Strang.
Viel hundert stehn und gaffen.
Der Räuber steigt empor,
Es beten ihm die Pfaffen
Ein letztes Sprüchlein vor.
Der Satan hört's mit Beben —
Des Sünders reine Seel'
Sieht er gen Himmel schweben
Mit Engel Gabriel.

Barsch hat viel erlebt und gelitten:

Ob ich den bunten Reigen
Erlebt, ich weiß es kaum!
Nur Wundenmale zeigen,
Es war nicht nur ein Traum.

Er kann da manches Genrebildchen aus der Erinnerung zeichnen, wie „Begegnung", und andre die Töne des Erbarmens lehren, wie in dem herrlichen Gedicht „Die Thränenschale". Er lernte auch Menschenkenntnis, wie in dem famosen Porträt „Der Biedermann", wir kennen ja solche Biedermänner:

Du magst dich edel nennen
Und heucheln allezeit —
Doch wird man stets erkennen
Der Seele Niedrigkeit
Denn nie trägst du zu Grabe
Die innerste Natur —
Und wenn sich putzt der Rabe,
So wird er schwärzer nur.

Als wahrer begnadeter Dichter von Kopf zu Fuß zeigt sich der bescheidene wackere Sänger in „Die Blume der Treue":

Es faßt ihn ein Schauer,
Die Blume er fand
An der Klostermauer
An Grabesrand. —

Barsch's Lyrik hält wohlthuend die Mitte zwischen der alten pathetischen und der neuen ultrarealistischen Sangeskunst, welche die Auffassung über das, was Poesie sei, völlig verschiebt. Mit welchem Geschrei wurden nicht die in Verse gebrachten Arbeiterstuben, die aber nicht echt, son-

dern gemacht wirken, von einigen Unreifen begrüßt — Arno Holz und sein Herwegh-Bimbam mußte mindestens „genial" heißen, und als ich nichts als Formvirtuosität darin entdecken konnte, war's natürlich „Neid" — und heut? fragt kein Mensch mehr nach diesem Messias. Es freut mich übrigens, daß die Gebrüder Hart mit dem gerechten Mißvergnügen, mit welchem sie jedes aufstrebende Talent zu beehren pflegen, diesen meinen „Neid" unterstützten — leider kann ihre Verdammung des „Buch der Zeit" mich ebensowenig von der Bedeutsamkeit ihrer eigenen „sozialen" Lyrik überzeugen. Weder Kirchbach noch Liliencron, also die größten Antipoden, konnten aber begreifen, warum ich die Lyrik Arents mit einem Eifer pries, der einem gewissen Dankbarkeitsgefühl entsprang, da diese eintönigen, aber immer seelen- und weihevollen Melodien auf mein Gefühl lösend und irdischer Schwere enthebend stets gewirkt haben. Es wird bei meinem damaligen Urteil, dem später so Viele beipflichteten, wohl sein Bewenden haben. Eine mondsüchtige Schmerzenswollust wie von Lenau und Leopardi (z. B. des letzteren „Lied eines wandernden Hirten in Asien") ist hier durch das Medium einer pathologisch belasteten Seele hindurchgegangen. Allerdings artet hier die Poesie oft zu bloßer Musik aus; andere, auch Liliencron, verkennen aber ebensosehr das Wesen der Lyrik, indem sie allen Nachdruck auf das Bildliche und Bildmäßige verlegen, wie mir denn überhaupt übel wird, wenn ich die neueste Kritikphrase „Plastik" auch in der Prosaepik verzapfen höre. In der Lyrik müssen „Bild" und „Musik" sich innerlich verschmelzen, wie dies bei Barsch der Fall ist. Schade, daß wir noch keine übersichtliche Darstellung der modernsten Lyrik haben, wie sie seit der Arentschen Anthologie sich unter ihren Chorführern entwickelt hat. Manch früheres Buch müßte freilich dann mit dazu gerechnet werden.

In meiner Bücherei fand ich kürzlich einen stattlichen gelben Band, den ich mir einst gekauft, aber wie es zu gehen pflegt, nur obenhin durchblättert hatte: Gedichte von Emil Claar (Berlin, (Freund & Jeckel). Ich war überrascht bei dieser zufälligen Neu-Lektüre, aufmerksam geworden, hier ein sehr beträchtliches Lyriktalent zu entdecken, von welchem man weiter kein Aufhebens gemacht hat. Die anakreontischen neckischen Erotika sind freilich ziemlich schwach, weil gewöhnlich, wenn auch von sauber gefeiltem Strophenbau. Hingegen erhebt sich der Dichter zu einer gewissen Größe im „Gesang der Vernichtung":

„Ich hab keine Burg und ich hab keine Schranke,
Ich bin der allwürgende Weltgedanke."

Auch hier weht ein „sozialer" Hauch in bittrem Leid um die Armen und Elenden, in Wehmut über die Unseligkeit des Lebens und über „Die Menschen":

So keine Liebe wohnt,
Kein Herz in ihnen,
Und keine Wahrheit thront
In ihren Mienen.
Sie lügen einander an
In Lieben und Hassen,
Und sterben, sterben dann,
Im Innern verlassen.

Erstaunlichen Aufschwung nimmt der Dichter in „Nächtliches Pochen" mit den mächtigen Schlußstrophen:

Oft an Thore, die verrammelt,
Pocht es an, — wenn niemand wacht,
Heimlich an das Lager Gottes
Pocht der Zweifel in der Nacht.
Und er raunt ums Ohr dem Vater,
Schlummerwirr und traumesleck:
Donnernd zeige dich den Kindern,
Brich das alternde Versteck!

Dagegen fallen allerdings die vielen Heineschen Reminscenzen ab (S. 62—71), wo „verscholline Nachtigallen und ertrunkne Süßigkeiten" ihr Wesen treiben und ein Stück „Ich liebte dich" für Sachkundige gradezu wie ein wörtliches Plagiat

aus Heine wirkt, ohne daß in Wahrheit ein ſolches vorläge, während „Ich möchte endlich ruhn" ganz und gar, in Inhalt und Tonfall, an Lenau anklingt. Eine Versſpielerei wie „Strandreime" ſteht dicht neben dem Meiſterſtück „Scheideweg":

Ich leh dich gelöſt von mir,
Ich leh ins Auge dir,
Sa tief, du mein eigenes Leben!
Du haſt keine Freude an mir,
Ich hab keine Freude an dir,
Was nun, du mein eigenes Leben?
Sa ſeltſam iſt es mir,
Als müßt ich ſagen dir:
Fahr hin, du mein eigenes Leben.

Der Band enthält noch ſonſt manches Schöne, worin wieder die „ſoziale" Klage ertönt. Der Dichter ſinnt in totenſtillen Nächten über die ungleiche Verteilung von Glück und Unglück:

Habe Nächte zugebracht,
Ob die Genien der Nacht
Eine Löſung mir erſönnen —
Hab es nicht ergründen können.

Er hält „Einkehr bei ſich ſelbſt", wie die Überſchrift eines wunderſchönen Gedichtes beſagt. Emil Claar bekennt ſich zu der Religion des Naturvergötterers Shelley und läßt „Byron an der Leiche Shelleys" melodiſche Klagen ſingen. Er erkennt nur ein Königtum über ſich: das des Dichters. Wie es in der intereſſanten Ballade „Freiligrath" heißt:

„Fürwahr, ein König, der da trägt
Die Krone nicht auf eitler Locke,
Auf daß der Wind ſie bald verſchlägt,
Wie eine welke Blütenflocke."

S. 113 fand ich den erſten unechten Reim „Maies" und „Scheues", aber das originelle Gedicht „Elfenreigen" büßt darum noch nichts von ſeinem Reize ein. Bis ans Ende ſeiner Lieder predigt der Dichter die ſoziale Not und hofft, daß auf ſeinem Grabe

„Unüberſehbar wuchern auf die Halme
Und alle Menſchen haben endlich Brot."

Er mahnt:

Hör mein Gebot: a laſſe vom Brot,
Das Du geſpeiſt, auf dem Tiſch einen Biſſen!
Vielleicht mit dem Reſte haſt Du der Rat,
Dem Tod ein hungerndes Kind entriſſen!

Laß einen Zug vom Tranke im Krug,
Den ſanft Du verſchütteſt, den Baden zu netzen!
Vielleicht iſt die Neige grade genug,
Eines Verſchmachtenden Lippe zu letzen!

Im Bewußtſein ſolch hehrer hochherziger Geſinnung, mag der Dichter ſich wohl rühmen, daß über Kleinheit und niedern Sinn ſein „ſtolzer Geiſt" dahinſchwebe und nur darum den andern klein erſcheine, weil er hoch über ihnen kreiſe.

Karl Bleibtreu.

Ich habe zu der obigen Beſprechung der Lyrik von Paul Barſch einen Zuſatz zu machen. Ein Herr Bölſche hat ſich nämlich erlaubt, in der „Romanzeitung" des geſtrengen Herrn Leixner, unter deſſen Fittich geſchirmt, den Lyriker Paul Barſch in einer ſo überaus brutalen und gehäſſigen Weiſe anzuzapfen, daß derſelbe ſich bemüßigt ſah, durch einen unparteiiſchen Dritten in den Breslauer „Monatsblättern" gegen ſolchen Unfug zu proteſtieren. Es iſt dies derſelbe Bölſche, welcher in der „Gegenwart" das junge Geſtirn Gerhart Hauptmann mit verzücktem Halleluja zu begrüßen ſich bewogen fand, als ob hier ein neuer Shakeſpeare erſtanden ſei. Dieſer Tobak war doch ſelbſt der „Gegenwart" zu ſtark, und es folgte darauf eine ebenſo maßlos ungerechte Vermöbelung Hauptmanns durch den bekannten Rempler Max Harden. Nun, Herr Hauptmann iſt ein vermögender junger Mann, der es nicht nötig hat und dem Lob und Tadel materiell nichts ſchaden. Einem jungen von ſeiner Feder ehrenhaft lebenden Kollegen wie Barſch, der ſich aus dem Handwerkerſtande durch eigene Tüchtigkeit zum Redakteur emporgearbeitet, durch perfide „Kritik" ſeinen Sängerberuf verbittern, zeugt mindeſtens von wenig „chriſtlicher Geſinnung", wie

ſie bekanntlich im Leixnerſchen Organ ſich breitmacht. Freilich, was hat alle Kritik zu bedeuten! Über Shakeſpeare, Goethe, Schiller, Byron wurde bei deren Lebzeiten der albernſte trash verzapft. Sogenannte kritiſche Seelen, naturgemäß hierin dem produktiven Talent überlegen, ſchmuggeln ihre Weltklugheit in die Gerichtshöfe der Poeſie ein, an deren kritiſche Selbſtverteidigung naive Gemüter glauben. Und doch erklärte ein berühmter Kritiker jüngſt ganz offen, niemand ſei verpflichtet, Autoren, die ihm nicht behagen, zu beſprechen — ja, wozu haben wir denn dann überhaupt noch eine Kritik? Der Kritiker iſt Kläger und Richter zugleich, der Dichter ein Angeklagter ohne Verteidiger. Ein ewiger Kampf von Buchſtaben und Geiſt, konventioneller Lüge und innerer ſittlicher Wahrheit. Reklame und Humbug ſpreizen ſich, bis der geniale Geiſt durch den neidiſchen Größenwahn der andern ſelbſt zum Größenwahn getrieben wird. Nur perſönliche Motive ſpielen hinter den Kouliſſen bei Wertung litterariſcher Leiſtungen auf. Die verbündete Mittelmäßigkeit bleibt ſtets erdrückend ſtärker als der einzelne. „Die Mittelmäßigkeit wägt immer richtig, nur ihre Wage iſt falſch.“ Anſelm Feuerbach. Wehrlos ſteht der Dichter einer jeden Kritik gegenüber. Denn dieſe „Kritik“ beweiſt nie, was ſie behauptet, und wenn ſie zu beweiſen vorgiebt, reißt ſie Stellen aus dem Zuſammenhang. Außerdem kommt der Angegriffene niemals zum Wort, bleibt alſo ganz verteidigungslos. Nun lieſt man aber bekanntlich nicht die Dichter, ſondern über die Dichter, und dem landläufigen Recenſenten iſt nichts lieber, als ſeine Urteile fix und fertig zu beziehen. Der Menſch glaubt ſelten der Wahrheit, oft der Lüge, gern dem Talentchen, unwillig dem Genie. Einen Autor von feſtſtehendem Cliquen- und Claquerruhm noch ſo ſchonungslos anzugreifen, hat eine gewiſſe Berechtigung und beweiſt Mut. Einem jungen Dichter aber von vornherein die Lebensader unterbinden iſt verwerflich. Welchen Eindruck eine ſolche „Kritik“ auf das reizbare Dichtergemüt macht, welchen lähmenden Einfluß ſie übt, davon kann ſich kein anderer einen Begriff machen. Zudem ſpielt das ſachliche Kunſtintereſſe ſelbſt heut eine ſekundäre Rolle: Nur hübſch dem Autor ſelbſt ans Leder gehn. Das Erſcheinen einer großen Dichtung, wen intereſſiert das! Aber eine Prozeßverhandlung über irgend ein perſönliches Nebenmotiv der Dichtung — holla, das iſt ein gewaltig wichtiges Ereignis, darob ein Hallo losbrechen muß von Dan bis Berſaba. O ihr Heuchler, ihr Schalksnarren, ihr elenden, elenden Buben! Ihr redet von Verleumdung, ihr?! Profeſſor Wundt ſagt in ſeiner Aufſehen erregenden Broſchüre „Zur Moral der Kritik“: Die Kritik, dieſer Wächter des geiſtigen Eigentums ſei ſo entartet, daß man mit Güte oder mit Gewalt ihm ſeine Unredlichkeit austreiben müſſe.

„Eine gehäſſige Recenſion iſt Gift für einen angehenden Autor,“ ſchreibt Byron. Der geniale Dichter Keats ſtarb bekanntlich an einer gemeinen Recenſion. Und der große Dichter Shelley klagte, trotz ſeiner Verachtung der elenden „Kritik“, daß er nichts mehr ſchreiben könne, ſeine Schaffenskraft gelähmt fühle bei einer ſo andauernden Herabſetzung und Beſchimpfung ſeines Schaffens. Selbſt Goethe und Schiller fühlten ſich durch die nörgelnde Kritikaſtrei zu der hanebüchenen Grobheit der „Xenien“ gereizt. Daher warnt Profeſſor Wundt in ſeiner Broſchüre mit Recht davor: daß ſich in der Menge immer mehr die üble Gewohnheit feſtſetze, „denjenigen, der ſich gegen Übergriffe der Kritik wendet, mit Mißtrauen anzuſehen“.

Der Uneingeweihte glaubt, daß Selbſthilfe möglich ſei durch § 11 des Preß-

geſetzes. Darüber lächelt jeder geſchulte Litterat. Denn entweder lehnt die Zeitung den Abdruck ab oder ſie berichtigt die „Berichtigung“ alsbald wieder hintennach in ihrem Sinne, ſo daß der Angegriffene nochmals ins Unrecht geſetzt wird, um ſo mehr er ſich peinlich beſchränken muß, während der Zeitungsreferent ſich ganz zu Hauſe fühlt und ſo viel Raum beanſprucht, als ihm beliebt. Wie unſere Rechtsbegriffe liegen, darf uns jeder hergelaufene Skribent aufs tiefſte kränken und ſchädigen. Mir perſönlich iſt eine Beleidigung meiner Perſon höchſt gleichgültig, eine Verunglimpfung meines Dichtertums nicht.

Karl Bleibtreu.

Drama.

„Schickſal“ von Karl Bleibtreu wird im Januar 1890 in Freiburg i. Br. aufgeführt. Der erſte Schlag iſt alſo geſchehen, um die Bühne dem deutſchen Realismus zu erobern. Vielleicht wird die Freie Bühne ebenfalls ein Bleibtreuſches Drama zur Darſtellung bringen. Mögen andere Theater nachfolgen! — Soeben erſcheint bei W. Friedrich „Das Halsband der Königin“, Tragikomödie in 9 Bildern von Karl Bleibtreu.

Z.

Weltrevolution. Soziale Tragödie von F. Lienhard. (Dresden, Pierſon.) Das entſchieden kräftige Talent des jungen Dichters hat ſich hier an einen heiklen Stoff gewagt, ohne ihn voll bewältigen zu können. Er ſchildert das Ausbrechen der großen Umwälzung, geleitet von einem jungen Dichter aus der guten Geſellſchaft, welche deſſen „ſozialen Roman“ mit Entrüſtung verwirft, wofür er ihr die ſoziale Revolution einbläut. Ein ſtürmiſcher Odem durchbraust das eigenartige Werk, in welchem ſich Lienhard wiederum als geborener Dramatiker entpuppt. Im Einzelnen verrät ſich freilich noch einige Unreife, die Charakteriſtik erhebt ſich kaum übers jugendlich Schablonenhafte. Aber der große Wurf des Ganzen reißt hin.

Meſſalina. Tragödie von Emil Mauerhof. 2. Aufl. Leipzig. O. Wigand. — Dieſer geiſtvolle Äſthetiker dekretierte in ſeinem hochbedeutenden Eſſay „Friedrich v. Schiller“ (wo nur wiederum, wie ſchon bei Heine, die hiſtoriſche Bedeutung Schillers unterſchlagen wird): „Wenn ein Werk ſich erſt unter dem Schutz eines Vorworts an die Öffentlichkeit wagt, kann man einen Eid darauf ablegen, daß es in jenem mit irgend einem Dinge nicht ſeine volle Richtigkeit hat.“ Gut gebrüllt, Löwe! Leider widerſpricht dem die Thatſache, daß alle Reformpoeten Vorreden ſchreiben mußten, ſogar Herr Mauerhof ſelbſt, welcher dieſem produktiven Verſuch eine geharniſchte Brandſchrift wider alle böſen Tadler vorausſchickt und ſchließt: „Iſt auch Shakeſpeare der Rhein und ich nur der Main, ſo fluten doch unſer beider Gewäſſer einträchtig zum Meere“. Er täuſcht ſich mit dieſer beſcheidenen Selbſtüberzeugung. Denn Shakeſpeare iſt nicht der Rhein, ſondern das Meer ſelbſt, und Mauerhof noch lange nicht der Hauptnebenſtrom des angeblichen „Rheins“, wegen dieſes Seltſamkeitsdramas. Wohl ſuchte er eine wirkliche Tragödie (nur die Tragödie giebt den Maßſtab für höheres Dichtertum ab, weswegen auch die famoſeſten Romanziers wie Freytag, Auerbach, Spielhagen, Zola, Turgenjeff ſich ſtets ſo furchtbar blamieren, wenn ſie ſich dramatiſch verſuchen) in feurigen Lettern zu malen, blieb aber in ſtümpernder Unklarheit ſtecken. Alle Vorwürfe, welche er in hochfahrender Übertreibung wider Andere ſchleudert, paſſen ſchlagender auf dieſe „Meſſalina“. Eigenartig, aber formell und ſtofflich verfehlt. Shakeſpeare-Nachahmung wird von ihm mit ſelbſtſchöpferiſchem Impuls arg verwechſelt. Dennoch, ſo plump

das Können, wird man ein echtdichterisches Wollen nicht verkennen. Mauerhof hat tief erkannt, worin das Wesen der Tragödie beruht. Den Uterus einer sonst ideal angelegten, nur allzu kitzlichen Lady als tragisches Motiv zu wählen, scheint nur unsern Simpelmeiern der „Kritik", welchen er mit Recht in der Vorrede höhnische Sarkasmen zuruft, „unästhetisch", „peinlich", „der Dichtung unwürdig" oder wie die Phrasen alle heißen mögen. Aber dies zweifellos tüchtige Motiv hätte eben mit ganz anderer Faust gestaltet werden müssen, vor allem nicht in — Jamben und derartig langweilig-handlungslos. Poesie, echte Poesie, steckt allerdings drin und das will heut schon viel sagen. Wie wäre es denn mit der Freien Bühne?

Karl Bleibtreu.

Theaterlitteratur.

Die Entwicklung des szenischen Theaters und die Bühnenreform in München. Von Rudolph Genée. Mit erläuternden Illustrationen. Stuttgart, J. G. Cotta. 95 S.

Dieses Schriftchen enthält zunächst den Wiederabdruck jener Aufsätze in der „Allg. Zeitg.", welche den Anstoß zu der vielbesprochenen „Münchener Bühnenreform" gegeben haben, sodann eine Darstellung und Kritik dieser Reform selbst, wie sie auf Shakespeares „Lear" jüngst angewandt wurde, endlich mehrere gute Illustrationen zur besseren Veranschaulichung der Sache. Obwohl seit dem Erscheinen dieses Schriftchens neue Verbesserungen an der „Reformbühne" (wir halten diesen Ausdruck für sprachlich richtiger und sachlich zutreffender, als den andern) vorgenommen wurden, Dank der Umsicht und genialen Findigkeit des Obermaschinenmeisters Lautenschläger und Oberregisseurs Savits, so behalten die grundlegenden Genéeschen Ausführungen doch ihren Wert für Alle, die sich für zweckmäßige Vereinfachung unsres den Franzosen nachgebildeten und verbildeten Bühnenapparates interessieren. Denn zweifellos werden bald die anderen Theaterstädte dem Münchener Beispiel folgen und sich eine „Reformbühne" (also noch nicht „Bühnenreform"!) auf die Bretter stellen müssen, da die Ergebnisse der Versuche mit Shakespeare sowohl wie mit Calderon („Dame Kobold") in München teilweise über alles Erwarten gut ausgefallen sind. Die „Reformbühne" in München ist keine Experimentallaune mehr, sondern eine definitive Einrichtung, wofür der Hoftheaterintendanz der Dank aller einsichtigen Kunstfreunde sicher ist, sofern es dem zweckmäßigen Eingehen auf die von der Kritik nachgewiesenen noch vorhandenen Besserungsbedürftigkeiten gelingt, zunächst gewisse stimmungstörende Übelstände zu beseitigen.

Hoffen wir, daß diese „Reformbühne zugleich den ersten Schritt zu der „Bühnenreform" bedeutet, die unserem vaterländischen Schauspielwesen so dringend notthut, eine Bühnenreform, die nicht nur den alten Klassikern, sondern auch der wahrhaft modernen vaterländischen dramatischen Dichtung zu gute kommt. Denn Reformbühne hin, Reformbühne her — so lange nicht auch den Lebenden das Recht wird, das mit ihnen und ihrem eigenartigen Kunsttalente geboren ist, so lange ist die Schaubühne keine nationale Kunstanstalt im höchsten Sinne, sondern nur ein Institut für mehr oder weniger gediegenen dramatischen Zeitvertreib, ein Museum für mehr oder weniger akademische, mehr oder weniger konventionelle theatralische Sehenswürdigkeiten.

Um von dieser Reformbühne zur Bühnenreform zu gelangen, wird es freilich noch manchen heißen Strauß kosten, wahrhaftige Barrikadenkämpfe sogar gegen die unglaublichen Hindernisse,

womit die Dummheit und Trägheit, der Schlendrian und Werkeltagsgeist in der deutschen Kunstpflege uns den Weg verrammelt haben.

Selbst der so kluge und belesene, wissenschaftlich und künstlerisch gebildete Rudolph Genée giebt in seiner vorliegenden Schrift einen Beweis von der Hartnäckigkeit des Vorurteils, das in bezug auf die natürliche Fortentwickelung unserer Kunst selbst die helleren Augen um ihre Sehkraft betrügt. Genée will die Haltlosigkeit und Lächerlichkeit eines gewissen Naturalismus demonstrieren — und führt den alten beschränkten Leipziger Professor Gottsched ins Feld, als ob unsere moderne Forderung der Naturwahrheit etwas mit jener Natürlichkeit gemein hätte, die den Schöngeistern zu des seligen Gottsched Zeiten Beklemmungen verursachte! Genée schiebt den modernen Naturalisten Absichten unter, an die sie niemals auch nur im Traume gedacht haben, und ruft dann schulmeisternd aus: „Merkt euch das, ihr eifrigen Verfechter der sogenannten Natürlichkeit...!"

Ist das Unehrlichkeit oder Beschränktheit?

Beschränktheit offenbar. Der Herr Doktor ist unvermögend, der neuen Bewegung ans Herz zu horchen, den Dingen auf den Grund zu sehen! Daß der Naturalismus kein geist- und phantasieloses Abschreiben der platten Alltäglichkeit, keine blöd mechanische Reproduktion des Wirklichen erstreben kann und will, daß er recht eigentlich die Kunst der Innerlichkeit, der Beseelung ist, die nicht bei dem äußeren Schein der Dinge stehen bleibt, wie die schönthuerische Flächen- und Linienkunst der sogenannten Idealisten, die aber nur Schablonisten, Konventionalisten und akademisch frostige Techniker sind: — das sollte nun doch jedem einigermaßen gebildeten Menschen geläufig sein, der sich ernsthaft mit den ernsthaften Vertretern des Naturalismus beschäftigt hat. Sollte? Gott bewahre! Der Augenschein lehrt das Gegenteil, wie wir Figura Rudolph Genée sehen! Das alte leere Stroh wird dem Publikum immer wieder vorgedroschen, daß der Staub in dichten Wolken auffliegt und die Luft und die Köpfe verfinstert.

Die naturalistische Bewegung in Kunst und Dichtung hat einen ganz anderen Sinn, als ihre verbohrten Widersacher vermeinen, zunächst einen Sinn und nicht einen Unsinn, welcher die Vertreter und Verfechter der neuen, und ach, so uralten Richtung ja zu den allerdümmsten Kerls auf Gottes Erdboden stempeln müßte, während sie doch in der That und Wahrheit auf das Vorbild aller großen und freien Künstler zu allen großen und freien Schöpfungsepochen des Menschengeistes sich berufen können. Auf das Vorbild Shakespeares in allererster Linie!

Darum begrüßen wir die Reformbühne mit solcher Wärme, nicht weil sie uns schon alle künstlerischen Bedürfnisse in der Dramatik befriedigte, sondern weil sie uns wenigstens den ganzen, unverstümmelten und unverfälschten Shakespeare — verspricht. Ob sie dieses Versprechen in vollem Umfange erfüllen wird oder nicht, das werden die nächsten theatralischen Ereignisse in deutschen Landen zu erweisen haben.

M. G. Conrad.

Vermischtes.

Vom Niger-Benûe von Eduard Flegel. Mit Beilagen herausgegeben von Karl Flegel. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Es sind hochinteressante Skizzen und Briefe, zumeist handelspolitischen Inhaltes, welche der leider zu früh verstorbene Afrikaforscher Eduard Flegel während seiner Reisen in Afrika verfaßte und die von seinem Bruder Karl Flegel, gesichtet und mit erläuternden Beilagen versehen, hier herausgegeben werden.

Bei der hohen Bedeutung, welche die jetzt so aktuelle kolonial-politische Frage in allen Kreisen hervorruft, kommt das Buch zur rechten Zeit und wird zahlreiche Leser finden.

Die Ägyptologie. Ein Grundriß der ägyptischen Wissenschaft von Prof. Dr. Heinrich Brugsch (Leipzig, Wilhelm Friedrich). Die ägyptologischen Studien haben seit ihrem 60jährigen Bestehen einen gewissen Abschluß erreicht und eine neue Epoche ist in der Gegenwart eingetreten. Eine kritisch behandelte, unparteiische Übersicht der bisherigen Leistungen ist bis zur Stunde niemals geliefert und ist wohl niemand befähigter, dieses Gebiet zu bearbeiten, als eben der Verfasser, welcher in vorliegendem Werke die kritische Sichtung der Masse, das Ausscheiden des Unbrauchbaren und Unbedeutenden von dem thatsächlich Wertvollen sich als Ziel gesetzt hat. Die Aufgabe, die sich Brugsch gestellt: eine übersichtliche Darstellung des Standes der heutigen ägyptologischen Forschung zu geben, darf als glänzend gelöst betrachtet werden.

Shakespeare und Shakespere von Graf Vitzthum v. Eckstädt (Cotta). Schade um so viel Geist, so viel Wissen! Freilich, wenn man sogar die (übrigens mißverstandenen) Zweifel Lord Byrons, der in ästhetischen Dingen absolut unreif war, wie seine Fehde mit Bowles über Pope beweist, als Autorität ins Gefecht führt!! — Angesichts dieses neuen Attentats der Baconianer, an welches Moritz Carriere seine geistvolle Satire „Wer war der Dichter des Faust?" anknüpfte, sei bemerkt, daß ich zu dem Bacon-Humbug in meiner englischen Litteraturgeschichte sowie kürzlich in besonderem Essay („Deutsches Volksblatt" in Wien) Stellung nahm. Auch sei gerne anerkannt, daß W. Kirchbach einige neue Daten darüber, auch das berechtigte „Plagiat-System" des größten Dichters betreffend, in einem rühmenswerten Artikel jüngsthin beibrachte, — wie denn der genannte Herr, nachdem das Rekrutenfieber seiner jungen Redakteurschaft verraucht, gewiß noch Erfreuliches leisten dürfte, sobald er sich zu klarerer Besonnenheit durchgerungen. —

Der Ärger unserer Zunftphilister über die Thatsache, daß „der größte aller Menschensöhne" (Buckle) als sterbliche Hülle die äußere Wesenheit eines armen Komödianten und Dachstubenpoeten erkor, begreift sich so leicht. Darob schütteln sich alle Allongeperrücken hoher Wissenschaft und an dem unverdaulichen Bissen würgt man heute noch. Beschränkte Schulverständigkeit will nicht ahnen, daß ein Genie ohne alle schulmäßigen Vorbedingungen ein höchstes Wissen der Dinge erreichen könne. Getrost, Shakespeare hat gar viele Genossen im Unglück. Seit den alten Barden und Minnesängern, seit Homer und dem Nibelungendichter, bis auf die modernen Naturburschen der Litteratur — Ackersmann Burns, Weltbummler Byron, vom Kollege relegierter Student Shelley, Laufbursche Dickens und Postillon Bret Harte, nicht zu vergessen der Autodidakten Molière, Rousseau, Beaumarchais, Beranger, Björnson, Ibsen, Zola und wie sie alle heißen mögen. Die Götter Griechenlands kannten sie nur wenig, wohl aber die Götter der eignen Brust. Nur die griechischen Klassiker waren freilich von Natur aus hochgebildet, da bei jener merkwürdig wissenschaftlichen Nation schon die kleinen Kinder den jonischen oder dorischen Dialekt verstanden haben sollen! — Was die akademische Bildung der Schiller und Goethe, Lessing und Kleist betrifft, nach unserem heutigen Maßstab berechnet, so ließe sich darüber manch Erbauliches reden. Dubois-Raymond hat sich einmal über Goethes Kenntnis des Griechischen, welche Schillern so gut

wie ganz abging, sehr wegwerfend geäußert, und doch habe Goethe die Iphigenie schaffen können! Ja, ja die Didaktiker seiner Zeit führten auch Shakespeare gehörig zu Gemüte, wie er, der Komediant ohne patentierten Bildungsgrad, wagen könne, höchste Probleme zu lösen, während er sich doch nicht einmal dem Problem gewachsen zeigte, die Alten im Urtext zu lesen! Der olympische Spötter verübte dafür die göttliche Schindung des Marsyas „Troilus und Cressida", wo er sich über die banale banausische Schulweisheit so recht von Herzen lustig macht. — Den Baconianern freilich ist nichts unmöglich. Weil ihnen auch Shakespeares Vorläufer Marlowe unbequem scheint, da er ebenfalls ein Ungelehrter war, so bringt Witzthum es fertig, auch Marlowes Dramen auf Bacon umzutaufen, als ob nicht die Dichtung Marlowes gänzlich von der seines größeren Nachfolgers verschieden wäre im Stil, Weltanschauung und sogar in der theatralischen Technik, die einer roheren Vorstufe angehört! Übrigens stoßen die Baconianer bei ihren Studien auf so viel Widersprüche, daß sie Bacon selbst über Bord werfen und ihm sogar die Autorschaft der — Baconschen Werke abstreiten! (Siehe Eugen Reichel.) Und wie finden die Baconianer das Sonett-Tagebuch Shakespeares, in welchem er sein Unglück („in Ungnade vor aller Menschen Augen, ein Ausgestoßener") und seinen verachteten Stand beklagt, und zwar in Versen die seinen Dramen ebenbürtig — ist dies Alles auch nur eine Maske des glücklichen vornehmen Lords? Man höre in freier Nachdichtung einmal das berühmte Sonett 64 (Tired with all these), wobei ich für die Umwandlung der Form um Nachsicht bitte:

Müd alles dessen, schreie ich nach dir,
O ruhevoller Tod! Ja müd zu schaun,
Wie das Verdienst als Bettler stets geboren,
Wie frech ihr Nichts aufblähen eitle Pfaun.
Die reinste Treue wird mit Schmach belohnt,
Die „Ehre" ist der Lumpe Talmi-Schatz,
Mit Undank wird Gerechtigkeit geschändet,
Und wahre Kraft flecht hin am falschen Platz.

Hinkende Schwäche führt das Regiment,
Kunst wird geknebelt von dem Unverstand,
Narrheit kuriert als Arzt tiefsinnige Größe,
Wahrheit wird Dummheit von dem Pöbel mißnannt,
Das Schlechte schleppt als falsches Scheingesetz
Das Gute als Gefangnen hinterdrein.
Müd alles dessen, möcht ich fliehn von Allem,
Doch du, mein Lieb, du bliebest dann allein.

Wie, klingt das nach Lord Bacon, dem feilen Streber?! — Ärmster und Größter der Menschen, wozu klagen wir über die Erbärmlichkeit der Welt, da du also gelitten und dennoch in deinen Werken gesiegt! Diese ewigen Dichtungsmuster sind weder Erdbilder der Realistik noch abstrakte Symphonien des Idealismus. Ganz und gar lebensähnlich schweben sie über der realen Erde als ein Wunderland für sich, emporgesproßt aus Wurzel-Tiefen des Lebensbaumes! Die Meere der Ewigkeit rollen durch diese „Schauspiele", welche ihr Schöpfer Prospero selbst im „Sturm" als symbolische Träume bezeichnet hat. Und fragt man: Wie konnte ein solches Menschenwesen erstehn? so wird die Antwort stets lauten: Weil er trotz allem, was er gelitten sich ausleben durfte in einer großen litterarischen Zeit. Vor allem aber fand er ein anständiges Theater und ein anständiges Publikum. Es kann als bedenkliches Symptom gelten, daß heut der allgemeinverständlichste edelste Genuß ganz in Monopolbesitz der Bourgeoisie, der Börse und des Kavallerieadels geriet: der Theaterbesuch ist in Folge der hohen Preise dem gebildeten Mittelstand fast verwehrt, an regelmäßigen Besuch erhebender und adelnder Dramenvorstellungen gar nicht zu denken. Panem et Circenses verlangte das Volk des Altertums in verschiedensten Formen; heut wird ihm ersteres möglichst sauer gemacht, letzteres völlig entzogen. Der Mangel an feineren Vergnügungen ist ein wichtiger Nährstoff

sozialer Verbitterung. Voltaire sagt mit Recht, daß Vergnügen eine Notdurft (Besoin) des Menschen sei. Als die Puritaner das lustige Altengland zerstörten, eröffneten sie dem Spieltrieb ein anderes Bett: Ihre Controversen und Predigten ersetzten die Volkstheater. Eine so triste Vergnügungslosigkeit wie in unserer langweiligen Übergangsära gab es nur selten. Diese teils idealsrohe, teils steifleinene, spießbürgerliche Gesellschaft darf sich nicht wundern, wenn man ihr Concurs ansagt. Wer heut ein Volkstheater gründet, thut vielleicht mehr zur Milderung und Versöhnung der sozialen Verbitterung, als irgend ein Gesetzgeber mit fadenscheinigen Flick-Reformen, die der Sturmwind doch einst zerreißt. Nur darf man sich nicht auf Lutherfestspiele und dergleichen beschränken, ebensowenig wie die ersehnte Kunstpflege des Staats sich begnügen darf, Herrn von und zu Wildenbruch das Hohenzollernkreuz zu überreichen, weil er in seinem mißlungensten Stück, den „Quitzows", das Herrscherhaus verherrlicht hat. Das ist billig.

Charlottenburg. Karl Bleibtreu.

Iran und Turan. Historisch-geographische Untersuchungen über den ältesten Schauplatz der indischen Urgeschichte von Prof. Dr. Hermann Brunnhofer. Einzelbeiträge zur allgemeinen und vergleichenden Sprachwissenschaft. Band V. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Unter Benutzung des sehr reichen Materials an historisch-geographischen Namen aus Zentralasien, die der Verfasser aus den griechischen und römischen Schriftstellern, ferner aus den arabischen und persischen Geographen des Mittelalters, sowie aus den Schriften der neuern Forschungsreisenden geschöpft hat, ist es dem Verfasser gelungen, für eine beträchtliche Reihe von Völkerstämmen, Landschaften, Städten, Flüssen und Bergen, deren Identifizierung bisher der Interpretation des Rigveda getrotzt hat, die historisch-geographische Verifikation zu erzielen und den Nachweis zu führen, daß das Terrain, auf welchem sich die Völkerbewegungen des Rigveda vollzogen haben, sich vielfach über das Pendschab hinaus auf das Hochland von Iran und Turan an den Oxus und Jaxartes bis hinüber an den Südosten des Kaspischen Meeres erstreckt hat.

Kulturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Beziehungen zu der Entwickelung der Naturwissenschaften. Geschildert von Ernst Hallier. (Stuttgart, Ferdinand Enke.) Wer etwa von dem der Dichtkunst gewidmeten Kapitel des Buches auf die Güte des Ganzen schließen wollte, würde versucht sein, die jüngste Arbeit des bekannten Gelehrten als ein Werk zu betrachten, das man unmöglich ernst nehmen kann. Wir haben selten etwas so Verbohrtes gelesen als Halliers Bemerkungen über die moderne Dichtung, die jedes Verständnis für das Wesen und die Ziele der Poesie vermissen lassen und nur beweisen, daß ein tüchtiger Naturwissenschaftler nicht auch ein hervorragender Ästhetiker zu sein braucht. Natürlich läßt sich auch Hallier den schönen Vergleich zwischen realistischer Darstellung und photographischer Technik nicht entgehen, hierüber noch ein Wort zu verlieren, dünkt uns unverantwortliche Zeitvergeudung. Hiervon abgesehen repräsentiert das großangelegte Werk eine achtbare Leistung, die schon um ihrer neuen Gesichtspunkte willen Aufmerksamkeit und ernstes Studium verdient.

Von der anhaltischen Anthologie „Das litterarische Anhalt", herausgegeben von Bernhard Muschi und Dr. Herm. Waschke (Dessau, Franz Meyer) liegt bereits eine zweite Ausgabe vor. Wir haben über das eigenartige Werk bei seinem Erscheinen bereits eingehend berichtet und freuen uns, daß die

Sammlung so gute Aufnahme beim Publikum gefunden hat.

Deutsches Leben in der Vergangenheit. Von August Snet. (Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses.) Erster Band. — Das deutsche Leben in der Vergangenheit in einzelnen abgerundeten und aus sich selbst verständlichen Bildern zur Darstellung und zum lebendigen Verständnis zu bringen, war die Aufgabe, die sich der Verfasser bei Ausarbeitung dieses Buches gestellt hat. Der vorliegende erste Teil weckt die besten Erwartungen auf die Weiterführung des Gesamtwerkes, er zeigt, wie gut es der Verfasser verstanden hat, den reichen Stoff zu sichten und übersichtlich zu ordnen. Wir sehen dem zweiten Bande, der uns die Entwickelung des geistigen und materiellen Lebens vom Reformationszeitalter bis in das XIX. Jahrhundert hinein bringen soll, mit berechtigten Hoffnungen entgegen.

Neue litterarische Volkshefte Nr. 6. Litteraturbriefe an einen deutschen Marine-Offizier in Ostafrika: Geschichte des Naturalismus. (Berlin, Richard Eckstein Nachfolger.)

Die drei Katechismen in altpreußischer Sprache, nach Nesselmanns Ausgabe neu herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Dr. C. C. Uhenbeck. (Leiden, Blankenberg & Co. — Leipzig, K. F. Köhler.)

Der verwandelte König. Schauspiel in drei Aufzügen von Rudolf Schmidt. Aus dem Dänischen übersetzt von Hermann Barnhagen. Mit einem Vorworte des Dichters. (Erlangen und Leipzig, Andr. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachf., Georg Böhme.

Ein Spaziergang um die Welt. (Amerika, Japan, China) von Graf Alexander von Hübner (ehemal. K. K. österreich. Botschafter in Paris und am päpstlichen Hofe). Mit 324 prachtvollen Illustrationen. 2. unveränderte Auflage. 31.—33. Lieferung. 50 Pfennige. Verlag von Schmidt & Günther in Leipzig.

Peking und seine Umgebung führt uns der berühmte Verfasser meisterhaft vor die Augen. Wir begleiten ihn nach dem fabelhaften Weltwunder, nach der großen chinesischen Mauer, selbst in den kaiserlichen Sommerpalast gelangt Graf Hübner. Wiederum sind diese Lieferungen sehr reich illustriert, und erwähnen wir einige der Illustrationen: der Tempel des Himmels; der Tempel der Erde; Peking (chinesische Stadt); das Innere des Konfucius-Tempels; ein buddhistischer Tempel; Ober-Bonze; der unbedeckte Altar des Himmeltempels (Vollbild); der Finanzminister; die große Lamaïerie (Vollbild); der Sommerpalast; die chinesische Mauer (Vollbild); Prinz Kung ꝛc.

Historia do Infante D. Duarte, irmão de El. Rei D. João IV por José Ramos-Coelho. Obra fundada em numerosissimos documentos e comdesenhos do architecto milanez o sr. Lucas Beltrami e phototypias da sr. Carlos Relvas. Tomo I (Lisboa Typographia da Academia Real das Sciencias).

Edgar Steigers gedankenreiche Broschüre „Der Kampf um die neue Dichtung", die als „kritischer Beitrag zur Geschichte der zeitgenössischen Litteratur" vor etwa Jahresfrist erschien, liegt bereits in zweiter Auflage vor (Verlag von Wilhelm Friedrich). — Auch Hans Merians geistvolle Studie „Die sogenannten ‚Jungdeutschen' in unserer zeitgenössischen Litteratur" wurde von demselben Verleger in zweiter Auflage heraus gegeben. Der Erfolg dieser beiden Schriften ist auch ein Beweis für die steigende Teilnahme des Publikums für die moderne Richtung in unserer Litteratur.

Reelams Universalbibliothek enthält in ihren letzterschienenen Nummern (2581—2620): Rehfues, Scipio Cicala. Roman. Herausgegeben und eingeleitet von L. Passarge (2581/8). — Degen, In der Kaserne. Aus den Memoiren eines Reservisten (2589). — Polterabend Scherz und Ernst. Zum Vortrag und zur Aufführung in Familienkreisen. Herausgegeben von C. F. Wittmann. Drittes Bändchen (2590). — Plutarch. Übersetzt von Kaltwasser-Güthling. Zwölfter Band (2591/2). — Edwin P. Roe. Wie sich jemand in seine Frau verliebt. Eine amerikanische Dorfgeschichte. Frei nach dem Englischen von K. Knortz (2593). — O. Justinus, In der Kinderstube. Lustspiel in einem Aufzug (2594). — H. Zschokke, Die Walpurgisnacht. — Kriegerische Abenteuer eines Friedfertigen. — Es ist sehr möglich. Drei Erzählungen (2595). — F. Spee, Trutznachtigall. Erneut von Karl Pannier (2596/8). — J. Krüger, Die Lady in Trauer. Schauspiel in fünf Aufzügen (2599). — Dr. K. Jarz, Die letzten Kämpfe um die Mexikanische Kaiserkrone (2600). — Der arme Mann in Tockenburg. Herausgegeben von Eduard Bülow (2601/2), — Humoristische Vorlesungen von M. S. Saphir. III. Bändchen (2603). — Psychodramen von R. v. Meerheimb. Herausgegeben von C. F. Wittemann. II. Bändchen (2604). — Solo-Spiele. Gesammelt und herausgegeben von C. F. Wittmann. II. Bändchen (2605). — Drei Tage aus dem Leben eines Spielers. Schauspiel nach dem Franz. bearbeitet von Theod. Hell (2606). — Komödianten. Von E. M. Vacano (2607). — Die Adlerhexe. Erzählung von R. v. Gottschall (2608). — Faust. Trauerspiel in 5 Aufzügen von H. Klingemann (2609). — Kleines Kommersbuch. Ein Liederbuch fahrender Schüler (2610). — Der Amerikamüde. Amerikanisches Kulturbild von Ferd. Kürnberger. Mit einer Einleitung von V. K. Schembera (2611/15). — Petrons Gastmahl des Trimalchio. Nach W. Heinses Übersetzung herausgegeben von Dr. Max Oberbreyer (2616). — Die Herzlosen. Lustspiel in einem Aufzuge von G. Rich. Kruse (2617). — Deutscher Minnesang. Lieder aus dem 12.—14. Jahrh. Übertragen von Bruno Obermann (2618/19). — Die Zauberflöte. Oper in 2 Akten von Mozart. Vollständiges Buch (2620).

Psychologie der deutchen Armee von Sidney Whitman. Erweiterter Abdruck aus „Das Kaiserliche Deutschland". (Berlin, Carl Ulrich & Comp.) Von den verschiedensten Seiten wurde der Wunsch geäußert, von dem Kapitel über die deutsche Armee, das als das beste des Whitmanschen Werkes „Das Kaiserliche Deutschland" gelten darf, einen Sonderabdruck herauszugeben, um es weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Mr. Whitman hat dieser Anregung entsprochen und seinen jüngsten Aufenthalt in Deutschland benutzt, um seine neuesten Beobachtungen zu verwerten und diese Studie zu überarbeiten und wesentlich zu erweitern. In dieser vervollkommneten Gestalt bildet sie als „Psychologie der Deutschen Armee" ein einheitliches Ganzes und wird in militärischen Kreisen, wie in den weitesten Schichten des deutschen Volkes, gewiß die freundlichste Aufnahme finden.

Das deutsche Volkstheater. Eine Frage der Zeit von Robert Prölß (Dresden, F. Oehlmanns Verlag).

Kleine Schriften von Prof. Christoph Sigwart. Erste Reihe. Zur Geschichte der Philosophie. Biographische Darstellungen. Zweite berichtigte und vermehrte Ausgabe (Freiburg i. B., J. C. B. Mohr). R.

Die Durchschnittsprofitrate auf Grundlage des Marxschen Wertgesetzes. Von Dr. Conrad Schmidt (Stuttgart, J. H. W. Dietz).

Über die Bildung der Begriffe, ein etymologisch-vergleichendes Wörterbuch aus allen Sprachgebieten von Aug. von Edlinger. 1. Lieferung. (A.) München, Louis Finsterlin).

Die aristotelische Theorie vom Epos nach ihrer Entwicklung bei Griechen und Römern von Dr. Adam (Wiesbaden, Chr. Limbach).

Die psychologische Forschung und ihre Aufgabe in der Gegenwart. Akademische Antrittsrede von Prof. Dr. Heinrich Spitta (Freiburg i. B., J. C. B. Mohr).

Elias, der Prophet. Ein althebräisches Epos, besprochen in elf Predigten von Moritz Schwalb (Leipzig, Otto Wigand).

Dr. M. Folticineano: Das Zarenreich der Gegenwart. Berlin, Hugo Steinitz. 1889. Der Verfasser dieses Buches ist ein junger Rumäne, welcher, angezogen von dem Ernst und der Größe der deutschen Wissenschaft, bei uns seine Studien gemacht und sich entschlossen hat, auch in litterarischer Hinsicht in Deutschland seine zweite Heimat zu sehen. Wir können damit vollständig einverstanden sein und ihn nicht als einen Fremden, sondern als einen der Unseren begrüßen, denn er besitzt genug von denjenigen Eigenschaften, welche den deutschen Gelehrten und Schriftsteller auszeichnen: Gründlichkeit, Ernst, Fleiß, Begeisterung für die Wahrheit und die vollständigste Beherrschung der deutschen Sprache. Nachdem er in angesehenen Zeitschriften sich schon durch größere Aufsätze zur modernen Kulturgeschichte vorteilhaft bekannt gemacht, legt er mit diesem Buche gewissermaßen seine Hauptprüfung für den Beruf eines deutschen Schriftstellers ab, und die Kritik kann feststellen, daß er sie cum laude bestanden. Es war ein glücklicher Gedanke, zur litterarischen Einführung einen wichtigen Stoff zu behandeln, der den Vorzug der Zeitgemäßheit, des Tagesinteresses hat, und der uns nur durch ein allerdings vortreffliches Werk in fremder Sprache näher gebracht ist: Leroy Beaulieus bekanntes Buch. Herr Folticineana entwirft ein übersichtliches Gemälde der Kultur im heutigen Rußland, er schildert uns die Gesellschaft, die staatlichen Einrichtungen, die Litteratur, die Kirche, die Sekten der Russen: alles eingehend, ruhig und sachlich. Seine Charakteristik der Litteratur ist recht glücklich, er verfällt vor allem nicht in den heute bei uns häufigen Fehler ihrer Überschätzung. Einige verdienstthungrige Verleger, wie Herr S. Fischer in Berlin, überschwemmen seit einiger Zeit den deutschen Büchermarkt mit Übersetzungen der unbedeutendsten und nichtigsten Erzeugnisse der russischen Belletristik, und versuchen uns die wertlosesten Machwerke von Tolstoj oder Corolenko als große Meisterstücke, als Bereicherungen unserer Bücherschätze einzureden, sie geben die Belästigungen mit diesem Kram noch für ein besonderes Verdienst aus und erheben darauf gestützt gar den Anspruch als „vornehme Verleger" zu gelten, während sie in Wahrheit nichts leitet als die krasseste und gröbste Pfennigscharrerei und Plusmacherei. In Wirklichkeit hat aus der ganzen in Deutschland bekannten russischen Belletristik nur Dostojewskis „Raskolnikow" höhere Bedeutung und Interesse für uns, im übrigen hat die ganze russische Litteratur, Turgenjeff und Tolstoj eingeschlossen, auch nicht einen Roman hervorgebracht, dessen künstlerischer Wert an Kretzers „Verkommene", Bleibtreus

„Schlechte Gesellschaft", Conrads „Was die Isar rauscht", Walloths „Dämon des Neides", Conradis „Adam Mensch", Marriots „Unzufrieden", Wildenbruchs „Astronom", ja selbst Freytags „Soll und Haben" und Gutzkows „Ritter vom Geist" auch nur entfernt heranreicht: Meisterwerke streng realistischer Darstellung, welche ewige Zierden der deutschen Litteratur aus der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts bleiben werden. Von einem Vergleich mit der modernen französischen Litteratur kann hinsichtlich des Kunstwerts auch keine Rede bei den Russen sein. Was das Foltieineanosche Buch vor allem auszeichnet, ist die warme Begeisterung für eine gesunde, auf Ordnung beruhende Freiheit und der Haß gegen jenen Despotismus, der die Schwäche ist. Diese Empfindung kommt immer in männlicher, praktischer, zielbewußter Weise bei ihm zum Ausdruck, er verfällt nie in Phrasen und Deklamationen. Die russische Gesellschaft ist eine seltsame Mischung von Überkultur und Unkultur, das bekannte Wort des „pourriture avant maturité" findet in ihr seine schillerndste Verkörperung. C. A—i.

Neue litterarische Volkshefte. Nr. 5. Goethe und noch immer kein Ende. Berlin, Eckstein Nachf. 86 S. Wenn ich ungefähr 13 Seiten Zitate abrechne, so bleiben noch 23 Seiten übrig, auf denen es der unbekannte Autor unternimmt, Goethe als einen eminent modernen Geist hinzustellen, der noch mächtig hineinragt in die arbeits- und problemgesättigte Wirklichkeit unserer Tage, dessen Werke eine wichtige Bildungs- und Erziehungsquelle für das deutsche Volk der Gegenwart sind. In großen Zügen legt er das alles knapp und scharf dar und er entwaffnet von vornherein den Vorwurf, er habe seinen Stoff nicht erschöpft, mit den Worten (S. 7), er wolle keine wissenschaftlich erschöpfende Abhandlung schreiben. Also gut. Er weist hübsch nach, wie bei Goethe Natur und Genie eins seien, wie er den Leser durch die Flut der erregten Leidenschaften in den sichern Hafen heiter lächelnder spinozistischer Resignation führe, wie er höchste Geistesfreiheit predige — freilich nicht im Sinne der französischen, revolutionären „liberté" —, wie er durch und durch Deutscher sei, wie man für seinen Charakter einen höheren Maßstab der Sittlichkeit anzuwenden habe, als den gewöhnlichen der nivellierenden Philistrosität. Alles schön und gut. Aber nun versteigen Sie sich, Herr Dr. Eugen Wolff (Privatdozent in Kiel), denn ich halte Sie für den Autor, zu der Behauptung, die Naturalisten werden Sie anklagen, weil Sie den Lebenden durch den Kultus der litterarischen Vergangenheit freies Feld versagen. Himmel, wo hat einer von Ihnen, Bleibtreu, Conrad, Alberti ꝛc. gesagt und mit Ellenbogenstößen behauptet: „Platz, Exeellenz Goethe, jetzt kommen wir." Wer hat denn das je behauptet? Seien Sie doch so geistig frei, wie Sie es sein wollen, Herr Doktor! Wir verehren in Goethe den großen Genius wie Sie, einen großen Realisten, einen Meister des psychologischen Experimentalromans (die Wahlverwandtschaften) wie Sie, den Ersten, der in seiner Person die Zusammengehörigkeit der Poesie und der Naturwissenschaften erkannt hat, den Vater einer von uns angestrebten empirischen Ästhetik u. s. f. Kurz, uns ist Goethe so viel wie Ihnen. Was soll also Ihr Vorwurf? — Die beiden letzten Seiten Ihrer Broschüre hätten unbeschadet des Inhalts fehlen können. Wie sagt doch König Philipp? „Er muß anders von uns denken".

Freiburg i. B.

Ludwig Jacobowski.

Sprachvergleichung und Sprachgeschichte. Linguistisch-historische Beiträge zur Erforschung des indogermanischen Altertums von O. Schrader. Zweite vollständig umgearbeitete und beträchtlich vermehrte Auflage. (Jena, Herm. Costenoble.)

Blicke in vergessene Winkel. Geschichts-, Kulturstudien und Charakterbilder. Ein Beitrag zur Volkskunde von Max Ebeling. 2 Bde. (Leipzig, Georg Böhme Nachf. [E. Ungleich.]) Als ein prächtiges Volksbuch für das deutsche Haus in ausgesprochen christlichem Sinne sei das Werk bestens empfohlen.

Gisela. Von M. v. W. (Leipzig, Georg Böhme Nachf. [E. Ungleich.]) Eine ernste christliche Weltanschauung und ein tiefes religiöses Empfinden zeichnen den Roman in gleicher Weise aus.

Novellen von Maximilian Krauß. (Erlangen, Th. Krisches Universitäts-Buchhandlung.)

Schriften der Gesellschaft für Experimental-Psychologie zu Berlin. 1.—4. Stück. Inhalt: Das Doppel-Ich von Max Dessoir — Über psychische Beobachtungen bei Naturvölkern von Adolf Bastian — Die Magiker Indiens. Von Friedr. von Hellwald — Die Hypnose und ihre zivilrechtliche Bedeutung von Ad. von Bentivegni. (Leipzig, Ernst Günthers Verlag.)

Alfred Meißner — Franz Hedrich. Geschichte ihres litterarischen Verhältnisses auf Grundlage der Briefe, die Alfr. Meißner seit dem Jahre 1854 bis zu seinem Tode an Franz Hedrich geschrieben. Von Franz Hedrich. (Berlin, Otto Janke.)

Liederbuch für deutsche Studenten. 4. verm. verb. Auflage. (Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung.)

Beiträge zur Experimentalen Psychologie von Hugo Münsterberg. Heft I. Inhalt: Einleitung. Bewußtsein und Gehirn — Willkürliche und unwillkürliche Vorstellungsverbindung. (Freiburg i. B., J. C. B. Mohr.)

Dr. Karl Schmidts Geschichte der Pädagogik, dargestellt in weltgeschichtlicher Entwicklung und im organischen Zusammenhang mit dem Kulturleben der Völker. I. Band. Die Geschichte der Pädagogik in der vorchristlichen Zeit. Von Dr. Friedrich Dittes und Dr. Emanuel Hannak. (Cöthen, Paul Schettlers Erben.)

Lenz und Rauhreif. Von Gerhard von Amyntor. Zweite Auflage. (Leipzig, Georg Meyers Verlag.) Zwei Novellen des allbeliebten Dichters — „Frühlingstage bei Adolf Henselt" und „Ein Reif im Lenze" — von denen die eine eine Episode aus dem Leben des jüngst verstorbenen Komponisten Adolf Henselt erzählt, während in der andern ein interessantes Problem mit der bei Amyntor gewohnten Gründlichkeit behandelt wird. Das Buch wird viel gelesen werden und verdient es auch, allseitig beachtet zu werden.

Zwei Bücher von Richard Hamel. „Ein Wonnejahr". Dritte vermehrte und umgestaltete Auflage. — „Die reaktionäre Tendenz der weltsprachlichen Bewegung nebst Untersuchungen über Wesen und Entwickelung der Sprache". — Beide im Verlag von Tausch & Große. Halle a. S. 1889.

Richard Hamel ist in den feinen litterarischen Kreisen längst eine geachtete und gekannte Persönlichkeit. Seine kritischen, litterarhistorischen Arbeiten vereinigen in sich tiefgründigen Blick mit großem Wissen und schneidiger eleganter Darstellungsweise. Seine lyrischen Gedichte sind formvollendet, gemütsreich und zeigen ihren Urheber als selbständig

ſchaffenden, eigenartig veranlagten Künſtler. Seine beiden oben genannten Bücher ſind in poetiſcher und wiſſenſchaftlicher Hinſicht ſo gelungen, daß ſie den Namen des Verfaſſers in die weiteſten Kreiſe tragen werden. Das „Wonnejahr", das ich zuerſt in dieſem kleinen Artikel behandeln will, liegt bereits in dritter Auflage vor — ein ſeltener, ſtolzer Erfolg, umſo überraſchender, als die Dichtung in gar keiner Weiſe dem Geſchmack des Publikums entgegen kommt, ſie ſtrotzt ſogar von Gedanken, eine Eigenſchaft, die jeden Alltagsleſer fortſcheucht, wie eine brennende Cigarre die Mücken. Wenn alſo das „Wonnejahr" doch drei Auflagen erlebt hat, dann müſſen dieſer Dichtung geheimnisvolle, mächtig wirkende Reize innewohnen. Vor allem glaube ich, iſt es die Originalität des Buches, die den Leſer anzieht und feſſelt, Originalität in äußerer und innerer Beziehung. Denn das „Wonnejahr" iſt teils in Verſen, teils in Proſa abgefaßt, eine Art der Form bei einer einheitlichen Dichtung, wie wir ſie ſelten in der Litteratur treffen, denn wenige Poeten wie etwa Novalis bedienten ſich ihrer.

Der Dichter behandelt das erſte Jahr der Ehe mit einem inniggeliebten, geiſtig hochſtehenden Weibe. Die Liebe erfüllt das Herz des Poeten mit unſagbarem Glücke, ſie ſchärft ſeine Gedanken, weitet ſeine Seele, ſie vergrößert ſeinen geiſtigen Horizont, ſein ganzes Gefühlsleben erfährt eine Steigerung ins Wunderſame; alles, das kleinſte und geringſte im Alltagsleben, wird ihm zum Symbol des Erhabenen und Ewigen. Das geringſte Erlebnis wird ihm zur Quelle tiefer philoſophiſchen Erkenntniſſe, alles ſetzt er in Beziehung zu ſeiner Liebe. Dieſe iſt gewiſſermaßen der Mittelpunkt ſeines Seins und der ganzen Welt, ſeines Fühlens und Denkens wie aller die Welt erfüllenden und bewegenden geiſtigen Strömungen. In der Begeiſterung dieſer Liebe betrachtet er auch alle Erſcheinungen der Gegenwart, betrachtet er Kunſt, Litteratur und Politik. Er gleicht einem Seher, der begeiſterungstrunken weiſſagt, kurz und erhaben wie ein bibliſcher Prophet. So kann man auch, was die ſeltſame blumenreiche Phantaſie vieler Partieen betrifft, dieſe Dichtung den Koran ſeiner Liebe nennen. Es iſt eine entſchieden religiöſe Dichtung, dieſes „Wonnejahr" in ſeiner pantheiſtiſchen Andacht; Gemüt und Gedanken vereinigen ſich hier zu einem eigentümlich ſchönen Brevier im Stile Scheſers, während die blühende Sprachgewandtheit an Rückert gemahnt. Manchmal löſt ſich der ſchäumende Waſſerfall ſeiner Empfindung in einen ſonnig glänzenden Sprühregen von Aphorismen auf.

Wenn das Wort, daß ein Buch umſo beſſer und wertvoller iſt, jemehr ſich darüber ſagen läßt, richtig iſt, dann gehört das „Wonnejahr" zu den beſten und wertvollſten dichteriſchen Erzeugniſſen der letzten Jahre. Man ſpürt auf jeder Seite, daß dieſes Werk ein dichteriſcher Akt von Selbſterlöſung und Selbſtbefreiung geweſen, daß der Dichter aus den tiefſten Tiefen ſeines Herzens heraus ſchafft, daß er wirklich etwas zu ſagen hat, daß das Dichten ihm kein eitles müßiges Spiel, ſondern eine ernſte, naturnotwendige heilige Sache iſt. Als alltägliche Lektüre darf man das Werk keineswegs bezeichnen, denn es enthält nur komprimierte, dichtgedrängte Stimmungen, Gefühle und philoſophiſche Aphorismen. Es iſt auch kein Buch für den gewöhnlichen Leſer, wie ich eben ſchon ſagte, aber für den geiſtig höher ſtehenden wird dieſe eigenartige Schöpfung ein ſteter Quell von genußreicher Anregung bleiben. —

Über die kritiſche Schrift von Richard Hamel muß ich mich hier kurz faſſen, da ich in einem anderen Blatte dieſelbe ausführlich beſprochen habe. Hamel führt hier einen vernichtenden Schlag gegen

Schleyer und sein Volapük. Er bringt die treffendsten Argumente vor, weshalb eine Weltsprache ein Unding, eine Unmöglichkeit sei und weshalb auch schon ein Versuch, dieselbe in das praktische Leben einzuführen, in jeder Beziehung schädlich wäre. Die Ausführungen Hamels gründen sich auf bedeutender wissenschaftlicher Bildung. Hamel macht sich durch seine Schrift zu einem der freimütigsten, aber gefährlichsten Gegner des Volapük. Auch amüsant ist sein Buch, indem dasselbe von abtrünnigen Aposteln Schleyers berichtet, die dem System ihres Herrn und Meisters kein Vertrauen mehr entgegen bringen und ein eigenes errichtet haben, dessen Vorzüge und Lückenlosigkeit sie vor aller Welt anpreisen. Was Hamel über das Wesen und die Entwickelung der Sprache vorbringt, ist scharfgeistig und hochinteressant. Nur mit seinem Vorschlag, in Deutschland eine Akademie für Übersetzungen zu gründen, kann ich mich nicht befreunden. In Deutschland ist ohnehin die Zahl der Übersetzer eine riesige, und was nur halbwegs von Wert unter den ausländischen Werken ist, wird sicher ins Deutsche übertragen. Wozu also noch eine Akademie für Übersetzungen? Jedenfalls aber ist auch diese Partie des Buches reich an treffenden und zu beherzigenden Stellen.

Es wäre sehr zu wünschen, daß die Schrift Hamels die gebührende Beachtung von seiten der maßgebenden Kreise finden möge, im großen Publikum wird sie schon wegen ihres interessanten Inhalts stark gelesen werden. Auch insofern ist das Werk sehr beachtenswert, als es ein vollgültiger Beweis für die Behauptung ist, daß selbst die anstrengendste journalistische Thätigkeit echte und starke Talente eher stählt als untergräbt, daß man selbst im Dienste des Tages noch Zeit und Stimmung finden kann, ernste und bleibende litterarische Leistungen dem Publikum darzubieten. Ernst Wechsler.

Aus dem Nachlasse der jüngst verstorbenen Anna Forstenheim erscheint demnächst ein dreibändiger Roman bei Wilhelm Friedrich in Leipzig. Das Werk, das den Titel „Zauberring des Herzens“ trägt, wird von den vielen Verehrern der allzu früh geschiedenen Verfasserin mit Spannung erwartet.

Ägypten einst und jetzt. Von Dr. Friedr. Kayser, zweite Auflage (Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung). Das mit Illustrationen und Karten reich geschmückte Werk giebt eine Übersicht über die Geschichte Ägyptens von der ältesten Zeit bis auf unsere Tage herab, insbesondere war es dem Verfasser auch darum zu thun, das Buch zugleich als Grundris der ägyptischen Geschichte einzurichten. Die vorliegende zweite Auflage ist inhaltlich nicht unerheblich erweitert, auch ist die reiche neueste Litteratur gewissenhaft zu Rate gezogen worden, um so das Buch auf der Höhe der heutigen Forschung zu halten. Wir empfehlen das gediegene, splendid ausgestattete Werk aufs beste.

Vorschlag zu einer Lesebibliothek für junge Frauenzimmer. Ein bibliographisch-erotisches Kur osum vom Jahre 1780. Mit Anmerkungen und einem Verzeichnis scherzhafter Kataloge herausgegeben von Hugo Hayn (Borna-Leipzig, J. A. Jahnke).

Aus dem Verlage von Adolf Bonz in Stuttgart liegen uns eine Reihe von Novitäten vor, die wir der Beachtung unserer Leser bestens empfehlen möchten. Wir erwähnen hier zunächst der zweiten, gänzlich verbesserten und vermehrten Auflage von Karl Emil Franzos' bekannten Kulturbildern „Vom Don zur Donau“, die beiden Bände bilden die Fortsetzung von Franzos' vielgelesenem Buche „Aus Halb-Asien“, dem sie an Frische der Darstellung und kultur-

hiſtoriſchem Wert nicht nachſtehen. — „Deutſch-Ungariſches“ betitel Karl Geiſt eine Sammlung von entſprechend geſchriebenen Novellen aus dem ungariſchen Leben; Ludwig Doczi führt uns in ſeiner Novelle „Carmela Spadaro“ nach Sizilien, das den ſzeniſchen Hintergrund der liebenswürdigen Erzählung bildet und Stephan Milow bietet uns in ſeinen „Lebensmächten“ einen breit ausgeführten Roman, der die Vorzüge des trefflichen öſterreichiſchen Erzählers aufs beſte hervortreten läßt.

Des Armen Schuld. Erzählung von Carl von Weber (Leipzig, Greſner & Schramm).

Das tote Herz. Sage, Roman und Wirklichkeit (1886) von Maurus Jokai. Deutſch von Ludw. Rotter. Einzig autoriſierte Überſetzung (Wien, Breitenſteins Verlagsbuchhandlung).

Guſtav Adolf. Ein dramatiſches Feſtſpiel für die Volksbühne gedichtet von Paul Kaiſer. II. Aufl. (Gotha, Guſtav Schloeßmann).

Zur Pſychologie der Sünde, der Bekehrung und des Glaubens. Zwei Schriften Sören Kierkegaards: Der Begriff der Angſt — Philoſophiſche Biſſen. Überſetzt und eingeleitet von Chr. Schrempf (Leipzig, Fr. Richter).

Die Herkunft der Burggrafen von Nürnberg, der Ahnherren des deutſchen Kaiſerhauſes von Chriſtian Meyer (Ansbach, E. Brügel & Sohn).

Die abendländiſche Kloſteranlage des früheren Mittelalters. Von Julius Schloſſer. (Wien, Carl Gerold & Sohn).

Gotthold Ephraim Leſſing als Muſikäſthetiker. Von Dr. A. Chr. Kaliſcher. (Dresden, Ferd. Oehlmann).

Bunte Bilder von Guſtav Ströhmfeld. I. Reiſe. Wanda — Die Ulanen-Marie (Eßlingen, Verlag von S. Mayer).

Im Verlage von Hermann Coſtenoble in Jena erſchien ſoeben als Gegenſtück zu „Phyſiologie der Liebe“, Mantegazza's: „Die Phyſiologie des Haſſes“, in vortrefflicher Überſetzung von Dr. Teuſcher. Wie alle Erzeugniſſe der Feder Mantegazzas, ſo iſt auch dieſes ſowohl für den Gelehrten, als auch den Laien beſtimmt, und ein jeder wird reichen Genuß und hohe Freude in den von tiefem Studium und feinſter Beobachtungsgabe zeugenden Ausführungen finden.

Das hohe Lied vom Deutſchen Kaiſer Friedrich III. Sein Leben und ſeine Thaten. Dichtung in drei Geſängen und einem Vorgeſang an S. M. Kaiſer Wilhelm II. von O. Benze von Benzenhofen. (Wiesbaden, Moritz & Münzel.) In pietätvoller Weiſe hat hier Benze von Benzenhofen dem Gedächtnis des verewigten Kaiſers Friedrich eine Erinnerungsgabe gewidmet, die wir unſern Leſern aufs wärmſte empfehlen möchten. Die Dichtung zeichnet ſich in gleicher Weiſe durch die Innigkeit des Tones wie durch die ſchwungvolle edle Sprache vorteilhaft aus; in prächtig dahinfließenden Verſen erzählt uns der Dichter die Lebens- und Leidensgeſchichte des edlen kaiſerlichen Dulders und innig bewegt legt der Leſer das ſchöne Buch aus der Hand. Der Reinertrag des Werkes iſt übrigens zum beſten des Kaiſer Friedrich-Denkmals beſtimmt.

Sibirien. Von George Kennan. Deutſch von E. Kirchner. (Verlag von Siegfried Cronbach, Berlin.) Was die hier geſammelten Aufſätze über Sibirien und das Verbannungsſyſtem beſonders wertvoll macht, iſt der Umſtand, daß der

amerikaniſche Verfaſſer ſeine Reiſe nach Sibirien als Freund der ruſſiſchen Regierung antrat und daß ſich in Sibirien ſeine Bekehrung auf Grund überwältigender Thatſachen vollzog. Wahrheitsgetreu, auf reichliches, ſtatiſtiſches Material geſtützt, erzählt er ſeine Erlebniſſe und bietet uns damit ein hochintereſſantes Werk, das nicht warm genug empfohlen werden kann. Wir wünſchen dem feſſelnden Buche, das von der Verlagsbuchhandlung reich ausgeſtattet iſt, beſten Erfolg.

Das Sutta-Nipâta. Eine Sammlung von Geſprächen, welche zu den kanoniſchen Büchern der Buddhiſten gehört. Aus der engliſchen Überſetzung von Prof. V. Fausböll in Kopenhagen. Ins Deutſche übertragen von Dr. Arthur Pſungſt. 1. Lieferung. (Straßburg, Carl J. Trübner.) Arthur Pſungſt hat ſich ſowohl als Dichter wie auch als Kenner des Buddhismus — wir erwähnen hier nur ſeine allſeitig gerühmte Überſetzung von Edwin Arnolds „Leuchte Aſiens" — bereits beſtens bekannt gemacht und giebt auch in ſeinem jüngſten Werke einen neuen Beweis ſeines poetiſchen Anpaſſungsvermögens wie ſeiner Kenntnis der altindiſchen Religionsanſchauungen.

Das Ich und die ſittlichen Ideen im Leben der Völker von O. Flügel. Zweite Auflage. (Langenſalza, Herm. Beyer & Söhne.) In philoſophiſcher wie kulturhiſtoriſcher Hinſicht gleich wichtig, beſticht das Flügelſche Werk vor allem durch die Tiefe der Auffaſſung und die Gründlichkeit, mit der das große Material verarbeitet iſt. Die jetzige Neuauflage iſt beträchtlich erweitert, wie dies ja der Stoff des Buches mit ſich bringt. Z.

Die tragiſchen Motive in der deutſchen Dichtung ſeit Goethes Tode. Von Rudolf Heinrich Greinz. Dresden, E. Pierſon 1889.

Den Wert dieſes unglaublich dilettantenhaften Machwerks mögen einige Stellen des Textes ſelbſt kennzeichnen.

„. . . Erwähnt kann (!!) hier noch Dietrich Grabbe (N. B. entweder gar kein Vorname oder beide!) werden, der die phantaſtiſche Seite der Kleiſtſchen Motive bis zur grotesken Ungeheuerlichkeit ausgebildet hat!!!" Iſt es glaublich, daß ein Menſch ſolchen Unſinn drucken laſſen kann?

„Der ſoziale Roman ſoll nicht nur eine nackte und trockene Schilderung der beſtehenden Verhältniſſe, ſondern er ſoll auch ein Ideal in ſich bergen. (Gegenſatz!) Er ſoll der Leſerwelt zwei Spiegel vorhalten, der eine, wie die Verhältniſſe wirklich ſind, der andere, wie ſie ſein ſollten. (Ein Spiegel, der etwas zeigt, wie es ſein ſoll, iſt unbedingt eine Erfindung, die über Ediſon hinausgeht. Melden Sie ſchleunigſt dieſe geniale techniſche Neuerung zur Patentierung an, Hr. Greinz!) Der ſoziale Roman möge daher nie vergeſſen, daß er einen pädagogiſchen Zweck zu erfüllen habe . . ." (Der Künſtler als Schulmeiſter: Heinrich Greinz hat einen netten Begriff von dem Zweck der Kunſt!)

Von den blödſinnigen Schmierereien Paul Lindaus heißt es: „Ein feinſinniger Schilderer des modernen Berlins iſt uns in neueſter Zeit in Paul Lindau erſtanden." Wenn Hr. Greinz, wie ich höre, tief unten in einem Winkel Tyrols lebt, ſo kann man ihm nicht übel nehmen, daß er das Gewäſch Lindaus für Berliner Leben nimmt, aber er ſoll dann nicht über Dinge reden, die er nicht zu beurteilen vermag.

Von Fontanes wunderbar feiner „L'Adultera" heißt es: ſie ſei „talentvoll". Eines der erſten Meiſterwerke deutſcher Erzählungskunſt „talentvoll"! Der Dichter, der unter allen Zeitgenoſſen das Weſen des Tragiſchen am tiefſten erfaßt hat

Wildenbruch, wird kaum erwähnt, die beiden Dichter, welche dem Begriff des Tragischen einen ganz neuen, aus dem modernen Milieu entsprungenen Inhalt gegeben haben, Bleibtreu und Kretzer, sind überhaupt nicht genannt. Nach diesen Proben wird mir niemand verübeln, wenn ich das kindische Geschmier in den Papierkorb werfe. C. A—i.

Über Lesen und Bildung. Umschau und Ratschläge von Anton G. Schönbach. Zweite Auflage. (Graz, Leuschner & Lubensky.) Der Verfasser erörtert in diesen Aufsätzen zunächst die Quellen der heutigen Bildung, sucht dann den Begriff „Bildung" selbst erweiternd zu bestimmen, bespricht das Verhältnis des Lesens zur Bildung und giebt Ratschläge, was und wie gelesen werden soll. In dieser zweiten Auflage hat der Text des Buches nur ganz geringe Änderungen erfahren; dagegen sind die beiden früheren Listen empfohlener Bücher („Klassiker der Weltlitteratur" und „Auswahl der modernen Erzählungslitteratur") gründlich durchgesehen und vier neue Listen („Deutsche Lyrik, Epik, Dramatik, Vermischte Prosa") hinzugefügt worden. Auch über die moderne Richtung in unserer Litteratur wird in ziemlich verständiger Weise geurteilt.

Eine ganze Reihe von Sächelchen, die, ohne Prätention auftretend, nur den Zwecken der leichteren Unterhaltung dienen wollen, liegt uns aus dem Verlage von Richard Eckstein Nachfolger (Hammer & Kunze) in Berlin vor. Wir nennen unter diesen hübsch ausgestatteten Bändchen: Sport-Humoresken — Modern — Der unvermeidliche Referendar, alle drei von Robert Wild-Queisner, ferner Militaria, Humoresken von Hans von Spielberg; Wir von der Kavallerie von Victor Laverrenz; Offiziers-Damen von A. von Degen; Ins Gewehr von E. von Wald-Zedtwitz: Landadel von August Krüger. — Demselben leichten Litteraturgenre gehören die bei Victor Laverrenz in Berlin erschienenen Militärischen Humoresken „Unter Kameraden" an, die Victor Laverrenz zum Verfasser haben.

Elemente der Psychophysik von Gustav Theodor Fechner. Zweite unveränderte Auflage. Zwei Teile. (Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel.) Fechners berühmtes Werk, das zum ersten Male eine exakte Lehre von den Beziehungen zwischen Leib und Seele aufstellte, erschien bereits 1859 und war lange im Buchhandel vergriffen. Die hier vorliegende Neuauflage fand in der Person W. Wundts den berufensten Herausgeber, der zwar die ursprüngliche Fassung beibehielt, dafür aber in zahlreichen Noten die späteren Resultate der Fechnerschen Forschung zusammentrug. Fechners bahnbrechendes Werk fand dadurch eine Fortführung und Abrundung, die es auf die Höhe der heutigen Forschung erheben und ihm seine leitende Stellung von neuem gewährleisten.

Bekenntnisse eines verkommenen Genies ist der Titel eines Buches, welches im Selbstverlage nicht lange her erschienen ist. Der Verfasser Talla Riva (wahrscheinlich ein Pseudonym) veröffentlicht in diesem Werke allerlei Gedanken, Skizzen und Erzählungen aus dem Leben eines geistreichen Taugenichts. Schon im Vorworte versichert man uns von der Wahrheit des Textes und der Leser wäre auch nicht ungeneigt es zu glauben. wüßte er es nicht genug, daß es sich eigentlich um die hinterlassenen Papiere eines geistreichen Narren handelt. Schon das Motto: Ich verlasse die Welt so dumm, wie ich sie gefunden (Voltaire) bestätigt unsere Ahnung. Im Übrigen ist es ein Werk, welchem an Geist und Frische nichts fehlt.

Unſerer Väter Werke. Von Prof. Dr. Jul. Leſſing. (Berlin, Leonh. Simion.)

Die Beichte meines Lebens. Von Maria Gaëtana Fürſtin Pignatelli. (Berlin, Hermann Schmidt.)

Die Willkür oder Ein Tag des Ringens. Ein Bühnenjubelfeſtfrühſtück von Richard Meiſter. (München, Friedr. Ad. Ackermann.)

Verſuch einer Schillerſchen Äſthetik. Studien von Guſtav Zimmermann. (Leipzig, B. G. Teubner.)

Friedrich Rückert in ſeinem Leben und Wirken. Von Conrad Fiſcher. (Trier, Heinrich Stephanus.)

Fata Morgana. Von Erich Treuenfels. (Hamburg, Verlagsanſtalt und Druckerei.)

Ein Manöverſcherz. Militäriſcher Schwank — Als Kammerzoſe. Luſtſpiel v. Rob. Wild-Queisner (Landsberg a. W., Volger & Klein).

Die Mindener Kaiſertage. Zur Erinnerung an den 10., 11. u. 12. September 1889. Wahrheitsgemäß dargeſtellt von F. Zimmermann (Minden i. W., J. Kaiſer & Comp.).

Gloſſen über die deutſche Burſchenſchaft von einem Burſchenſchafter (Leipzig, Armin Bouman).

Deutſche Zeit- und Streitfragen. Herausgegeben von Jürgen Bona Meyer: Heft 54. Friedr. Pietzker, Über die Möglichkeit einer künſtlichen Univerſalſprache. — Sammlung gemeinverſtändlicher wiſſenſchaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow: Heft 79, Dr. C. Liebrecht, Schillers Verhältnis zu Kants ethiſcher Weltanſicht, Heft 81. Dr. Herm. Hagen, Über Weſen und Bedeutung der Homerfrage (Hamburg, Verlagsanſtalt und Druckerei).

Drei Weltſprach-Syſteme: Pasilingua — Volapük — La lingvo internacia. Von P. Steiner-Darmſtadt (Berlin-Leipzig, Heuſers Verlag).

Wir verfehlen nicht, unſere Leſer auf den Katalog aufmerkſam zu machen, den der „Verlag für Sprach- und Handelswiſſenſchaft" (Dr. P. Langenſcheidt) Berlin, 246, Friedrichſtr. ſoeben herausgegeben hat. Keine deutſche Verlagsbuchhandlung hat ſich ſo ausſchließlich den Intereſſen des Handels und der Induſtrie gewidmet, und ſie iſt wohl berechtigt, mit Stolz und Befriedigung auf das zurückzublicken, was ſie geſchaffen. Die beſten Namen aus allen Gebieten der Handelswiſſenſchaft ſind hier vertreten, um für jedes einzelne Vorzügliches zu leiſten. Wir empfehlen daher jedermann, ſich dieſen Katalog von der genannten Firma in Berlin kommen zu laſſen, um ſich von der Vielſeitigkeit und Gediegenheit der bez. Werke überzeugen zu können. Auch allen denjenigen, welche bei der herannahenden Feſtlichkeit einen Kaufmann durch ein wertvolles, dauernd nützliches Geſchenk erfreuen wollen, ſei obiger Katalog empfohlen.

Die Greuel der „Franzöſiſchen Revolution", ihre Naturgeſchichte und Pathologie der Gegenwart von Ottomar Beta (Berlin, R. v. Deckers Verlag). Auch ein Beitrag zur Jubiläumsfeier der „Großen Revolution", der aber nicht zu ihrer Verherrlichung geſchrieben iſt. Der Verfaſſer der „Politik des Unbewußten" ſchildert uns beredt die Schandthaten, die die Revolution im Gefolge hatte und läßt auf dieſe Nachtſeiten ein grelles Licht fallen.

Robert Hamerling. Von Dr. J. Schleichl. (Reichenberg, Selbſtverlag des Verfaſſers.)

Echt oder Unecht? Zur Lucas-Paſſion. Von Erich Prieger. (Berlin, C. F. Conrad.)

Das erste Jahrzehnt der Weltsprache Volapük. Als Jubiläumsgabe ausgearbeitet von Rupert Hucile. (Überlingen, A. Schoy.)

Novellen aus dem jüdischen Familienleben von Ernst Rossi. 3. Aufl. (Berlin, Emil Streisand.)

Myosotis. Eine Dichtung von E. Lingen. (Nürnberg, Friedr. Kornsche Buchhandlung.)

Französische Litteratur.

Richard Cortambert, Nouvelle Histoire des voyages et des grandes découvertes géographiques dans tous les temps et dans tous les pays, 2 vols. (Grande Librairie Générale, Paris, Boulev. Raspail 131). — Die Aufgabe, die sich der auf geographischem Gebiete rühmlichst bekannte französische Gelehrte in diesem Riesenwerke gestellt hat, war keine geringe: handelte es sich doch darum, eine eingehende Geschichte der Forschungs- und Entdeckungsreisen, von Columbus angefangen bis herab zu Stanleys und Wißmanns Expeditionen zu schreiben, eine Schilderung, die auf streng wissenschaftlicher Basis aufgebaut und die Resultate der moderneu Forschung berücksichtigend, doch anziehend genug geschrieben war, um auch dem gebildeten Laien eine anregende Lektüre zu bieten. Cortambert ist diesen beiden an ihn herantretenden Forderungen aufs beste gerecht geworden, sein Werk zeichnet sich in gleichem Grade durch Tiefe wie Gründlichkeit der Behandlung aus, ohne doch dabei an seiner Lesbarkeit etwas zu verlieren. Man wird mit staunender Bewunderung erfüllt, wenn man die beiden Folianten durchblättert und sieht, mit welchem Bienenfleiß das ungeheure Material zusammengetragen und gesichtet ist. Allerdings wurde dem Verfasser seine Arbeit durch seine Doppelstellung als Bibliothekar der Nationalbibliothek und Sekretär der Geographischen Gesellschaft, die ihn in steter Verbindung mit den berühmtesten der zeitgenössischen Reisenden bleiben ließ, nicht unwesentlich erleichtert. Cortamberts Werk zerfällt in zwei Bände, deren jeder etwa 800 Seiten in gr. Fol. umfaßt. Der erste Band ist den Entdeckungsreisen in Amerika gewidmet, denen sich die Geschichte der Nordpolfahrten von den ersten Versuchen der Skandinavier und Russen bis zu Nordenskiölds epochemachenden Expeditionen anreiht. Der zweite beschäftigt sich mit der Schilderung der Forschungen in Asien, Australien und Afrika; hier sind es vor allem die wissenschaftlichen Resultate der französischen Forschungen in Cochinchina, Annam und Tonking, sowie die kühnen Unternehmungen der Russen in Transkaspien, die eingehendste Behandlung finden. Ganz besonderes Interesse beansprucht aber der Teil, der sich mit der Erschließung des schwarzen Erdteils beschäftigt, schon deshalb, weil diese Phase in die jüngste Vergangenheit fällt; die hier gebotene eingehende Schilderung der Reisen Livingstones, Bakers, Gordons, Stanleys, Brazzas und Wißmanns wird den deutschen Leser um so mehr fesseln, als er hier eine umfassende unparteiische Beschreibung unserer Kolonialgebiete findet. Cortamberts Geschichte der Entdeckungsreisen hat sich bereits hoher Auszeichnungen zu erfreuen gehabt; das französische Unterrichtsministerium hat in Anerkennung seines hohen Wertes die Anschaffung des Werkes in den seinem Ressort unterstehenden Anstalten angeordnet. Spezielles Lob verdient auch die glänzende äußere Ausstattung, die die Verlagshandlung dem Buche mit auf den Weg gegeben hat. Druck und Papier sind musterhaft, und die zahlreich eingefügten Porträts, Illustrationen und Karten sind eine wertvolle Beigabe, die die Leselust rege erhält und das Buch zu einem Prachtwerke ersten Ranges erhebt. Für die Fülle des in

jeder Beziehung Gebotenen ist der Preis von 60 Frcs. noch niedrig genug bemessen.

Einen eigenartigen Bilderatlas zur Geschichte der französischen Revolution hat das Verlagshaus Jouvet & Cie. in Paris gelegentlich der Jahrhundertfeier unter dem Titel „Album du Centenaire“ erscheinen lassen. Der starke in reichem Goldschmuck prangende Band bringt in etwa 450 Holzschnitten chronologisch geordnet die wichtigsten Episoden der Revolutionszeit, deren bedeutendste Helden uns gleichzeitig in guten, authentischen Porträts vorgeführt werden. Die Bilder sind nach Originalen von Bayard, Clerget, Darjon, Philippoteaux, Thorigny u. a. m. sauber in Holz geschnitten, Augustin Challemel und Désiré Lacroix haben dazu einen verbindenden Text geschrieben, der in gedrängter Kürze die Biographien der Porträtierten, sowie eine Erklärung der dargestellten historischen Szenen enthält.

Éducation et Hérédité. Etude sociologique par M. Guyau (Paris, Felix Alcan). — Die interessante Arbeit, die Alfred Fouillée aus dem Nachlaß Guyau's herausgegeben hat, behandelt die wichtige Frage, ob eine erbliche Anlage durch ein sachgemäßes Erziehungssystem unterdrückt oder wenigstens doch gemildert werden kann; Guyau glaubt diese Frage prinzipiell bejahen zu dürfen. Seine geistreichen Ausführungen, die an fruchtbringenden Ideen eine Fülle von Anregung enthalten, berühren die Hauptprobleme der Erziehung in physischer, moralischer und ästhetischer Beziehung unter gleichzeitiger Berücksichtigung des Nationalitäts- und Rassenstandpunktes. Durch gedanklichen Inhalt und sprachliche Reize gleich ausgezeichnet schließt das Werk die lange Reihe der sozialpolitischen Arbeiten, die wir dem Fleiße des frühverstorbenen Philosophen verdanken, würdig ab.

Edmond Neukomm, Guillaume II. et ses soldats (Paris, Ernest Kolb). Der sensationell gefaßte Titel läßt schon erraten, weiß' Geistes Kind wir hier vor uns haben; übrigens wird von Kaiser Wilhelm und seinen Soldaten thatsächlich wenig geredet, in der Hauptsache enthält das Buch eine gedrängte Geschichte der Regierungshandlungen unseres jungen Kaisers und der ereignisvollen jüngsten Vergangenheit. Neukomm, der als Zeitungskorrespondent ein großes Pariser Blatt mit Nachrichten über deutsche Angelegenheiten versieht, ist bemüht, die deutschen Verhältnisse im Sinne und Geschmack seiner französischen Leser zu schildern, als Quelle für seine tendenziösen Salbadereien dient ihm die freisinnige Presse, deren Gewäsch ihm der Ausdruck der öffentlichen Meinung Deutschlands zu sein scheint. Obwohl unser Kaiser als eingefleischter Soldat geschildert wird, der vor Begierde brennt, die Kriegstüchtigkeit seiner Armee zu erproben, ist Neukomm in der glücklichen Lage, seinen Landsleuten die beruhigende Versicherung zu geben, daß Frankreich stark genug ist und „Wilhelm II. und seine Soldaten nicht zu fürchten braucht“. Mit dieser volltönenden Phrase klingt das Buch würdig aus, das nur den Zweck verfolgt, den französischen und deutschfeindlichen Leser in alten Vorurteilen zu bestärken, offenbar glaubte der Verfasser seiner publizistischen Pflicht am besten zu genügen, wenn er seinen Patriotismus in diesem Sinne bethätigte.

In der bei Marpon & Flammarion in Paris erscheinenden Sammlung von illustrierten Ausgaben der Ausgewählten Werke von Emile Zola hat nun auch des Meisters „La Terre“ Aufnahme gefunden. Der stattliche Band ist mit etwa 60 ganzseitigen Illustrationen von der Hand Duez's, Girardin's, Mesplè's, Rochegrosse's u. a. m. geschmückt und es sei rühmend anerkannt, daß die Zeichner

der bei Zola doppelt schweren Aufgabe, für die gewaltigen Ideen des Dichters stets den entsprechenden bildlichen Ausdruck zu finden, nach Möglichkeit gerecht geworden sind. Der schöne Druck und die splendide Ausstattung lassen die Sorgfalt erkennen, die die bekannte Pariser Verlagshandlung auf ihre Verlagswerke zu verwenden pflegt. — Nicht minder gelungen ist auch die illustrierte Ausgabe, die derselbe Verlag von Daudet's „Jack" veranstaltet hat. Die rührende Geschichte des armen Jack gehört, soviel sie auch in technischer Beziehung zu wünschen übrig läßt, doch zu dem Reizvollsten, was Daudet geschaffen hat: in keiner seiner Schöpfungen tritt wie hier jener warme Herzenston zu Tage, der auf den Leser so anheimelnd wirkt und ihn über die Mängel der Komposition leicht hinwegsehen läßt. Die vorliegende Ausgabe, die Myrbach mit prächtigen Zeichnungen ausgestattet hat, bildet einen Band der allbeliebten „Collection Guillaume" und ist ein wahres Schmuckstück dieser vornehmen Sammlung. Ebenso wie die vorgenannte ist auch diese Prachtausgabe glänzend ausgestattet, beide Bände sind zu Geschenkzwecken ganz besonders geeignet.

Aus der Pariser Frauenwelt erzählt uns Montjoyeux, der beliebte Causeur des „Figaro", allerlei Intimes in seinen „Les femmes de Paris" (Paris, Ollendorff). Zu ernsterer Betrachtung geben diese pikanten Skizzen, die zum größten Teil die Pariser Halbwelt zum Gegenstand der Beobachtung wählen, keinen Anlaß, sie wollen lediglich Zwecken der leichteren Unterhaltung dienen und diese Aufgabe erfüllen sie auch in bester Weise. Montjoyeux ist ein erfahrener Kenner der Pariserin, von der Dame der hohen Gesellschaft angefangen bis herab zur Straßendirne, und ist indiskret genug, die erlauschten Geheimnisse dem Publikum preiszugeben; da er den echtfranzösischen Plauderton meistertich trifft, so leiht man ihm willig Ohr und läßt sich gern von ihm über eine müßige Stunde hinwegtäuschen.

George Duruy, Fin de Rêve. Roman (Paris, Paul Ollendorff). Das eben erst erschienene Buch liegt bereits in zwölfter Auflage vor, ein Beweis, wie sensationell der Roman gewirkt hat. Es ist übrigens erklärlich, daß diese Sittenstudie, die ihren Stoff dem politischen Parteitreiben der jüngsten Vergangenheit entnimmt, in Frankreich Aufsehen erregt, auch schon deshalb, weil in ihr die letzten Jahre der politischen Laufbahn Léon Gambettas in durchsichtigster Weise geschildert sind; denn dieser Michel Costalla, der Held des Romans, ist niemand anderes als der große demokratische Parteiführer, etwas idealisiert natürlich, aber ähnlich genug, um auch dem blödesten Auge erkennbar zu sein. Duruy schildert in seinem Werk das Leben dieses Costalla, eines Südfranzosen, der plötzlich am politischen Horizont auftaucht, eine Zeit lang mit seinem Licht alles überstrahlt, um nach einer kurzen, aber beispiellos glänzenden Laufbahn eines ruhmlosen Todes zu sterben. Auf diese prächtig herausgearbeitete Hauptfigur, die ersichtlich mit besonderer Liebe behandelt ist, konzentriert sich unser ganzes Interesse; das Bild des politischen Parteitreibens, in dessen Mittelpunkt Costalla steht, ist übrigens vortrefflich erfaßt und wiedergegeben. Charakterzeichnung und Beobachtung zeigen ein tüchtiges realistisches Können, das auch in der kraftvollen Sprache zu Tage tritt.

A. G—tze.

Englische Litteratur.

Historische Romane.

„For a King! an Historical Romanse" by T. S. Sharowood (London, Burns & Oates). Der Roman giebt ein gutes Bild von dem englischen

Leben während des Bürgerkrieges, beſonders gelungen erſcheint die Schilderung des königlichen Hofhalts zu Oxford und des häuslichen Lebens während der Regierung Karls I.; die Kriegskapitel ſind dagegen zu wenig realiſtiſch. Zu loben iſt die Abſicht des Verfaſſers, ſeine Perſonen in der Weiſe des 17. Jahrhunderts ſprechen zu laſſen, doch müſſen wir bemerken, daß die Anſpielungen auf den Don Quixote etwas anachroniſtiſch wirken, wenn man bedenkt, daß derſelbe erſt im Jahre 1604 erſchien. Ein hiſtoriſcher Roman iſt ja kein Geſchichtswerk, doch hätte George Digby, den ein Swift als Prototyp Bolingbrokes ſchildert und deſſen glänzende Eigenſchaften ſelbſt ſein Gegner Clarendon anzuerkennen gezwungen iſt, viel bedeutender charakteriſiert werden können, wogegen Prinz Ruprecht in ein vielleicht zu günſtiges Licht geraten iſt. Die Erzählung kann jungen Leuten, die ſich für Geſchichte intereſſieren, warm empfohlen werden.

„Lady Godiva" a story of Saxon England by John B. Marsh, author of „Robin Hood" etc. (London, Elliot Stoek, 1889.) Ein vollſtändig verfehltes Werk. Der Verfaſſer beſitzt die Dreiſtigkeit zu behaupten, daß er zu dieſem Machwerk Jahre lang Urkunden und Handſchriften ſtudiert habe, dabei hat er nicht einmal den Unterſchied erfaßt, der zwiſchen den Zuſtänden Englands zur Zeit Kanuts und denen unter Eduard dem Bekenner beſteht, denn er erzählt, daß es unter Kanuts Regierung die Leute verdroſſen habe, die beſten Stellen in Kirche und Staat an „Franzoſen" vergeben zu ſehen. Bei der Geburt von Godivas erſtem Kinde, welche ausführlich beſchrieben wird, erſcheint die Amme und verkündet feierlich: daß „Mutter und Kind ſich ſo wohl befinden, wie unter den obwaltenden Umſtänden nur möglich." Ich denke das genügt.

Geſchichte.

Chronicle of king Henry VIII of England, being a contemporary record of the prineipal events of the Reigns of Henry VIII and Edward VI, written in Spanish &c., translated with notes &c. by Martin A. Sharp Hume. (London, Bell & Sons. 1889.) Die Chronik hat einen untergeordneten Spanier, vielleicht einen Gaſthalter oder Glücksſoldaten, oder den Diener eines Spaniers am Hofe Heinrichs VIII., jedenfalls einen ungelehrten Mann zum Verfaſſer, der außer etwa einer Chronik, ein paar Heiligenbüchern, dem „Amadis", nebſt einigen Romanzen keine Lektüre kannte. Aber wenn auch nicht viel, ſo giebt er doch etwas von jenem Leben des Volkes abſeits vom Hofe, in das zu allen Zeiten ſo ſchwer Einblick zu gewinnen iſt.

„The Casket letters and Mary queen of Scots" by T. F. Henderson (Edinburgh, A. & C. Black. 1889); beleuchtet die Frage von der Mitſchuld Maria Stuarts am Tode ihres Gemahls Darnley, zwar ohne dieſelbe endgiltig zu entſcheiden, doch mit ſcharfer Begrenzung und mit Ausſcheidung alles Nebenſächlichen. Das handliche und leſenswerte Buch empfiehlt ſich noch beſonders dadurch, daß es alle auf die Frage bezüglichen Dokumente, mit Einſchluß der Briefe ſelbſt, in den vorhandenen Überſetzungen in vier Sprachen vereinigt.

„The diary and letters of Gouverneur Morris, minister of the knited States to Franee &c." edited by Anne Cary Morris. (London, Kegan Paul, French & Co. 1889. 2 Bde.) Ein wichtiger Beitrag zu der hiſtoriſchen Litteratur der Revolutionszeit und derjenigen der Napoleoniſchen Ära. Morris kam mit Briefen Waſhingtons im Januar 1789 in Frankreich an, wurde ſpäter akkreditiert und erlebte die ganze Schreckenszeit und zwar als geiſtig be-

deutender Zuschauer, dessen Verständnis für die Vorgänge der Revolution durch die Erfahrungen der amerikanischen Rebellion geschärft war. Das interessante Werk würde eine etwas konzentriertere Fassung vertragen.

In der Serie der „Stories of the Nations" von T. Fisher Unwin, London erschien aus der Feder des ehemaligen amerikanischen Residenten zu Teheran: S. G. W. Benjamin „Persia", dessen neuere Geschichte jedoch im Verhältnis zu der alten ungemein kurz gehalten ist.

Von dem umfassenden „Dictionary of National-Biography", herausgegeben von Leslie Stephen erschien Band XVIII, reichend von Esdaile bis Finan. (London, Smith, Elder & Co. 1889.) Karl Biesendahl.

Skandinavische Litteratur.

Die überaus thätige Verlagsbuchhandlung von J. H. Schubothe in Kopenhagen beginnt soeben mit dem litterarischen Beistande des Herrn P. Nansen die Herausgabe einer Monatsschrift für Litteratur, Kunst und Politik unter dem Namen: Af Dagens Krönike. Jedes Heft soll unter anderem einen politischen Artikel, ein Kopenhagener Feuilleton und eine Theaterchronik enthalten. Das Hauptbestreben soll darauf gerichtet sein, einem Jeden ohne Rücksicht auf die Parteifarbe das Wort zu gönnen, der in einer für das große Publikum leicht faßlichen Form sich über die politischen und künstlerischen Fragen des Tages auszusprechen wünscht. — Jedes Heft soll ein selbständiges Ganzes bilden und nur ausnahmsweise Beiträge aufgenommen werden, die nicht mit einem Heft abgeschlossen sind. Außerdem bringt jedes Heft ein Porträt berühmter Männer und Frauen der Gegenwart. — Das mir vorliegende erste Heft reproduziert nach gut ausgeführten Holzschnitten die Porträts von Bischof Monrad, Graf Manderström, E. v. Quanten und Dr. C. Rosenberg und enthält außerdem aus der Feder E. v. Quantens hochinteressante Enthüllungen über den sogenannten „Unionsvorschlag König Karls XV." und dessen eigentliche Urheber, sowie über den Verlauf der schwedisch-dänischen Unterhandlungen in den sechziger Jahren. Dieser Artikel dürfte in den politischen Kreisen Deutschlands ebenfalls großes Interesse erregen. — Ferner enthält das erste Heft ein geistsprühendes Essay von Dr. Georg Brandes: „Heine als Politiker", eine humoristische Plauderei von Erik Skram: „Sommersnak", eine „Politische Chronik", eine „Chronik des Tages", eine Skizze über die Kopenhagener Wettrennen und eine Theaternotiz. Ferner eine kurze Darlegung des heutigen Standes der Wissenschaft über die Cholera und von dem Herausgeber: „Af en Forelskets Dagbog". — Den Damen gehört „die Korrespondenz", wo jede Leserin beliebige Fragen von allgemeinem Interesse zu Sprache bringen kann. Kurz das erste Heft ist recht reichhaltig und kann man den weiteren mit Interesse entgegensehen. Der Preis beträgt halbjährlich 6 Kronen, das einzelne Heft kostet 1 Kr. 25 Öre. E. Brausewetter.

Henrik Ibsen: Die Komödie der Liebe. (Berlin, S. Fischer. 1889.)

Die von J. Hoffory herausgegebene nordische Bibliothek scheint mehr und mehr eine Ibsen-Bibliothek werden zu wollen, denn schon wieder liegt als fünfter Band der Sammlung eine von M. von Bach besorgte Übersetzung der dreiaktigen Komödie der Liebe vor.

Das Schauspiel selbst erschien im Jahre 1862.

Wir haben's also mit einem Werk aus der ersten Epoche des nordischen Dichters zu thun, der in demselben noch nicht

seine markige Prosa, sondern einen sehr flüssigen und poetischen Vers anwendet, einen Vers, dem die Übersetzerin in jeder Hinsicht gerecht geworden ist.

Die Komödie der Liebe ist das lustige und doch so bitterironische Vorspiel zur Tragödie der Ehe.

Ibsen selbst läßt sich in der Vorrede zur zweiten Auflage folgendermaßen aus:

„Da ich nun in meiner Komödie nach bestem Vermögen die Geißel über Liebe und Ehe schwang, war es ganz in der Ordnung, daß die Menge im Namen der Liebe und Ehe tobte. Die Zucht und Dressur des Gedankens, welche man braucht, um den Irrtum zu begreifen, hat die Mehrzahl unserer bücherbeurteilenden und bücherlesenden Menge nur unzureichend durchgeweht." —

Bei dem ironisierenden Charakter des Stückes ist allerdings eine gründliche Zucht des Gedankens für die Menge erforderlich, um die Angriffspunkte des Dichters im einzelnen richtig zu würdigen; weil die Anschauungen der Masse, gegen die er sich in der Person des jungen Schriftstellers Falk wendet, die Grundstimmung der Komödie bilden, welche uns den alten Satz illustriert, daß die Ehe das Grab der Liebe ist.

Als Falk an all' seinen Freunden, an Lind, dem Registrator Stüber und vor allen an dem Prediger Strohmann sieht, wohin all die schönen Ideale von Liebe und Ehe führen, da verzichtet er darauf, mit Schwanhild den Weg durchs Leben zu nehmen, und überläßt es dem ebenso praktischen wie reichen Großhändler Goldstadt, die Geliebte glücklich zu machen.

Als er den Prediger Strohmann, der einst nach langem Kampfe sich sein Weib errungen hat, und der im Laufe der Zeit ein rechter Ehekrüppel geworden ist, und all seine Anschauungen verleugnet, die er einst gehegt, da bricht Falk in die Worte aus:

Wie jammervoll und elend sind doch beide
Im öden beieinander anzusehen.
Als ob nach einem Waldbrand auf der Haide
Zwei Stämme halbverkohlt zusammenstehn.
Nur dürres Laub, so weit die Blicke reichen.
Wer bringt uns frisches Grün und Sonnenschein?

Schon im Eingangsliede Falks liegt das Motto des Stückes:

Frag' nicht, ob der Herbst wird halten,
Was der Frühling dir verspricht! —

Und der Herbst hält das Versprechen des Frühlings nicht. Falk sieht, wie die Liebe überall verkümmert:

Da schlachten sie der Liebe Poesie!

und er ruft aus:

Krieg mit der Lüge, die ihr groß gepflegt,
Die nun so frech hinausschaut in die Welt,
Daß man beinahe sie für Wahrheit hält! —

Falk greift die Ehe an. Der Prediger erwidert, und der mit Kindern so reich gesegnete Herr redet von Kindern der Liebe, um dann zu stocken und sich wegen dieses Ausdrucks zu verwirren.

Falk ruft entrüstet aus:

Ihr unterscheidet da das Pfand der Ehe
Vom Kind der Liebe, und da thut Ihr klug;
Denn wie gekocht und roh, so sind die beiden
Wie Topfgewächs und Wiesenblum' zu scheiden.

Falk hat sich mit Schwanhilde verlobt nach einem langen Gespräche, sie hat sich ihm in die Arme geworfen mit den Worten:

So nehmt mich wie ich bin, o nehmt mich ganz.
Es sprießt das Laub; mein Lenz er hat begonnen! —

Allein der Großhändler Goldstadt hat sie beide aus ihren Träumen aufgeschreckt. Er fragt ihn, was er Schwanhilde zu bieten habe, ob er sie hinauszerren will in den Kampf mit der Welt, den er erst aufnehmen muß, um sich seine Stellung zu erringen:

Die Liebe hat noch immer blind gewählt,
Die Gattin nicht, nein, nur das Weib erkoren.

ruft er ihm zu; und als Schwanhilde Falk, der einst gesagt:

Ich glaube an der Liebe ew'ges Leben!

jetzt fragt:

Und wenn die Liebe trotzdem unterginge,
Die Liebe, die mich tragen sollt' auf Händen,
Hast Du denn etwas, das Ersatz uns bringe?

da hat er nur die reſignierte Antwort:

Nein! Mit der Liebe würde alles enden! —

Er verzichtet auf ſein geträumtes Glück und mit den Genoſſen zieht er fort, um die Welt zu durchwandern, und zu ſingen:

Und reißt auch der Nachen zur Tiefe Dich fort
Es war doch ſo ſelig zu fahren. —

Die Liebe iſt ein Komödieſpielen der Jugend, die Ehe ein Geſchäft wie jedes andere, das bedacht ſein will, und ebenſo brutal proſaiſch iſt, wie die Liebe duftig, poetiſch erſcheint.

Das Schauſpiel iſt bei all ſeiner Bitterkeit poetiſch durchgeführt und die einzelnen Charaktere ſind fein geſtaltet, lebendig wirkſam.

Es iſt eine Satire in anmutigſter Form, durch deren Übertragung Marie von Borch ſich ein erneutes Verdienſt erworben hat, indem ſie uns ein lebensvolles Werk des ſpäter ſo ſophiſtiſch klügelnden, und oft ſchemenhaft geſtaltenden Verfaſſers der dialektiſchen Ehedramen übermittelt hat.

Heinz Tovote.

Spaniſche Litteratur.

In neuerer Zeit hat das ſpaniſche Amerika den alten Haß und Groll gegen Spanien abgelegt, es fühlt ſich durch das Band der Sprache mit dem Mutterlande verbunden und beſtätigt ſo das Wort des Herzogs von Frias: „Ihr werdet Spanier und nicht Amerikaner ſein.“ Wohl vermochte Bolívar das Joch Fernandos VII. abzuſchütteln, aber das ſpaniſche Amerika wird und darf ſich nicht dem ſanften Joch des Cervantes und der caſtilianiſchen Sprache entziehen, in der ein Alarcón, eine Sor Juana Inés und Balbuena, Goroſtiza, Ventura de la Vega, Baralt, Bello und Olmedo geſchrieben.

Der ſpaniſche Amerikaner beſchäftigt ſich jetzt liebevoll mit Spanien und der Spanier mit dem lateiniſchen Amerika. Der junge Chilene Jorge Huneeus Gana, der Menendez Pelayo Amerikas, hat in Santiago (Chili) Estudios sobra España herausgegeben, in denen er ſich nicht bloß über die geiſtige Bewegung Spaniens in dieſem Jahrhundert, die Männer der Wiſſenſchaft, der Kunſt, der Litteratur und der Politik ausſpricht, ſondern auch eine ſpaniſch-ausländiſche Bibliographie giebt.

Was Huneeus, der niemals den ſpaniſchen Boden betreten, für die Amerikaner in Bezug auf die Spanier zu thun ſuchte, das thut der berühmte und geiſtvolle Juan Valera, der wenigſtens Nordamerika aus eigener Anſchauung kennt, in ſeinem dem Staatsmann und Gelehrten Antonio Cánovas del Caſtillo gewidmeten Cartas americanas (Primera serie, Madrid, 1889) in noch weit höherem Grade für die Spanier inbezug auf die Amerikaner, die Schriftſteller der neuen Welt von Mexiko bis zum La Plata. In Valeras Werk, das in anmutigſtem Plauderton belehrt und doch zugleich ein umfaſſendes Wiſſen bekundet, lernt der Leſer die hervorragenden Schöpfungen des ſüdamerikaniſchen Genius kennen, während er aufs Neue den Geiſt des Verfaſſers von „Pepita Jimenez“ und „Doña Luz“ bewundert, der hier als Kritiker der Briefform neuen Reiz abzugewinnen weiß. Valeras Buch über das ſpaniſche Amerika, in welchem die Lyrik in üppigſter Blüte ſteht, aber auch der Baum der Wiſſenſchaft gedeiht, iſt daraus entſtanden, daß ihm ſüdamerikaniſche Schriftſteller ihre Werke ſchickten, über die er dann in Briefen ſeine Meinung äußert. Mögen dieſe Briefe immerhin der Einheit entbehren und mögen ſie auch bis jetzt nur einen kleinen Teil ihres großen Gegenſtandes umfaſſen, ſo ſind ſie doch ein wichtiger Beitrag für die Geſchichte der ſpaniſchen Litteratur dieſes Jahrhunderts. —

Während im Werke des Huneeus das litterariſche Spanien beleuchtet wird, bringt Pedro de Madrazo das künſtleriſche Spanien in La España artística y monumental zur Darſtellung. Die erſte Lieferung dieſes in großem Stile angelegten Prachtwerkes iſt mit den Phototypen von Bildern von Fortuny, Pradilla, Caſado, García Ramos, Martinez del Rincón und Garrido geſchmückt. —

Eine düſtere, aber wahrheitsgetreue Studie aus der politiſchen und Beamtenwelt des zeitgenöſſiſchen Spaniens iſt der Roman Teodoro Barós „Juan el Alcarreño", ein Spiegel der Zeit, wie es vor 25 Jahren der Roman „Gil Perez de Marchamalo" von Federico Muntadas war. —

Die lebhaften und farbenreichen Frescos de Andalucía von Lorenzo Leal (Madrid, 1889) zeigen, daß für einen Schriftſteller von Geiſt und Phantaſie die ſo oft geſchilderte Schönheit Andaluſiens mit ihrem leuchtenden Himmel, ihren reizenden Frauen und ihren feurigen Weinen immer noch ein ergiebiges, unerſchöpfliches Thema bleibt. —

Andaluſien, wo alles Farbe, Licht, Wohllaut und Poeſie iſt, Andaluſien, das ſpaniſche Campanien, hat ſeinen begeiſtertſten, claſſiſchſten und zugleich beſcheidenſten Sänger verloren: der Canonicus am Dome von Sevilla und Profeſſor der Litteraturgeſchichte Francisco Rodriguez Zapata, der im maleriſchen Dorfe Alanís in der Provinz Sevilla am 4. Oktober 1813 geboren, iſt nach mehr als 40jähriger Lehrthätigkeit in der Hauptſtadt Andaluſiens am 14. Auguſt geſtorben: im Chorſtuhl des hohen Domes, deſſen Zierde er geweſen, ſank er am Vorabend von Maria Himmelfahrt in den ewigen Schlaf. Die ſevillaniſche Dichterſchule, die an die Namen von Herrera, Rioja, Blanco, Liſta, Reinoſo, Huidobro, Taſſara und Becquer ſich knüpft, aus der Männer wie Ayala und Fernandez y Gonzalez hervorgegangen und die etwas von den überirdiſchen Farben und dem wunderbaren Licht eines Murillo in ſich trägt, beweint in Zapata, dem Freunde des Juan José Bueno, dem Lehrer der Antonia Diaz de Lamarque, des Narciſo Campillo und des Antonio Sanchez Moguel, einen ihrer ehrwürdigſten und liebenswerteſten Vertreter. Im Sonett hatte er mit Ausnahme des Manuel del Palacio ſeines Gleichen nicht unter den modernen ſpaniſchen Dichtern. Er war der Quintana der Religion, er beſaß oft den hohen Schwung des Herrera, die Tiefe des Rioja, die Natürlichkeit des Alberto Liſta und die Vollendung der Strophen des Juan Nicaſio Gallego. Wie Heine an ſeinen lyriſchen Verſen, ſo feilte der ſonſt von ihm ſo verſchiedene Zapata an den ſeinigen. Die enge Straße Los Alfayates, in der in kleinem Häuschen der ſchon lange körperlich gebrochene Prieſter und Dichter wohnte, wird nach ihm „Calle de Zapata" benannt werden, aber auch ſo wird Francisco Rodriguez Zapata unvergeſſen bleiben.

Johannes Faſtenrath.

Amerikaniſche Litteratur.

Walt Whitman. Zuerſt las ich Walt Whitmans Namen in Lombroſos Buch „Irrſinn und Genie". Dieſer nennt ihn kurzweg „ganz zuverläſſig ein wahnſinniges Genie". Er ſagt unter anderm von ihm: „Walt Whitman iſt der Schöpfer einer Poeſie ohne Reim und Rhythmus, welche von den Angelſachſen als Poeſie der Zukunft gerühmt wird und allerdings das Gepräge einer ſeltſamen und wilden Originalität trägt."

Waren ſchon dieſe Äußerungen des Florentiner Gelehrten, deſſen Buch allerdings an einer etwas unkritiſchen Häufung des Materials, ſowie an dem Grundfehler leidet, daß es weder zwiſchen Talent und Genie, noch zwiſchen Neuroſe und Pſychoſe unterſcheidet, für mich in

hohem Grade anregend, so wuchs mein Interesse für den problematischen Amerikaner noch bedeutend, als ich in der „Gegenwart" eine Besprechung der jüngst erschienenen Übersetzung Whitmanscher Gedichte (Walt Whitman, Grashalme. In Auswahl übersetzt von K. Knortz und T. W. Rolleston. Zürich, Verlagsmagazin, 1889) aus der Feder des mannhaften, in unserer Zeit der Froschmolluskenbreinaturen markig sich abhebenden Schriftstellers Ernst Ziel las.

Wer ist Walt Whitman?

Er ist der Dichter Amerikas, der Dichter der Demokratie, der Dichter der Prärien und des Städtegewogs der neuen Welt. Er ist der Dichter des Optimismus, aber nicht eines Optimismus, der „durch Wolken duftger Cigarren und beim Krachen leckerer Pastetchen" aufsteigt, wie Leopardi meinte, sondern eines Optimismus, eines Pantheismus, wie du ihn einsaugst, wenn du auf frischgemähtem Heu rücklings liegst, den Himmel betrachtend, oder wenn du auf dem Meere fährst und der frische Seewind deine Lungen berauscht.

Aber die alte Tante Kritik (ihr Eldorado ist Deutschland) setzt sich die Brille auf, um die Mängel des Autors besser zu sehen, nimmt eine Prise Schnupftabak zu sich, hebt den Finger empor und spricht:

„Walt Whitman ein Dichter? Er ist ein litterarisches Monstrum, muß in Spiritus aufbewahrt werden! Ein Dichter ohne Metrik, ohne jede Form! Dann sind Kriminalakten auch Poesie."

Ja, unsere Zopfästhetiker haben eine schöne Gelegenheit, wieder mal ein Genie (diesmal ein wahrhaftiges!) in den Boden zu stampfen. Sie brauchen nur unsern Hinterwäldler mit den nervigen Armen und der stolzen Brust, das Haupt voll großer selbstgedachter, nicht zusammengelesener Gedanken zu confrontieren mit irgend einem modischen Minnesänger, um uns zu zeigen, was Formenschöne und Gedankenwucht bedeutet:

Umsonst. Der Whitman wird kein Anderer mehr. In diesem Jahre vollendet er sein siebzigstes Lebensjahr. Da ist alle kritische Liebesmühe umsonst.

Aber wer sich reinbaden will in den Niagarafluten dieser grandiosen Poesie, wer von der oft berauschenden Naturkraft der so oft von seilen Ignoranten als absolut steril verschrienen amerikanischen Demokratie gepackt sein will, wer lieber durch Urwaldgestrüpp als durch englische und französische Gärten wandern will, wer mit einem Wort noch Sinn hat für Elementarpoesie, der lese und studiere den Walt Whitman.

Es mag gegenwärtig größere Dichter geben (kunstvollere giebt es gewiß), aber das glaube ich gewiß, daß keiner von allen, die heute leben, so von Grund aus aufrüttelnd, stählend, bessernd wirkt wie dieser allerdings bis ins Grotesk-Barocke hinein originelle Amerikaner.

Übrigens erklärt sich die Sache ja sehr einfach: die europäischen Kulturvölker sind (wie Goethe, um diesen Gorgonenschild allen denen entgegenzuhalten, für welche Wahrheit sagen und „schimpfen" gleichbedeutend ist, schon vor 60 Jahren und zwar in besonderm Bezug auf die Deutschen sehr gründlich und sehr scharf Eckermann gegenüber auseinandersetzte) durchaus verbildet, verhockt. Sie sitzen zu viel. Sechzehn Jahre Schulbank in minimo für die gebildeten Klassen ist zu viel des Guten. Das giebt körperliche und geistige Rückgratsverkrümmung, das giebt, wenn nicht große Dinge eintreten, eine Litteratur, pedantisch, geglättet, krankhaft lüstern, anempfunden, neurotisch-hysterisch. Dagegen so ein Walt Whitman, ausgehend vom Paumanok, Lehrer, Redakteur, Tischler, Bauunternehmer, den ungeheuren Westen durchwandernd, heute bei der Rothaut zu Gast, morgen auf der hohen See,

dann wieder in der Volksverſammlung in Chicago . . . das giebt Menſchen — und Dichter.

Zum Schluß eine kleine Probe, aufs Geratewohl herausgegriffen:

„Sieh Dampfer dampfen durch meine Gedichte,
Sieh in meinen Gedichten die Einwanderer immerfort ankommen und landen,
Sieh im Hintergrunde den Wigwam, die Wildſpur, des Jägers Hütte, das Flachboot, das Maisblatt,
Den Eigentumsanſpruch, den rohen Zaun und das Dorf im Hinterwalde,
Sieh im Weſten die See und ſieh im Oſten die See, wie beide hin und her über meine Gedichte, wie über ihre eigenen Küſten ebben und fluten,
Sieh Weiden und Wälder in meinen Gedichten, — ſieh wilde und zahme Tiere — ſieh hinter dem Kaw zahlloſe Büffelherden, freſſend das kurze, gekräuſelte Gras,
Sieh in meinen Gedichten Städte, feſt, weit, binnenländiſch mit gepflaſterten Straßen, mit eiſernen und ſteinernen Gebäuden, mit unaufhörlichem Wagenrollen und Verkehr,
Sieh die vielſeitige Walzendruckmaſchine, — ſieh den Telegraphendraht ſich über die Continente ſpannen,
Sieh durch Atlanticas Tiefen Amerikas Pulsſchläge Europa erreichen, Europas Pulsſchläge richtig antworten,
Sieh die ſtarke, ſchnelle Lokomotive, wie ſie abfährt keucht, die Dampfpfeife bläſt,
Siehe Ackerknechte Farmen pflügen — ſieh Bergleute graben, ſieh zahlloſe Fabriken,
Sieh Handwerker an ihren Bänken, mit ihrem Gerät beſchäftigt, — ſieh aus ihnen vorzügliche Richter, Philoſophen, Präſidenten hervorgehen, in Arbeitertracht gekleidet,
Sieh, durch die Läden der Feider und Staaten ſchiendernd, mich, wohlgeliebt, feſtgehalten bei Tag und Nacht,
Höre dort den lauten Widerhall meiner Geſänge, — ließ die Ahnungen endlich erfüllt!“

München. Julius Brand.

Helleniſche Litteratur.

Ἀσπασία, Μυθιστορία Ροβέρτου Χαμερλιγγίου, ἐκ τοῦ Γερμανικοῦ ὑπὸ Ἀνσάνδρου Γ. Χ. Κώνστα, ἐν Ἀθήναις, Κάρολος Βλμπεργ, 1888; Prachtausgabe in 3 Bänden gr. 8° mit 50 Illuſtrationen von Herm. Dietrichs, nach der 3. deutſchen Auflage von 1884.

Die Überſetzung des Hamerlingſchen Meiſterwerkes ins Helleniſche gehört zu den ſchwierigſten Aufgaben, die ein helleniſcher Schriftſteller ſich vorſetzen mag.

Er ſteht hier einem Werke gegenüber, das faſt auf jeder Seite große Schwierigkeiten darbietet, nicht nur in betreff des vollen Verſtändniſſes des Originales, ſondern — ſolches vorausgeſetzt — auch der zutreffenden Wiedergabe desſelben, da einesteils die Leiſtungsfähigkeit der gegenwärtigen helleniſchen Sprache auf eine ſo harte Probe, wie gerade die Übertragung der Aſpaſia ſie ſtellt, noch nicht verſucht worden iſt, andrerſeits aber der Inhalt dieſes „Künſtler- und Liebesromanes aus Alt-Hellás“ ein durchaus antiker iſt, eine Überſetzung desſelben in die neue Sprache alſo nicht bloß die innigſte Vertrautheit mit den geſamten griechiſchen Staats- und Kulturverhältniſſen, von Homer bis zum Perikleiſchen Zeitalter, vorausſetzt und zwar bis in kleinſte Einzelheiten hinein, ſondern auch eine Herrſchaft über die Sprache, vom Altertume bis auf heute, fordert, die an Meiſterſchaft gränzen muß.

Der Überſetzer hat die Aufgabe: dem heutigen Sprachgebrauche gemäß anziehend und allgemein verſtändlich zu ſchreiben und dennoch — der Natur der Sache nach — fortwährend in den alten Sprachſchatz zurückzugreifen und Wörter und Wortformen zu gebrauchen, die zum Teil techniſch geworden ſind (in Architektur, Bildhauerkunſt, Malerei, Philoſophie, Dichtkunſt, Tanz, Muſik, öffentliches Leben, Politik ꝛc.), ja ſelbſt nicht ſelten beſtimmte Sätze aus den alten Schriftſtellern ſo genau wie möglich anzuführen, ohne unverſtändlich zu werden.

Hier ſtets das Rechte zu thun, iſt ſchwer und heiſcht einen Feinſinn nicht gewöhnlicher Art, denn es handelt ſich keineswegs bloß darum, dem zu überſetzenden Texte nach Seiten ſeines Inhaltes und ſeiner ihm ureigenen Schönheitsform voll gerecht zu werden, ſondern auch darum: innerhalb der heutigen Hoch-

ſprache eine Ausdrucksform zu gewinnen und ununterbrochen feſtzuhalten, die — der Höhe des Inhaltes voll entſprechend — auch dem common reader, dem Leſer aus der Mittelſchicht, durchaus verſtändlich iſt und bleibt, die aber gleichwohl zur ſelbigen Zeit der künſtleriſchen Weiterbildung der höheren Proſa dadurch Rechnung trägt, daß ſie das wirklich Schöne, Gute, Förderſame und doch allgemein Verſtändliche zur Verwendung bringt.

Wer auch nur einen der drei Bände von je faſt 300 Seiten mit dem griechiſchen Texte Satz für Satz, Wort um Wort vergleicht, wird der Schwierigkeit einer ſolchen Aufgabe ſich immer mehr bewußt, je mehr er ſie gelöſt ſieht und dabei inne wird, wie ſehr an dem deutſchen Texte die Künſtlerhand thätig war, um ihn der möglichſten Vollendung entgegenzuführen! Da iſt kein Wort unrichtig gewählt, keines am unrechten Platze, kein Satz, der nicht vom prüfenden Künſtlerſinne erwogen und dem Ganzen harmoniſch eingefügt wäre, und vor allem: bei aller Hingabe des Dichters an die hehre antike Welt, keine Wendung des Gedankens durch das Wort oder im Worte, die nicht urdeutſch wäre!

Und der Überſetzer iſt dem Schöpfer dieſes herrlichen Werkes mit demutvoller Treue in allem nachgeſchritten, beſtrebt, ſein Vor- und Urbild zu erreichen und ihm in allen Stücken gerecht zu werden. Und mit ſtiller Bewunderung bin auch ich ihm gefolgt auf all' den dornenvollen Pfaden, die der Überſetzer eines ſolchen Werkes zurücklegen muß, ohne Raſt und ohne Klage, hoffend daß und zweifelnd, ob, was er geſchaffen, die Anerkennung finden werde, welche die Überwältigung einer ſolchen Aufgabe wohl beanſpruchen darf.

So weit ein Nichthellene über die Wiedergabe des Urtextes zu urteilen wagen darf, mag hier geſagt werden: der Überſetzer hat — belangloſe Kleinigkeiten abgerechnet — das Äußeſte rgeleiſtet, was zu erreichen möglich war. Ob ſeine mitunter ſtark archaiſtiſche Sprachform nicht doch bisweilen die Linie des augenblicklich allgemein Verſtändlichen überſchreitet, mögen berufene Hellenen entſcheiden.

Wir Deutſche können uns nur freuen, daß ein Werk wie Hamerlings Aſpaſia in ſo würdiger Weiſe auf dem klaſſiſchen Boden heimiſch gemacht worden iſt, auf welchem die weltbewegenden Vorgänge, die es ſchildert, ſtattgefunden. Um ein Beiſpiel von der Schwierigkeit und der Schönheit der Überſetzung zu geben, ſei es erlaubt, eine ganz kleine Probe hier vorzuführen:

(Situation: Theodota, die ſchöne Tanzkünſtlerin aus Korinth, hat von Sokrates die Aufgabe erhalten, vor den Freunden Perikles, Alkamenes, Aſpaſia und ihm ſelber „die Werbung der drei Göttinnen um den Preis der Schönheit auf dem Ida" zu tanzen. Theodota entfernt ſich alsbald, um ſich der geſtellten Aufgabe gemäß zu ſchmücken):

(S. 231): Nun kam Theodota zurück, leichter geſchürzt, und in einer Gewandung, welche den freieſten Bewegungen nicht hinderlich war. In ihrem Geleite kam ein Knabe mit der Laute, und eine Flötenbläſerin. Die Flötenſpielerin begann zu ſpielen, und der Knabe ſtimmte mit Saitenklängen ein. In die Klänge der Beiden aber begannen ſich ſacht die Bewegungen Theodotas gleichſam zu miſchen, und es war unmöglich zu ſagen, in welchem Augenblicke ſie begonnen hatte, zu tanzen.

Sie tanzte, wie ihr aufgetragen war, zuerſt die Werbung der Afrodite um den Apfel, den Siegerpreis in den Händen des Paris; dann die der Hera, dann die der Pallas. Es war derſelbe Tanz, dreimal wiederholt, und doch immer mit ganz verſchiedenem, dem Weſen der Göttin entſprechendem Ausdrucke. Sie ſchien

dreimal völlig verwandelt. Wunderbar war es zu ſehen, welche Abwechslung ſie mit lebensvollen Bewegungen, ſprechenden Blicken, bezeichnenden Geberden in die Mimik des Werbens zu bringen wußte. Bald erſchien dies Werben als ein holdes Flehen, ein ſüßes Schmeicheln, ein reizendes Getändel, ein verführeriſches Umſchwirren, eine Verheißung des ſüßeſten Dankes, dann wieder als ein ſtolzes, ſiegbewußtes Heiſchen, ein mehr gebieteriſches Verlangen, dann als ein neckendes oder verwegenes Haſchen, dann als ein Überliſten, oder ein Verſuch, mit anmutiger Gewaltſamkeit der Hand des Richters den Siegespreis zu entringen. Dabei war es möglich, jeden Reiz der Leiblichkeit in Stellungen, Bewegungen, Geberden zu entfalten. Und da jeder fein erſonnene, ausdrucksvolle Zug dreifach wiederkehrte, immer angepaßt dem Weſen der Göttin, ſo wußte man nicht, ſollte man mehr den Reichtum der Erfindung und die Mannigfaltigkeit des Ganzen, oder den Reiz und die Vollendung in der Ausführung der einzelnen Züge bewundern.

(I. 245). Ἀλλ' ἤδη ἦλθε πάλιν ἡ Θεοδότη περιεζωσμένη κουφότερον καὶ φέρουσα ἐσθῆτα ἧκιστα κωλύσουσαν τὰς ἐλευθέρας κινήσεις. Ἠκολούθει δ'αὐτῇ παιδίον φέρον λύραν καὶ αὐλητρίς. Καὶ ἡ μὲν αὐλητρὶς ἤρξατο αὐλοῦσα, τὸ δὲ παιδίον ἥρμοζε πρὸς τὸν αὐλὸν τοὺς τόνους τῆς λύρας. Πρὸς τοὺς τόνους δ'ἀμφοτέρων ἤρξατο ἡ Θεοδότη τὰς ὀρχηστικὰς κινήσεις ἁρμόζουσα καὶ ἀδύνατον ἦτο νὰ εἴπῃ τις, ὁπότε ἤρξατο ὀρχουμένη.

Ὠρχήσατο δ', ὡς ἐντετείλαντο αὐτῇ, πρῶτον μὲν τὴν τῆς Ἀφροδίτης μνηστείαν ταῦ μήλου, τοῦ ἐν ταῖς χερσὶ τοῦ Πάριδος καλλιστείου, εἶτα τὴν τῆς Ἥρας καὶ ἔπειτα τὴν τῆς Ἀθηνᾶς. Ἦτο δ'ἡ αὐτὴ ὀρχησις, ἣν τρὶς ἐπανέλαβεν, ἀλλ' ἑκάστοτε διαφόρως, ὡς πρὸς τὸ ἦθος ἑκάστης Θεοῦ ἥρμοζε. Τρὶς δ'ἐφάνη ὅλως μεταβεβλημένη, καὶ θαυμαστὸν ἦτο, ὁπόσον διαφόρως ἑκάστοτε διὰ τῶν ἐμψύχων κινήσεων, τῶν ἐναργῶν βλεμμάτων καὶ τῶν ἐμφαντικῶν μορφασμῶν τὴν μνηστείαν ἐμιμεῖτο. Ὅτε μὲν δῆλα δὴ ἐφαίνετο χαριέντως ἱκετεύουσα, ἡδέως κολακεύουσα, ἐπιχαρίτως λαλοῦσα, ἐπαγωγῶς περιβομβοῦσα, τὰς θερμοτάτας εὐχαριστίας ἐπαγγέλλομένη, ὁτὲ δ' ἐκ τοῦ ἐναντίου ὑπερηφάνως ὡς βεβαία περὶ τῆς νίκης δεομένη καὶ δεσποτικῶς ἀπαιτοῦσα, ὁτὲ δὲ τωθαστικῶς καὶ προπετῶς διώκουσα, ὁτὲ δὲ δόλῳ ἐξαπατῶσα ἢ πειρωμένη δι' ἐπιχάριτος βίας ν'ἁφαρπάσῃ τῆς χειρὸς τοῦ κριτοῦ τὸ καλλιστεῖον. Ἐν τῇ τοιαύτῃ ὀρχήσει ἠδυνήθη πᾶσαν Χάριν τοῦ σώματος ἐν τῷ παραστήματι, ταῖς κινήσεσι καὶ τῷ σχηματισμῷ τοῦ προσώπου ν'ἀναπτύξῃ. Ὡς δ'ἑκάστη τῶν εὐφυῶς ἐπινοουμένων καὶ ἐμφαντικωτάτων κινήσεων τρὶς ἐπανελαμβάνετο συνάδουσα ἑκάστοτε τῷ ἤθει τῆς Θεοῦ, ἠπόρει ἕκαστος, ὅ τι νὰ θαυμάσῃ τὴν πληθὺν τῶν ἐπινοημάτων καὶ τὴν ποικιλίαν τοῦ ὅλου, ἢ τὴν χάριν καὶ τελειότητα τῆς κατορθώσεως ἑκάστης κινήσεως!

Zum Schluſſe ein Wort über die techniſche Herſtellung des Werkes. Dasſelbe iſt aus der orientaliſchen Druckerei des Herrn G. Drugulin in Leipzig hervorgegangen. Es iſt ein Prachtdruck im hervorragendſten Sinne des Wortes, von tadelloſer Korrektheit. Begierig auch nur einen Druckfehler zu finden oder einen ſchlechten Buchſtaben, habe ich meine hierfür geübten Augen angeſtrengt und im ganzen erſten Bande nichts geſunden was der Erwähnung wert wäre. Die anderen, noch ungeleſenen Bände ſind von derſelben Schönheit. Wenn ſolche Werke in Deutſchland hergeſtellt werden, die weit hinaus über alle Welt Verbreitung finden, ſo gereicht das unſerem Vaterlande zum Ruhme und rühmende Anerkennung gebührt dem Manne, der ein ſo großartiges Unternehmen in ſo muſterhafter Führung auf ſolcher Höhe der Leiſtungen hält.

Die Druckfarbe könnte etwas schwärzer sein.

Schließlich die Mitteilung, daß der unseren Lesern wohlbekannte hellenische Dichter, Herr Georgios Drossinis — der bereits mehrere Jahre unter uns gelebt hat, um sich dem tieferen Studium der Kunstgeschichte in allen ihren Zweigen zu widmen — mit den Frühlingssängern seinem geliebten Deutschland wieder entgegeneilt (vgl. das hochsympathische Gedicht „*Πρὸς τὴν Γερμανίαν*“ in dem vom philhellenischen Vereine zu Amsterdam herausgegebenen Journale *Ἑλλάς*, I. 1, nebst deutscher Übersetzung). Von seinen Gedichten sind u. a. griechisch und deutsch mitgeteilt in Boltz „Hellenisch, die allg. Gelehrtensprache der Zukunft“, Leipzig, W. Friedrich, 1888: Die Gorgone (S. 276). — Die Nereïde-Mutter (278). — Das Lied der Neraïda (285). — Meerlied (287). — Die Wunderblume (289). — Die Worte der Alten (291). Von seinen Prosaschriften sind am bekanntesten „Land und Leute in Nord-Euböa“, deutsch bei W. Friedrich, Leipzig, 1884 und die reizvolle Erzählung „Amaryllis“ in „Hellenische Erzählungen“ bei Otto Hendel, Halle, 1887. Andere griechische Insel- und Dorfgeschichten, wie „Die Rivalinnen, Das Liebeskraut“ u. a. werden binnen kurzem in deutscher Übersetzung erscheinen.

Nun will es uns schier wie Sehnsucht nach Deutschland bedünken wenn er in einem Cyklus von neueren Frühlingsliedern in dem Gedichte „*Σὰν Ναύτης*“ singt:

Dem Meerschiffer gleich.

Aus oceangleichem Weltgetriebe
streb' ich zum fremden Strand, der offen
schon da liegt, seh' die Bucht, die liebe,
seh' dich, mein Leben, Sehnen, Hoffen!

Ein meergepeitschter Wandrer, steige
ich aus, erklimme matt die Küste
und mühsam, und verlechzend beuge
ich auf dein Knie das Haupt, das wüste.

Ach, wenn ich jetzt bei dir nicht fände
die heiß ersehnten Wanneglnten —
fort an des Oceans fernstes Ende
strebt' ich zurück durch dunkle Fluten.

Darmstadt, Mitte Mai 1889.

Aug. Boltz.

Vlämische Litteratur.

Wenn Frankreich den belgischen Schriftstellern, die in der Sprache Voltaires dichten und denken, Gefühle der Liebe bezeugt und jede Art von ermunternder Anerkennung zu teil werden läßt, so ist es auch an Deutschland, der vlämischen Bewegung mit dem Blick der Sympathie zu folgen und den stammverwandten, vlämischen Dichtern die gebührende Beachtung zu schenken. Während die provençalische Bewegung Mistrals nur an wenig Namen gebannt ist, wurzelt die vlämische ebenso wie die katalanische tief im Volk. Das vlämische Banner, das Hendrik Conscience erhoben, schwingt jetzt vor allen sein begeisterter Biograph, der junge Antwerpener Dichter und Professor Pol de Mont, den sein Herzensdrang nach Deutschland und allem germanischen Wesen, nach unseren Skalden und Freiheitssängern zieht, und der es sogar in der Hauptstadt Frankreichs gewagt, einen Vortrag über die vlämische Bewegung zu halten. Mit dem Feingefühl des Dichters, der in vielen Litteraturen zu Hause, dem aber seine Muttersprache ganz besonders ans Herz gewachsen, hat er in niederländischen Zeitschriften hervorragende Erscheinungen der deutschen Litteratur dieses Jahrhunderts behandelt und hat die gesammelten Aufsätze unter dem Titel: Losse Schetsen (Hasselt, 1889) herausgegeben. Es ist dies der erste Teil eines dreibändigen Werkes, welches in dem folgenden Bande der französischen und provençalischen Litteratur und im letzten der niederländischen gewidmet sein soll. Im Vordergrund der Betrachtung des vlämischen Idyllendichters stehen Felix Dahn und Grisebach.

Auch Carmen Sylva, Hamerling, Bodenstedt und Baumbach werden besonders besprochen, ebenso die Dichter von 1813 und 1870. Für die Kenntnis der deutschen Litteratur in seinem Vaterlande hat Pol de Mont mit diesen Arbeiten, die meist an die Übersetzungen deutscher Dichter ins Niederländische von F. Smit-Kleine anknüpfen, ohne Zweifel viel gethan und wird er hoffentlich noch Gelegenheit finden, auch dem deutschen Roman der Gegenwart (namentlich den Schweizern Keller und Konrad Ferdinand Meyer) und dem deutschen Drama gerecht zu werden. Seine Methode ist vortrefflich: er macht den Leser selbst zum Mitrezensenten, indem er oft geschickt gewählte Proben der von ihm beurteilten Dichter giebt. Ein geborener Deutscher kann kaum ein größeres deutsches Sprachgefühl haben, als es Pol de Mont in dieser verdienstvollen Besprechung deutscher Gedichte bekundet.

Johannes Fastenrath.

Portugiesische Litteratur.

„Bibliotheca das sciencias sociaes: Historia de Portugal" vor J. P. Oliveira Martins. (Lisbôa-Livraria Bertrand).

In sieben Büchern führt uns der Verfasser die Geschichte seines Vaterlandes vor. Es sind an einander gereihte Bilder, die uns die Charaktere der Menschen, ihre Thaten, die Veranlassungen und Bedingungen zu denselben veranschaulichen und verstehen lernen. Die Hälfte der Geschichte ist bereits der „Historia da civilisação iberica" einverleibt, welche die beiden Nationen der Halbinsel als eine zusammengefaßt; geteilt hat sie die politische Geschichte. Wenn jene Hälfte das Leben der Gesellschaft als ein organisches, sittliches Sein behandelt, so ist in der „Historia de Portugal" dasjenige gekennzeichnet, was in der portugiesischen Geschichte als Sonderteil dasteht und seine Einflüsse auf ferne, fremde Länder und Völker bedingt.

Neben glänzenden Denkmälern begegnen wir Grausamkeiten, gemeinen Leidenschaften, wie sie die Geschichte der Menschheit überhaupt und zu jeder Zeit aufweist.

Die vier Bücher des ersten Bandes geben uns in plastischen Zügen die Beschreibung Portugals — die Geschichte der Unabhängigkeit — die Eroberung des Atlantischen Oceans — und die Reise nach Indien, während der zweite Band die Katastrophe — die Auflösung — und plötzliche Anarchie schildert. Die großen Eigenschaften und die großen Fehler der hervorragenden Vertreter der Nation sind die Fäden, die uns durch die staatsgeschichtlichen, teilweise erschütternden Epochen führen. Einige Stellen aus dem Werke mögen hier Platz finden als charakteristische Probe.

. . . . . (V. Buch, II. Kap.) „Die so heiß ersehnte und durch D. João III. beim Papst erbetene Inquisition war gegründet, und wenn die Schöpfung des Gerichtshofes das einzige Mittel war, die fanatische Wut der Menge aufzuhalten, zu versittlichen und das System des Mordes und der Beraubung der vorhergegangenen Regierung zu vermeiden, so ist es außer allem Zweifel, daß die schon geschwächte Kraft des Volkes die schreckliche Waffe, die ihm anvertraut war, nicht verhältnismäßig gerecht in Anwendung bringen konnte.

Die Wünsche des Königs und seiner Gefährten waren aufrichtig und uneigennützig; aber der sittliche Halt der richtenden Klassen war derart, daß die Einrichtung schon von Anfang an verfehlt erschien. Weder die Folter, noch die Scheiterhaufen verdammen sie, denn diese Prozesse waren allgemein im zeitgenössischen Recht. Diejenigen, welche die Grausamkeit den Dominikanern zuschreiben, erinnern sich nicht, daß die Prozesse der

Ketzerei, die vor der Inquisition durch die Hände der Bischöfe gingen, genau so abscheulich waren, wie später. Im Jahre 1548 in Göa unter Martin Alfons von Souzas Verwaltung, der mit seinen Ratgebern an einem Privattische der Verhandlung beiwohnte, und welcher im Namen des bürgerlichen Rechts den Urteilsspruch bestätigen mußte — im Jahre 1548 also — verurteilte der Erzbischof, der Vorgänger der Inquisition, einen Ketzer zum Verbrennungstode, — aus Mitleid bewilligte er ihm aber, falls er widerriefe . . . den Tod des Ertränkens!

Es ist also nicht die Grausamkeit, welche die Inquisition verdammen heißt, — sondern der Staatsgewalt neue Funktionen einzurichten, die bisher mehr oder weniger ausgeübt, aber noch nicht als eine besondere Einrichtung geweiht waren. Die Einrichtung war nicht neu, gab aber den Prozessen, die früher schon Kraft hatten, Einigkeit, Halt und Gesetzeskraft. Sie machte die Anwendung verräterischer Mittel systematisch, verfassungsmäßig, indem sie die Menschlichkeit, den Charakter, die Tugend angriff, den Menschen mit allem, was sein Geist an edlem besitzt, im Namen eines hohen Staatsrechts zermalmt. Die Inquisition war eine Polizei mit der Gesetzeskraft des Tribunals. Wenn uns die unmoralischen Mittel der Polizei schon widerstreben, was wird sein, wenn diese Mittel eine Macht, kein Werkzeug sind? . . .

. . . . Das war das organische Laster der Inquisition und nicht nur der unsern, sondern aller dieser Einrichtungen, die Ergebnisse des mystischen Geistes sind und nach der Art des Herrschertums im Staate die Sicherheit des Einzelwesens opfern, indem sie alle sittlichen Formen zerbrechen, die den Menschen in der Gesellschaft erheben. Und aus diesem organischen Laster, das schon dem Beginn anklebt, entstanden die verhängnisvollen Folgen: die grausame Wildheit und die natürliche Entartung des Cäsarismus und Mystizismus. Man denke sich die schreckliche Waffe einer unumschränkten, und in sich unverantwortlichen Macht ohne sittliche und gesetzliche Grenzen in den Händen einer bis ins Mark hinein verdorbenen Gesellschaft, und man wird begreifen, daß die portugiesische Inquisition aus den schamvollen Handlungen so vieler Jahre entstanden, schon beim Entstehen verfault war wie die schädliche Ausdünstung eines stinkenden Wassers.

Ihre Prozesse verletzten alle Urregeln der Gerechtigkeit und der gesunden Vernunft. Die geheimen Ankläger dienten als Zeugen, die Kinder sagten gegen die Eltern, die Eltern gegen die Kinder aus; der Angeklagte konnte sich nicht mit dem Verteidiger verständigen, noch wußte er, wer ihn anklagte. Die Angeberei ward belohnt, und die Spionage als Tugend betrachtet. Die Familiadiener stellten sich in den Familien als Ärzte, Beichtväter, Ratgeber vor, um die Geheimnisse zu erforschen und sie anzugeben. Der Urteilsspruch duldete weder Durchsicht noch Berufung. Dem Eingekerkerten blieb Monate, Jahre, oft der ganze Rest des Lebens das Verbrechen unbekannt, dessen er angeklagt war. Man stellte ihm Fallen und Schlingen, um ihn zu verderben. Untergeordnete Personen veranlaßten die Gefangennahme, sie gaben sich den Schein des Mitleids mit seinem Elend. So ward das Vertrauen gewonnen und die Vertraulichkeiten begannen. Die Inquisition sei ein Abscheu, eine Pest! und der Unglückliche, Verlorene, der zustimmte, war verurteilt. Um ihm die Beichte oft eingebildeter Sünden und Verbrechen zu erpressen, stellten sich die Inquisitoren gefühlvoll, versprachen Verzeihung, halfen, verführten, bis der Elende beichtete, was er gethan, oder was er nicht gethan hatte.

Diese Art der Folter war oft schmerzlicher als die andern, und die unglück-

lichen Gefangenen gelangten dahin, einen Himmel für den ſchwarzen Kerker zu erhalten, in welchem ihnen nicht Sehen, Sprechen, Seufzen und Weinen geſtattet war. In Finſternis und ewigem Schweigen wußten ſie nicht mehr, ob ſie lebten oder geſtorben ſeien und wie Blödſinnige, unbeweglich lagen ſie in den Höhlen ihrer Grabſtätten ausgeſtreckt.

So oft das Thor des Kerkers ſich öffnete, zitterten ſie vor Furcht oder in einer halb erloſchenen Hoffnung. Die Hartnäckigen wurden in die Folterkammer geführt; beim Hinabſteigen der Wendeltreppen verlor ſich das erſtickte Geſchrei, ihre Gedanken verwirrten ſich, ſie unterſchieden nicht mehr das Wahre vom Erdachten, ſie hielten ſich für Ungeheuer, glaubten alles, deſſen man ſie anklagte: ſie hatten den Teufel in Perſon geſehen, hatten ihm die Seele verkauft, hatten ein Kreuz mit einem Beil durchhauen ... Der kalte, düſtere Inquiſitor ſaß im Hintergrunde des gewölbten Raums, der von ein paar Fackeln, die in Eiſenringen an den Wänden ſchwankten, ſchlecht erhellt ward. Glaubte er an den Teufel und ſeine Erſcheinungen? Warum nicht! Ein Toller folterte einen Blödſinnigen, und im finſtern Grunde einer Totengruft hielt der menſchliche Wahnſinn ſein ſchreckliches Liebesmahl.

Die Henker ſchienen Dämonen, ſtumm und vermummt mit der Kapuze und dem leinenen Amtskleide. Sie bewegten ſich wie Automaten und bereiteten die Folterwerkzeuge vor ... und von allen jenen Leuten hatte vielleicht nicht einmal der anweſende Arzt, der beobachten mußte, daß das Leben des Patienten nicht ganz ausgelöſcht ward, gefunden Menſchenverſtand. Seitdem die Menſchen ſich als Herren der abſoluten Wahrheit betrachtet hatten, machte das Wort Gottes ſie unſinnig, ſie zu Ungeheuern. Starb doch zuweilen ein Elender in dieſen kläglichen Trauerſpielen der Folter und des Kerkers, ſo ward er in den Grüften des Palaſtes begraben; zuvor entfleiſchte man religiös das Skelett, damit die Knochen im nächſten Autodafe auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden konnten.

Das erſte dieſer Schauerdramen fand in Liſſabon am 20. September 1540 ſtatt; damals war die Inquiſition noch nicht entſchieden vom Papſt beſtätigt.

Die Prozeſſion ging aus dem Palaſt am Rocco zum Platze Ribeira, wo die Ceremonie ſtattfand. Voran gingen die Köhler mit Piken und Musketen bewaffnet, um nach den Scheiterhaufen zu ſehen; dann kam ein aufgerichtetes Kreuz und die Mönche von St. Domingos in ihrer Mönchstracht, dann Kapulieren mit dem ſchwarzen Kreuze. Sie trugen die Standarte der Inquiſition, auf welcher auf einer Seidenfahne das Bild des Heiligen zu ſehen war, der in einer Hand das rächende Schwert, in der andern den Ölzweig hielt: Justitia et Misericordia. Den Mönchen folgten die Perſonen von Rang zu Fuß: die Familiadiener der Inquiſition, weiß und ſchwarz gekleidet mit den in Goldfäden geſtickten Kreuzen der beiden Farben. Dann die Angeklagten, einer nach dem andern in der Reihe, zuerſt die Toten, dann die Lebenden: Falſche, angebliche, bereuende, verhärtete, eigenſinnige, rückfällige — nach der Ordnung der Kategorie der Thaten.

An erhobene Stäbe, welche die Männer in der Kapuze und dem Amtskleide aus ſchwarzer Leinwand trugen, wurden die estatuas der abweſenden Verurteilten gehängt, mit den carochas und sambenitos bekleidet. Stellte das Bild den Toten vor, folgte ein anderer Henker mit einer ſchwarzen Kiſte, die mit Dämonen und Flammen bemalt war und die Knochen enthielt, die zu Füßen des Bildes in den Scheiterhaufen geworfen wurden. Perſonen, die im Leben frei und makellos geweſen waren, wurden als Tote verurteilt.

Nun gingen die lebenden Verurteilten nach der Schwere der Verbrechen ohne Unterschied des Geschlechts, einer nach dem andern, mit dem Dominikaner-Beichtvater zur Seite, zum Gericht. Die Männer trugen schwarzweißgestreite Röcke, die Hände, Füße und den Kopf unbedeckt, die Frauen erschienen in langen Gewändern. Alle trugen gelbe Wachsfackeln in der Hand und den Strick um den Hals. Verschiedene Insignien ließen diejenigen, die ins Feuer gingen, von den Bußfertigen und Bekennern unterscheiden. Diese trugen den sambenito, ein weißes Schulterkleid mit dem gelben geschobenen Burgunderkreuz auf Brust und Schultern, und trugen den Kopf unbedeckt. Diejenigen, die nach dem Urteilsspruch vom Scheiterhaufen freigesprochen waren, trugen die samarra, ein graubraunes Überkleid, und carocha (ein Mütze aus Pappe), mit umgekehrten, feurigen Zungen bemalt — das Fogo revoltoum, ihr Los zu bezeichnen. Die zum Tode Verurteilten trugen auf der samarra und carocha das gemalte Bild von Flammen verzehrt, den Namen und das Verbrechen, für welches sie litten.

Am Ende der ausgedehnten Prozession kamen die Hellebardenträger der Inquisition, Berichterstatter, und die Beamten zu Pferde, Inquisitoren und Anhänger der Kohorte. Die Glocken von allen Kirchtürmen der Stadt tönten in dumpfen Schlägen. Die Menge sammelte sich in den Straßen an, beschimpfte die Angeklagten durch unziemliche Ausdrücke und warf sie mit Steinen und Kot.

Militärische Posten verhüteten, daß das Volk bis in den Kreis vordringe, der dem Autodafe bewahrt blieb. Hier befanden sich an der einen Seite die estatuas, rechtwinklig, mit dem Galgen nach dem Innern zu und eine Bank in der Mitte des Raumes war ein vorbehaltener Platz mit der Estrade und den Tribünen. Auf der linken waren der König D. João III. — Fromm, befriedigt in seinem Glauben, ein harter, aber aufrichtiger, starker Geist, — die Königin und der Hof; neben dem Monarchen der Kronfeldherr mit dem nackten Degen. An der rechten Seite erhebt sich der Baldachin des Kardinal D. Henrique, später König, und jetzt Infant, Großinquisitor, umgeben von den Mitgliedern des heiligen Gerichts.

Dem schwarzen Altar mit den Wachskerzen und dem Kruzifix gegenüber, erhob sich auf einem Sockel die Standarte der Inquisition; an einer Seite befand sich die Kanzel, an der andern der Richtertisch, von Papieren und Akten mit hängenden Siegeln überhäuft. Die Angeklagten standen dem Altar, dem Tribunal und der Kanzel zugewendet.

Die Messe wird gelesen. Der Großinquisitor mit Mantel und Mitra reichte dem König die Evangelien, damit er auf sie schwöre, den Glauben verteidigen zu wollen. D. João III. und alle standen unbedeckten Hauptes und schworen mit aufrichtiger Feierlichkeit. Darauf ward gepredigt und endlich folgte die Urteilsverlesung, die mit den geringsten Verbrechen begann.

Die Verehrung der Bilder — eine Streitfrage in den Konzilien, war vielfach übertreten worden. Andere hatten sich geweigert, die Heiligen, den Klingebeutel zu küssen, mit welchen die Bettelmönche durch die Straßen zogen. Andere wegen Unehrlichkeit, andere hatten die kanonischen Vorschriften nicht erfüllt — wieder andere waren um nichts angeklagt; die meisten fielen als Opfer verräterischer und interessierter Denunziationen. Die Urteile wurden verlesen, die Verurteilten seufzten und weinten, andere zitterten vor Freude, aus dem Kerker und von der Folter frei zu sein und versprachen sich heimlich in Zukunft Mucker und Heuchler zu werden.

Schließlich gelangte man zu den zum

Tode Verurteilten, zum Feuertode: drei Frauen als Hexen und zwei Männer, die erſt zum Chriſtentum bekehrt waren wegen Erfüllung jüdiſcher Geſetze und einer wegen Zauberei.

Der Relator las unerſchütterlich die Urteile, welche die Verbrechen mitteilten. Die getauften Juden hatten ungeſäuerte Brote gegeſſen, einer von ihnen hatte ein Kruzifix beſchimpft, machte Grimaſſen ... Dieſe Verbrechen waren in abſcheuliche Worte gekleidet... Der Hof, die Geiſtlichkeit und das Volk war mit Haß gegen die Unglücklichen erfüllt.

Die Zauberei machte keinen geringen Eindruck. Neue Chriſten und Zauberer, die Flüche und böſe Blicke warfen, waren die Urheber anſteckender Krankheiten, Hungersnot und Schiffbrüche ... Der Zorn einer leidenden Bevölkerung entlud ſich über die Häupter der Elenden. Keiner zweifelte an der Wahrheit der Verbrechen, die von vielen Zeugen beſtätigt werden. Einem erſchien der Teufel und gab ihm hölliſche Lehren aus dem Buche des heiligen Cyprianus. Er ſtach den Kranken mit Stecknadeln in die Stirn ... Ich bin geſtochen und verhext! Jeſus, Name Jeſus, befreie mich! ſagte ein Opfer zu einem Geiſtlichen in Beira. Um ſich zu rächen, gingen die Teufel in des Paters Haus und zerbrachen ihm alles. Dies war ein ſchrecklicher Fall. Das Volk blickte mit Abſcheu auf den Arzt des heiligen Cyprianus, dem der Wahnſinn auf dem Geſicht geſchrieben ſtand ...

... Nachdem die Vorleſung beendet war, die Sünder entlaſtet, wurden die Getauften und Hexen dem Feuertode übergeben. Der König, der Hof, der Inquiſitor zogen ſich zurück, und die Glocken tönten dumpf und düſter ...

... Die Marter verlängerte ſich bis zum Abend, und im königlichen Palaſt beſprach die königliche Familie das Geſchehene und klagte zornig die Getauften und die Zauberer an.

... Spät Abends gingen alle in die Kapelle, der König, die Königin D. Catherina, der Prinz und die Prinzeſſin, und in frommer Andacht hörten ſie die Lehren des Myſtikers Franz von Borgia, der von Caſtella nach dem Palaſt überſiedelte, um des Königs Frömmigkeit zu unterſtützen. Es ſchien, als ob des Prieſters Seele in ätheriſche Welten flog und der Körper tot zurückblieb, ſo verſenkte er ſich in Gott. Der König und die Prinzen beichteten und kommunizierten jede Woche ... ſie pflegten die Nächte in Gebeten und andächtigen Spielen in der Kapelle zuzubringen. Hart, grade und einfach wie ein mittelmäßiges Weſen, und „nicht wie die fähigeren, die ſich durch den eigenen Kopf regeln", ward der König in frommer Ergebenheit am Hofe D. Manoels erzogen. Als zwölfjähriger Knabe ward ihm als frommes Spielzeug ein Kloſter gegeben ... Er wuchs gewiſſermaßen in einem Treibhauſe der Frömmigkeit auf, und da ſein Charakter ſtark und offen war, unterwarf die Frömmigkeit ſeinen Geiſt völlig und bildete ihn zu einem wahren Führer der gekrönten Religion aus ... Er war der Begründer der Koloniſation Braſiliens, er war der Reformator der Univerſität, er unterdrückte die Verſtümmelungen und das Brandmarken der Verbrecher. Aber er war auch der Apoſtel einer fanatiſch gemachten Religion, er war es, der den Scheiterhaufen anzündete, wo der Jude brannte.

Die frommen Bräuche machten die Menſchen zu Nachtwandlern, ließen ihre Augen erblinden. Die Staatsangelegenheiten waren devoten Grillen geweiht, und der König mit der Manie, vom Papſt die Inquiſition zu erhalten, verſchwendete Geld auf Geld. Die Extaſe gebar die Grauſamkeit; denn in der myſtiſchen Verſunkenheit verloren ſich die Begriffe des Rechts; die größte Grauſamkeit und Hinterliſt waren Tugenden, ſobald ſie ſich

unter den Mantel des Gottesdienstes steckten. Sancta sanctis. Aber diese Krankheit des Hofes war die Krankheit des ganzen Reiches. Die Tollen, die überall auftauchten, Wunder zu thun, Teufel austreiben, stellten den allgemeinen Wahnsinn eines Volkes dar ...

Die ruhige Objektivität verläßt den Verfasser nicht einen Augenblick und legt für seine Urteilsfähigkeit und seine unentwegte Gerechtigkeitsliebe glänzende Zeugnisse ab. Mit welch' energischen, frappanten Zügen zeichnet er D. João V. (Auflösung VI. Buch) und den Marquez von Pombal!

Oliveira Martins ist der erste, der in der Bildungs- und Sittengeschichte Portugals die nationale Entwickelung in so knappen, bedeutsamen Zügen zusammengefaßt hat. Weitere Erscheinungen und Besprechungen der „Bibliotheca das sciencias sociaes werden Gelegenheit geben, wieder auf dieses epochenmachende Werk zurückzukommen. —

H. Wigger.

Antikritik.

Im Leipziger Litterarischen Centralblatt — 89. Nr. 15. Rechts- und Staatswissenschaft — liefert ein, der Unterzeichnung nach, adeliger Kritikus eine Rezension der bei Hofbuchhändlerin Friedrich zu Leipzig erschienenen Schrift: „Zucht, Strafe, Arbeit. Probleme und Projekte zur Reform des Strafwesens und Organisation der Arbeit" und zollt zwar der guten Absicht ihres Verfassers Anerkennung, fährt indes fort: „Seine Vorschläge, Einführung eines Zuchtrechtes für alle Behörden, namentlich auch die Geistlichen (Errichtung eines Arbeitsheeres, in welches neben freiwilligen Arbeitern Vagabunden, Bettler und Sträflinge einzureihen wären), sind so ..., daß jedes längere Verweilen bei denselben die reine Zeitvergeudung wäre," — Nun: „Eines Mannes Rede ist — keine Rede," sagt das bewährte Rechts-Sprichwort.

Obige Schrift ist allerdings kein Professorenwerk, sondern „strömt aus dem Leben und strebt ins Leben, jeden Patrioten anzusprechen und anzuwerben für die wichtigen, notthuenden Projekte, welche es behandelt". (S. Vorwort.) Simplex sigitum veri! lehrte der berühmte Arzt Boerhave, der von der bombastischen Schulmedizin zur natürlichen überging und solche Zurückführung zum Natürlichen, Einfachen und Einheitlichen bezweckt — in vielleicht zu knapper Form — die fragliche Zeit- und Streitschrift, deren Gedanken und Vorschläge doch überall schon Grund und Boden in der Wirklichkeit finden. So ist, als ein Anfangsstück wenigstens, das Arbeitsheer bereits amtlich am Nord-Ostseekanal zu finden. Das Arbeitsheer soll nach dem Buche übrigens keineswegs etwa unter die freien Arbeiter Vagabunden und Sträflinge mischen, sondern überhaupt nur in drei Klassen: freie, sodann Not- und endlich Zwangs-Arbeiter, zerfallen. — Das Zuchtrecht der Behörden ist ebenfalls mehr oder weniger schon vorhanden, insbesondere stehen Vermahnungen und dergl. der Geistlichkeit schon jetzt zu.

Die in dem Buche gegebene, bisher leider fehlende und doch unerläßliche, richtige Feststellung des Verbrechensbegriffes und Entwickelung alles Strafrechtes daraus, gegenüber dem jetzigen verstreuten, verschiedenen und formalen Strafrechte, sowie die Anregung jenes Arbeitsheeres an sich, bei der herrschenden Streikepidemie, der Vagabondage, der Not um landwirtschaftliche Arbeiter ꝛc., und sind doch wohl immerhin bedeutsam genug, um selbst eingehende Beachtung herauszufordern.

Freilich, wer nicht hören mag, dem zu predigen ist eben „die reine Zeitvergeudung". Nach uns die Sündflut!?

J. C. C. Hrtl.

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München.
Verlag von Wilhelm Friedrich. Druck von C. G. Röder in Leipzig.